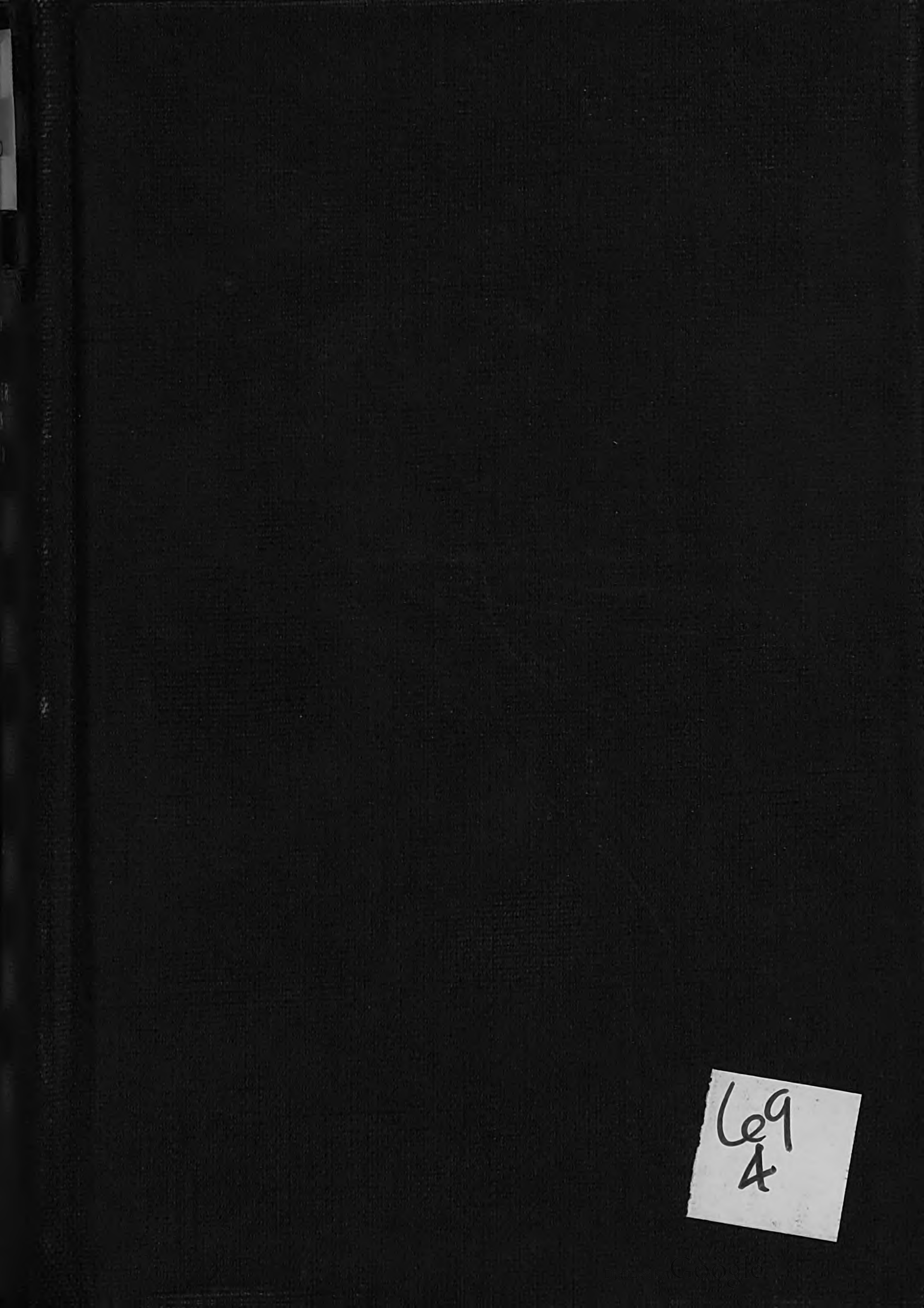
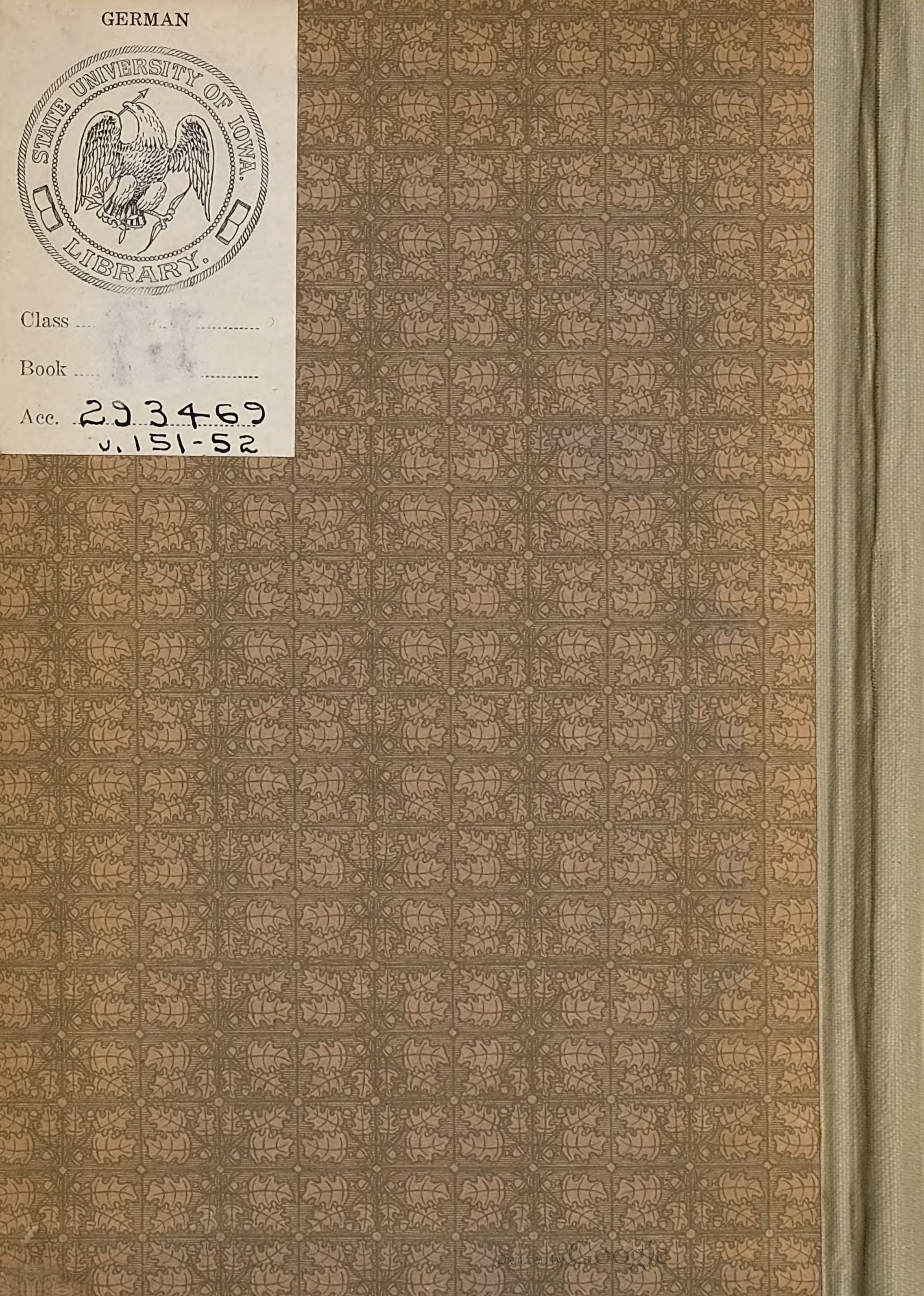



GERMAN
STATE UNIVERSITY OF IOWA.
LIBRARY.
Class
Book
Acc. 293469
v.151-52
Digitized by Google


UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 002 594 228



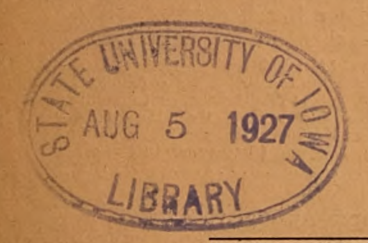
ARCHIV
FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA





82. JAHRGANG, 152. BAND
DER NEUEN SERIE 52. BAND
ERSTES UND ZWEITES HEFT

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1927

Inhalt

152. Band, der neuen Serie 52. Band

1. und 2. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Ende Mai 1927

Abhandlungen

Seite

Albert Ludwig, Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik 1
A. Dörrer, Gilms erste (Wiener) Gedichtausgabe 18

G. Schleich, Zur Textgestaltung der mittelenglischen Bearbeitung von Susos Orologium Sapientiae 36

O. Schultz-Gora, Die französischen Satzortsnamen. II 51
Franz Nobiling, 14 Poèmes saturniens von Paul Verlaine, ins Deutsche übertragen. I 62

Kleinere Mitteilungen

Die Silbigkeit und die Silbe. Von E. W. Scripture 74

Beiträge zur Kenntnis der spanischen Handelssprachgeschichte. Von Leo Jordan . . 76
Zum altprovenzalischen Wortschatz I. Von Kurt Lewent 80
Plaiones — *Blaiones*. Von Bruno Migliorini 86
Zu Archiv 150, 242—246. Von Alfred Schulze 86

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1925

mit eingehenderen Angaben über die Vorträge von Rohlfs ('Kahlkopf als Kinderbezeichnung im Romanischen' und 'Ethnographisches aus Unteritalien'), Brie (Eindrücke von England und englischer Wissenschaft), Langenfelt (Die kolonialen Literaturen des britischen Imperiums), Risop (Syntaktische Neuerungen), Nobiling (Übertragungen Verlainescher Gedichte), Neubert (Das Nachleben antiker Philosophie in der französischen Literatur seit der Renaissance), Ludwig (Ortsnamen in deutscher lyrischer Dichtung) 88

Beurteilungen und kurze Anzeigen

A. Marty, Nachgelassene Schriften. Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. III. Teil (Schluß): Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre. Hg. von O. Funke. (A. Kastil) 95
K. Voßler, Geist und Kultur in der Sprache. (A. Kastil) 97
H. Rheinfelder, Vergleichende Sprachbetrachtung im neusprachlichen Unterricht. (Ph. Aronstein) 99

H. de Boor, Frühmittelhochdeutsche Studien. (Th. Frings) 101
C. Borchling, Das Landrecht des Sachsenspiegels nach der Bremer Hs. von 1342. — Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Lesebuch. (Th. Frings) 103
K. Burdach, Vorspiel. Ges. Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes, Bd. II. Goethe und sein Zeitalter. (Max J. Wolff) 104
C. v. Klenze, From Goethe to Hauptmann. Studies in a changing culture. (Franz Koch) 107
K. E. Lusser, Conrad Ferdinand Meyer. Das Problem seiner Jugend. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen und romanischen Bildungseinflüsse. (Albert Ludwig) 111
H. Maync, Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. (Albert Ludwig) 113

Neue Tauchnitzromane. (Albert Ludwig) 115
K. Wildhagen, Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen. (Wilhelm Dibelius) 119
E. K. Chambers, The Elizabethan stage. (A. Brandl) 123
A Pepysian garland. Black-letter broadside ballads of the years 1595—1639, chiefly from the collection of Samuel Pepys, edited by H. E. Rollins. (A. Brandl) 125
J. G. Robertson, Goethe and Byron. (Karl Brunner) 126
F. Staub, Das imaginäre Porträt Walter Paters. (Walter F. Schirmer) 128
Walter Hübner, Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichtes. — E. Bode und A. Paul, Seeds and fruits. A key to British and American problems of our days. (Wilhelm Dibelius) 129

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



82. JAHRGANG, 152. BAND
DER NEUEN SERIE 52. BAND

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1927

Inhalts-Verzeichnis des 152. Bandes
der neuen Serie 52. Bandes

Abhandlungen

Seite

Albert Ludwig, Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik 1, 161
A. Dörrer, Gilms erste (Wiener) Gedichtausgabe 18

G. Schleich, Zur Textgestaltung der mittelenglischen Bearbeitung von Susos Orologium Sapientiae 36, 178

O. Schultz-Gora, Die französischen Satzortsnamen. (II u. Schluß) 51, 193
Franz Nobiling, 14 Poèmes saturniens von Paul Verlaine, ins Deutsche übertragen. 62, 207

Kleinere Mitteilungen

Die Silbigkeit und die Silbe. Von E. W. Scripture 74
Zu Lessings Emilia I, 4. Von Carl Fries 216
Kant und F. Hebbel: Ein Lesefehler. Von M. Lehnerdt 217
Kap-Holländische Amtssprache in Südafrika. Von F. Liebermann † 218

Nennius, der Britenhistoriker. Von F. Liebermann † 218
Die Quellen von Ben Jonsons 'Volpone'. Von K. Brunner 218
Zu Byrons Briefwechsel. Von Max Förster 219

Beiträge zur Kenntnis der spanischen Handelssprachgeschichte. Von Leo Jordan . . 76
Zum altprovenzalischen Wortschatz I Von Kurt Lewent 80
Plaiones — Blaiones. Von Bruno Migliorini 86
Zu Archiv 150, 242—246 Von Alfred Schulze 86
Hieronimus Münzers 'Itinerarium Gallicum et Germanicum'. Von Ernst Werner . . 220
Zum altprovenzalischen Wortschatz II. Von Kurt Lewent 222

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1925

mit eingehenderen Angaben über die Vorträge von Rohlfs ('Kahlkopf als Kinderbezeichnung im Romanischen' und 'Ethnographisches aus Unteritalien'), Brie (Eindrücke von England und englischer Wissenschaft), Langenfelt (Die kolonialen Literaturen des britischen Imperiums), Risop (Syntaktische Neuerungen), Nobiling (Übertragungen Verlainescher Gedichte), Neubert (Das Nachleben antiker Philosophie in der französischen Literatur seit der Renaissance), Ludwig (Ortsnamen in deutscher lyrischer Dichtung) 88

Beurteilungen und kurze Anzeigen

H. de Boor, Frühmittelhochdeutsche Studien. (Th. Frings) 101
C. Borchling, Das Landrecht des Sachsenspiegels nach der Bremer Hs. von 1342. — Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Lesebuch. (Th. Frings) 103
K. Burdach, Vorspiel. Ges. Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes, Bd. II. Goethe und sein Zeitalter. (Max J. Wolff) 104
O. Funke, s. A. Marty.
H. Hempel, Nibelungenstudien. I: Nibelungenlied, Thidrikssaga und Balladen. (Dietrich v. Kralik) 229
C. v. Klenze, From Goethe to Hauptmann. Studies in a changing culture. (Franz Koch) 107
K. E. Lusser, Conrad Ferdinand Meyer. Das Problem seiner Jugend. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen und romanischen Bildungseinflüsse. (Albert Ludwig) 111
A. Marty, Nachgelassene Schriften. Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. III. Teil (Schluß): Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre. Hg. von O. Funke. (A. Kastil) 95
H. Maync, Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. (Albert Ludwig) 118
H. Rheinfelder, Vergleichende Sprachbetrachtung im neusprachlichen Unterricht. (Ph. Aronstein) 99
K. Voßler, Geist und Kultur in der Sprache. (A. Kastil) 97

E. Bode und A. Paul, Seeds and fruits. A key to British and American problems of our days. (Wilhelm Dibelius) 129
E. K. Chambers, The Elizabethan stage. (A. Brandl) 128
Walter Hübner, Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichtes. (Wilhelm Dibelius) 129
Willy Neuling, Die Stellung der drei großen Dominien im britischen Reich nach dem Kriege. (W. Dibelius) 244
A. Paul, s. E. Bode.

Seite

Aurelius Pompen, *The ship of fools*, the English version. A contribution to the history of the early French renaissance in England. With 4 plates. (F. Liebermann †) . . 241
J. G. Robertson, Goethe and Byron. (Karl Brunner) 126
A Pepysian garland. Black-letter broadside ballads of the years 1595—1639, chiefly from the collection of Samuel Pepys, edited by H. E. Rollins. (A. Brandl) 125
F. Staub, Das imaginäre Porträt Walter Paters. (Walter F. Schirmer) 128
Neue Tauchnitzromane. (Albert Ludwig) 115
K. Wildhagen, Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen. (Wilhelm Dibelius) 119

Edward C. Armstrong, The Authorship of the Vengement Alixandre and of the Venjance Alixandre. Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures. (C. Appel) 139
C. Barja, En torno al lirismo gallego del siglo XIX. (E. Werner) 263
A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie. (O. Schultz-Gora) 248
Felix Boillot, Les impressions sensorielles chez La Fontaine. (Alfred Götze) 244
Hermann Breuer, Kleine Phonetik des Lateinischen mit Ausblicken auf den Lautstand alter und neuer Tochter- und Nachbarsprachen. (Friedrich Slotty) 134
Floris Delattre, Dickens et la France. (R. Riegler) 250
C. Dernehl und H. Laudan unter Mitwirkung von B. Marwedel und J. M. Robledo-Placencia, Spanisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. (F. Krüger) . . 155
C. Dernehl, unter Mitwirkung von B. Marwedel und H. Laudan, Grundzüge der spanischen Grammatik. (F. Krüger) 155
Georges Duhamel et Charles Vildrac, Notes sur la technique poétique. (Heinrich Gelzer) 257
Gaston Esnault, L'imagination populaire: métaphores occidentales. Essai sur les valeurs imaginatives concrètes du français parlé en Basse-Bretagne comparé avec les patois, parlers techniques et argots français. (R. Riegler) 144
Friedrich Gennrich, Die altfranzösische Rotrouenge. Literarhistorisch-musikwissenschaftliche Studie II. (Walther Suchier) 140
Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für roman. Sprachen und Kultur. Bd. VI: Waffen nach der span. Literatur des 12. und 13. Jh.s von Wilhelm Giese. (Werner Mulertt) 261
Valentin Grode, Das Übersinnliche bei George Sand. (Alfred Götze) 249
J. Haas, Kurzgefaßte französische Literaturgeschichte von 1549—1900. (Andreas C. Ott) . 145
J. Hennig, Die französische Sprache im Munde der Belgier und die Marollenmundart Brüssels. (René Olivier) 153
Antología de la Literatura española, por Juan Hurtado y Angel González Palencia. (L. Pfandl) 261
Thérèse Labande Jeanroy, La question de la Langue en Italie. — Dies., La question de la Langue en Italie de Baretti à Manzoni. (Elise Richter) 153
V. Klemperer, Die moderne franz. Literatur und die deutsche Schule. (O. Schultz-Gora) 252
V. Klemperer, Romanische Sonderart. (O. Schultz-Gora) 136
R. Kron, Le Petit Parisien. 21. Auflage. (René Olivier) 153
Fritz Krüger, s. Ernst Werner.
H. Laudan, s. C. Dernehl.
Eugen Lerch, Romain Rolland. (Heinrich Gelzer) 256
B. Marwedel, s. C. Dernehl.
J. F. Montesinos, Die moderne span. Dichtung. (E. Werner) 262
Lesebuch der älteren span. Literatur von den Anfängen bis 1800, von W. Mulertt. (L. Pfandl) 261
González Palencia, s. Juan Hurtado.
Pascu, Rumänische Elemente in den Balkanstaaten. (D. Scheludko) 156
V. de Payen-Payne, French Idioms and Proverbs. (René Olivier) 151
J. M. Robledo-Placencia, s. C. Dernehl.
Karl Rocher, Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage. Für Schulen und zum Selbstunterricht für Lateinkundige. (Elise Richter) 258
Eduard Schön, Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht der höheren Schule. (Max Kuttner) 147
Charles Vildrac, s. Georges Duhamel.
Blütenlese der älteren spanischen Literatur, unter Mitwirkung von Fritz Krüger zusammengestellt und erläutert von Ernst Werner. (L. Pfandl) 261

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

F. Panzer, Volkstum und Sprache. Rektorsrede. Heidelberg, 22. Nov. 1926 265
Richard Wahle, Die Tragikomödie der Weisheit. Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens. Ein Lesebuch. 2. unveränderte, um ein Vorwort verm. Aufl. . . . 265
D. E. Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis 266
Adam, A religious play of the twelfth century, translated from the Norman French and Latin into English verse by E. N. Stone 266
Schriften des Instituts für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck, hg. von Lamp. 1. Folge: H. Wopfner, Deutsche Siedlungsarbeit südlich des Brenners, eine volkskundliche Studie. H. Margreiter, Die Literatur über Hochetsch seit der Lostrennung von Österreich 266



Seite

A. Heuche, Geschichtliches Unterrichtswerk, ein Arbeits- und Tatsachenbuch für höhere Lehranstalten. II, 2: Neuere Geschichte von der franz. Revolution bis zum Ausgang des Zeitalters Bismarcks. Neueste Geschichte bis zur Gegenwart. 2. durchges. Aufl. 266
E. Berneker, Russisch-deutsches Gesprächsbuch. 3. umgearb. Aufl. von M. Vasmer . . 267
John Morris-Jones, Cerdd Dafod, sef celfyddyd barddoniaeth Gymraeg. (J. Pokorny) 267

Neuere Sprachen

M. Kuttner, Westeuropäische und deutsche Kultur 273
Helen Waddell, The wandering scholars. With illustrations 273
L. Fr. Faser, Lehrverfahren und Lehraufgaben für Franz. u. Engl. (F. Fiedler) 274

Niederländisch

M. J. van der Meer, Historische Grammatik der niederländischen Sprache. 1. Bd.: Einleitung und Lautlehre 275
L. Grootaers en G. G. Kloeke, Handleiding bij het Noord- en Zuid-Nederlandsch Dialectonderzoek met een Kaart 275

Deutsch

O. H. Brandt, Grundriß der Deutschkunde. Mit zwölf Abbildungen und drei Karten . . 276
Georg Mahnken, Die hamburgischen ndd. Personennamen des 13. Jahrhunderts. (Th. Frings) 276
K. v. Bahder, Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache. (Th. Frings) . 277
A. Schirmer, Deutsche Wortkunde. (Th. Frings) 277
Heinrich Stolte, Wie schreibe ich die Mundart meiner Heimat? (Th. Frings) . . . 277
Ph. Hördt, Muttersprache und Volkserziehung. (Th. Frings) 277
Ernst Beck, Lautlehre der oberen Markgräfler Mundart. (Th. Frings) 277
Ekkehards Waltharius, hg. von K. Strecker. 2. Aufl 278
H. Ammon, Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort von Luther bis zur Gegenwart. (A. Lg.) 278
F. Rostock, Mittelhochdeutsche Dichterheldensage. (Th. Frings) 278
Reimwörterbuch zur Nibelunge Nôt, nach dem Text von Karl Bartsch unter Berücksichtigung der Verbesserungen W. Braunes von Leo Saule. (Th. Frings) 278
E. Karg-Gasterstädt, Zur Entstehungsgeschichte des Parzival. (Th. Frings) 279
Thomas Murners Deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke, Band III: Die Schelmenzunft, hg. von M. Spanier. (Th. Frings) 279
Hans Rueff, Das Rheinische Osterspiel der Berliner Hs. Ms. germ. fol. 1219 mit Untersuchungen zur Textgeschichte des deutschen Osterspiels. (Th. Frings) 280
Vom Fêgfûr, a treatise on purgatory by Tschudi, edited from the original manuscript in the abbey archives of St. Gall with a grammatical commentary, notes and a glossary by Isobel A. Knowles, M. A. (Th. Frings) 280
Bernhardus Nicaeus Ancumanus, Rosarium, dat is Rosen-Garden. Lateinische Epigramme John Owens in niederdeutscher Übersetzung (1638), hg. v. Axel Lindqvist. (A. Lg.) 280
W. Burgherr, Johannes Mahler, ein schweizer. Dramatiker der Gegenreformation. (A. Lg.) 281
The comedy of the Crocodile as preserved in various manuscripts, a critical and historical introduction together with a text of the play and other addenda by L. A. Triebel. (Th. Frings) 281
M. Fröhlich, Johann Jakob Moser in seinem Verhältnis zum Rationalismus und Pietismus. (A. Lg.) 281
K. Bittner, Die Faustsage im russischen Schrifttum. (A. Lg.) 282
F. Breuker, Ludwig Richter und Goethe. Mit 58 Abbildungen. (A. Lg.) 282
P. Kluckhohn, Persönlichkeit und Gemeinschaft. Studien zur Staatsauffassung der deutschen Romantik. (A. Lg.) 282
O. Palitzsch, Erlebnisgehalt und Formproblem in F. M. Klingers Jugenddramen. (A. Lg.) 283
L. Holberg, De politsche Kannengehter. Die ndd. Übers. v. Politischen Kannengießer, hg. von C. Borchling. (A. Lg.) 283
J. Körner, Recht und Pflicht. Eine Studie über Kleists Michael Kohlhaas und Prinz Friedrich von Homburg. (A. Lg.) 283
P. Böckmann, Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens. (A. Lg.) 284
F. Koch, Schillers philosophische Schriften und Plotin. (A. Lg.) 284
E. Lehmann, Hölderlins Idylle *Emilie vor ihrem Brauttag*. (A. Lg.) 284
Elise Dosenheimer, Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels. (A. Lg.) 284
W. Michalitschke, Friedrich Hebbels Tragödie Gyges und sein Ring. (A. Lg.) . . 285
S. Liptzin, The weavers in German literature. With two illustrations. (A. Lg.) . . . 285
J. Wihan, Henrik Ibsen und das deutsche Geistesleben. (A. Lg.) 285

Englisch

The yearbook of the universities of the Empire, 1927, ed. by W. H. Dawson and publ. for the Universities Bureau of the British Empire 286
D. Everett, Annual bibliography of English language and literature. Vol. VI, 1925 . . 286
Essays in memory of Barrett Wendell. By his assistants 287
E. Heymann, Englisches Recht. 289
R. Munro, Prehistoric Britain 289
Oskar Seeger, Die Auseinandersetzung zwischen Antike und Moderne in England bis zum Tode Dr. Samuel Johnsons. (M. J. Wolff) 289
G. Weber, Suffixvokal nach kurzer Tonsilbe vor r, n, m im Angelsächsischen 290
An A.-S. chronicle ed. by E. Classen and F. E. Harmer 291
St. Erkenwald, a M. E. poem, ed. with introduction, notes, and glossary by H. L. Savage 291
G. E. Hodgson, English mystics 291
Geraldine E. Hodgson, The sanity of mysticism, a study of Richard Rolle 292
J. M. Manly, Some new light on Chaucer. Lectures delivered at the Lowell Institute . 292

Seite

Dialogus inter militem et clericum; Richard Fitz Ralph's sermon: 'Defensio curatorum' and 'Þe bygynnyng of the world and þe ende of worldes'. By John Trevisa. Now first ed. from the MSS. Harl. 1900, and Chetham's Library with an introd. on the description of the MSS., Trevisa's life and works, and a study of the language by A. J. Perry . 293
The libelle of Englyshe polycye, a poem of the use of sea power, 1436, ed. by Sir G. Warner 293
The book of the ordre of chyvalry, translated and printed by William Caxton from a French version of Ramón Lull's 'Le libre del ordre de cauayleria' together with Adam Loutfut's Scottish transcript ed. by A. T. P. Byles 294
August Björling, Studies in the grammar of the early printed English Bible versions . 295
K. Luick, Die Bedeutung der Renaissance für die Entwicklung der englischen Dichtung 295
H. N. Hillebrand, The child-actors. A chapter in Elizabethan stage history 295
Morris P. Tilley, Elizabethan proverb lore in Lyly's 'Uphues' and in Pettie's Petite Pallace with parallels from Shakespeare 295
E. M. Albright, Dramatic publication in England, 1580—1640 295
J. Masefield, Shakespeare 296
Sir Denys Bray, The original order of Shakespeare's sonnets 297
W. Shakespeare, The merchant of Venice. With an introduction and notes by J. Kovistra 297
Chapman, Jonson, and Marston, Eastward hoe. Ed. with introduction, notes and glossary by Julia H. Harris 297
Kathleen M. Lynch, Mount Holyoke College: The social mode of restoration comedy . 298
The Oxford book of 18th cent. verse, chosen by David Nicole Smith 298
Allardice Nicoll, A history of late eighteenth century drama. 1750—1800 299
Walter Fischer, Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1863—1922) 300
H. T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. Teil I: Englisch-Deutsch 301
Lilias E. Armstrong and Ida C. Ward, Handbook of English intonation 301
E. Kruisinga, An introduction to the studies of English sounds. Fourth edition . . . 302
W. H. Wells, The elements of English pronunciation, for teachers and students 302
Ph. Aronstein, Englische Schulstilistik. (F. Fiedler) 302
Ellmer-Sander, Lehrbuch der englischen Sprache. (F. Fiedler) 302
Grund-Schwabe, Englisches Lehrbuch. (F. Fiedler) 303
A. Brandeis and Th. Reitterer, An English reader. Vierte, veränderte Aufl. bearb. von F. Karpf und Th. Reitterer. (F. Fiedler) 304
K. Brunner, English commercial correspondence². A handbook for students. (F. Fiedler) 304
H. Gade und A. Herrmann, Elementarbuch für Knaben- und Mädchenschulen mit Engl. als erster Fremdsprache. (F. Fiedler) 304
P. Jäger, Elements of commercial correspondence. (F. Fiedler) 305
K. Lincke, Kurzgefaßte Grammatik der engl. Spr. für höhere Lehranstalten. (F. Fiedler) 305
Prüfungsaufgaben für das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern. 1. Teil: Übersetzungen in die fremden Sprachen. 1. Bändchen 1873—1900. 2. Bändchen 1901—1926. 3. ergänzte Aufl. Ges. und hg. von J. Buckeley. (F. Fiedler) 305
F. W. Nagel, Der englische Dolmetscher. (F. Fiedler) 305
Riemann-Bielenberg-Bussow, Lehrbuch der engl. Spr. für Volksschulen. Bearb. von Bielenberg. (F. Fiedler) 306
C. Riemann, Grundzüge der englischen Grammatik³. (F. Fiedler) 306
G. Thielke, Lesebuch. (F. Fiedler) 306
G. Thielke, Sprachlehre. (F. Fiedler) 307
E. Albert, A history of English literature: a practical text-book for senior classes . . 307
R. Manig und A. H. J. Knight, Elements of English literature followed by the principal rules of modern prosody. Eine kurzgef. Geschichte der engl. Literatur bis zur Gegenwart 308
E. Hausknecht, Choice passages from representative English and American writers. Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten zur Einführung in den Werdegang der englisch-amerikanischen Kulturwelt. 3. verb. Aufl. 308
Students' series. Neue Folge, hg. v. Dr. Karl Wildhagen. Nr. 1—13 309
Stories from great writers. Zehn leichte Erzählungen aus der englischen und amerikanischen Literatur. Bearb. v. F. Meyer 311

Romanisch

Festschrift Louis Gauchat 312
W. v. Wartburg, Zur Frage der Volksetymologie 313
K. Voretzsch, Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität. Vortrag, gehalten auf dem XX. Deutschen Neuphilologentag zu Düsseldorf 313

Französisch

E. Gamillscheg, Französisches Etymologisches Wörterbuch. Lief. 4—10 (*cesson—noue*) 314
Kristian von Troyes, Yvain (Der Löwenritter). Textausgabe mit Einleitung ed. W. Foerster. Zweite unveränderte Auflage mit einem Nachwort von A. Hilka 314
V. Klemperer, Stücke und Studien zur modernen französischen Prosa 315

Spanisch

Cervantes, Drei Zwischenspiele, hg. von L. Pfandl. (F. Krüger) 318
Gonzalo de Berceo, Los milagros de nuestra Señora I, hg. von A. Hämel. (F. Krüger) . 318
M. de Montoliu, Breviari critic 1923-4 319
Gertrud Wacker, Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens. (F. Krüger) 319
G. C. Kordgien, Primer Libro de Conversación. Spanisches Gesprächsbuch für Anfänger. Vierte Aufl. von G. Spranger. (F. Krüger) 319

Portugiesisch

S. Pellegrini, Don Denis. Saggio di letteratura portoghese con appendice di traduzioni 319



Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik.

Zur Geschichte eines technischen Mittels.

Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort,
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort!

Samstags ist's, worauf wir zielen,
Sonntag rutscht man auf das Land;
Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Das sind gar vertraute Goethische Verse; aber ich glaube, daß noch niemand darauf aufmerksam gemacht hat, daß sie unter seinen Gedichten eine gewisse Sonderstellung einnehmen; man muß lange suchen, bis man eine ähnliche Fülle von Ortsnamen so dicht beisammen findet, ja, wenn man ihre nähere Umgebung, die Abteilungen *Lieder* und *Gesellige Lieder* in dieser Beziehung näher anschaut, so findet man in ihnen nur noch ein einziges Beispiel für die Verwendung von geographischen Namen — ich sage künftighin kurzweg Ortsnamen, auch wo es sich nicht gerade um das handelt, was man einen Ort nennt. Auch dieses zweite Beispiel ist besonderer Art; die betreffende Strophe lautet:

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Toten
Ruhen in dem leichten Sand

und steht in den *Musen und Grazien in der Mark*, d. h. in dem Spottgedicht auf die poetische Betätigung des braven märkischen Pfarrers Schmidt zu Werneuchen. Also haben beide Beispiele gemeinsamen Charakter: hier macht sich Goethe über den kleinen Bruder in Apoll und seinen Hang, seine Dichtung dadurch realistisch zu gestalten, daß er sie seiner näheren Umgebung auf den Leib schrieb, lustig; dort zieht er die 'Lustigen von Weimar', nämlich Frau Christiane und ihre Freundinnen, wegen ihres unruhigen Treibens auf; beidemal will er also humoristisch wirken, er parodiert — wie er jene Beziehung auf den besseren Boden um Magdeburg dem dichtenden Pfarrherrn in den Mund legt, so den Weiblein den Ruf:

Laßt den Wienern ihren Prater,
Weimar, Jena, da ist's gut —

aber sein eigenes Gefühl für die Orte spricht nicht mit.

Ehe wir aus der Vereinzelung dieser Gedichte in ihrer Umgebung und ihrer besonderen Art irgendwelche Schlüsse ziehen, muß gefragt werden, ob es denn sonst Goethe nahegelegen hätte, Ortsnamen zu verwenden. Nun, an der Gelegenheit hätte es sicher nicht gefehlt: die Welle wiegt seinen Kahn, himmelanstrebende Berge hemmen die Fahrt, fruchtschwere Bäume spiegeln sich in der Bucht: das ist der Züricher See (*Auf dem See*)

— wir wissen es, aber der Dichter hält es nicht für nötig, es uns zu sagen. Oder: dem vorüberfahrenden Schiffe scheint vom verfallenen Turm der Heldengeist der Vorzeit zu winken (*Geistesgruß*), der Fluß strömt das Tal entlang, flüstert dem an seinem Ufer Streifenden Melodien zu, erinnert ihn an verrauschte Liebe, verrauschte Treue (*An den Mond*) — die Lahn dort, die Ilm hier bleiben ungenannt. Die Beispiele ließen sich häufen; ich gebe nur noch zwei, die aus dem weiteren Kreise der Gedichte genommen sind und bei denen durch die Überschrift die Beziehung auf bestimmte Gegenden festgelegt ist. Aber vergebens sucht man in der *Harzreise im Winter* irgendwelchen Flurnamen; der Brocken wird zwar in den letzten Zeilen unmittelbar angeredet ('Du stehst mit unerforschtem Busen Geheimnisvoll offenbar' . . .), aber daß er gemeint ist, sagt nur die Umschreibung

> . . . Altar des lieblichsten Danks
> Wird ihm des gefürchteten Gipfels
> Schneebehangener Scheitel,
> Den mit Geisterreihen
> Kränzten ahnende Völker.

Oder als zweites Beispiel:

> Anmutig Tal! du immergrüner Hain!
> Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste . . .

— wüßten wir nicht durch den Titel, daß Ilmenau das Tal, folglich der 'erhabene Berg' der nächsten Zeilen der Kickelhahn ist, wir würden uns eher, wie der Dichter selbst, in den Ardenner Wald versetzt glauben, denn das ist, und zwar als Vergleich zur Landschaft von Shakespeares *As you like it*, der einzige Name, den wir ausdrücklich genannt finden.

Daß solche Sparsamkeit ein Zufall sei, fällt schwer zu glauben, besonders wenn an manchen Stellen die Benennung des Ortes sich fast aufdrängt und mit Bezug auf dichterischen Klang keine Schwierigkeit bereitet, denn nicht immer handelt es sich gerade um einen Kickelhahn — Ilmenau schon ist wohllautend genug. Aber noch genügt, um die Frage zu erörtern, unser Material nicht; wir müssen bedenken, daß es Orte von besonderer Bedeutung gibt, solche, an die sich mythologische und geschichtliche Erinnerungen anknüpfen, die von vornherein dichterischer oder künstlerischer Ruhm umspielt, und diese hat Goethe denn auch verwendet. Antike Namen, die schier zu Begriffen geworden sind, wie Elysium, Olymp, Parnaß brauchte er nicht zu vermeiden, weil sie keine Einengung der miterlebenden Phantasie bedeuteten; wenn er andererseits in den *Römischen Elegien*, den *Venezianischen Epigrammen* ohne weiteres Rom und Ostia, den Flaminischen Weg, Bajä, Tibur und Venedig nennt, so war das durch den Charakter dieser Dichtungen gegeben: es war ja der geheiligte Boden Roms,



auf dem die Kunst des Properz neu erstand, sein Fuß trat die alten Straßen, auf denen einst Horaz gewandelt; es war das Leben auf dem Markusplatz, den Kanälen und Gäßchen Venedigs, das es in den Epigrammen einzufangen galt.

Aber wohlgemerkt: auch hier spielen diese Namen eine bescheidene Rolle; sie werden nicht um ihrer selbst willen genannt, man wird nicht finden, daß durch sie den Versen ein besonderer Schmuck oder der vorhandenen Ortsfärbung eine besonders starke Tönung gegeben wird — sie stehen, weil sie sachlich wünschenswert sind, sie beschränken sich auf durchaus bekannte, man kann sagen vertraute Bezeichnungen; in diesen Versen antiker Form stehen überdies lieber die antiken Namen als die modernen. Endlich sind sie im ganzen recht sparsam verwandt; mit leichter Mühe hätte Goethe sie vervielfachen können, wenn es ihm für seinen Zweck irgendwie angemessen erschienen wäre. Vielleicht kann ein Vergleich das am besten anschaulich machen. In den 1790 entstandenen *Venezianischen Epigrammen* werden Land (Nr. 4) und Stadt (19, 20) genannt, ohne Umstände wird in ihnen vom 'großen Kanal' (Nr. 5), vom Arsenal (Nr. 20) gesprochen; in der *Ersten Epistel* dagegen — sie ist vier Jahre jünger, stammt also wesentlich aus derselben Zeit — heißt es (v. 56 ff.), nachdem davon die Rede gewesen ist, wie sich eine Erzählung ihrer Zuhörerschaft anzupassen habe:

> Also hört' ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
> Jener neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
> Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen ...

Hier handelt es sich nicht um eine sachliche Mitteilung; dem Dichter steigt in der Erinnerung eine Szene auf, in der ihm einst Herders begeisterte Schilderung griechischer Rhapsoden als Wirklichkeit entgegengetreten war — da, möchte man sagen, schien ihm ein nüchterner geographischer Name der Stimmung zu widersprechen, und so wählte er die Umschreibung. Unmittelbar darauf hat aber der Märchenerzähler zu sagen, wohin ihn der Sturm einst verschlug; hier handelt es sich um sachliche Mitteilung, und so wird der Name genannt — freilich heißt er Utopien.

Wer nun Goethes Gedichte vom ersten bis zum letzten durchgeht und sorglich jeden Namen notiert, der unter den Begriff der Erdkunde fällt, wird immerhin schließlich eine gar nicht kleine Zahl von Beispielen zusammenbringen — jedoch würden sie wesentlich den bisherigen Beobachtungen entsprechen. Eine Sonderstellung muß man dabei den Balladen einräumen; in ihnen fordert der Stoff häufig genug eine genaue und unmißverständliche Bezeichnung des Schauplatzes.

> Von Korinthus nach Athen gezogen
> Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt ...

— es wäre Pedanterie, wenn die Städte nicht genannt würden. Eigentümlich steht die Frage beim König von Thule — hier wäre an sich die Ortsbezeichnung für den Vorgang entbehrlich; vielleicht wirkte der Klang des Namens bestimmend mit, der Dichter vereinigte den Vorteil der bestimmten Angabe mit der märchenhaften, geheimnisvollen Vorstellung des Reiches im hohen Norden, das in nüchternen Staatshandbüchern nicht zu finden ist — wir dürfen an das Utopien der klassizistischen *Ersten Epistel* denken. Im übrigen gedenke ich bei dieser Untersuchung mich nur gelegentlich auf Balladen zu beziehen, eben weil der Stoff hier zu sehr geeignet ist, solche Ausdrücke herbeizuführen, auch wenn sie dem Stil des Dichters an sich fernliegen; für Goethe genüge die Feststellung, daß er, ganz im Gegensatz zu manchen anderen Dichtern, auch in seinen Balladen mit Ortsbezeichnungen sparsam ist.

Dasselbe gilt, und wir dürfen es besonders bezeichnend finden, im ganzen auch vom *Westöstlichen Diwan*. Ganz abgesehen davon, daß dessen Gedichte in einer Zeit entstanden, in der, wie wir sehen werden, Ortsnamen in der lyrischen Dichtung schon eine Rolle spielten, wäre hier wirklich Gelegenheit gewesen, in fremden Fluß- und Städtenamen zu schwelgen, besonders da Goethe sich da, wo es sich um Personen- oder Sachbezeichnungen handelt, durchaus nicht zurückhielt. Aber wir wissen ja: was in diesen Gedichten seinen Ausdruck suchte, hatte mit der Landschaft des Orients nichts zu tun. Suleika und Hatem schauten auf Rhein, Main und Neckar; die Patriarchenluft, die es den Dichter zu kosten lüstete, war der Lebenshauch, der ihm aus den Versen seines Persersängers Hafis entgegenwehte, und all das weckte in ihm den deutschen Dichter. Der aber dachte nicht daran, um des scherzend entliehenen Gewandes willen das zu tun, was er in eigener Person nie für nötig gehalten hatte, nämlich den landschaftlichen Hintergrund seiner Lieder zu betonen. So ergibt sich dasselbe Verhalten wie in den römischen Elegien: wo das Motiv es fordert, mag der fremde Name um der Sache willen auftreten, kaum geschieht es um seiner selbst willen. Nur einmal findet sich eine Häufung, und auch hier ist sie durch die besondere Art des Gedichtes gegeben: der Dichter ist für sich mit dem zufrieden, was ihm Schenke und Haus bieten, aber im Gedanken an die Geliebte möchte er wohl zum Eroberer werden.

Dir sollten Timurs Reiche dienen,
Gehorchen sein gebietend Heer,
Badakschan zollte dir Rubinen,
Türkise das Hyrkansche Meer.

Getrocknet honigsüße Früchte
Von Bochara, dem Sonnenland,
Und tausend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Und so geht es weiter: die Schätze von Ormus und die Pracht der Indostanen, die Diamanten Soumelpours und den Weih-



rauch Bassoras sollten die Karawanen seiner Suleika zu Füßen legen — man sieht, wie hier die Rolle, in die sich Hatem hineinträumt, das Aufgebot fremdklingender Namen bedingt. Freilich wird man sich nicht ganz dem Gedanken verschließen, daß hier auch etwas Freude am romantischen Klang fremder Laute mitsprach: Badakschan trägt den Hochton, Samarkand steht nicht umsonst im Reim, und man darf darauf hinweisen, daß das folgende Gedicht, eine Art Gegenstück zu dem oben besprochenen, den Reim gleich nochmals benützt:

> Hätt' ich irgend wohl Bedenken,
> Balch, Bochara, Samarkand,
> Süßes Liebchen, dir zu schenken
> Dieser Städte Rausch und Tand?

Noch ein eigentümliches Beispiel läßt sich dafür geben, daß Goethe wohl erkannte, wie in Ortsnamen ein Mittel dichterischer Wirkung liegen kann, und zunächst horchen wir nach dem bisher Gesagten verwundert auf, wenn es klingt:

> Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt,
> Wo zum ird'schen Manna geist'ges man genießt,
> Nicht vom Gnadentale, nicht nach Herrenhut,
> Wo beim Liebesmahle Tee man trinkt für Blut:
> Nein! am Tepelstrande von der großen Bruck,
> Wo die Mohrenbande schaut Sankt Nepomuk,
> Zu dem weißen Hirschen, der beständig rennt,
> Ohne daß ein Pirschen seine Straße hemmt,
> Eile dieses Blättchen, munter und geschwind,
> Wo im kurzen Bettchen ruht das längste Kind.

Aber wir ahnen auch sofort, daß wir hier denselben Fall haben wie bei den *Lustigen von Weimar*, von denen wir ausgingen; das Gedicht ist nur noch viel mehr als reiner Scherz gemeint, noch viel persönlicher gefaßt — darum hat Goethe die Verse *An Silvie von Ziegesar*, die so beginnen, auch gar nicht selbst veröffentlicht. Noch mehr: wie in den *Musen und Grazien in der Mark* haben wir auch hier eine Parodie, und zwar auf den gereimten Brief eines Herrnhuters aus Amerika an seine in der Heimat zurückgebliebene Tochter; diese Epistel, die Goethe in Karlsbad kennenlernte, gab Rhythmus und Binnenreim (dabei auch Susquehanna:Manna) her.

Will man aber noch einmal der Parodie des Dichters eigene Weise gegenüberstellen, so bieten sich günstig genug die Karlsbader Gedichte dar, jene Huldigungsstrophen *Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad* sowie die drei Begrüßungspoeme an die österreichischen Majestäten und ihre an Napoleon vermählte Tochter. Da ist jede unmittelbare Bezeichnung der Örtlichkeiten, von denen der Dichter doch spricht, vermieden: Karlsbad ist 'die tiefe Stadt', der Hirschensprung der 'ehrwürdige' oder 'starre Fels', Prag ist 'Böhmens Hauptstadt' und sein Hradschin die 'hohe

Burg' — gerade daß Donau, Elbe und späterhin der Rhein genannt werden, aber sie dienen zu geschichtlichen Anspielungen, sind also nicht Teil des landschaftlichen Motivs. Schließlich hat Goethe sogar einmal, zwischen den Zeilen wenigstens, angedeutet, wie fern seiner eigentlichen Kunst der Gedanke lag, durch bestimmt benannte landschaftliche Bilder zu wirken. Seit der 'Ausgabe letzter Hand' findet sich unter den *Inschriften, Denk- und Sendeblättern* eine Abteilung *Rhein und Main;* die Anmerkung zu Beginn betont, daß der Dichter nicht um seinetwillen diese Verse aufnehme, die einst 'teils in manches Album, meist unter landschaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Besuchs- und Abschiedskarten verteilt' worden seien, aber Freunde möchten sich ihrer wohl gern erinnern, und so hätten sie denn ihren Platz in der Ausgabe gefunden.

Demnach können wir wohl jetzt das Tatsächliche dahin zusammenfassen, daß Goethe in der Verwendung von Ortsnamen zurückhaltend ist; als künstlerisches Ausdrucksmittel waren sie für ihn mit ganz wenigen Ausnahmen nur in scherzhaften Gedichten vorhanden, und selbst diese Ausnahmen des *Westöstlichen Diwan* haben einen spielenden, humoristischen Zug. Ich glaube, die Beispiele werden auch gezeigt haben, daß es sich hier nicht um einen bloßen Zufall handelt. Goethe gebrauchte Ortsnamen, wo eine sachliche Notwendigkeit vorlag, sonst war er eher geneigt, sie zu vermeiden, sicher suchte er sie nicht. Das soll nicht heißen, daß dabei eine bewußte, gewissermaßen formulierte Absicht, also ein Grundsatz vorlag, wenn auch sicherlich in manchem Einzelfalle mit Überlegung die Umschreibung oder Andeutung statt der unmittelbaren Bezeichnung gewählt wurde; aber wir werden sagen dürfen, daß unmittelbare Verwendung von Ortsnamen der Art von Goethes Dichten nicht entsprach. Denken wir daran, daß Merck es als des Freundes unablenkbare Richtung erkannte, dem Wirklichen eine dichterische Gestalt zu geben; schließlich sagte Schiller in seinem berühmten Briefe nichts anderes, wenn er Goethe das Notwendige in der Natur suchen, ihn den Weg von der Anschauung zur Abstraktion gehen ließ. Auf unseren Gegenstand angewendet, würde das heißen, daß ihm über dem künstlerischen Ausdruck des inneren Erlebnisses die äußere Veranlassung zurücktrat: was ging es ihn, was seine Leser noch an, daß diese bestimmte Landschaft der Schauplatz war, an dem ihm das Herz höher geschlagen, der Sinn sich geöffnet hatte — er tat ein übriges, wenn er in der Überschrift sich allenfalls zum ersten Anlaß bekannte.

Es wird sich nun zunächst fragen, ob Goethe mit dieser Haltung allein stand, wobei wir freilich daran denken müssen, daß die Frage der Verwendung von Ortsnamen in der lyrischen



Dichtung weder von ihm noch von seiner Zeit theoretisch aufgeworfen wurde. Aber an sich mußte ihm ohne weiteres bekannt sein, daß die antike lyrische Poesie in dieser Beziehung durchaus nicht sparsam war. Die Beispiele liegen auf der Hand: man braucht nur Horaz aufzuschlagen, um sie schier in jeder Ode zu finden. Für unsere Zwecke erübrigt es sich zu untersuchen, welche Zwecke die antiken Lyriker im einzelnen mit ihrer Vorliebe für örtliche Beziehungen und Anspielungen erstrebten und erreichten — es genügt, die Tatsache festgestellt zu haben. Wenn es sich um Vollständigkeit handelte, wäre auch die Kunstlyrik des Mittelalters und der Renaissance: Troubadours, Minnesinger, Petrarca und seine Schule zu berücksichtigen, doch wir sind von Goethe ausgegangen, unsere Aufmerksamkeit soll der neueren deutschen Lyrik gelten, und da dürfen wir uns auf das beschränken, was irgendwie für ihre Art zu Goethes Zeit bestimmend sein konnte. Da muß nun sicherlich ein Wort von der Übung des Volksliedes gesagt werden, das seit dem Erscheinen von Percys *Relics* wieder die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich zog — wir brauchen ja nur an Herder zu erinnern, daran zu denken, daß Goethe selbst für den Freund im Elsaß Volkslieder aufzeichnete, das Gedicht vom Heideröslein in seine Werke aufnahm.

Das Volkslied verwandte Ortsnamen zwar nicht regelmäßig, aber auch durchaus nicht selten und sogar mit einer gewissen Vorliebe; in einigen seiner verbreitetsten, meist gesungenen Erzeugnisse knüpft es an einen bestimmten und genannten Ort an; jedem fallen Anfänge ein wie 'Innsbruck, ich muß dich lassen', 'Zu Straßburg auf der Schanz', 'Es steht ein Baum im Odenwald', 'Es war ein Pfalzgraf überm Rhein' usw. Zweierlei erscheint mir dabei bemerkenswert. Bei all diesen Liedern wird der geographische Name für die Wirkung nicht gleichgültig gewesen sein; wir meinen es zu spüren — spüren es bei Straßburg heute lebendiger denn je — daß ein Gefühlswert bei diesen Namen mitschwingt, und zwar ist und war er bei dem Singenden vorhanden, auch wenn ihm die Landschaft fremd ist — gerade dann konnte die Romantik der Ferne, des nicht alltäglichen Klanges ihre Macht geltend machen. Auf der anderen Seite ist diese Wirkung aber nicht berechnet, was natürlich nicht ausschließt, daß sie, einmal erprobt, als zum Ton des Volksliedes gehöriges Stimmungsmittel übernommen wurde; zuerst wurden diese Namen aber rein sachlich als Angabe des Anlasses verwandt, fiel es doch dem Dichter in soundso vielen Fällen gar nicht ein, zwischen Inhalt und dem bestimmten Ort eine nähere Beziehung herzustellen, die innerlich nur auf diesen paßte. Könnte man doch (soweit es sich nicht um geschichtliche Lieder handelt) oft



genug die Ortsnamen durch andere ersetzen: nicht nur in Straßburg liegt so mancher Soldat begraben, die Linde braucht nicht im Odenwald zu stehen, um ein feines Mägdlein zum Fenster hinausschauen zu sehen, braucht man nicht gerade in Braunschweig auszureiten. Der durchaus erfolgreiche Gebrauch der Ortsnamen im Volksliede ist also naiv; ebendeshalb fand er in der deutschen Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts keinen Nachhall.

Denn diese Lyrik war das Werk gebildeter, studierter Männer, die an den Kunstgeschmack ihrer Kreise dachten. Das Beispiel der Alten sagte ihnen, daß sie bestimmte Ortsbezeichnungen nicht zu scheuen brauchten, aber diese durch hohes Beispiel gerechtfertigten Namen waren eben die antiken, die an sich schon durch ihre Herkunft Bürgerrecht in der Dichtung hatten — von deutschen galt das noch lange nicht, ihnen fehlte der erhabene Klang, und so erwartete man kaum, sie in Versen zu finden. Ein anschauliches Beispiel kann das Studentenlied liefern, das ja so etwas wie das Volkslied der Gebildeten war. In Jena sangen fröhliche Zecher

> Knaster den gelben hat uns Apolda präpariert
> Und uns denselben rekommandiert —

auf anderen Universitäten, schließlich sogar in Jena selbst, wurde aus Apolda der Griechengott Apollo. Das gab zwar blühenden Unsinn, klang aber dennoch viel wahrscheinlicher. Denn das ist in der deutschen Kunstlyrik seit Opitz festzustellen, daß die Verwendung antiker mythologischer und geschichtlicher Namen weitaus häufiger und mannigfaltiger ist als selbst von antiken Ortsnamen, geschweige von deutschen. Wir wissen es von Goethe selbst, daß für Hochzeitsgedichte, die nebst anderen 'Kasualien' in dieser Studierzimmerlyrik einen breiten Platz einnahmen, stilgemäß eine ganze Götterversammlung aufgeboten wurde; im siebten Buch von *Dichtung und Wahrheit* erzählt er, wie die Kritik des Leipziger Professors Clodius ihm den gesamten Olymp verleidete; er 'warf das ganze mythische Pantheon weg' und begnügte sich hinfort mit Amor und Luna als letzten Resten all der Pracht — daß die gelehrten Ortsnamen unter dieselbe Verdammung gefallen wären, ist wohl selbstverständlich, aber er spricht nicht von ihnen, weil sie eben keine so hervorstechende Rolle spielten.

Sehen wir uns etwa den verehrten Meister der gelehrten deutschen Lyriker, den Boberschwan M a r t i n O p i t z an, so finden wir, daß er den Helikon, den Parnaß, Troja und Rom öfters bemüht, aber das fiel wohl niemandem besonders auf, gehörte zur gelehrten Dichtung. Ich kann eigentlich für antike Namen nur in dem Gedicht *Auf Leid kommt Freud'* ein Beispiel finden, das lebhafter ins Ohr klingt, vielleicht weil hier statt des feierlichen Alexandriners ein kürzeres, lebhaftes Versmaß den Namen

stärker hervortreten läßt. Ulysses wird dem Trauernden als Muster gegenübergestellt, er habe schließlich des Leidens schweres Joch abwerfen können:

> Penelopen er wiederfand
> Und Ithacen sein Vaterland.

Wenn nun schon diese geweihten Namen nicht zu den auffallenden Stilmitteln Opitzens gehören, so wird man es von den deutschen oder modernen fremdländischen auch nicht erwarten, und doch scheint dieser Dichter nicht ganz ohne Sinn dafür gewesen zu sein, daß sie vielleicht mit demselben Erfolg verwendet werden könnten, wie es Horaz mit den Namen seiner Zeit tat. Man spürt etwas vom Pomp der rhetorischen Anspielung in dem Gedicht über *Heinsii niederländische Poemata:*

> Ihr Nymphen auf der Maaß, ihr Meereinwohnerinnen,
> Hebt eure Häupter auf, erhöhet eure Sinnen,
> Freu' dich, du schöner Rhein und du gelehrte Stadt,
> Die Hungersnot und Krieg zugleich getragen hat:
> Der ganze Helicon ist bei dir eingezogen,
> Nachdem der hohe Geist von Gent hieher geflogen ...

Oder mit derselben barocken Mischung moderner und antiker Vorstellungen in einem Hochzeitsgedicht:

> Es ist in Engelland, wo sonst Diana hetzet
> Und an der Themse Rand sich mit der Jagd ergetzet,
> Nicht weit von Windesoor ein lustig grünes Tal
> Mit Gaben der Natur gezieret überall ...
> In dieses edel Ort ist, sagt man, Venus kommen,
> Nachdem der Selymus ihr Cypern eingenommen ...

Aber es bleibt bei dem rhetorischen Schmuck, er ist aufgeheftet, nicht wesentlicher Bestandteil der dichterischen Empfindung; man sieht das gerade da, wo wir eigentlich annehmen müssen, daß Opitzens Gemüt mitspricht. Es finden sich unter seinen Gedichten mehrere, bei denen man von einem landschaftlichen Erlebnis als erster Veranlassung sprechen kann: es sind die Sonette *Vom Wolfsbrunnen bei Heidelberg, Über den Queckbrunnen zum Bunzlau in Schlesien, An einen gewissen Berg.* Ist beim letzten schon die Überschrift charakteristisch, so vermeiden die übrigen im Text selbst die Namensnennung, es ist reine Rhetorik, wenn dem Bunzlauer Brunnen versichert wird, sein Ruhm reiche, 'soweit der große Rhein und Donau sich ergießen'. Auf der anderen Seite fällt im Sonett *Über den Turm zu Straßburg* der klangvolle, volksliedberühmte Stadtname glatt zu Boden: der Turm mußte gerade dort gebaut werden, 'weil Straßburg ist dergleichen schöne Stadt', und ein so großes Wunderwerk er auch sein mag, er gleicht bei weitem nicht

> Der feinen Polizei, dem weisen Recht und Rat,
> Der großen Höflichkeit der Männer und der Frauen —

hier kann nicht einmal von rhetorischer Wirkung die Rede sein, wir haben eine nüchterne geographische Angabe.



Es ist nun kein Zweifel, daß mancher Schüler Opitzens bei Gelegenheit auch weiter ging, daß er einen Ortsnamen nannte, weil und insofern sich für ihn damit ein Gemütswert verband. Es mußten aber wohl für die dichterische Stimmung besonders günstige, für sein persönliches Behagen eher ungünstige Umstände ihn die Fluren der Heimat mit der Seele suchen lassen. Welch unerhörtes Erlebnis für einen deutschen Dichter, ins Land der Tscherkessen verschlagen zu sein! Da, am 'kaspischen Gestade', dichtete Paul Fleming die *Elegie an sein Vaterland,* da wünschte er:

> Ach! daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
> An deiner reichen Lust, du edler Mulden-Fluß,
> Da du so sanfte gehst in bergichten Gebüschen,
> Da, da mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß.

Hier meint man etwas von der Kraft und Innigkeit zu spüren, die deutsche Namen dem Volksliede gaben; vielleicht empfanden die Leser auch schon etwas vom Reiz exotischer Färbung, wenn diesen heimatlichen Tönen die Vorstellung entgegentrat, daß im fernen Lande 'auf Urlaub des Hyrkans manch asische Siren' den Poeten zum Bade in anderen Fluten ladet. Im ganzen dürften solche Töne aber selten sein, und man wird trotz mancher Ausnahmen wie sie Schlesiers Hofmannswaldau Sonett *Er ist geduldig* mit Lybien und Ätna, Zembel und Zanziba sagen dürfen, daß diese Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts mit geographischen Namen nicht viel anzufangen wußte: eine beschränkte Zahl von aus der Antike entnommenen, verhältnismäßig landläufigen Bezeichnungen wurde zum Aufputz verwandt; wo man auch zu deutschen oder modernen fremdländischen griff, hat man nur selten das Gefühl, daß eine besondere Gefühlswirkung mit ihnen erzielt werden sollte, und selbst als Mittel der Rhetorik wurden sie nur manchmal glücklich gebraucht — noch Hagedorns Gedicht *An den verlorenen Schlaf* kann das bezeugen. Es wirkt ein wenig komisch, und zwar unfreiwillig komisch, wenn er die Zeit beklagt, da er noch keinen 'weichen Pfühl' brauchte, und fortfährt:

> Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe
> Schlief ich dann ein.
> Die stolze Thems, die Saal' und Hamburgs Elbe
> Kann Zeuge sein.

Das ist die Feststellung einer biographischen Tatsache, und die Flüssenamen tragen nichts dazu bei, sie ins Reich der Dichtung zu erheben.

Wichtiger als die Künste dieser Kleineren muß es sein, ob der große Neuschöpfer unserer Dichtersprache, ob Klopstock die Ortsnamen zu eigenen Wirkungen benutzt. Man braucht ihn gar nicht viel gelesen zu haben, um zu wissen, daß er in Personen-



namen schwelgt, versuchte er doch, nicht zum Vorteil seines Erfolges, die germanische Mythologie oder was er dafür hielt, neu zu beleben und seinen Lesern eine Menge ihnen kaum verständlicher nordischer oder keltischer Götter und Barden aufzuzwingen. Er scheut auch vor modernen deutschen Personennamen nicht im mindesten zurück — seine Freunde, und sie hatten meist, unbeschadet ihrer sonstigen Vorzüge, verzweifelt prosaische Namen, wofür Gieseke und die liebende Radicken mit ihren ausgeprägten Daktylen nur schwachen Ersatz boten, seine Freunde sind bekanntlich alle in den Schwung seiner Odenstrophen aufgenommen worden, ja, er bekam es sogar fertig, Swifts unaussprechbaren, das Pferdewiehern nachahmenden Namen jenes idealen Rossevolks sich als Houyhmeß zurechtzumachen und so in die Wingolfode aufzunehmen. Er blieb sich auch in diesem Zuge stets treu: noch in seinen späteren Tagen findet sich in den Revolutionsoden eine ganze Galerie von Namen gehaßter oder verehrter Zeitgenossen.

Dagegen treten die Ortsbezeichnungen weit zurück; auch bei Klopstock finden wir mehrfach die Erscheinung, daß trotz Überschriften wie *Friedensburg, Rotschilds Gräber, Stintenburg, Die Roßtrappe* die betreffenden Namen im Gedicht selbst nicht gegeben werden; immerhin heißt es aber auch in einer berühmten Strophe des *Züricher Sees:*

> Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
> Zürch in ruhigem Tal freie Bewohner nährt ...

Gerade hier scheint mir jedoch charakteristisch, daß das Ohr vor allem Uto, also den etwas prunkhaft latinisierten Namen des braven Ütliberges hört, während Zürch verhältnismäßig unbeachtet bleibt, jedenfalls nicht irgendwelche dichterische Wirkung hervorruft. Solche suchte Klopstock eben lieber durch Namen zu erwecken, die durch ihre Herkunft aus irgendwie poetisch gehobenem Bereich schon an sich in diesem Sinne wirkten. Das Versmaß hätte in der eben angeführten Ode ohne weiteres gestattet, Ütli zu sagen, aber Uto war, sagen wir, odenhafter, und daher heißt in *Wingolf* die Maritza Hebrus, England Albion oder Britannien, daher hören wir vom begeisternden Achäerhämus, und wenn neben dem Kapitol der Tempel Glasor steht, so wollte solchen antik-'germanischen' Namen Klopstock eben das dichterische Bürgerrecht schaffen.

Vielleicht ist noch bezeichnender, daß, wenn moderne Ortsnamen auftreten, sie eigentlich nicht um ihrer selbst willen stehen, sondern etwas anderes umschreiben. Wenn wohlbekannte Verse aus der Ode *Mein Vaterland* lauten:

> Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone,
> Oft das Land an der Thems' in die dünneren Wälder,



so kommt es hier nicht auf die wirklich genannten Namen an, sondern auf den Begriff — also Frankreich und England — der durch die Flüsse angezeigt wird. Aber auch wo das nicht der Fall ist, wo es sich tatsächlich um unmittelbare Ortsbezeichnung handelt, sucht der Dichter gern nach Umschreibungen, ohne deshalb freilich unbedingt darauf zu verzichten, die Dinge auch bei ihrem Namen zu nennen. Da kann sich allerdings eine wunderliche Mischung ergeben, wie zu Beginn der Ode *Erinnerungen:*

> Nah dem Flusse des Hufs; deinem Geräusch,
> Saal'; am kastalischen Arm; dann wieder
> An dir selber; an der Pleiße
> Sah ich, hört' ich, genoß,
>
> Froher Jüngling, den Lenz; Jüngling
> War er! Hier an dem Strom des Riesen
> Ist er Kind noch ...

Der Fluß des Hufs ist die Bode, der kastalische Arm die Kleine Saale, die an Schulpforta vorüberfließt, der Strom des Riesen bezeichnet die Elbe, weil sie auf dem Riesengebirge entspringt; man wird zugeben, daß in solcher stolzen Umgebung die schlichten Namen der Saale und Pleiße nicht zur Geltung kommen und schier erdrückt werden. Selbst dem Rhein ergeht es nicht besser in der schönen Ode *Der Rheinwein:* dem 'Sohn der Traube' gilt Gruß und Preis des Dichters, der Name des Flusses erscheint als präpositionales Objekt, und über dem Relativsatz

> ... der dich mit auferzog
> Und deiner heißen Berge Füße
> Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte,

haftet der Name des Flusses kaum im Ohr — wir werden bald sehen, wie anders spätere Dichter den Vater Rhein als Lautklang hervorzuheben wußten.

Eine Reihe von Klopstockschen Ortsnamen steht durch die Art der Oden, in denen sie sich finden, in einer besonderen Gruppe. Es gibt eine Gattung lyrischer Dichtung, die ihres Zweckes wegen eine möglichst unmißverständliche und darum unmittelbare Bezeichnung des Ortes, sofern er überhaupt eine Rolle spielt, verlangt; selbst in Goethes *Faust* hebt Frosch seinen Kantus an:

> Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
> Wie hält's nur noch zusammen!

also im garstigen Liede, dem politischen Liede, hätte sich am Ende selbst Goethe dazu bequemt, sonst gemiedene Ortsnamen zu benutzen. Hier war in der Tat ein Tor, durch welches, seit die frumben Landsknechte von Mailand und Pavia sangen, gar mancher seltene und fremdartig klingende Fluß und Ort in die Rede deutscher Dichtung einzog und da als von einem gewissen Reiz



begleitet empfunden wurde; gerade in unserer Zeit wußten Gleims *Grenadierlieder* sehr wohl, das Mittel wirksam zu verwerten. Fontanes allbekannte Verse aus dem Zietengedicht sind hier schon einigermaßen vorausgenommen, wenn Gleim die Ortsnamen in den Reim stellt: so auf 'Geschütz'

Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg

oder mit doppeltem Reim im *Siegeslied auf die Schlacht bei Prag:*

Und weigert sie auf diesen Tag
Den Frieden vorzuziehn,
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag
Und dann führ' uns nach Wien!

Der Reim, der volkstümliche Rhythmus legten natürlich solche Verwendung allbekannt gewordener Namen näher, als es bei der feierlichen Odenstrophe der Fall war, und so suchte Ewald von Kleists *Ode an die preußische Armee* 'Böhmens Felsen' durch die Nachbarschaft mit den Namen der Römer und ihres großen Cäsar zu adeln; indessen hat Klopstock (in *Fragen*) Höchstedt als neuen Zeugen für alten Schlachtenruhm angerufen, und der Zorn der Oden gegen die Französische Revolution gebraucht ohne Umstände Avignon, Loire (in *Nantes*), Etampes und Toulon (in *Das Neue*), sogar Paris findet sich einmal *(Die Jakobiner)*, um dann freilich in der folgenden Ode *(Die Erscheinung)* grundsätzlich vermieden und durch 'Roma des gallischen Reiches' oder ähnliche Wendungen ersetzt zu werden.

Danach ist Goethes Haltung zu den Ortsnamen als ihm eigen zu bezeichnen; gewiß hat die vorgoethische Lyrik alles in allem von ihnen keinen besonders auffallenden Gebrauch gemacht, aber sie hat sie auch nicht gemieden, wie man das von ihm wohl sagen kann, das Volkslied hat sie sogar mit Glück und häufig benutzt. Und auch schon zu Goethes Zeiten begannen lyrische Dichter einen anderen Weg einzuschlagen: seinem Streben, das dichterische Erlebnis aus dem Zufälligen herauszuheben, stand der andere Wunsch entgegen, ihm dadurch größere Bestimmtheit, tieferen Eindruck zu verleihen, daß man es gewissermaßen durch die ursprüngliche Szene beglaubigte. Das konnte freilich zu hausbackener Natürlichkeit führen wie eben bei dem Werneuchener Schmidt und damit den Zorn des Großen von Weimar erregen. Denn trotz Schmidts schlichten, dichterischen Empfindens, trotz der Ehrenrettung, die ihm Fontane in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* zuteil werden ließ, ein hausbackener Biedermann bleibt er nun einmal, und die Art, wie er seine märkischen Orts- und Flurnamen verwandte, trägt zu diesem Eindruck seines Wesens das ihre bei. Es mag angehen, wenn er *(An das Dorf Fahland)*



> ... noch im Walde von Sakrow die Stelle, wo rötliche Reitzker
> Suchten mein Vater und ich, um sie abends gebraten zu essen,

zu finden hofft; aber der Aufzählung der Wunder von Potsdam *(Das Dorf Döberitz)* war er dichterisch nicht gewachsen, und wir lächeln bei der *Aufforderung an seine Leier:*

> Kaum zog das erste Häutchen
> Jüngst der Herbstwind übern Pankequell,
> Und vor Mißmut tönten wieder hell
> Von der Liebe Freude deine Saitchen.

Aber Schmidt hatte nun einmal für diesen stolzen Strom seine besondere Neigung: 'an der Panke dichtberohrtem Bug' hört er *(Unsere Grusebank)* die Finken schlagen, freut sich, daß an ihrem 'hohlen Bord' Rohr und Pferdeminze sprießen *(Das Frühjahr an Henrietten)*, sieht ihren Rand von Wegerich und Wiesenklee 'täglich netter' werden. Unter der Fülle von Einzelheiten alltäglichsten, philisterhaft-behaglichen Kleinlebens, die sich in Schmidts Versen finden, sind diese märkisch-prosaischen Namen nur ein Zug; aber Goethe hat ihn (daher sein 'Magdeburger Land') nicht übersehen und mit allen den anderen verdammt.

Aber Matthias Claudius' *Rheinweinlied* ist vielleicht auch in Weimar manchmal erklungen, und über die Erzählung von Herrn Urians Reiseabenteuern hat man auch an der Ilm gelacht — hier handelt es sich um komische oder wenigstens heitere Wirkungen: wir sahen schon, daß diese auch von Goethe nicht verschmäht wurden. Immerhin muß gerade das Lied 'Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher' als ein frühes Zeugnis dafür gelten, daß deutsche Dichter aus Ortsnamen etwas herauszuholen lernten: der Sänger gibt so etwas wie ein Rätsel auf, welchen Wein er feierte. Seinesgleichen gibt es nicht in ganz 'Europia', nicht aus Ungarn, Polen oder Frankreich stammt er, sondern aus der Fülle des Vaterlandes; aber auch da soll man ihn nicht in Thüringen oder am Blocksberg suchen, erst Strophe 7 verkündet es:

> Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!
> Gesegnet sei der Rhein!

Der dreimal genannte Name, nachdem die Erwartung erregt ist, bezeugt, daß der Dichter in ihm den Höhepunkt des Eindrucks sieht. Merkwürdig jedoch, wie eine entsprechende Wirkung nicht gesucht wird, wo ein feierlicher Ton angeschlagen wird: seit Ernst Moritz Arndt wissen wir: 'Das ganze Deutschland soll es sein', mit Hoffmann von Fallersleben singen wir 'Deutschland, Deutschland über alles' — im noch heute lebendigen *Vaterlandslied* von Matthias Claudius findet sich 'deutsch' nur als Eigenschaftswort, der Namen selbst versteckt sich hinter 'der alten Barden Vaterland'.

Immerhin war schon zu Goethes Lebzeiten die Verwendung bestimmter Ortsbezeichnungen nicht an Schmidtschen Naturalismus, nicht an heitere Gesellschafts- noch an politische Lieder gebunden. Es ist bekannt genug, daß Schiller Matthissons Gedichten eine ausführliche Besprechung gewidmet und im ersten Teil dieser Abhandlung das Recht der Landschaftsdichtung auf die Bezeichnung einer schönen Kunst (entsprechend der Landschaftsmalerei) untersucht hat. Objektive Wahrheit und subjektive Allgemeinheit sind danach die Bedingungen jedes Dichtwerkes, das den Namen verdient: in einem Gedicht muß alles wahre, nichts wirkliche (historische) Natur sein, oder anders gesagt: 'nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen liegt der große Stil'. Gehören die Ortsnamen zum Zufälligen? Schiller spricht von ihnen nicht, aber er erkennt — die Nachwelt ist ihm freilich in seinem Urteil nicht gefolgt — Matthissons Gedichte als wahre Kunst an; er teilt überdies mit voller Anerkennung Strophen aus dem *Genfer See* mit, in denen nicht nur von Geneva und dem Rhodan (das sind also antikisch erhöhte Namen), sondern auch von den durch Rousseau berühmten Clarens und Meillerie die Rede ist. Ebenso belehrend ist es, daß Schiller eine bald darauf folgende Strophe verwirft, die als Vergleich den Blick von 'Ätnas Haupt' auf die 'Fabelauen Siziliens und Strombolis Vulkan' verwendet. Der Grund für die verschiedene Beurteilung liegt nicht in den Ortsnamen selbst, aber in der Art ihrer Verwendung: für den Gedanken jener ersten Strophe, die Landschaft des Sees zu einem Sinnbild der Schöpfung zu machen, die das Chaos in paradiesische Schönheit wandelte, ergab sich die Schilderung dieser bestimmten Gegend von selbst, die Erinnerung an Rousseau war ein veranschaulichendes Beispiel, und dabei konnte jeder erwarten, daß die berühmten Schauplätze der *Nouvelle Héloïse* nicht vergessen würden. Aber: 'ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davonreißen. um sich bald auf den Ätna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf von Neapel usw. zu versetzen'; d. h. also: hier empfand Schiller Willkür, die eine unkünstlerische Wirkung dadurch erstrebte, daß sie mit Hilfe von im Zusammenhang unerwarteten Namen — man könnte noch 'Grönlands Eis' und 'Tahitis Wogen' nennen — den Leser durch die von ihnen erweckten Vorstellungen blendete. Man wird vermuten dürfen, daß Matthisson persönlich diese klangvollen Namen auch als musikalischen Schmuck der Verse empfand (daher verwandte er die Formen Rhodan und Geneva), aber diesem Punkt schenkte Schiller keine Beachtung — wesentlich bleibt jedoch, daß seine Rechtfertigung der Landschaftsdichtung, ganz gleichgültig, ob Matthisson als ihr



Vertreter den ihm zugewiesenen Rang verdiente, auch die ungeschminkte Bezeichnung des Ortes, sofern sie sich aus der inneren Gesetzmäßigkeit der Dichtung ergab, zuließ, ja sogar nahelegte.

Schiller selbst war kein Landschaftsdichter in diesem Sinne — wenn man den 'Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel' des *Spazierganges*, sei es bei Jena, sei es bei Rudolstadt, hat wiederfinden wollen, so vermied der Dichter doch jede Lokalisierung durch bestimmte Ortsnamen; auch sonst beschränkte er sich auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von antiken Ausdrücken: Elysium und Orkus, Styx und Kocytus, Olymp und Hesperien kehren gern wieder — sie gehören zur großartig einherschreitenden Schillerschen Sprache; Ortsnamen im engeren Sinne bedeuten sie eigentlich nicht, sind vielmehr Symbole — man denke nur an das berühmte 'Auch ich war in Arkadien geboren', an 'Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium' — Lust am schönen Klange ist manchmal nicht zu verkennen: wenn Fontanes Vater mit besonderer Vorliebe den Vers von 'Poseidons Fichtenhain' zitierte, so hat er am Ende das unmittelbar vorangehende

> Schon winkt auf hohen Bergesrücken
> Akrokorinth des Wandrers Blicken

auch im Ohre gehabt, und neben diese Balladenstelle mag man würdig die Verse aus den *Göttern Griechenlands* setzen:

> Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
> Knüpfte Amor einen schönen Bund,
> Sterbliche mit Göttern und Heroen
> Huldigten in Amathunt.

Aber Schiller war kein Lyriker im engeren Sinne; Matthisson nur ein schwächlicher Vertreter seiner Kunst. Wir werden der Gerechtigkeit halber feststellen, daß sich in seinen Versen nicht nur die erwähnten hochtönenden Namen, sondern auch schlichte, wie Dôle und Limmat, Inn und Dessau und manche sonst finden; mit ganz anderem Gewicht als er, in viel zukunftsstärkerer Weise als der sich hier in einem engeren Kreise bewegende, der gelehrten Überlieferung den Schwung seines persönlichen Pathos verleihende Schiller, vertritt das Recht der Ortsnamen innerhalb des Klassizismus einer der größten Lyriker deutscher Zunge, Friedrich Hölderlin. Dabei werden wir uns weniger auf den jugendlichen Dichter beziehen, obwohl er die schwäbische Burg, die Teck, gefeiert hat — hier ist die Nennung des Namens noch rein sachlich, läuft fast mit unter — obwohl er in einem Gedicht *Jugendzeit* schon ganz deutlich eine seltene Reimwirkung ausnutzt:



Wenn ihn die Ulme kühlte
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüten spielte,
Die Flut des Anio —

Das wäre ein verlorener Klang, wenn nicht die ach! so kurze Reisezeit des Dichters für uns Beachtenswertes aufwiese.

Aber in jenen Tagen, da ihm die Herrlichkeit des versunkenen Hellas den Traum künftiger vaterländischer Größe erweckte, als er die Form antiker Oden dem rhythmischen Schwunge deutschester Lyrik dienstbar machte, da bediente er sich ganz anders als irgendeiner vor ihm auch der Ortsnamen. Es geschah zunächst ebenfalls um der erhabenen Vorstellungen, die ihr Klang in der Seele wecken mußte: er ersehnt die Tage, da des deutschen Landes Berge Musenberge sein werden, 'wie die Herrlichsten einst, Pindos und Helikon Und Parnassos' *(An die Deutschen)*, im *Gesang der Deutschen*, dem herrlichen 'O heilig Herz der Völker, o Vaterland' beginnt die letzte Strophe

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?

Und sollte da die Vaterlandserde stumm bleiben? Freilich, als er an 'der Vaterlandsstädte Ländlich schönste', die Stadt, da sich 'leicht und kräftig die Brücke, die von Wagen und Menschen tönt', über den Fluß schwingt, die Stadt, über der 'schwer in das Tal hing die gigantische Schicksalskundige Burg', sein Lied richtete, da blieben Ort und Fluß ungenannt. Doch offensichtlich ist das keine Scheu vor dem Namen *Heidelberg*, sondern dichterisches Mittel: Hörer und Leser sollen selbst die Stadt erkennen, die so gefeiert wird, das Bild soll vor ihnen aufsteigen und durch seine Anschaulichkeit die Benennung überflüssig machen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Gilms erste (Wiener) Gedichtausgabe.

1. Gilm an V. v. Ehrhart.

Statthalter Bach war nach dem Sturze seines Minister-Bruders von seinem Posten in Oberösterreich zurückgetreten.

Mit Präsidialerinnerung vom 5. Jänner 1863 hatte der interimistische Leiter Baron Schwabenau den Statth.-Sekretär Hermann Edlen von Gilm dem Departement III zugewiesen (zu Statth.-Rat und Komitatsvorstand Jos. Kutschera), dagegen den Statth.-Sekretär Viktor v. Kneißler mit der Dienstleistung als Präsidialsekretär betraut. Eine Hauptsorge des lungenkranken Dichters wurde nun bei seinem bedenklichen Zustande die Herausgabe seiner Poesien. Vergeblich hatte ihn vor einem Jahrzehnt sein Landsmann und Ministerialkollege Vinzenz v. Ehrhart um die Zusammenstellung seiner Gedichte für einen Druck gebeten, 56 Lieder hatte Gilm beisammen, da ließ er wieder die Arbeit des Neuschreibens sein. Gerade war als letzter Freundesdienst von Ehrhart aus dem Präsidium des Staatsministeriums Schmerling die Gilm hocherfreuende Nachricht von der ehrenden Aufnahme seines letzten Gedichtes 'Das Adoptivkind' eingelangt.[1] Gilm antwortete auf einem Foliobogen in schwungvoller Schrift, mit gleichmäßigen Zügen und den ihm eigenen kräftigen Schattenstrichen.[2]

Linz, 29. Februar 1864.

Mein liebster, bester Freund!

Ihr Telegramm hat mich angehimmelt wie ein Gruß aus dem Olymp. Da standen sie wieder lebendig vor meiner Seele, die Zeiten, wo ein junger, stürmischer Geist an ihr Herz klopfte und in der Ahnung, zu finden, was ihm fehlte, Einlaß forderte. Was ist seit der Zeit[3] alles über mich gekommen! Jetzt habe ich Weib und Kind, und eine Ecke in der Kinderstube ist der ganze Raum, über den ich in Gottes weiter Schöpfung verfüge.

Sie haben in diesen Winter eine Rosalampe gehängt, denn eines Dichters Anerkennung ist des Dichters größter Lohn. Der Himmel möge es Ihnen mit gleicher Freude vergelten.

Meine Gedichte werden Sie gesammelt lesen, wenn ich tot bin. Sie brauchen gar nicht mehr lange darauf zu warten. Die Ärzte haben mich schon im vorigen Sommer aufgegeben. Ich habe mich in meiner Heimat Tirol zwar etwas erholt; doch das sind der Natur abgebettelte Galgenfristen, denn mein Leiden sitzt in der Lunge und ist unheilbar.

Es ist doch ein ganz eigentümliches, fast ergötzliches Gefühl, so mit dem Todesurteil in der Tasche herumzugehen. Es überkommt mich manchmal ein Übermut, als hätte ich einen Freibrief für alle Ungeheuerlichkeiten.

Ich bewundere Ihren Scharfsinn, womit Sie Renans Leben Jesus interpretierten. Schade nur, daß Ihre Entdeckung an der heillosen Wirtschaft dieser Welt gar nichts ändert.

Ihr bis in den Tod getreuer Gilm.

Hier spricht Gilm deutlich aus, daß seine Gedichte, zum Drucke nach seinem Tode, gesammelt vorliegen. Er hatte, aus Gründen,



die uns noch seine Witwe ausführen soll, an seinem 46. Geburtstage Frau Betti v. Eigner, der Gemahlin des nachmaligen Landeshauptmanns von Oberösterreich, einen handschriftlichen Band seiner Gedichte überreicht, und dieser sollte die Grundlage einer Ausgabe werden. Da Gilm bisher nur einzelne Gedichte, Teile oder ganze Zyklen selbst zusammengestellt hatte, erhält die Eignersche Handschrift (= E) als die größte eigenhändige Sammlung mehrerer Gruppen seiner Dichtungen, die er selbst bestimmt und für den Druck ausersehen hatte, eine grundlegende Bedeutung, auf die auch jene fußt, von der er am 30. September 1863 an seinen Bruder Ferdinand schreibt, daß sie Ende des kommenden Winters druckfertig sein werde, was jedoch nicht mehr erreicht wurde. Durch die Aufforderungen, zur Tiroler Halbjahrtausendfeier des Anfalls des Landes an das Haus Österreich von 1863 in Innsbruck, seine Schützenlieder im Drucke erscheinen zu lassen, durch die allgemein begeisterte Aufnahme dieses Heftchens, seines Festgedichtes und seiner eigenen Person als des Sängers von Tirol, und durch die Überzeugung, daß seine Tage gezählt seien, wurde Gilm weiterhin gedrängt, neben den festlich frisierten Schützenliedern auch jene übrigen zu überarbeiten, welche in einer Ausgabe erscheinen sollten und ihm noch selbst zur Hand waren. Sowohl sein Schwager und Schwiegervater in Linz als auch seine Angehörigen in Innsbruck und Feldkirch bestärkten und beeinflußten ihn bei diesem Vorhaben. Gegenüber seinem Bruder Ferdinand, dem späteren Landeshauptmannstellvertreter von Vorarlberg, und seinem Schwager Friedrich Hinghofer, Landesbuchhalter in Linz, gab er im Sommer und Herbst 1863 ganz bestimmte mündliche Erklärungen und schriftliche Weisungen über die nach seinem Tode durchzuführende Herausgabe seiner Gedichte ab.

Sein 'Tiroler Schützenleben' lag in den zwei gleichlautenden Drucken von 1863 vor. Die seitdem durchgeführten Änderungen an diesen und anderen Liedergruppen trug Gilm vornehmlich in ein handschriftliches Poesiealbum ein. Hat sich E auf die Enkelin Eigners, Marie Baronin von Bothmer, als wertvollste Gilm-Handschrift vererbt, so ist das genannte Poesiealbum in den Besitz des Tiroler Museums 'Ferdinandeum' in Innsbruck übergegangen, das noch fünf weitere Bände von Liederhandschriften Gilms, aber keine von dem Dichter abgeschlossene oder jüngere Sammlung, besitzt (daher statt der Museumssignatur: W 4683 hier M1 bezeichnet). Das Poesiealbum ist in roter Leinwand mit Goldverzierung gebunden, in Großoktav mit 138 paginierten Seiten und einem Halbblatt am Schlusse, das rückwärts vier Muster der beiden Gilmschen Siegeldrucke (mit Wappen und Leier) trägt. Die Gedichte sind kalligraphisch schön eingetragen, darüber und dazwischen Korrekturen von Gilms eigener Hand, das nachträglich eingeschriebene

Gedicht S. 108 und viele Strophen stammen aus seiner Feder, auch auf S. 28 – 31 (S. 32—38 und 109 sind leer), ein Stück Jugendbiographie, das mitten zwischen die Gedichte eilig niedergeschrieben wurde. Es ist wohl jenes Manuskript, von dem er an Ferdinand geschrieben und das ihn auf seiner letzten Fahrt in der Heimat begleitet hatte.

I. E. Wackernell hat E näher beschrieben (Euphorion XXII, 325 ff.), hier sei nun der Inhalt von E und M1 neben jenem Druck angeführt, den Hinghofer im Sinne des Gilmschen Vermächtnisses durch Jos. Wimmer in Linz vom Juni bis Oktober 1864 herstellen und im Verlag von Karl Gerolds Sohn in Wien als erste Gedichtausgabe Gilms erscheinen ließ (12°, 12 + 330 S.). Der zweite Band folgte 1865 mit 4 + 302 Seiten und hat, wie Gilms Witwe in untenstehenden Briefen berichtet, das zum Inhalt, was an Gedichten Gilms noch ihr und Hinghofer bekannt geworden war, soweit Gilm nicht ausdrücklich sie vom Drucke ausgeschlossen wissen wollte. Nach ihrem Verlagsort seien die Bände mit W1 und W2 bezeichnet. W2 kann in keiner Weise als eine vom Dichter angeordnete Zusammenstellung angesehen werden, wogegen E, M1 und zum größten Teil W1 als letztwillige Verfügungen Gilms besonderer Betrachtung wert sind.

E enthält zuerst drei leere Vorsetzblätter, dann das Titelblatt, wie es Wackernell beschreibt, ein grünes Vorstehblatt ist vorgelegt, das nächste Blatt führt den Titel, so fein wie gedruckt geschrieben; es folgt ein weißes Widmungsblatt mit Gilms eigenhändiger Schrift, das nächste trägt das Gedicht an Betti v. Eigner (= W1 VII), die Rückseite ist leer gelassen, als weiteres ist ein Vorsetzblatt (Karton) mit der Inschrift 'Aus Tirol' mit feinen blaßroten Federzeichnungen eingerückt. Format, Titelblätter und Einteilung sollten offenbar, soweit es in gewöhnlichem Buchdruck möglich war, in W nachgeahmt werden.

E: Gedicht Nr.	Seite		W 1	M 1
1	11:	Tirol. Dort wo der Inn	3	
2	15:	Der Verschollene	34	
3	22:	Die Nähterinnen	150	
4	24:	Der Gedanke	303	
5	25:	Zu spät	79	
6	27:	Jung-Tirol	71	
7	29:	Die Cipresse	11	
8	31:	Der kleine Zieler	52	
9	33:	Der Kaiser-Stutzen	50	
10	35:	Gebt sie zum Weibe mir	124	
11	37:	Der Geigenmacher Stainer	27	
12	50:	Unsere Berge	5	
13	54:	Der Graf von Meran	42	
14	59:	Alpen-Glühen	66	
15	60:	Am Pragser-See	38	7
16	67:	Das Kaiser-Schießen in Bregenz	45	11
17	76:	Schützenlied 1847	60	14

E: Gedicht Nr.	Seite		W 1	M 1
18	85:	Bleib daheim	160	18
19	88:	Die kranken Trauben	7	20
20	95:	Der Pfarrer von Völs 1810	22	28
21	104:	Der Hirschenbrunnen	12	
Nach	112	ein Vorsetzblatt mit kalligraphisch schön verzierter Inschrift: Im Frühling. Wie W 1	79	
22	113:	Es geht durch jede Menschenbrust	81	41
23	115:	Soll der Frühling sich erklären	82	42
24	117:	Gleiches Maß ist in der Welt	83	43
25	119:	Der Vater ist seit Jahren blind	84	44
26	122:	Sei karg mit deinem Worte	86	46
27	124:	Lang' deckte meine Seele	87	47
28	125:	Es feirte jüngst der Blumen Schar	88	48
29	128:	Es liegen Veilchen dunkelblau	90	50
30	129:	Es blüht kein Baum	91	51
31	130:	Halte heimlich Schmerz und Lust	92	51
32	131:	O Pöstlingsberg	93	52
33	133:	Ach, mit welcher Hast und Eile	94	53
34	134:	Lichter durch die Wälder schreiten	95	53
35	136:	Munter gleich der jungen Schwalbe	96	54
36	138:	Aber Fräulein, falsche Blumen	97	55
37	139:	Aus des Herzens Grund zu hassen	98	56
38	140:	Durch Straßen auf	99	56
39	141:	Stolz und glücklich buhlt	100	57
40	142:	Ist auf deines Herzens Herd	101	57
41	144:	Es steht ein Kreuz am Feldweg	—	59
42	146:	Ich bin allein	103	60
43	148:	Küß' ich die Mutter Abends	233	61
44	150:	Ein von dem Winter-Winde	104	62
45	152:	Schlingt dein Arm sich	106	63
46	154:	Wenn die Welt nur offen wäre	107	64
47	156:	Vor einer Bude steht ein Kind	108	65
48	158:	Die Welt mag Böses sinnen	109	66
49	160:	Sollt nie Böses tun und reden	110	67
50	162:	Halte heimlich Schmerz und Lust (hat der Dichter versehentlich hier wie auch in M 1 zweimal aufgenommen)		68
51	163:	Zu dem Brünnlein voller Gnaden	111	68
52	165:	Ich saß am Rahmen und habe gestickt	220	69
53	166:	Habt ihr mich hinausgetragen	112	70

Ende dieses Zyklus, auf Seite 167, folgt ein Vorsetzblatt aus Karton mit der Inschrift: Die letzten Blätter, mit feinen Blumenarabesken, ähnlich wie in W 1 239.

E: Gedicht Nr.	Seite		W 1	M 1
54	169:	An ...	241	108
55	171:	Unbekannt	242	73
56	173:	Vergieb!	243	74
57	175:	Frühlings-Anfang	244	75
58	177:	Werbung	246	76
59	179:	Die Georgine	247	77
60	182:	Die Nacht	249	78
61	184:	Das Gesetz der Schwere	251	79
62	186:	Auf dem See	252	80

E: Gedicht Nr.	Seite		W 1		M 1
63	188:	Allerseelen	254		82
64	190:	Das Schicksal	255		83
65	192:	Die Wespe	135	(verstellt)	84
66	194:	Die Zeitlose	257		85
67	195:	Verstoßen	258		86
68	197:	Die Wolken	237	(verstellt)	87
69	199:	Mädchenwünsche	157	,,	88
70	201:	La rénomée	260		89
71	205:	Ahasver	261		90
72	205:	Nichts	263		91
73	207:	Heimweh	264		92
74	209:	Verdrießlich	266		94
75	211:	Das Lied	268		95
76	212:	Winter-Sonne	269		95
77	214:	Die Frauen	160	(verstellt)	97
78	216:	Die Verschwiegenen	271		98
79	218:	Eine Frage	—		99
80	220:	Die Mutter	148	(verstellt)	100
81	223:	Nach Sonnen-Untergang	132	,,	101
82	226:	Bedenke	152	,,	103
83	228:	Die Schöpfung	156	,,	104
84	230:	Die Cigarre	272		105
85	232:	Warum	273		106
86	234:	Wer hat's gethan?	274		107
87	236:	Auf der Jagd	161	(eingesch.)	
88	238:	Der Kanarienvogel	275		110
89	240:	Verstimmt	123		111
90	242:	Meine Liebe	164	(eingesch.)	112
91	244:	Ende	234		113

Es folgen eine leere Seite, ein leeres Blatt, dann ein Blatt mit Gilms Überschrift: Sonette aus Wälsch-Tirol, ohne Verzierung; mit S. 249 (zwei Seiten bleiben ungezählt) geht der Text weiter:

E: Gedicht Nr.	Seite		W 1	M 1
92	249:	I	171	115
93	251:	II	172	116
94	253:	III	173	117
95	255:	IV	174	118
96	257:	V	175	119
97	259:	VI	176	120
98	261:	VII	177	121
99	263:	VIII	178	122
100	265:	IX	179	123
101	267:	X	180	124
102	269:	XI	181	125
103	274:	XII	182	126
104	273:	XIII	183	127
105	275:	XIV	184	128
106	277:	XV	185	129
107	279:	XVI	186	130
108	281:	XVII	187	131
109	283:	XVIII	188	132
110	285:	XIX	189	133



E: Gedicht Nr.	Seite		W 1	M 1
111	287:	XX	190	134
112	288:	XXI.	191	135
113	291:	XXII	192	136
114	293:	XXIII. . . .	193	137
115	295:	XXIV. . . .	194	138

Es folgt ein Blatt (Karton) mit Überschrift: Linzer Nächte, dahinter ein weißes Blatt S. 297/98. Mit S. 299 geht der Text weiter, und zwar kehren die Gedichte in W 1 276 (außer E 123 in W1 67) in Fortsetzung der 'letzten Blätter' wieder.

E: Gedicht Nr.	Seite		W 1
116	299:	Und so kam's und mußt' es kommen	276
117	306:	Die Liebe dahin, die Heimat dahin	281
118	310:	Es kam mein Lieb im Wald zur Welt	119
119	313:	Es blüht die Welt, ich bin allein i. Z.	284
120	320:	Ich kenne deiner Stimme Wohllaut n.	288
121	325:	Es jubeln die Männer und Weiber	292
122	328:	Nur der Heimat kann ich's klagen	294
123	332:	Auf der Brücke am Geländer	67
124	335:	Geduld, sagst du	296
125	338:	Wenn ihr mich schmäht	298
126	340:	Wohl, stolzes Weib, wir haben ausg.	300

S. 342: Ende, 343—48 Inhaltsverzeichnis. Dieses stimmt genau mit obigem überein, nur daß es bei 'Frühling' und 'Sonette' nicht die einzelnen Stücke angeführt.

Aus dieser Nebeneinanderstellung wird die äußere Abhängigkeit M1 und W1 von E ersichtlich. Seite 115—295 E entsprechen S. 41—138 M1, sogar die zweimalige Abschrift von 'Halte heimlich Schmerz und Lust' kehrt bei M1 wieder. Gilm hat sich wohl M1 zur Herstellung einer eigenen Hs seiner Gedichte gewünscht, sie unfertig für die Überarbeitung und Herausgabe benötigt, d. h. mit nach Tirol und Vorarlberg genommen und dort die endgültigen Schlußfassungen darin vorzunehmen begonnen. Es sind dieselben Vorsetzblätter 'Aus Tirol' und 'Im Frühling' eingetragen, vor den Gedichten der 'Letzten Blätter' ist ein Blatt, vor den 'Sonetten aus Wälschtirol' eine Seite leer gelassen, jedoch sind die beiden letzten Uberschriften sowie etliche Gedichte nicht eingetragen. Mit S. 138 schließt der Text der Sonette und das Album selber ab; es sollten offenbar in einem weiteren Bande die noch fehlenden Gedichte Aufnahme finden.

M1 stellt jedoch keine bloße Abschrift von E dar, sondern weist schon neuere Fassungen von Gedichten in der Reinschrift auf und enthält außerdem viele jüngere Lesarten aus Gilms eigener Hand.

Beide Handschriften bilden die Grundlage für W1. Die Reihenfolge der zweiten Liedergruppe 'Im Frühling' wurde aus E und M1 festgehalten, nur ein Gedicht (E 144, M1 59) ist ausgelassen, ein anderes W1 220 aus dem aufgelösten Natterer Sommerfrisch-



liederzyklus in den neugeschaffenen 'Lieder eines Mädchens' herübergenommen. Der Zyklus 'Die letzten Blätter', 1857 in der Linzer Zeitung erschienen, stimmt in der Anordnung gleichfalls mit der in E und M1 überein, nur sind in W1 etliche Gedichte in die neue Reihe 'Lieder eines Mädchens' eingerückt, wie im zweiten Zyklus. Die ersten 24 Sonette aus Welschtirol zeigen die vollständig genaue Reihenfolge wie in E und M1 mit ihrem wirkungsvollen Schlußsonett. Die in die 'Letzten Blätter' geratenen 'Linzer Nächte' von E und W1 decken sich; diese Gruppe hatte Gilm teils aus verschiedenen älteren zusammengestellt, wie es Gilm überhaupt liebte, immer wieder neue Liedergruppen zu bilden und als neuen Erlebnissen und Empfindungen angeglichene Stimmungsbilder wirken zu lassen. Zu den 124 Gedichten aus E sind in W1 73 weitere, fast ausschließlich aus älteren Zyklen, hinzugefügt worden. Insgesamt sind von Gilm ungefähr 700 Gedichte überliefert.

Die Fassungen von E, M1 und W1 können im allgemeinen als unmittelbare Weiterentwicklungen bezeichnet werden, jedoch griff Gilm gelegentlich auch wieder einmal eine ältere Lesart auf, schied eine ganze Strophe aus, kurz an einzelnen Abweichungen ist kein Mangel; jedenfalls hat Gilm seine Überarbeitungen aus Innsbruck und Feldkirch in Linz nochmals durchgesehen und Hinghofer gegenüber etliche Änderungen mitgeteilt, die aus den vorhandenen Handschriften nicht zu entnehmen sind.

So zierlich, frauenhaft, fast wie gestochen Gilms Reinschrift sich präsentiert, so fahrig sind seine Konzepte und seine Rechtschreibung samt Interpunktion. Er war hierin nicht ganz daheim. Schreibfehler macht er in großer Zahl, wie noch an den Zensurakten und Briefen zu zeigen sein wird. Auch Endungsfehlern, Austriazismen, begegnet man mehrmals. Die meisten dieser Äußerlichkeiten gingen beim Drucke unter, wenn nicht gerade aus Mißverständnis die eine oder andere weitergeschleppt wurde, wie es seit W2 der Fall ist.

Das Nähere über die Entstehung von W2 ist aus den nachfolgenden Briefen der Witwe Gilms an den Innsbrucker Dichter und Museumssekretär Anton v. Schullern zu entnehmen. Schullern hatte der 'Liedernachtigall Tirols' anläßlich der erwähnten Feier von 1863 den Ehrenplatz als Festdichter als etwas Selbstverständliches gesichert, nach Gilms Tode einen begeisternden und gründlichen Vortrag über den Dichter gehalten und in seiner Innsbrucker 'Inn-Zeitung' 1865 (Nr. 88—94), gekürzt auch in Sonderdruck, erscheinen lassen. Dadurch kam Gilms Witwe in brieflichen Verkehr mit dem besonderen Verehrer und Kenner der Dichtungen ihres Mannes. A. v. Schullern stand schließlich an der Spitze derer, die 1868 die Büste Gilms an dessen Geburtshause in der Mariatheresienstraße aufstellen und die Gebeine des Toten in die Heimaterde in weihe-

voller Begehung überführen ließen. Die Briefe M. v. Gilms an Schullern und der daran angeschlossene des jüngeren Linzer Amtskollegen Gilms, Robert v. Ebner, an seinen Bruder in Innsbruck befinden sich heute im Besitze des Oberstabsarztes und angesehenen Dichters Dr. Heinrich v. Schullern in Innsbruck, der von seinem Vater die Verehrung für Gilm ererbt hat.

2. Gilms Witwe an Anton v. Schullern.

Euer Hochwohlgeborn!

Vor wenig Tagen erhielt ich jene Blätter der Innzeitung, die den schönen, beredten Vortrag über den heimgegangenen Dichter Herrman v. Gilm enthalten.

Ich kann es mir nicht versagen. meinen Dank auszusprechen für die innige Theilnahme, mit der Sie dem Leben und den geistigen Schöpfungen des Dichters folgten. Wie wahr ist all das Edle und Schöne, was Euer Hochwohlgeborn von ihm erzälen, und welch ein Trost ist es mir, daß Gilm wenigstens nach seinem Tode Jemanden fand, der, begabt mit der Macht der Beredsamkeit, für ihn aufstand und der Welt sagte, was Hermann Gilm war und was sie mit ihm verlor.

Ich stehe im Begriff, diese geistvolle Abhandlung mittelst der Linzer Zeitung den Linzern zu lesen zu geben, damit sie vielleicht zum Bewußtsein dessen kommen, was sie an Gilm gesündigt. Verkannt, angefeindet auf die gemeinste und kleinlichste Art, die der Neid zu ersinnen imstande ist, wie es ihm hier widerfuhr, sehnte er sich um so mehr nach der Heimat und sagte während seiner letzten Tage zu mir: Das fehlte noch, ich muß nun richtig in Linzer-Erde begraben liegen. Wohl meinte er und äußerte es auch, die Tiroler hätten ihn gleichfalls vergessen und kümmern sich nicht mehr um ihn, dennoch wollte er um jeden Preis sein Vaterland aufsuchen, um, wenn auch dort nicht mehr zu gesunden, so doch auf heimatlichen Boden sterben zu können.

Jene Stelle des von Euer Hochwohlgeborn gehaltenen Vortrages, in der Sie bemerken, daß für Gilm im Jahre 1861[4] nochmals ein Sonnenblick des Glückes leuchtete, ist wohl nur eine, in Folge der lieben, freundlichen Briefe Gilms an mich, irrige Annahme; diese Briefe kamen eben aus einem Herzen, das stets bereit war zu vergeben und zu vergessen. Seine Verbindung mit mir, zu der ihn eben sein gutes Herz, der Zufall und die Überzeugung bestimmte, daß ich nach dem, was man in die Welt gehen heißt, nicht das mindeste Verlangen trage, indeß er selbst, mit der hiesigen Gesellschaft wenigstens, vollkommen gebrochen hatte, bot ihm auch nicht den mindesten materiellen oder sonstigen Vortheil.[5] Ich weiß wohl, wie unendlich bescheiden seine Ansprüche in jeder Beziehung waren, und daß er eigentlich an sich selbst überhaupt nicht dabei dachte, sondern nur für mein Glück Sorge trug, so war es mir doch nicht gegönnt, ihm nur einen kleinen Theil der Güte und Aufopferung zu vergelten, die er mir während der Zeit unsrer Ehe im reichsten Maße bewies. Es ist mir nicht möglich, ein Lob auf mir ruhen zu lassen, daß ich bei weitem nicht verdiene.

Nun wage ich es noch, Euer Hochwohlgeboren mit der Bitte zu belästigen; jene Gedichte, die sich im Vortrage angeführt befinden, sind mir größtentheils noch unbekannt,[6] natürlich mit Ausnahme der aus dem I. Band citierten. Ich würde daher recht freundlich ersuchen, mir Abschriften jener Gedichte zukommen zu lassen, von denen sich im Vortrage nur einzelne Zeilen oder Strophen befinden; mein Schwager beschäftigt sich eben mit der Zusammenstellung des II. Bandes, und ich würde dann Sorge tragen, daß die erwähnten Gedichte noch mit eingereiht würden. Wenn Gilms Gedichte eine II. Auflage erleben, was bei der Jetztzeit, troz des hohen poetischen

Werthes, nicht besonders wahrscheinlich ist, so würde ich mir dann die Freiheit nehmen, Euer Hochwohlgeboren um Ihren Rath und Beistand, der mir bei der ersten Ausgabe versagt war, zu bitten.

Im Gefühl dankbarer Hochachtung zeichne ich mich als

Euer Hochwohlgeborn ergebene

Linz, am 4. Mai 1865. Marie v. Gilm.

3. Gilms Witwe an Anton v. Schullern.

Euer Hochwohlgeborn!

Mit vielem Danke sende ich heute das Buch[7] zurück, aus dem mir vieles neu und unbekannt war, ebenso aufrichtig danke ich für Ihre freundlichen Andeutungen, die ich ganz gewiß, soweit es mit dem Raum und Umfang des II. Bandes möglich ist, genau befolgen werde; ich habe nämlich alle jene zum Druck mit rothen Kreuzchen bezeichneten Gedichte abgeschrieben, und da Gilm in neuerer Zeit vieles von besonderer Schönheit dichtete, wie z. B. Oswald v. Wolkenstein, Nachruf an Dierzer, mehrere Sonette, Adoptivkind etc. etc., so ist es, wenn der II. Band nicht umfangreicher als der I. sein soll, nicht möglich, jene kleinen Cyklus-Lieder in anderer Bearbeitung nochmal einzureihen.[8] Freilich ist es jammerschade, daß diese Cyklen, die ungetheilt ein so schönes Ganzes bieten, so auseinandergerissen wurden, doch weder ich noch mein Schwager hatten eine Ahnung, daß so viele schöne Blüthen der Muse Gilms zerstreut in allen Landen herumirrten, und benützten eben nur das, was wir hatten; erst nachdem der I. Band im Druck war, kam ich nach Innsbruck und Feldkirch, wo ich von Bekannten Gilms Abschriften seiner mir gänzlich neuen Gedichte erhielt.

Es bleibt mir nun nichts übrig, als geduldig die Zeit abzuwarten, bis eine II. Auflage möglich ist, um dann Gilms Gedichte in schönerer Zusammenstellung in die Welt treten zu lassen.

Bis dahin bin ich wahrscheinlich selbst schon in Innsbruck, und es wird mir daher desto leichter gegönnt sein, unter der Leitung Euer Hochwohlgeborn in dieser wichtigen Angelegenheit thätig zu sein.

Nun muß ich aber auch jetzt schon Euer Hochwohlgeborn mit mehreren Fragen in Anspruch nehmen.

Erstlich einmal ist in den beiden Gedichten: 'Ein Morgenbesuch bei Herrn Kern, Bruneck 1843' und in dem darauffolgenden an Albert Jäger 1844 der vollkommen gleiche Anfang,[9] dann war ich ungeschickt genug, das dritte Wort in der letzten Zeile und Strophe der Etsch-Überfahrt[10] nicht lesen zu können, und ließ indeß in meiner Abschrift den Raum dafür frei, und dann endlich möchte ich auch gern wissen, welche beiden Zeit-Sonette[11] Euer Hochwohlgeborn damit meinen, als Sie in Ihrem Briefe sagen: die Zeit-Sonette wären aufzunehmen bis auf zwei.

Obgleich ich weiß, daß mein Schwager seine Aufgabe in dieser Angelegenheit für eine heilige hält, ist es mir doch ein großer Trost, Andeutungen aus dem Munde eines Mannes zu erhalten, der diese Frage zum liebevollen Studium gemacht, und den Dichter, auch ohne ihn persönlich näher zu kennen, doch so ganz verstanden hat. Ich erinnere mich nun ganz genau, daß mir Hugo[12] von einem Antrage Euer Hochwohlgeborn in dieser Angelegenheit sprach, und obgleich es sehr bald nach Gilms Tode war, war doch diese Sache schon im Gange, ich hatte sie bereits in die Hände meines Schwagers gegeben, ohne jedoch eine bestimmte Weisung vom Dichter hierüber erhalten zu haben. Wie gesagt, es ist alles überstürzt worden, und zwar aus Gründen, die ich Euer Hochwohlgeborn näher bezeichnen werde.[13]

Herrman hat im Jahre 1859 etwa, eines besonderen Interesses wegen für ein hiesiges Fräulein, seine Gedichte, soweit er sie überhaupt selbst hatte,

eigenhändig zusammengeschrieben, und sie, da er sie sich dem Fräulein selbst nicht zu senden getraute, einer Dame gewidmet und übergeben, von der er wußte, sie stehe im freundlichen Verkehr mit jenem Fräulein, und seine Lieder werden auf diese Weise vielleicht auch in ihre Hände kommen und von ihr gelesen werden. Der zweite Grund, warum er eben dieser Frau seine Gedichte widmete, war der im Buche selbst angeführte, daß sie ihn nämlich bei einem Balle des Staathalters Bach so freundlich entgegenkam und mit seiner Mißstimmung an diesem Abend Geduld hatte. Nun ließ mir Frau v. Aigner, eben dieselbe Dame, Gattin eines hiesigen Advokaten, unmittelbar nach Gilms Tode sagen: 'es sei nun der Tag gekommen, von dem es in der Widmung heiße:

Und lieg' ich einst, ein müder Schwan,
Die Flügel ausgerissen,
So geh und zieh das Glöcklein an,
Und tu's der Welt zu wissen.'

und es werde sich nun ihr Mann mit meinem Schwager ins Einvernehmen setzen wegen der Herausgabe der Gedichte. Da ich nun von Herrman oft hörte, daß er erwiederte, wenn ihn meine Angehörigen zur Herausgabe der Gedichte drängten: 'ja, sagt mir nur, wer zalt mir denn die Druckkosten, wenn ich heut' meine Gedichte herausgebe, bring' ich nicht einmal die Druckkosten herein; habt doch nicht gar so schöne Illusionen, ihr meint, ich könne mich damit plötzlich zum unabhängigen Mann machen, mich herausreißen aus meinen elenden materiellen Verhältnissen, das ist jetzt durchaus keine Zeit für Poesie meiner Art'; dies wurde nicht geglaubt, bis nun die Beweise klar am Tage liegen.[14]

Nun kam ich aber zu Frau v. Aigner, da sprach sie von der Übernahme der Druckkosten und übergab mir das Buch, um daraus abschreiben zu können.

Kurze Zeit darauf besprach sich Dr. Eigner neuerdings mit meinem Schwager, fing schon an, nur mehr von einem Beitrag zu den Druckkosten zu reden, und da ich wußte, daß Herman sich nie und nimmer entschlossen hätte, seine Lieder mittelst Subskribtion herauszugeben, so suchte ich die Sache womöglich zu beschleunigen, weil ich merkte, daß die Aignerische Großmuth von Tag zu Tag fällt, um doch womöglich die Druckkosten vom besagten Beitrag und den Verkaufsprocenten bestreiten zu können; nach Verlauf von einiger Zeit kühlte sich nun der Beitrag zu den auf 600 Gulden beanschlagten Druckkosten auf 150 Gulden ab, und es blieb mir daher nichts übrig, als all' die Demüthigungen einer Subskribtion auf den Namen Gilms werfen zu lassen. Dies erzäle ich Euer Hochwohlgeborn im sicheren Vertrauen, als dem Manne, der das Recht hat, alles zu erfahren, was auf den Dichter Bezug hat, dessen Bild Sie dem Publikum mit so treuen und blühenden Farben entworfen, und als Entschuldigung für die entschiedene Übereilung mit der Herausgabe der Gedichte, nicht aus böser, verleumderischer Absicht.

Es ist aber der Mensch fort und fort der Sklave der Verhältnisse, und am meisten war es wohl Herrman selbst und wußte wohl, daß es ihm nie gegönnt sein werde, seine Lieder selbst herauszugeben, und als er die Frau von Aigner widmete,[15] mag wohl auch dies noch als Motiv hinzugekommen sein, daß er sich dachte, sie ist eine reiche Frau, thut wenigstens, als hätte sie Liebe zur Poesie, vielleicht gewinnt sie so viel Vorliebe für meine Lieder, daß sie dieselben nach meinem Tode herausgibt.

Damals war es aber auch, als er die Gedichte selbst zusammenschrieb, daß, wie er mir oft sagte, das mechanische Abschreiben so lästig war, daß er, um nicht gerade nur Schreibmaschine zu sein, hie und da umdichtete und darauf hinarbeitete, daß das Gedicht eine solche Wendung bekomme, die auf sein Interesse für Fräulein Dierzer Bezug hatte. Daher kam es nun, daß Emil Kuh von stark verkrüppelt zur Welt gekommenen Gedanken sprach;



übrigens ist die Kuhische Kritik[16] die eines Menschen, der selten oder nie aus dem Residenzstaub hinauskommt und von dem Wechselverhältniß eines Dichters zur Natur wenig Ahnung hat.

Nun drängt es mich, noch einen Punkt Ihres verehrten Schreibens zu berühren. Euer Hochwohlgeborn bemerken, daß die Jesuitenlieder vollständig erscheinen sollen, wenn Gilm zu seiner wahren Bedeutung gelangen soll.[17]

Ich bin bereits von mehreren Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, die Jesuitenlieder nur im Reiche draußen herauszugeben, hier in Österreich laufe ich Gefahr, daß man das Buch mit Beschlag belegt; dieß wäre freilich keine geringe Eventualität für mich, und zudem hält mich dießmal auch noch eine andere Rücksicht ab, die auch Gilm wahrscheinlich abgehalten hätte, die Jesuitenlieder jetzt erscheinen zu lassen, das muß ich nun auch einer späteren Zeit überlassen, wie Euer Hochwohlgeborn ohnedieß selbst auch in Ihrem Briefe bemerkten.

Indem ich bitte, meine Ausführlichkeit nur meinem Bestreben zuzuschreiben, womöglich, wenn auch mit sehr schwachen Kräften, das Andenken des edlen Dichters im Herzen seiner Verehrer und Anhänger rein und unverfälscht fortbestehen zu machen.

Hochachtungsvoll empfehle ich mich als

Euer Hochwohlgeborn ergebene

Linz, am 3. Juni 1865. Marie v. Gilm.

4. Gilms Witwe an Ant. von Schullern.

Euer Hochwohlgeborn!

Um Sie nicht bis zum Erscheinen des II. Bandes auf Gilms Schöpfungen während seines Linzer-Aufenthaltes warten zu lassen, sende ich wenigstens jene, die ich in doppelter Abschrift habe, da sich die Originale bereits in Händen des Druckers befinden. Das 'Adoptivkind', Gilms letztes Gedicht, werden Euer Hochwohlgeborn ohnedies kennen, doch sende ich es mit.

Einige Stellen des Oswald v. Wolkenstein sind nur für jene vollkommen verständlich, die sein eigentümliches Verhältniß zu Fräulein Rosa Dierzer kennen, die Tochter jenes oberösterreichischen Industriellen, dem Gilm eben jenen herrlichen Nachruf widmete. Noch nothwendiger ist's, jenes Verhältniß zu kennen bei dem schönen Gedicht 'der Traunstein', sonst ist's absolut unverständlich. Auch sende ich Euer Hochwohlgeborn drei Sonette mit, um die hier außer meinem Schwager Hinghofer keine Seele etwas weiß. Ob sie Gilm in Innsbruck Jemanden lesen ließ, weiß ich nicht, er hielt sie sehr geheim, weil er hier, Bach und seinen Landsmann Ebner ausgenommen, mit Sicherheit darauf bauen durfte, daß einer seiner Amts-Kollegen beim Ministerium eine Anzeige macht.[18]

Es war im Winter 60 auf 61, wo er Abends öfters ins Haus meiner Eltern kam, und da brachte er eines Sonntag Abends diese drei Sonette mit und las sie bei uns vor mit der Bitte, vollkommen darüber zu schweigen, da er nun einmal Beamter sei und von seiner kleinen Besoldung abhänge.

Euer Hochwohlgeborn haben also die ursprüngliche Fassung der Roveretaner-Sonette in Händen; ich würde ungemein dankbar sein, wenn ich später einmal mir diese Sonette in ihrer Entstehungsform abschreiben könnte, nicht für mich selbst, sondern um sie einst meinem Knaben geben zu können, in dessen Interesse ich so fleißig alles, was sich von seinem teuren Vater vorfindet, sammle.

Das Gedicht an Magnus Beyrer, Brandis und Galura,[19] auch jenes 'am Grabe der jüngst verblichenen Gattin und Mutter' habe ich. Das Gedicht an Kern wird als Fragment eingereiht werden.

Die Zeitsonettfrage lasse ich nun beruhen, es genügt mir vollkommen,



daß Euer Hochwohlgeborn bemerken, es verletzte Sie keines davon. Auf meine eigene Einsicht kann ich mich in keiner Frage verlassen, es wäre fürchterlich, wenn Gilms Geistesblüthen meiner Einsicht preisgegeben wären. Erst seit dem Tode sehe ich ein, wie gütig und nachsichtsvoll er über meine Unwissenheit hinausgieng, und wenn ich selbst in früherer Zeit zu ihm sagte, daß ich selbst im Gebiet der Literatur, sei's nun was immer für eine, vollständig fremd sei, sagte er höchstens: 'Sie wissen, daß ich das von einem Frauenzimmer absolut nicht verlange, ich will nichts als ein bischen Herz und Gemüth, und das haben sie ja', meinte er; nie war er böse darüber, daß ich kaum eines seiner Gedichte kannte, er frug mich auch nie darum, und so kam es, daß mir nach seinem Tode auch die bekanntesten seiner Gedichte ganz neu waren.

Neuerdings erlaube ich mir eine Frage: könnte man denn das hübsche kleine Gedicht an Alois Meßmer nicht aufnehmen in den II. Band?

Kaum vor Oktober wird das Erscheinen des II. Bandes stattfinden können, weil der Drucker desselben zugleich Redakteur eines Blattes ist und daher seine Zeit nicht den Gedichten allein widmen kann.

Für einen III. Band wüßte ich wohl keinen Stoff mehr, es müßte sich noch dort oder da einiges finden.

Hoffentlich haben sich Euer Hochwohlgeborn in dem wunderhübschen Natters wieder ganz erholt; ich habe Natters voriges Jahr zum erstenmal gesehen, es ist ganz dazu geschaffen, der Seele eines Dichters so reine, fromme, duftige Lieder wie die 'aus der Sommerfrische eines Mädchens' entquillen zu machen.[20] Das sind gegenwärtig die Lieblingslieder der hiesigen jungen Mädchen und auch die meinen.

Mit dem innigsten Danke für die Güte und Bereitwilligkeit, mit der Euer Hochwohlgeboren all meine Fragen und Zweifel beantworten, und meinen Angelegenheiten so viele Zeit schenken, bin ich

Euer Hochwohlgeborn dankbar ergebene

Linz am 15. Juli 1865. Marie v. Gilm.

5. Gilms Witwe an Ant. v. Schullern.

Euer Hochwohlgeborn!

Dieß ist eigentlich der bis jetzt einzige vollständig fertige II. Band, den mir der Buchbinder zur Probe lieferte, und ich benütze ihn sogleich dazu, um ihn Euer Hochwohlgeborn zu senden, als dem Ersten, der in Tirol dieß Buch in Händen haben soll. In einigen Tagen erhalte ich dann die anderen Exemplare, so daß ich bald imstande sein werde, die subskribirten Bücher nach Tirol abzuschicken; Euer Hochwohlgeborn möchte ich gebeten haben, sich ja nicht als meinen Subskribenten anzusehen. Ihre aufrichtige Meinung über die Zusammenstellung und Auswahl des II. Bandes würde mir von hohem Werthe sein.

Der Absatz der Bücher bei Gerold geht zwar schwach genug, doch ist diese Herausgabe der Gedichte Gilms überhaupt keine Spekulationssache von mir, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, die Gedichte, ob nun die erste Ausgabe vergriffen ist oder nicht, in ganz anderer Form dem Publikum zu bieten.

Diese jetzige Ausgabe war vielseitig beeinflußt vom individuellen Geschmack und der Richtung der daran Betheiligten, doch bitte ich dieß nur als meine, Ihnen gegenüber gesprochene Meinung anzusehen; mit Hilfe Euer Hochwohlgeborn hoffe ich dann viele Schäden dieser Art heilen zu können.[21]

Durch Zufall kamen jene Briefe Gilms an mich, die Euer Hochwohlgeborn, wie ich wohl wußte, gleich nach Gebrauch an Ebner zurücksen-

deten, erst vor kurzer Zeit in meine Hände, und so fand ich erst Ihr geehrtes Schreiben vom Frühjahr 65 jetzt im Herbst dieses Jahres. Meine Schuld ist es daher nicht, daß die freundlichen Grüße, mit denen mich Ihre Frau Gemahlin erfreute, so lange unerwiedert blieben, und daß ich erst jetzt bitten kann, diese Grüße recht herzlich zu erwiedern. Mein kleiner Rudolf dürfte sich wohl recht glücklich schätzen über den ihm in Aussicht gestellten kleinen Kameraden, der also ein Namensbruder meines Mannes ist.[22] Mein inniger Wunsch ist es wohl, mich in Tirol ansiedeln zu können,[23] doch möchte ich gerne die Zeit abwarten, bis es möglich wäre, Herrmans irdische Überreste in den neuen Innsbrucker Friedhof, der ihn so entzückte, transportieren zu lassen, zudem war der letzte Wunsch, den er auf Erden aussprach: auf Tiroler-Boden begraben zu liegen.

Mit der Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung und Dankbarkeit verbleibe ich

Euer Hochwohlgeborn ergebene

Linz am 30. November 1865 Marie v. Gilm

6. Robert v. Ebner an seinen Bruder.

Linz, 11. 3. 1865.

Lieber Bruder!

Ich will endlich Deinem Wunsche um einige Mittheilungen aus Gilms Leben für den von Schullern beabsichtigten Vortrag entsprechen. Meine Nachforschungen hatten sogar zur Folge, daß ich eine Reihe von Briefen Gilms an seine Gattin in die Hände bekam, die ich sammt dem Briefe der letzteren mit der Bitte übersende, Schullern wolle einen möglichst diskreten Gebrauch davon machen und sie mir wieder unversehrt zurückschicken.[24] Die arme Witwe schwelgt in der Erinnerung an den zu früh Entrissenen. Seine Briefe sind ihr ein heiliges Vermächtnis. Auch möchte ich nicht, daß durch meine Vermittlung Dinge vor die Öffentlichkeit kämen, die die Hinterlassenen kränken oder auf den gefeierten Dichter ein übles Licht werfen könnten. Ich habe der Witwe die bezüglichen Bedenken ausgeredet und hoffe, daß Schullern, den sie wegen eines Artikels über Gilm in der Allgem. Zeitung als 'strengen Richter' fürchtet, meine Versicherungen nicht Lügen strafen wird. Leider hat Fr. v. Gilm, vielleicht aus Bescheidenheit, die zärtlichen Briefe, die ihr Gilm unmittelbar nach der Geburt seines Knaben schrieb, von denen sie mir mit Tränen in den Augen erzählte, nicht beigeschlossen.[25]

Ich lernte Gilm bereits im Jahre 1847 in Roveredo kennen, wo ich am Gymnasium studierte und der Dichter als Praktikant beim dortigen Kreisamte diente. Er scheint damals in der Höhe seiner Dichterkraft gewesen zu sein. Die Sonette aus Wälschtirol stammen aus dieser Zeit und beziehen sich größtentheils auf die Comtesse Berotoni, seine damalige Flamme.[26] Italienerin von Geburt, war sie der Bildung und Gesinnung nach eine Deutsche. Ihr Vater, napol. italien. Oberst, war früh gestorben, und sie lebte mit ihrer Mutter, einer Norddeutschen, zurückgezogen in Roveredo. Don Bertanza, mein Professor, führte mich einmal hin, um ihre treffliche Gemäldesammlung zu sehen. Da lernte ich sie kennen. Eine schöne junonische Gestalt mit regelmäßigen Gesichtszügen und südlichem Tipus. Sie sprach deutsch und italienisch gleich trefflich und war vielseitig gebildet. Es ist mir sehr begreiflich, daß die empfängliche Natur Gilms von einem solchen Wesen gefesselt werden mußte. Er ist mir noch lebhaft in Erinnerung, wie er, beständig in weißen Beinkleidern (damals in Roveredo nicht Sitte) mit seiner Angebetheten auf dem Corso herstolzierte, und mit lebhaftesten Gebärden, dieWelt um sich vergessend, in sie hineinsprach. Im Jahre 1848, wo Jeder angefeindet

und Sotisen wurde,[27] der mit Deutschen Umgang pflog, mußte jenes Verhältnis abgebrochen werden. — Gilm war übrigens sehr geachtet in Roveredo, auch die Italiener wußten, daß er Dichter sei. In deutschen Cirkeln, namentlich beim Tribunal-Präses v. Gumer,[28] hatte man oft Gelegenheit, seine poetischen Leistungen, namentlich sein Improvisationstalent zu bewundern. Über ein beliebiges Thema oder mit vorausbestimmten Reimen war das köstlichste Gedicht bald fertig. — Im Jahre 1855 traf ich Gilm in Linz wieder, wohin er kurz vor mir als Statthalter-Sekretär gekommen war. Ich war sehr viel, Mittags und Abends, in seiner Gesellschaft und hatte somit Gelegenheit genug, seinen lebhaften Geist und die wunderbare Art, mit welcher er in das gewöhnlichste Gespräch Anregung und Bedeutung zu bringen wußte, kennenzulernen. Er konnte sich damals an das Linzerleben nicht gewöhnen. Er kam von Wien, dessen heitere Ungezwungenheit und Litteraten er nicht vergessen konnte. — Im Jahre 1856 kam er zum ersten Male in das Haus seiner künftigen Gattin. Hr. Dürnberger, pens. Staatsbuchhalter, erblindeter Greis, interessiert sich für Litteratur und war seinerzeit Dichter.[29] Sein Schwiegersohn Hinghofer, Gilms Schwager, ein tüchtiger Beamter, tritt von Zeit zu Zeit mit loyalen Gedichten vor die Öffentlichkeit. Die Töchter, Hinghofers und Gilms Frauen, letztere damals 15 Jahre alt, sind litterarisch gebildet. In diesem Familienkreise wurde Gilm gefeiert und entzückte durch den Vortrag seiner Gedichte. Bald hörten jedoch die Besuche in diesem Hause auf, denn ihn fesselte Rosa Dierzer, Tochter eines reichen Fabrikanten Dierzer von Traunthal bei Gmunden. Er sah sie fast nur im Theater, sprach sie nie, dichtete aber und schwärmte für sie jahrelang, ohne ihre Gegenliebe gewinnen zu können. Auf den Tod ihres Vaters, eines sehr geachteten Mannes und früheren Bürgermeisters von Linz, ließ er ein schönes Gedicht drucken. Als der Stolz dieser Familie den Dichter keines Dankes würdigte, empörte es ihn, aber Rosa konnte er bis zu seinem Ende nicht vergessen. Die meisten seiner Linzer Gedichte, namentlich der Abschnitt 'Die letzten Blätter' im ersten Bande, enthalten Beziehungen auf sie. — In einem der beiliegenden Briefe fragt er seine Frau, wie es Rosa geht. Der Sturm der verschmähten Liebe und des gekränkten Dichterstolzes nagte lange in ihm. Par dépit, wie die Franzosen sagen und Gilms Freunde behaupteten, verliebte er sich im Sommer 1859 in das Fräulein N. Berger, Nichte oder Ziehtochter des pension. Hofrates Kotmair, eine gefeierte neunzehnjährige Schönheit. Sie fühlte sich von der Bewerbung des Dichters geschmeichelt. Sie glänzte in Bällen und Konzerten und war nichts als eine Salondame. Wieder sah ich Gilm oft neben seiner Erwählten spazieren, und zwar auf der Promenade in Linz, wie einst am Corso zu Roveredo. Onkel, und Tante wollten, daß Gilm Ernst mache, und bald war er erklärter Bräutigam. Ich sah ihn in Uniform im Fiaker herumfahren und es selbst seinen Bekannten ankündigen. Der erste Taumel war jedoch bald verflogen, und als die finanzielle Frage angeregt wurde und der Ziehvater oder Onkel nicht so glänzend ausrücken wollte, wie Gilm gehofft hatte, gingen ihm die Augen auf, und er erkannte, daß er der jungen, lebenslustigen Frau nicht das sein und werde bieten können, an was sie von Jugend auf gewöhnt war. Das Verhältnis löste sich leicht.[30] Das Fräulein heiratete bald hernach einen Offizier. Wir aber, seine Freunde, feierten 'Gilms Befreiungfest' im Gasthause 'Maireder' mit einem trefflichen Souper. Wie ein Alp hatte uns jenes Verhältniß Gilms gedrückt, wir hatten Alle gefühlt, daß er an eine Kokotte geknüpft und unglücklich geworden wäre. Unvergeßlich bleibt mir der Humor, den Gilm an jenem Abend entwickelte. Sein Verhältniß wurde taktvoll zwar nicht berührt, doch gab dieser Abend zu vielem Stadtklatsch Anlaß. Ich fand in dem gedruckten Bande der Gedichte keine Beziehungen auf diese Liebe, Gilms Frau glaubte auch nichts darin zu finden. —

Es zog ihn bald wieder in das Haus Dürrnbergers und dessen nun mann-

bare Tochter Marie. Der 49jährige Dichter wurde Bräutigam eines 19 Jahre alten bescheidenen Mädchens. Ganz Linz, das seinen lebhaften Geist kannte, staunte, es wurden Wetten gemacht, daß die Ehe nicht zustande komme, ihre Verwandten waren dagegen, aber das Mädchen liebte ihn — er konnte auch unwiderstehlich liebenswürdig sein —; am 24. November 1861 ging er zum Traualtar. Oft dachte ich darüber nach, was ihn an dieses Mädchen gefesselt haben mochte. Sie war so ruhig, still und keine Schönheit, er lebhaft, äußerlich (sinnlich) die schöne Form als Künstler hochschätzend. Ich kannte sie früher zu wenig. Sie hat tiefes Gemüth und hing mit einer Begeisterung an ihrem Gatten, die mich rührt, denn sie hat wenig Glück in ihrer kurzen Ehe genossen. — Sie behauptet, daß kein Gedicht Gilms an sie gerichtet sei. Das Blatt, das er der Braut ins Stammbuch schrieb, lautet:

In diesem Schrein, schmuck und klein,
Da möcht' ich bleiben, allein, allein.
Die glänzende Welt, das ist der Schein,
Die Wahrheit ist das Einsamsein.
Ein weiches Herz ist große Pein,
Drum härte das deine zu Stein, zu Stein.
Und lieg' ich im schlechten, im bretternen Schrein
Allein, allein,
Denk' mein!

Was die ämtlichen Verhältnisse Gilms anbelangt, so hatte er seit 1857 als ihn Statthalter Bach zum Präsidialsekretär ernannte, eine relativ angenehme Existenz; ich sage relativ, weil ein ungebundenes Litteratenleben für den Dichter das einzig passende gewesen wäre. Bach, ein edeldenkender Mann, wußte den Dichter zu ehren und zu schätzen. Er sah ihm vieles nach. Quod licet Jovi, non licet ... Er durfte das Bureau viele Tage nicht besuchen, ohne daß der Chef eine Bemerkung machte, es durften wichtige Aktenstücke in seinem Papierkorb gefunden oder in seinem Schreibtisch nach vielen Monaten unerledigt entdeckt werden, dem Dichter wurde alles verziehen. Es war dem Statthalter ein Bedürfnis, den geistvollen Mann um sich zu haben, da die Statthalterei sonst eine trostlose Öde darbot. — Auch das Amtsleben bot im Präsidium manches, was den Dichter anregte. Es liegen zahlreich in der Registratur die Verteidigungen von Dramen gegen die von der Polizeidirektion beantragten Striche. Der Statthalter gab ihm fast immer nach. Der Theaterdirektor und die Künstler und Künstlerinnen hatten täglich mit ihm zu verkehren, da er sozusagen Theaterintendant war (jetzt sind die Geschäfte des 'ständischen Theaters' in den Händen des Landesausschusses). Dann gab es unzählige Bittstellende. Wer das milde Herz des Dichters getroffen hatte, der konnte auch seiner eifrigen Fürsprache beim Statthalter gewiß sein. — Letzterer setzte als Bruder des Ministers alles durch. — Noch jetzt kann man bei dem untergeordneten Personale des Präsidiums hören: Einen besseren Sekretär bekommen wir nimmer. Überall suchte er zu helfen, die Noth zu mildern. Einmal erzürnte er den Statthalter Baron Bach, als er mit dreiwöchentlichem Urlaube im Herbste 1860 mit Sekretär von Attlmair nach Innsbruck reiste, und ohne etwas von sich hören zu lassen, sicher drei Monate ausblieb. Da begegnete mir der Statthalter auf der Straße und fragte mich: 'Wissen Sie denn gar nicht, was aus Gilm geworden ist?' — Gilm wußte nie hauszuhalten und hatte von Wien her Schulden, auch in Linz schleppte sich die finanzielle Misere fort. Seit seiner Verehelichung wurden seine Gläubiger dringender. Das geringe Habe seiner Frau, das sie von der Großmutter erhalten, wurde zur Befriedigung der ärgsten Dränger geopfert. Aber trotzdem und wenn sich auch Gilm sehr beschränkte und die Frau sehr einfach lebte, konnte er die Last nicht loswerden. Zu diesen drückenden Verhältnissen kam noch, daß nach dem Abtretten Bachs im August 1862 der Hofrat



Schwabenau die Leitung der Statthalterei übernahm. Dieser, ein strenger Geschäftsmann, forderte genaue Pflichterfüllung. Schwabenau brauchte, in beständigen Kämpfen mit dem Landtage und Landesausschuße begriffen, einen 'verläßlichen' Sekretär. Das war Gilm leider nicht. — Es gab unangenehme Auftritte zwischen dem Chef und dem schon kränkelnden Dichter, und im Jänner 1863 wurde ein Anderer ins Präsidialbureau berufen und er in ein Departement versetzt. Diese Kränkung nagte furchtbar an ihm. Auch hatte er an ein Paar hiesigen Freunden, die ich nicht nennen mag, traurige Enttäuschungen erlebt. Dazu kam ...[31] Das alles zerrüttete seinen Körper vollends, und das Leiden, an dem er litt, ist aus seinen Briefen ersichtlich. So ging dieser hochbegabte, mir unvergeßliche Mann seinem Ende entgegen. In letzterer Zeit hatte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Tirol. Während des Schützenfestes Anno 1863 mußte er[32] Zusicherungen erhalten haben, im Heimatlande eine Stellung zu finden. Er sprach mit Begeisterung davon. Am 7. April 1864 konnte er zum letztenmal ausgehen, aber bis zum Ende war sein reger Geist thätig. Sein letztes Gedicht ist 'Das Adoptivkind' vom 18. Februar 1864. — Er hoffte noch immer, in die Heimat reisen zu können, und fragte seine Frau am Todestage, warum sie für die Reise nichts vorbereite. Die Liebe seiner jugendlichen Gattin, die Vaterfreuden und die Liebe zur Natur versüßten seine letzten Tage. Im Zimmer hatte er einige Singvögel, die frei, ohne Käfig, herumflogen. Er durfte ihnen irgendwohin einen Brosamen legen, sie flogen sogleich hin, und auf seinen Ruf auf die Hand. Von seinen Fenstern sah er auf Gärten, wo er den Frühling, die Blüthen und Blumen, die er so oft besungen, zum letztenmal begrüßte. Bei seinem unverhofft schnellen Ende am 31. Juni 1864 um 9 Uhr früh war nur seine treue Pflegerin, die Gattin, zugegen. —

Mit dem Ertrage des ersten Bandes der Gedichte Gilms sind die Druckkosten gedeckt. Gibt der zweite Band, wie die Witwe hofft, einen Überschuß, so will sie die Überreste Gilms in die heimatliche Erde, nach der er sich so sehr gesehnt, führen lassen.

In Tirol ist man mit dem ersten Theile der Gedichte nicht zufrieden, wünscht manches weg und vermißt Vieles. Nach der Versicherung der Witwe ist aber fast alles, was in dem ersten Bande steht, auch in der Sammlung enthalten, die Gilm selbst gemacht und der Frau des Dr. Aigner gewidmet hat. Der zweite Band, welcher etwa im Juni laufenden Jahres erscheinen wird, enthält gewiß das Meiste, was die Tiroler Freunde bisher vermißten. Vieles jedoch mußte auf die Bitten des Bruders des Dichters (Otto), der Geistlicher ist, und mit Rücksicht auf im Staatsdienste stehende Angehörige ausgeschieden werden.[33]

Noch etwas: Die 'Lieder eines Mädchens' beziehen sich meistens auf eine alte Liebe Gilms, die Pepi Kogler, jetzt verehelichte N.[34] in Innsbruck. Auch auf Fräulein Theodolinde v. Gasteiger, später verehelichte v. Hebenstreit, sollen mehrere Gedichte Bezug nehmen. Letztere nannte Gilm nach der Versicherung der Witwe seine erste und wahre Liebe.[35] —

Die Mitteilungen übergebe Schullern. Wahrscheinlich hat er etwas Anderes verlangt. Eine philologische Nachweisung der Beziehungen der einzelnen Gedichte bin ich aber nicht zu liefern imstande und konnte sie auch von Gilms Witwe, welche so zuvorkommend war und auch auf Sachen einging, die ihr sehr peinlich sein mußten, noch von sonst Jemandem erlangen. ...

Anmerkungen.

[1] Gilm mag bei Unterbreitung dieses und anderer Gedichte an hohe Stellen gehofft haben, wie Stelzhamer einen Ehrensold zuerkannt zu erhalten, um seine Geldverhältnisse noch vor seinem Tode in Ordnung zu bringen. Aber außer etlichen Amtsanerkennungen und Gehaltszuschüssen an den Kranken für

seine letzten Urlaube fiel ihm nie eine 'Gnadengabe' zu. Erst seinen Hinterbliebenen kamen eine Ehrengabe der Schillerstiftung, Erträgnisse späterer Gedichtausgabe und vereinzelte Zuwendungen vom Lande Tirol und Privaten zu.

[2] Original im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz, mitgeteilt durch Bibliothekar Dr. Johann Eberleitner.

[3] Seit seiner Versetzung vom Innenministerium in Wien an die Statthalterei in Linz im Jahre 1854.

[4] Durch seine Verehelichung mit Maria Magdalena Dürrnberger am 24. November. Deren Nichte Emilie Hinghofer hat in den 'Innsbrucker Nachrichten' vom 31. Mai 1924 eine Skizze von Gilms Gattin entworfen.

[5] Vgl. hierzu untenstehende Bemerkung Ebners S. 15 unten.

[6] Daraus und aus späteren Geständnissen geht deutlich hervor, daß Gilm seine Frau über den Plan seiner Gedichtausgabe und von vielen Dichtungen nicht in Kenntnis gesetzt hatte. Während er seine Abmachungen mit Bruder Ferdinand und Schwager Hinghofer traf, schrieb er ihr: 'In die Poesie mische Dich nicht.' Auch seine Lieblingsschwester Katon und seinen geistlichen Stiefbruder Otto weihte er nicht ein.

[7] Wahrscheinlich eines jener Poesiealbums, wie sie im Vormärz und noch lange hernach in gebildeten Familien gehalten wurden. Gefeierte Dichter wurden um ihre persönlichen Eintragungen angegangen, beliebte Dichtungen selbst dazugeschrieben. Solche literarische Familienalbums haben sich in manchem Innsbrucker Hause erhalten, auch welche mit Eintragungen Gilms.

[8] Etwa die Sommerfrischlieder eines Mädchens.

[9] Vgl. Dörrer, H. v. Gilms Weg und Weisen, Innsbruck 1924 S. 10/12.

[10] W 2 42.

[11] Zeitsonette aus dem Pustertal, W 2 75 ff.

[12] Gilms Stiefbruder Prof. Dr. Hugo v. Gilm.

[13] Darnach kannte sie auch Gilms Weisungen an Ferdinand und Hinghofer nicht. Des letzteren Druckauftrag an Wimmer datiert vom Juni 1864, wenige Tage nach Gilms Begräbnis. Für die objektive Richtigkeit der folgenden Angaben liegen keine sonstigen Belege vor.

[14] Steub hatte der ungünstigen Zeitumstände wegen abgelehnt, Gilms Gedichte herauszugeben. S. Necker, H. v. Gilms Familien- und Freundesbriefe, Wien 1912 S. 199/200. Der Brief ist aus Steubs Sängerkrieg mit den dortigen Fehlern abgedruckt.

[15] Auf die durch Steub bereitete Enttäuschung hin.

[16] Erschienen in der Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst u. öffentl. Leben, hg. von Leop. Schweitzer, Wien 1865 Nr. 8, 10 ff. d. 5. u. 6. Bds. u. in Sonderdruck 'Über neuere Lyrik' (S. 10—13).

[17] Gilm hat sie 1861 auf die neuen Landtagskämpfe hin umgedichtet, seither unbeachtet liegenlassen und ihren Druck Hinghofer untersagt. Über ihre Entstehung vgl. Dörrer, H. v. Gilm und die Jesuiten, ein altes Tiroler Kampfkapitel nach unbeachteten Briefen und Gedichten dargestellt. Gelbe Hefte II, 46—88 u. 136—191, München 1925.

[18] H. v. Gilms Weg und Weisen S. 168/69.

[19] Ebenda S. 301, 245, 292. Das nächste im 'Schlern' VIII 28 u. 60, Bozen 1927.

[20] Dörrer, Alttiroler Sommerfrischbilder. Tirol, II Heft 7/8, S. 26—36. Innsbruck 1926 und Münchn. N. Nachr. (Einkehr Nr. 27—31) 6. IV. 1927 ff.

[21] Die nächste herauszugeben nach 25 Jahren überließ sie L. Hoffmann.

[22] Der jetzige Univ.-Professor Hofrat Dr. Hermann v. Schullern in Innsbruck.

[23] Nach ihrer Übersiedlung wohnte die Witwe lange in dem Deutschen Ritterordenshause der Innsbrucker Hofgasse, in dem ihr Mann als kleines Kind, etliche Jahre später seine Jugendgeliebte Pepi Kogler gewohnt hatte.

[24] Jetzt größtenteils bei Necker a. a. O.
S. z. B. S. 288 letzter Absatz.

[25] Ein Grund ist aus dem bei Necker erschienenen Briefe ersichtlich.



[26] Gilms Weg und Weisen S. 133 ff.
[27] Worte ausgelassen. Gilm war schon 1847 nach Wien versetzt worden.
[28] Vorstand des deutschen Kasinos, Freund des Vaters Gilms.
[29] S. Wackernell, Euphorion XXII, 319 ff.
[30] S. darüber Gilm selbst im Festblatt d. Innsbr. Nachr. vom 27. XI. 1912 S. 8 und bei Necker S. 201 ff.
[31] Für die folgenden ausgelassenen Angaben fehlt jede Bestätigung.
[32] Richtiger gesagt: glaubte er aus Freundlichkeiten herausgehört zu haben.
[33] Nicht zutreffend, sondern auf Gilms Bestimmungen hin.
[34] Dobler.
[35] S. Gilm und die Jesuiten a. a. O.

Innsbruck. A. Dörrer.

Zur Textgestaltung der mittelenglischen Bearbeitung von Susos Orologium Sapientiae.

Daß die me. religiöse Schrift 'Þe seuene poyntes of trewe loue and euerlastynge wisdame' aus Susos Orologium Sapientiae geschöpft ist, hatte ihr Herausgeber K. Horstmann (nach Ms. Douce 114 in der Anglia X 323—89 [auf S. 323 ist 1885 statt 1875 zu lesen]) nicht erkannt. Den Hinweis auf Suso (†1365) verdanken wir erst ten Brink (Lit. II 257 ff.), der mit großer Wärme von der me. Abhandlung spricht und sie als 'das wichtigste Denkmal englischer Prosa aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nächst den Schriften Pecocks' anerkennt. 'Suchen wir', sagt er, 'zu den einzelnen Abschnitten und Stellen des englischen Textes die Grundlagen im Original auf, so erstaunen wir über das Herüber, Hinüber, Vorwärts und Wieder-zurück, zu dem uns dieses Bemühen zwingt; es ist, als ob wir ein auf losen Blättern geschriebenes, in Unordnung geratenes Buch ohne Hilfe der Seitenzahlen zusammensuchen sollten.'

Diese Hilfe soll nun die folgende Gegenüberstellung leisten und mag demjenigen, der die Bearbeitungsweise des Engländers kennenlernen will, einen Wegweiser bei seinem Vergleiche der beiden Werke bieten. Es lohnte sich, eine kritische Ausgabe des me. Werkes zu veranstalten und ihr die entsprechenden Stellen aus Susos Schrift beizugeben. Aber bei meinen mehr als siebzig Jahren fehlt mir die Möglichkeit, das Material in England zu sammeln.

Ob Horstmann sein Versprechen (a. a. O. S. 389), die Varianten der anderen Hs. des 15. Jh.s (Caius Coll. Cambridge Nr. 390) und des Caxtonschen Textes (nach dem 1490 [?] in Westminster gedruckten Book of Divers Ghostly Matters; vgl. Blades, Life and Typography of W. Caxton II 231—34 sowie meine Bem. zu 329, 18. 337, 40. 338, 7. 339, 6. 355, 40. 375, 22. 378, 14. 379, 16) 'bei nächster Gelegenheit nachzubringen', je eingelöst hat, habe ich nicht feststellen können.

Ich zitiere nach Horstmanns Druck in der Anglia und nach der von Joseph Strange unter dem Titel 'Henrici Susonis Horologium Sapientiae (Editio Nova, Coloniae 1861)' besorgten Ausgabe des lateinischen Textes.

Horstmann		Strange	Horstmann		Strange
325, 15—19	=	9, 31—10, 2	329, 19—22	=	58, 10—13
326, 25—31	=	9, 3—5	22—28	=	22, 25—30
31—328, 18	=	149, 19—155, 27	30—34	=	16, 30—32 (vgl. auch 15, 18 f.)
328, 18—28	=	169, 25—170, 9			
29—34	=	155, 29—156, 3	35—39	=	24, 17—19
329, 6—8	=	156, 6 f.	39—330, 2	=	16, 28—30



Horstmann	Strange	Horstmann	Strange
330, 2—8	= 16, 5—8	346,32—347,32	= 111, 4—112,16
9—20	= 62, 3—15	347,32—352,27	= 114, 7—120,29
21—36	= 18—31	352,27—32	= 121,33—122,4
37—43	= 16,21—26	32—38	= 121, 4—12
43—45	= 20,24—26	38—42	= 21—23
331, 1—5	= 21,16—21	42—44	= 123, 8—10
6—18	= 62,31—63,16	45—353,20	= 13—124,2
19—31	= 64,19—30	353,29—357,36	= 170,10—175,27
32—332,3	= 65,22—28; 66,2—10	357,39—359,30	= 156,10—158,25
332, 3—6	= 70, 6—8	359,30—360,33	= 159, 8—160,32
6—11	= 72,8 f.	360,33—361,2	= 161, 7—22
11—44	= 23—73,33	361, 2—7	= 30—162,2
44—336,44	= 76,27—83,13	7—364,16	= 162,15—167,23
337, 5—339,3	= 25, 9—28,22	364,16—365,21	= 167,32—169,16
339, 4—25	= 32,11—33,7	365,24—371,33	= 176, 4—185,16
25—31	= 42,22—27	371,34—42	= 185,29—186,11
32—340,10	= 33, 8—29	42—372,2	= 187, 6—13
340,10—21	= 42,28—34	372, 2—36	= 188,31—189,31
21—36	= 132,11—26	37—373,44	= 190,15—191,33
36—39	= 133, 9—12	373,44—378,23	= 192,12—198,25
39—341,10	= 20—26. 134,2—9	378,27—29	= 199,3 f.
341,10—343,22	= 126,11—129,15	30—380,22	= 200,6 — 202,28
343,22—344,13	= 136, 1—137,4	380,23—383,10	= 201,2 —208,35
344,14—345,26	= 143,24—145,31	383,11—28	= 216,27—218,20
345,27—30	= 146,21—23	28—32	= 219,11—23
30—38	= 146,32—147,9	33—37	= 218,20—25
39—346,4	= 148, 2—12	37—384,41	= 219,25—221,11
346, 4—7	= 142, 7—11	384,41—45	= 221,11—223,2
8—12	= 30—143,2	45—389,22	= 223,2 —230,31
13—28	= 148,12—29		

Diese Übersicht kann die Richtung, die der Engländer eingeschlagen hat, nur im allgemeinen bezeichnen; im einzelnen hat er manches Wort, manchen Satz, manchen Abschnitt innerhalb der von ihm ausgewählten Stellen nicht wiedergegeben. Die Vergleichung beider Texte bestätigt, wie das Folgende lehren wird, vielfach Horstmanns Besserungen, bietet nützliche Erklärungen und führt zu neuen Besserungsvorschlägen.

325, 37. Considerynge alle þe processe of þe forseyde boke (nämlich Susos Orologium Sapientiae), þat is, to stirre *deuowte* sowles to þe trewe love of owre lorde Jhesu erinnert an Suso 9, 24 ff. divina sapiencia ... in presenti opere intendit ... *indevotos* ad devocionem provocare; daher scheint *deuowte* in *vndeuoute* (374, 23) zu ändern zu sein.

326, 31 ff. þere was sumtyme a deuowt discyple of wisdam, *þe whiche aftere þat* in his ȝowþe hadde gone to diuerse scoles and lerede sere sciences of mannus doctrine and worldlye wisdam, *aftere he cam to more age* and was towchede *bye* to þe trewe love of owre lorde Jhesu, him þowhte miche veyne trauayle in þe forseyde sciences. So Horstmann mit Andeutung einer Lücke hinter *bye*. Außer der oben S. 36 bezeichneten Stelle bei Suso hat dem Eng-

länder auch 22, 3 f. vorgeschwebt: *cum ad etatem iam maturam venisset,* quadam vice *mens eius* ineffabiliter *illustratur,* und so ergänze ich — nicht wie H(orstmann) desire, sondern — *a(n) illustracione of his mynde* hinter *bye.* Ferner mache ich ein Komma hinter *whiche* und füge *he* hinter *aftere þat* ein.

327, 37. *Letterere science withowt þe spiryte* ist die Übersetzung von *littera sine spiritu* 155, 3, *letterere* also das neuengl. literary = pertaining to the letters of the alphabet (NED) und *l. sc.* = das am Buchstaben klebende Wissen; zur Orthographie vgl. lettere = littera 332, 32 und betreffs des End-e = -y hev*e* 339, 2 neben heu*y*e 342, 7, hev*e*nesse 341, 42 neben heu*i*nesse 341, 44, heu*y*nesse 342, 3, bod*e*ly 369, 11 neben bod*i*ly 366, 11, fynal*e* = ne. finall*y* 387, 44, general*e* 326, 10 usw.

327, 39 f. þe wheche sekene not in here kunynge goddes wirchepe and louynge or *to* sowle-hele and edificacione of hem-selfe and oþere] *to* ist unverständlich und durch *þe* zu ersetzen; vgl. 155, 4 Qui non dei laudem, vel suam et aliorum edificacionem querunt. 327, 44 ist to sowle-hele von nedefulle abhängig (= ad salutem necessaria 155, 7) und 327, 40 vielleicht durch Abirren des Auges (vgl. zu 377, 8. 30) in den Text gekommen.

328, 21. *Twosende* steht statt *thowsende*; vgl. *mille* sunt modi vivendi 169, 29.

328, 36 — 329, 5. In der von Suso gegebenen Disposition deckt sich *Primo* qualiter moriendum sit 156, 3 mit des Engländers *þe fyþe* (vgl. zur Form den Beleg des NED aus 1486; H. wollte das überlieferte fyþeþ in fyfþe ändern), *Postea* qualiter vivendum 156, 4 mit *þe ferþe* · is, howe þou schalt kepe þe in trewe gostlye lyfe þat is grondet in þe love of me, and howe þou schalt flee and eschewe þat is contrarie here-to in offense of me 328, 43 — 45, *Deinde* qualiter me debeas sacramentaliter recipere 156, 4 mit *þe sixte* is in declarynge of mye souereyne love schewede in þe holye sacramente of mye flesche and blode for þe, and how þou schalt worþilye receyve hit and wirchepe hit fore þe love of me 328, 46 — 329, 3, *demum* quomodo pura mente me debeas iugiter laudare 146, 5 f. mit *þe seuenþe* poynt techeþ þe howe þou schalt in alle þinge þat þou seest kume loove and wirchepe me, and with alle þi sowle souereynlye love me 329, 3 — 5. Die Punkte 1 — 3 der 'VII poyntes of mye loue', in denen euerlastynge wisdam ihren Schüler unterweisen will, hat der Engländer sinngemäß nach dem Inhalt von Susos Schrift in kurze Sätze 328, 36 — 43 zusammengefaßt.

329, 15. Comprehende*t* = comprehendeþ; so auch he heri*t* 352, 11, lette*t* (Imperativ) 344, 32. — 18. Statt *boþe* ... *and* liest Caxton bei Blades *as wel* ... *as.*

329, 32. Zu *sche þis* = hanc 16, 30 vgl. *hee þis* 380, 36 = hic 204, 29, she þis Anglia VIII, 151, 4.

329, 39. H.s Frage, ob *hane* st. *haue* (3. Pl. Präs.) zu lesen sei, ist mir unverständlich; vgl. þei haue 351, 22, schole 330, 30, take 337, 42, mowe 337, 43, telle 337, 44 usw.; 348, 22 hat H. das handschriftliche *hane* in *haue* geändert.

329, 41 ff. Sapiencia speciosior est sole et super omnem disposicionem stellarum] Hinter st. hat Strange 16, 29 (= Sapient. 7, 29 Vulgata) ein Semikolon; der Engländer hat bei seiner Übersetzung des auf st. folgenden Satzes 'luci conparata, inuenitur prior' das letzte Wort ausgelassen und luci comp. (in comparisone of hir to liht) mit dem vorhergehenden super — stellarum (passynge aboue alle þe disposicione of sterres) verbunden. — Für die auf prior folgenden Worte 'candor est enim lucis eterne et speculum sine macula diuine (Dei: Vulg.) maiestatis et ymago bonitatis illius' und ihre Übersetzung 329, 45 — 330, 2 bietet Suso keine Vorlage. Sie dürfen wir dem selbständigen Wissen des trewe chapeleyne (325, 2) der moste worschipful lady (325, 1), der er sein Werk gewidmet hat, ebenso gut zutrauen wie das Zitat aus Augustin 'Loue parfitelye, and do what þou wilte' (329, 10 f.); auch für For, as þe wiseman seiþ: 'Feyþ haþ no meryte to þe whiche manis reson ȝeuith experience' (373, 31) finde ich bei Suso keine Vorlage.

330, 16. So þat þere is no place but þat þere is present *charite godde* ist die wortgetreue Übersetzung von ita ut non sit locus ubi non sit presens caritas deus 62, 11. H. schiebt of vor godde ein, doch scheint godde appositionell zu charite zu stehen wie deus zu caritas; vgl. his maker, god 354, 20; to hym, Jhesu 386, 17; the hiȝe domesman, god 352, 16.

330, 26. Mye loue ȝeviþ fredam to hem þat beþ *parfyte* (= 'of supreme moral excellence' NED) = *perfectis* libertatem donat 62, 23.

330, 34. Of þe *makynde* of goddelye love ist die Übersetzung von de *qualitate* divini amoris 62, 30. H. ändert makynde richtig in *makynge*; vgl. die Zusammenstellung þe *makynge and kynde* of euerye creatour (= creature wie so oft z. B. 333, 21; 338, 43 in unserem Denkmal) 332, 28 (= *magnitudo et pulchritudo* cuiuslibet creature 73, 13) und NED making 6 mit Beleg aus P. Pl., wo es Skeat im Wb. der großen Ausgabe von 1886 mit feature wiedergibt.

330, 43. Nowe *in* fulle deliberacione I haue vtterlye sette, þat I schalle putte mye-selfe to þe deþ = Ex nunc fixum est, deliberatum apud me est. Ego certe meipsum morti exponam 20, 24. H. ist sich nicht klar, ob nicht *mi* statt *in* zu setzen sei; ich bleibe bei *in*, wenn auch NED nach dem intr. to set (113c) keinen abhängigen Satz mit þat, sondern nur 'to with sb. (pron.) or inf., or to or a-with gerund' kennt.

331, 8. Þe daye *þat* (H., of Hs.) owre lorde haþ made = dies *quam* fecit dominus 63, 1. — H.s *wherefore* 331, 10 statt *where* (Hs.) entspricht *igitur* 63, 4.

331, 30. Zu 're*w*arde = re*g*arde' (H., Anm.) vgl. takynge non re*w*arde 332, 24, þou toke no re*w*arde (advertere 76, 31) 333, 5; in re*w*arde of 349, 22 neben in re*g*arde of 351, 33.

331, 41. Alle oþere pitte abakke (nom. abs.) = cunctis postpositis 66, 4. Ähnlich alle excepcyone putte awey 350, 39 = omni excepcione semota 118, 20. — 43. þanne seyde *þe* (f. Hs.) discyple.

332, 11. þanne *sihþe* I] H. schlägt *sihye* vor; vgl. aber si*þh*inges 333, 3 = suspiria 76, 30 und *sithe*, v.[2] NED, ferner zur Schreibung der gutturalen Spirans in Verbindung mit Dentalis mithe (ae. miht) 332, 30, vnmyth 340, 27, nowthe (ae. nô wiht) 335, 5.

332, 19. With *louelye* armes übersetzt brachiis amoris 73, 4; ohne Grund will H. louelye (= liebevoll) in *louynge* ändern.

332, 23. In den Worten couetynge *þe* onelye ioye of þe hert with alle hees inwarde affecciones faßt H. *þe* hinter couetynge vermutlich als Artikel; es übersetzt aber lat. *te*, so daß onelye — hert als Apposition zu þe in Kommata einzuschließen ist; vgl. *te* solum unicum cordis gaudium totis cupiens visceribus 73, 9 ff. und Anm. zu 389, 18.

332, 25. No-maner *felynge* answere = nullum omnino *intelligibile* responsum 73, 11. NED belegt feeling 'In quasi-passive sense: That is deeply or sensibly felt or realized, heart-felt' erst aus 1530; daneben vgl. vndir a *felable* ensaumple 358, 21 = sub exemplo sensibili 157, 3.

333, 13. *I preye þe* ist als eingeschobener Satz in Kommata zu setzen (responde pro me, *obsecro* 77, 9); dasselbe gilt von I beseche þe 389, 3 = queso 230, 11.

333, 25. He scholde not bisye him in wille for spirituele or gostlye confortes so ferreforþe þat he pitte *hem* (H., him Hs.) in his desyre more lovynglye þanne him þat is ȝiuere of hem and souereyne gode takene in hit-selfe = neque pro spiritualibus (nämlich delectationibus) tantum inhyaret, ut *eas* carius quam ipsum summum bonum in seipso acceptum querendo appeteret 77, 25.

333, 31. Here *one* harmes steht für h. *owne* (32) harmes = sua incomoda 77, 29.

333, 33. But nowe, for to answere, *autor*, pleynlye to þi principale questione] Das unverständliche *autor* ersetze ich durch *mor* und verweise auf Susos Komparativ: Verumptamen ut interrogacioni tue principali ... *plenius* (77, 33) respondeam.

334, 7. þou *didst* (Hs. dist) *prove* = *probasti* 78, 19.

334, 22. þat þanne mye sowle is *fulle* of þe lyfe verträgt sich nicht mit den vorhergehenden Begriffen werynesse of þe bodye and hardnesse of herte and sorowe of þe spiryte (lassitudo corporis et cordis duricia ac spiritus tristicia 79, 3); *fulle* ist in *fulsum* (vgl. zur Orthographie fulsumnesse 334, 25) zu ändern; vgl. auch ita ut tedeat animam meam vite mee 79, 5.



334, 28. *He* (nämlich sowle 26; anima mea dormitare incipit pre tedio, ut interdum ex pusillanimitate spiritus nesciat unde veniat aut quo vadat 79, 10) ist nicht etwa dem Geschlecht von ae. sâwel entsprechend in *sche* zu ändern; 330, 12 ist allerdings sowle als Femininum behandelt; aber unser Verfasser kennt auch die beiden anderen Geschlechter, männlich: a seeke s. beganne to make his complaynte to godde, hit bringyng to mynde þe diseses þat *he* hadde suffrede 346, 34; a s., þe more swetelye þat *he* feleþ bye experience in *him*-selfe þe confort of godde, so miche more *he* falleþ into teres 347, 15 ff.; sächlich: þe bodye ouerleythe so miche þe s. þat *hit* maye not take hedde to þoo þinges 348, 3. Der Verfasser wirft sogar in einem Satzgefüge männliches und weibliches Geschlecht durcheinander: what-tyme þat þe s. ..., as myche as they *it* hadde habundaunce in felynge of goostly graces, þenne *hee* wolde not kepe *hym* in hem wisely, as hit nedid 376, 33. Der Gebrauch des männlichen Geschlechtes erklärt sich aus der Gleichstellung der Seele mit dem mit einer Seele ausgestatteten Menschen; weitere Belege finden sich in m. Anm. zu Gast of Gy 1623. — Ähnlich steht 338, 7 *him* neben *sche* 4 mit Bezug auf *þe spowse of þi sowle,* euerlastynge wisdam, indem 'die ewige Weisheit' mit 'Christus' identisch gedacht wird; vgl. auch þe whiche (Acc.) what-tyme þat þe *mynde* may get, þanne be *hee* gladde 354, 42.

334, 30. *Feble* steht dem vorangehenden *weyke* begrifflich näher als dem folgenden *vnmihtye,* daher verschiebe ich in dem Satze þenne also I fele mye-selfe redye and liht to falle in to vices, and for to with-stande temptaciones weyke and feble, and vnmihtye to alle gostlye excercyses das Komma, das H. hinter *w.* gesetzt hat, hinter *feble.* Suso 79, 12 hat nur einfache Begriffe: perswasum habeo me tunc esse ad vicia *procliviorem,* ad resistendum temptacionibus *debilem,* et ad omnia exercicia spiritualia *minus valentem.* — Die Verdopplung der Begriffe ist überhaupt eine Beliebtheit des englischen Bearbeiters: auf S. 334 z. B. *þe godenesse and þe likynge* of mye presence 8 = *bonitatem* presencie mee 78, 18, *þe bareynesse and myslikynge* of myne absence 8 = absencie *sterilitatem* 19, alle myne *veynus and senues* 12 = omnes *artus* 21, *more pleyne and fulle* informacione 15 = *pleniorem* direccionem 30, for *þe pusillanimite and febelnesse* of spiryte 27 = ex *pusillanimitate* spiritus 79, 10, he hathe lafte þe dwellynge-place *voide and bare* 33 = domicilium *vacuum* dereliquit 17, *loovene and wirchepene* 41 = *laudare* 24, alle excercises semene *litele and smale* 45 = cuncta exercicia *parva* videbantur 80, 3.

334, 39. Zu hit *lihnete* as þe daye ist das Hilfsverb *is* aus is dissoluede and putte owte of þe sowle 38 zu ergänzen; *hit* bezieht sich entweder auf das vorangehende *sowle* oder auf *þe derke clowde*

of malencolye complexione 37. Suso 79, 21 hat einen neuen Begriff als Subjekt: nox caliginosa sicut dies *illuminatur*.

335, 29. What-so-euere he be, þat *welle* love = quicumque amare *voluerit* 81, 20] *welle* mit H. in wole zu ändern, liegt kein Grund vor; *welle* = ne. will steht z. B. auch 336, 5 þis goddelye spowse *welle* be preyede = rogari *vult* 82, 4 neben *wole* 336, 11. 13. 16. 23 usw.

335, 32. Who-so [Lücke] welle he schalle nedes trauayle] H.s Frage, ob who-so wil be welle zu lesen sei, ist zu verneinen; hinter who-so fehlt nur *love,* und welle ist ne. will; vgl. laborabit omnis qui *amare* voluerit 81, 24. — Seine Änderung von þowe in *knowe* 31 trifft das Richtige; vgl. if þou *knowe* hit not *by experience* mit Quod si forte minus *expertus es* 81, 23.

335, 36. þei cesene sone fro þei beginnene = a ceptis continuo desistunt 81, 27.

336, 12. He wotenot *wheyne* (= whence) sche wole come; vgl. Ae. Leg. N. F. ed. Horstmann 185, 507 Saie *wheyne* þou come.

336, 30. Entsprechend vagabundo corde et *oculis tremulis* ac in fines orbis terre rotatis 82, 33 ist in den Worten with a vnstable herte, *flechynge* (zu frz. fléchir) *eyene* turnede abowte in vttrest endes of alle þe worlde ein Komma nicht mit H. hinter flechynge, sondern hinter herte zu setzen.

336, 37. *Worþilye* = *merito* 83, 7, ebenso 371, 12 = 184, 31.

336, 40. Vncomelye hit is þat *a sowle* seche owht in owtwarde þinges, *þe whiche* (d. i. *sowle*) bereþ þe kyngdame of godde with-in (hit)-selfe = indecens, si *anima* quidquam in exterioribus querat *que* regnum dei intra se portat 83, 11. Zur Trennung des Relativs vom Beziehungswort vgl. z. B. *god* halpe hys serwant, *þe wylke* throgh his grace gaf wyctory to Antony (Angl. IV 118, 20).

336, 43. Die Übersetzung von Regnum Dei intra *vos* est = þe kyngdame of godde is with-in *vs* setzt *nos* statt *vos* voraus. Die Hss. von Susos Traktat schwanken 83, 12 zwischen dem allein richtigen *vos* (Vulg. Luk. 17, 21) und *nos*. — Die bei Suso damit verbundene zweite Bibelstelle (Römer 14, 17) deutet der Engländer mit etc. an, übersetzt aber mit and þat is rihtwisnesse, pees and ioye in þe holye goste die Worte, die er bei Suso fand: quod est iusticia pax et gaudium in spiritu sancto.

337, 27. pr*e*se neben pr*ei*se (z. B. 379, 10 f. 19) und pr*ay*se (z. B. 379, 22. 33); vgl. Thei *presiden* God: Mätzner, Spr. II 240, 9.

337, 40. Howe þanne seyst þou þat he is so louelye, þe whiche *euidence in dede* scheweþ wrecthedfulle (soo gresly i-paynned: Caxton bei Halliwell, Dict. i.-p.) and vnlovelye = Quomodo ergo tu dicis amabilem quem *evidencia facti* ostendit miserabilem? 26, 5.

338, 7. þe disposicione and þe forme of þe dedelye body withowtforþ is not, as þou *supposeste* (supposyd: Caxton bei Halliwell, Dict. apparysshande), *to be haldene* (to beholden: Caxton) fowle





and vnsemelye, but þe moste fayre (m. fayrest: Caxton) and aparysshande comelynesse = exterior mortificati corporis disposicio ac forma non est deformitas *censenda* ut tu *putas,* sed maxima formositas 26, 26.

338, 10. Considere not what he semeþ *þat seene,* but *what þat* he haþ suffrede = non qualis apparet *qui videtur* attendere debes, sed qualia perpessus sit 26, 29] Vor *seene* ist *is* einzusetzen; *what þat* steht auch 381, 16 für *qualis* 206, 2.

338, 20. þe abieccione of þe vttere manne is raþer *chewynge* and profe of loue þanne mater of reprefe = exterioris hominis forma magis est amoris *expressiva,* quam deformitatis indicativa 27, 7; vgl. þat þinge pitteþ me in to sorowe þat so manye hertes passene me in loue and in *chewynge of loue in dede* 331, 21 = Hoc me sollicitat, quia tot corda me in amore et omni *amorosa exhibicione* antecedunt 64, 20; *ch*ewynge ist = *sh*ewynge (vgl. zu 33°, 38); zu chiwe = chewe = cêowan vgl. m. Bem. zu 341, 21.

338, 36. After þat I hadde vnderstande *so* cruele maner of turmentes þat wer for to come to me] *so* wird von H. (st. þe?) angezweifelt, aber durch Suso 27, 28 (cum intelligerem *tam* crudelia suppliciorum genera michi iam imminere) bestätigt.

338, 38. Vnneþus any manne *wolde* beleve howe grete and dredefulle *mynde* of deþ þe delycate kynde þanne felte] *w.* (H.s Ergänzung) *b.* entspricht credibile esset 27, 31. — Heißt *mynde* soviel wie 'quantity or amount (of something)' NED 20, und hat *m. of. d.* den Sinn von *dethes* 349, 3? Suso macht quam vehementes et terribiles *mortis pressuras* natura delicata persensit von cr. esset abhängig.

338, 44. Hinter vpon þe morowe (Mane facto 28, 8) fehlt das Verhör vor Kaiphas (Suso 8—11), hinter dampnede 339, 1 die Verspottung bei Herodes (16—20).

339, 3. *þe place of Juwes* will H. in 'burying-place' ändern; es ist natürlich der Richtplatz (locus supplicii 28, 21; juwes = afr. juise; vgl. iewesse Angl. VIII 122, 41).

339, 6. Zu *vmbylappede* (H., vnbylappede Hs., bylapped: Caxton bei Halliwell) vgl. Anglia VIII 153, 9 v. wiþ þe shelde of trewþe.

339, 38. Zur Orthographie des aus ae. sceadan hervorgegangenen Verbs vgl. neben *s*ed(ynges), das H. in sched(ynges) ohne Grund ändern will, *sch*ede 339, 22. 343, 11, *ch*ed(ynge) 346, 38.

340, 1 f. *Inordinate* (H., incidinate Hs.) delyces wird durch *inordinatas* delicias 33, 20, *receve* (H., receveþ Hs.) durch *recipias* 22 gestützt.

340, 17. þinges, þat beþ *ydele*] y. von H. richtig in *yuele* geändert; vgl. *mala* illata 42, 31.

340, 33. To þe wirchepynge and folowynge of þe *crucifixe* (a manne crucifyede 337, 30) = ad gloriam et ymitacionem *crucifixi*

132, 23; so auch 341, 35 = ad crucifixum 127, 1; of þe werrey c. 343, 32 = veri crucifixi 136, 9 usw.

340, 44. He (d. i. Jhesu) schalle ministre to him (d. i. trewe folowere of Jh.) plentevous delyces *of* (ob *with*?) hym-selfe = delicias ei copiosas *apud* se ministrabit 133, 24; vgl. aber hauynge souereyn *delite of* his blessid presence 370, 44.

341, 9. To þe *loo(vyng and)* wirchepynge, von H. in Übereinstimmung mit 334, 41 und ad *laudem et* gloriam 134, 9 ergänzt.

341, 19 f. Whanne þere is tyme *I-nowh, sufficiant and conuenyent* = cum tempus aderit *sufficiens et oportunum* 126, 19] Das Komma streiche ich. — With a sadde and *bidynge* hertlye mynde = cum matura et *morosa* ac precordiali rememoracione 20.

341, 21. Butte þis swete tre be *chiwede and defyede* with þe teþe of affectuese discrecione, þe sauer þer-of schalle not *movene* be felte = nisi hoc dulcissimum lignum dentibus affectuose discrecionis *masticatum* fuerit, sapor eius nequaquam *movebit* 126, 21] Betreffs *defye* = to digest vgl. NED und Halliwell, Dict. — M*o*vene will H. ohne Grund in m*e*vene (27. 357, 33. 358, 20 usw.) ändern; Formen mit *o* kennt NED schon seit dem 13. Jahrh.; vgl. auch vnm*o*uabil 380, 35 und die in gleichem Verhältnis stehenden to pr*e*ve 347, 41. 367, 25 und to pr*o*ve 348, 24. 40 usw.

342, 15. þe auctore and maker of kynde *loueþ* no-þinge inordinate in his kynde, and also þe rihtwisnese of godde *loueþ* none wikkednesse or sinne vnpunychede = auctor nature nil inordinatum in sua natura *relinquit.* Sed nec divina iusticia quidquam mali inpunitum *dimittit* 127, 30; danach ist l*o*ueþ beidemal in l*e*ueþ zu ändern; vgl. zu 376, 32 und 349, 39.

342, 18. Corre*tt*ede ändert H. unnötig in correctede; vgl. Mätzner, Wb.

342, 23. *His* most preciouse tresour: nämlich þe tresorye of þat preciose passione of þe innocente lambe] H.s Frage, ob *þis* statt his zu setzen sei, ist auf Grund von *hic* thesaurus 128, 9 zu bejahen; vgl. auch zu 352, 28. 363, 35.

343, 36. Desolacione of innere manne] H.s *þi* nach of entspricht nicht dem lat. desercio hominis interioris 136, 13 und ist eher, wenn überhaupt nötig (vgl. in vttrest endes of þe worlde 336, 31, hangynge on tre 345, 8, vnder crosse 345, 35. 346, 11, in mynde of my soule [= memorialiter 147, 8] 345, 38) durch þe zu ersetzen.

343, 41. Schal*de* (vgl. NED) vereinzelt neben schal*t* (342, 43 usw.), scha*ll*e 342, 35.

344, 8. Howe þat wirchepfulle moder *hadde hir*; vgl. þe first poynt is howe þou schalt *haue þe* to me 328, 36; how þe discyple schalle *haue hym* 329, 17 = 335, 16.

344, 25. *More* (H., f. Hs.) *feruentlye* = *fervencius* 144, 1.

345, 6. O þou ioye and confort of mye herte, *but* nowe I see



þe with fulle grete mornynge] *but nowe* ließe sich = 'just now, only this moment' fassen; aber das lat. O gaudium et exultacio spiritus mei, *quondam* te vidi cordis mei cum leticia et exultacione, *nunc autem* cum immensa tristicia 145, 4 läßt vermuten, daß *but* adversativ sein soll und der Satz mit *quondam* fehlt.

345, 19. Peresede (fr. percer) wie peresynge 363, 17 (neben persede 336, 3) und teremes (ne. term) 325, 34 (so auch Pr. Consc. 4053), lerenynge 327, 42; vgl. coren (GExod. 3088): biforen 2104.

345, 39. þe wheche *bene ioyefull* (H., ioye Hs.) = qui *gaudent* 148, 3. — 40. þer beþ oþer þat presumene of þe multitude of here merytes, and sumtyme *þat* reioycene hem of þe worþinesse of gostlye excercyses] *þat* scheint dem Schreiber noch einmal in die Feder gekommen zu sein; vgl. alii de meritorum suorum presumunt multitudine, aut exerciciorum spiritualium immensitate letantur 148, 3.

345, 42. Alle mye hope and alle mye solace onelye *hangene vpon* þi passione, my lorde Jhesu, and *of* þe gretnesse of þine merytes, and *of* þe pyte of þine modere. Zum Wechsel der Präpositionen vgl. I haue the knowynge here-of *be* my mevynge and *of* my witte 367, 14 (= *ex* motu et sensu 178, 15) und Anm. zu 351, 26 sowie she myghte thinke *on* noon oþere thinge but *of* god (Angl. VIII 142, 18).

346, 1. þis mynde of mye lordes *passione* (H., f. Hs.) = hec dominice *passionis* recordacio 148, 9.

346, 19. þou *keþedest* to him parfyte bileve in to þe laste ende] Gemäß fidelitatem perfectam usque in finem *servasti* 148, 19 ist *kepedest* zu lesen.

346, 25. *At* (H., let Hs.) þe laste ende = *in* extreme hore examine 148, 26.

346, 34. A *seeke* sowle *gostlye* = Animus *spiritualiter egrotus* 111, 5.

346, 43. *Market with* (f. Hs.) *a crosse abovene* ist nähere Bestimmung zu an instrumente of musyke; vgl. instrumentum quoddam musicale *cruce signatum* 111, 15 und signyd *wiþ* þe crosse (Angl. VIII 170, 29).

347, 2. Sorowfulle and *delefulle* (H., deddfulle Hs.) hertes = corda tristia seu (et Hss. DK) *merencia* 111, 18.

347, 13. Minstrallesye makeþ him þat is merye *more* (H., f. Hs.) *merye* = armonia letum reddit leciorem 111, 29.

347, 17. *Vnseyne before* ioye = *inprovisa* leticia 111, 32.

347, 24. What-tyme I hadde *chose* of hem alle, one, þat was feyrest of alle oþere *as* to mye siht, was likynge and pleysant in myne eyene = cum *opcionem* inter eas haberem, una ceteris pulchrior ut michi videbatur conplacuit oculis meis 112, 8] ch*o*se (Sb.) wollte H. in ch*oi*se (352, 3 = opcio 120, 5) ändern; vgl. aber NED. — Zu dem pleonastischen *as* vgl. *as to* þe siȝhte 356, 16 = secundum

faciem 173, 31, *as to* many folke 361, 38 = apud multos 163, 13, *as in* ensaumple of þoo þinges þat bene passede 346, 24 = preteritorum gestorum sub exemplo 148, 25.

347, 44. Oo þou depe consele *vnbesowht* (vnbesewht Hs.) of godus wisdame, whi betust þou so and *scowregest* (H., soo wregest Hs.) hem þat loue þe = O divine sapiencie abyssus inperscrutabilis quare sic *affligis* diligentes te 114, 16] *vnbesowht* belegt NED erst aus Milton. — Zu H.s Besserung vgl. *betynges and scourgynges* 353, 8 = flagellacionibus 123, 22.

348, 14. Childes condicione (von H. als ein Wort gedruckt) = puerilia iura 114, 30.

348, 28. Zu *haþ þou* vgl. u. a. spekeþ þou Angl. VIII 130, 26, troweþ þou eb. 157, 38, þou knowith 116, 48, þou seiþ 130, 19, þou fillith 140, 28. — 30. Zu *eftersones* (Hs., eftesones H.) bietet NED einen letzten Beleg aus 'c. 1400'. — 35. Ysaie was sawene with treene sawe = serra lignea secatur 115, 20.

348, 41. Byholde þe apostles neuer failynge in tribulacyons, nor *grucchynge* nor *plainynge* = Nonne vides apostolos nec deficere in tribulacionibus nec querulosis *insistere* vocibus 115, 29] Die Hs. hat grucchynge*s* und pl*aiy*nge*s*; H. hat statt dieser Verbalsubstantiva Participia eingeführt; vielleicht aber sind jene richtig und ist entsprechend dem Lateinischen *insistynge in (on)* einzufügen; daß NED *insist* erst aus dem 16. Jahrh. kennt, dürfte angesichts der vielen Anlehnungen unseres Verfassers an die lat. Ausdrücke seiner Vorlage nicht hinderlich sein (vgl. zu 361, 3. 353, 34. 372, 32. 387, 35), anderenfalls könnte man *dwellynge in* setzen (vgl. Crist duelled in preyere al þe nyȝt: NED, Wyclif).

349, 2. Also who dare *byholde inwardly* þe holy martirs, suffrynge so many turmentis with-oute noumbre and harde dethes, and complayne *hem* of tribulacyouns? *Also confessours and virgyns,* þat suffred heer in penaunce-doynge longe *martirdome* and ȝit alle-daye in þe brode weye of byleue for þe loue of god suffren ful harde, both ȝonge men and olde, maydens and wydowes and weddid folke, with grete deuocyone: whos grete tribulacyone and disese, *and hit were knowen,* by resone schulde stoppe thy mouth of playnynge and putte þee in silence] *Also confess. a. virgyns* schwebt bei H.s Interpunktion in der Luft: ich setze auch hinter *martirdome* ein Fragezeichen und ergänze im Sinne hinter dem zweiten Also aus dem ersten Fragesatze who d. byholde. Mit *and ȝit* beginnt ein Aussagesatz, in dem die Kommata hinter harde und folke zu streichen sind. So nähert sich die Übersetzung dem durchsichtigen lat. Texte 116, 4: Sanctos quoque martires quis audeat aspicere et desidios*us* vel querulos*us* esse? Confessores ac virgines longum ducentes martirium, corpora sua cum viciis et concupiscenciis crucifixerunt. Quid denique adhuc hodierna die per



totam fidei spaciosam latitudinem pro amore dei paciuntur iuvenes ac virgines, sed et coniugate ac vidue devotissime, quorum magnitudo tribulacionum *si cognita esset*, silencium ori tuo queruloso inponeret? — Danach ist compl. *hem* in *c. him* zu ändern: das lehrt nicht nur desidios*us* und querulos*us*, sondern auch der Sinn der ganzen Ausführung, der in den Schlußworten gipfelt. — Zu *byholde inwardlye* vgl. y byhelde with þe inner ye of myn herte (oculo cordis 117, 15) 349, 39. — *hit* vor *were kn.* erklärt sich entweder daraus, daß trib. a. disese als ein Begriff gilt, oder daraus, daß hit das Vorhergehende zusammenfassen soll; Susos cognita bezieht sich auf magnitudo.

349, 25. Aus *Arsenius* 116, 31 hat der Engländer meist Arsenie, Arseny(e), hier Arsanye, aus *Macharius* einen Marcharie gemacht. Über letzteren vgl. Horstmann, Ae. Leg. N. F. (Heilbronn 1881) S. CI; er heißt in der Barber zugeschriebenen Legende eb. Machor (: befor 475; 1466). Arsenius ist nicht der 1273 gestorbene Patriarch von Konstantinopel, sondern der Erzieher des Arcadius und Honorius und spätere Einsiedler (357, 14). 'Sanctus apud Graecos colitur die VIII Maii, apud Latinos colitur hac die XIX Julii': Acta Sanct. Julii tom. IV 614. Wenn 349, 26 auf das Einsiedlerleben des Arsenius, Macharius und Paulus hinweist, so vergleiche man Angl. IV 137, 42, wo P. þe fyrst hermet genannt wird.

349, 27. *In* (H., þat Hs.) grete deuocyoun = devotissime 117, 5.

349, 39. What-tyme þat y by*h*elde þese knyghtes, I see my-selfe but as a pore worme] By*h*elden hat nach NED das 12. Jahrh. nicht überlebt; daher ist *e* der Stammsilbe in *o* (by*h*olde 353, 17) zu ändern; betreffs der Verwechselung beider Schriftzeichen vgl. zu 347, 44, ferner Cum hos milites *intueor*, me nichil esse exclamo 117, 14.

349, 41. þat litil disese þat I wente y hadde suffred, atte þe siȝte of hem I lese and softly *seke* and mourne] Ist *seke* mit Hilfe von '*Cekyn* or wexe seke infirmor' (NED sick v[1]) zu deuten? Vgl. das Adj. *seke* 362, 2. 368, 27 neben dem gewöhnlichen sieke 354, 44. 361, 43 usw. Oder steht seke für *sike* (ae. sican)? Letzteres halte ich für wahrscheinlicher, da es begrifflich dem mourne näher steht und wir wieder die zu 334, 30 besprochene Gewohnheit des Engländers hätten, einen Begriff (respiro) durch zwei Worte wiederzugeben; vgl. si aliquid tristabile me habere putabam, ad eorum aspectum perdo, suaviterque *respiro* 117, 17. Betreffs *e* für *î* verweise ich auf meine Belege in Herrigs Arch. 148, 268.

350, 11. If a wise soule *and* by vndirstandynge wole gladdely suffre þat þat commith aȝens þe wille] Das unverständliche *and* wird durch si prudens animus hoc quod involuntarie illatum est, voluntarie pati voluerit 117, 31 nicht gedeckt.

350, 18. *Hem* (H., hym Hs.) þat *were* rebelle = rebelle*s* 118, 4.

350, 30. *Soo þat* = si (m. Kj. Pr. 118, 12) = dummodo 355, 6

(172, 10). 372, 11 (189, 6). — 31. þe pyneful presence of hem greuith so moche and dissesith oþere-while *þat* (H., f. Hs.) þey semen passynge mannes myȝhte forto bere = eorum presencia afflictiva tam vehementer angit et movet, *ut interdum* quoque virtutem humanam excedere videantur 118, 13] *þat* sollte also vor *oþere-while* stehen.

351, 20. Meritorye *ne* (H., in Hs.) so grete preisynge worthy = non meritoria *nec* tanta laude digna 119, 10. — 22. *ffor we* (H., ffolowe Hs.) *fynde* = invenimus 119, 12.

351, 26. Alle þat schulde not helpe þe so moche to good liuynge as þis o þinge, þat is to seye: *þorouȝ* charite *of* a clene herte and good conscience and feith not feyned to forsake þy-selfe and commit the alle-holly to god = hec omnia non tantum ad bonam tibi vitam conferrent, quantum hoc unum, scilicet *ex* caritate, *de* corde puro, et consciencia bona et fide non ficta teipsum deserere, et totum te deo committere 119, 17] Danach ist hinter charite ein Komma zu setzen, indem vier Eigenschaften nebeneinander stehen.

351, 36. Pr*e*ued mit H. in pr*i*ved (privari 119, 26) zu ändern, liegt kein Grund vor; vgl. zu 349, 41 und pr*e*ueist chaumber of my herte 370, 24 (= cubiculum cordis mei secretissimum 183, 29), s*e*þen (ne. since) 366, 41, ȝ*e*uen 357, 35, gr*e*nne (ae. grin) 359, 39. 362, 8, l*e*uynge (vivens 164, 24) 362, 30, sp*e*rite 373, 15, vis*e*bily 369, 32 usw.

351, 45. *And* (H., in Hs.) thy heuenly melody dryueþ aweye for þe tyme þe spirite of sorowe = *et* tua celestis modulacio spiritum tristicie (saltem) ad tempus fugat 120, 2.

352, 6. *þat man* þinketh þat he suffreþ is as noȝt, *to whome* euerlastynge wisdam so sweetly harpith in aduersite = se quasi nichil pati existimat cui tam dulciter eterna sapiencia in adversis cytharizat 120, 8] Zur Stellung des Relativsatzes vgl. zu 336, 40 und water ... þat turneth not aȝen 360, 14.

352, 10. As in an harpe þe strynges in porcyone (ob *proporcyone?*) *streyned and wasted* ȝeuen a swete sowne = sicut in cythara corde *proporcionaliter protense* sonum reddunt suavem 120, 12] *waste* fasse ich, von der Bedeutung to diminish (NED 3) ausgehend, als 'verkürzen'. — Be euen *porcioune* (NED: Portion 7) kann zu der Vermutung führen, daß porcioune für proporc. gebraucht werden konnte.

352, 27. Bothe þe inner and þe *vtter* coumforte of good soulles] Sollte der Engländer in der Stelle bonarum mencium internam *eternamque* consolacionem 120, 28 *ex*ternam statt *e*ternam (= *ae*ternam) gelesen haben? — 28. Moor profitabil þan þis (H., is Hs.) most precyous tresoure = *hoc* thesauro preciosissimo utilius 121, 33.

352, 33. Hit *getith* the loue of famyliarite of god = divinam *parit* familiaritatem 121, 5] Zu to get = to beget vgl. get of the dewell: Torrent 925.



352, 36. Euery witty man take hede how grete a fole hee were þat wolde ofte-sythes take hede to þe profit of tribulacyone and þer-with desyred *not* his supportacyone] *not* gibt der Stelle einen anderen Sinn, als Suso beabsichtigt: perpendat unusquisque sensatus, quam stultus hic esset quicumque eius (d. i. *tribulacionis*) pensaret utilitatem, et ipsius *vellet* habere subportacionem 121, 9; vgl. zum Sinn auch Bem. zu 349, 2.

353, 18. I forȝet alle sorowful þinges *and þat* (þ. zu ändern in *þanne*) passen oute of mynde alle þoo þat myghte haue traueile or sorowe = cunctorum obliviscor tristabilium *et* in oblivionem cuncta veniunt quecumque laborem seu dolorem prestare potuerunt 123, 32.

353, 29. *I-see* þat felawschip of Seintes þe whiche schedden oute þe beemes of her clere kunnynge. þou schalte fynde sum þe whiche usw.] H. will *I-see* in See (Imperativ) ändern; ich bleibe beim Part. Pf. (vgl. y-radde 356, 21), mache statt des Punkts vor þou ein Komma und übersetze: 'Bei einem Blick auf die Schar der Heiligen wirst du finden ...'; über seen (quasi-prep. and quasi-conj.) vgl. NED und Sapiencia respondit: In illo choro sanctorum qui velud luminaria magna claritate sciencie choruscabant, invenies quosdam qui 170, 10.

353, 34. I willynge forto condescende to thyne *inexperiens* (H., experiens Hs.) and vnkunnynge = *inexperiencie* et inerudicioni tue condescendere cupiens 170, 15. *Inexp.* belegt NED erst aus 1598.

353, 42. Where and what-tyme þou *mayste a place* of reste] H. setzte als vb. regens *haue* ein; nach Suso 170, 25 ubi et quando locum possis *reperire* quietis dürfte *fynde* das richtige sein. — 44. *Flee* (H., fele Hs.) the periles of turblaunce of þis noyous worlde = perturbaciones mundi *fugere* perstrepentis 170, 27.

354, 7. þou schalte louse þyne affeccione *with alle* þi (H. unnötig statt *þe* Hs.) *diligence* fro alle þoo þinges þat myghte lette þe fredam. þere-of (d. i. affeccione) = Affectum tuum *cum omni diligencia* absolvas ab hiis omnibus, que libertatem ipsius (d. i. affectus) inpedire possent 171, 2.

354, 11. Das lat. Zitat aus Exod. 16, 29 nullus egrediatur [h]ostium domus sue (ungenau statt egr. de loco suo) ergänzt H. gemäß der Vulgata durch *die septimo;* Suso hat *die sabbati* 171, 7 und auch der Engländer in der auf das Zitat folgenden Übersetzung *vpon þe sabot-daye.*

354, 17. Forto kepe þe sabbate, is to haue þe herte free fro alle fleschly affeccione; and so riȝt *sweetly* in pees of herte, as in þe hauene of scilence, and þe loue and felynge of his maker god = Sabbaticare est cor ab affeccione carnali absolutum esse, et in pace cordis sui tamquam in portu silencii, in amore et fruicione conditoris suaviter *quiescere* 171, 10] Die Erklärung des Begriffes forto kepe þe sabbate wird hinter affeccione, wonach ich statt H.s

Semikolon höchstens ein Komma setze, unverständlich: es ist etwa *to reste* = Susos quiescere hinter *sweetly* einzuschieben.

354, 24. What þinge soeuer be þat is dyuerse fro these: þowȝ hit *seme* (H., come Hs.) grete in hit-selfe] Das Kolon ändere ich in ein Komma; *seme* wird durch Quidquid ab hiis diversum est, quamvis magnum *videatur* 171, 18 gestützt.

354, 29. So fewe comen to perfeccione, for þey *dispiseden* her tyme in mene thinges þat beþ not myche profitabil, and the dewe remedyes þey leuen and putten by-hynde] *dispiseden* ist in *dispenden* (360, 36) oder *despenden* (359, 44) zu ändern. H. wollte disposeden schreiben, hätte aber das Prät., das zu comen, leuen, putten nicht paßt, nicht beibehalten dürfen; vgl. auch paucissimi ad veram perfeccionem perveniunt, quia in mediis non multum proficuis tempus *expendunt*, debita remedia negligunt et postponunt 171, 22.

355, 10. þe lustes of her *herte is* = desideria *cordis* sui 172, 13] Es ist natürlich *herteis* zu schreiben; zur Beibehaltung des *e* vor vokalisch anlautender Endung vgl. u. a. passingl*e*y 344, 17, thonk*e*ynges 376, 46. 380, 11. 382, 19; liȝt*e*yngis 373, 15; ȝifft*e*es 325, 41.

355, 16. þey *schulle* (H., schulde Hs.) be laft = *remanebunt* 172, 18 (vgl. they sch*u*l 365, 8 usw.). — 18. þoo worthy floures, holyest faders, þe whiche spradden oute þat swete *odour* of her souerayn holynesse = illos egregios flores sanctissimos patres, qui incomparabili *flagrabant* studio sanctitatis 172, 18] Der Engländer scheint f*r*agrabant statt f*l*agrabant gelesen zu haben. — Darauf folgt: and *bisye* to take her purpos] H. wollte were vor b. einschieben; *bisye* aber ist Imperativ, und hinter holynesse ist ein Komma zu setzen: et eorum *festines* propositum suscipere 172, 20.

355, 25. Cleuynge euere to þe souerayne *god* (summo *bono* semper inherendo 172, 28) þat is god] ae. gôd und god sind nicht immer in der Orthographie geschieden; wir finden sogar g*oo*dly = divinus 37. 380, 44. 381, 23. 382, 41, my g*oo*d euerlastynge 358, 35 = deus eterne 157, 13.

355, 34. þat heelful weye, þat þyne Arsenie *tauȝte of þe aungel* kepte hym-selfe and badde his *disciple* kepe, þat is to seye: '*Flee, kepe scilence and be in rest* — þese', hee seide, 'beþ þe *principales* of gostly hele'.] *t. of þe a.* (ab angelo edoctus 173, 5) ist in Kommata einzuschließen und *d.* in disciple*s* (su*is* discipul*is* 6) zu ändern; vgl. auch *Tres* S. Arsenio fuere discipuli, nimirum Daniel, Zoïlus et Alexander: ASS. Juli, Bd. IV 613a und Audivit vocem dicentem: Arseni *fuge, tace, quiesce:* nam hae sunt *radices*, quibus a peccato immunis fias eb. 619.

Berlin. G. Schleich.

(Fortsetzung folgt.)



Die französischen Satzortsnamen.

(Fortsetzung, s. Archiv Bd. 151, S. 260 ff.)

1a. Ich betrachte hier die Ortsnamen, welche aus einem Imperativ + Vokativ bestehen; ihnen schließen sich noch ein paar an, die einen Imperativ + Adverb oder einen doppelten Imperativ zeigen. Mit ihnen haben sich schon Darmesteter, Mots comp. S. 228 A. 5 und Suchier in Gr. Gr. I², 831 kurz beschäftigt, während Nyrop und Meyer-Lübke ihrer nicht gedenken. Es handelt sich um eine Anrede an Tiere, selten an Menschen oder Gegenstände, zunächst und vornehmlich mit *chante*, dann aber auch mit anderen Verben. Wenn auch Italien diese Ortsnamen in gewisser Ausdehnung kennt und sie auch Spanien nicht ganz fremd sind, so erfreuen sie sich doch besonders auf gallischem Boden großer Beliebtheit, und ihre Zahl daselbst ist so groß, daß sie unter der Masse französischer Ortsbezeichnungen, wie man schon aus Joanne ersehen kann, einen bestimmten Einschlag mit malerischer Färbung darstellen.[1] Als die häufigsten Bildungen erscheinen *Chante-loup* (*Chante-louve*) und *Chante-merle*, dann *Chante-raine*, *Cante-pie*, *Chante-gril*; im Dep. Vienne allein zählt man 9 Örtlichkeiten *Chante-loup* und 9 *Chante-merle*, im Dep. Mayenne 11 *Chante-loup*, 8 *Chante-mesle* (= *merle*) und 10 *Chante-pie*. Was die Verteilung auf die einzelnen Departements angeht, so kann man natürlich so lange keine rechte Übersicht haben, wie noch mehr als die Hälfte der Departement-Wörterbücher aussteht, ich möchte daher zu diesem Punkte nur bemerken, daß Basses-Pyrénées keinen unserer Namen aufweist, Pas-de-Calais und Moselle nur je einen, Haute-Marne und Meuse nur wenige. Süden und Zentrum dürften, soweit man bis jetzt urteilen darf, stärker beteiligt sein als der Norden. Der älteste Beleg ist, wie Suchier bemerkt hat, *Terra de Cantalupis* v. J. 804 (Hérault); man ersieht daraus, daß schon früh von dem Schreiber der lateinischen Urkunde das syntaktische Verhältnis nicht erkannt wurde, und das gilt m. W. auch für die Folgezeit, wo es, soweit nicht die Vulgärform beibehalten wurde, neben *de Cantalupis* auch *de Cantante lupo*, *de Cantacorpo*, *Cantans pica* heißt, wärend bei Imp. + Objekt der Sachverhalt nicht selten erkannt, also z. B. *locus qui vocatur Pendelupum*, zuweilen auch *ubi dicitur Pendelupum* geschrieben wurde. Was den eigentlichen Hergang bei der Namengebung betrifft, so stelle ich mir denselben so vor, daß ursprünglich unbewohnte Stätten, also Stellen in Flur und Wald, die reich an Singvögeln, Grillen, Wölfen, Fröschen waren, unsere Bezeichnungen erhielten, deren Eigenart darauf beruht, daß man, statt zu sagen

[1] Es macht dabei sehr wenig aus, daß bisweilen eine von den Departement-Wörterbüchern verzeichnete Örtlichkeit heute nicht mehr existiert.



'Stelle wo die Amsel singt', was zu umständlich gewesen wäre, das Tier anredete und es in lebhafter, temperamentvoller Weise und nicht ohne einen Zug von Schalkhaftigkeit das zu tun aufforderte, was es sowieso schon reichlich tat.[1] Beziehen sich doch noch heute verschiedene unserer Namen nur auf Gehölze, Berge, Fluren, Bäche, z. B. *Chantaussel* (Hautes-Alpes), *Chante-perdrix* (Hautes-Alpes, Drôme, Haute-Loire), *Chante-reine* (Haute-Loire, Yonne), *Chante-lauze* (Haute-Loire). Später fand dann Übertragung der Bezeichnung auf die erste bauliche Ansiedlung an den betreffenden Orten statt. Freilich dürfte bei *Chante-coq* (*Chante-elair*), trotzdem im Dep. Aube nur ein Gehölz so heißt,[2] die Bezeichnung eines isoliert gelegenen Gehöftes, von dem der Hahnenschrei in die Weite klang, das Ursprüngliche sein, vgl. *Chante-coq* für eine 'maison isolée' im Dep. Eure und *Chante clair* für einen Pachthof im Dep. Ain.

Fassen wir nun unsere Gruppe etwas näher ins Auge. Ich gehe von den Bildungen aus, bei denen *chanter* berechtigt oder wenigstens mehr oder weniger berechtigt erscheint, nämlich mit *oiseau, merle, alouette, grive, fauvette, pinson, caille, cigale, gril* (heute *grillon*), *coucou*[3], *coc* neben *gal* (*poule, poulet, geline*), *duc*[4] neben *ouant*[5], *heu, heux, cheu*[6], also unter Mitanführung der südlichen Formen: *Cantauzel, Chantauzel, Canta-aussel, Chantaussel, Cantaussels* (Dordogne, Aude, Hérault, Hautes-Alpes), *Chante-oiseau, Chantoiseau*[7] (Haute-Loire, Yonne), *Canta-auzeillo* (Aude) — *Chantemerle, Cante merle* (Haute-Marne, Ain, Aube, Aisne, Gard, Loire-inf., Marne, Nièvre, Vienne, Hautes-Alpes, Drôme, Aude Dordogne, Pas-de-Calais, Deux-Sèvres, Charente-inf., Maine-et-Loire, Nord, Puy-de-Dôme, Saône-et-Loire, Savoie, die letzteren sechs nach Joanne), *Cante-merles* (Hérault), daneben dialektisch vornehmlich im Zentrum und Süden *Chante-mesle* (Mayenne, Eure-et-Loir, Haute-Loire), *Chante-melle, Chantemel* (Seine-et-Oise. Nord, nach Joanne; vgl. die im 18. Jh. bezeugte Form *Cantemel* für das *Cantemerle* im Dep. Pas-de-Calais), *Chante-messe* (Haute-Loire, Aude) — *Canta-*

[1] Das gleiche Verfahren zeigen auch Bezeichnungen von Tieren wie *pêche-lernard, pêche-martin*, nur daß hier noch statt des Appellativs im Vokativ ein Personenname erscheint.

[2] Hier kann vielleicht der Auerhahn oder das Birkhuhn gemeint sein.

[3] Schon bei der Marie de France, Fab. 46, 15 erscheint der Ruf des Kuckucks als Gesang aufgefaßt. Ob in Philomena V. 22 *cucus* das Ursprüngliche ist, muß als unsicher gelten, s. Varianten.

[4] Für *duc* als Eulenart hat God. IX, 417 nur einen Beleg, diese Bedeutung begegnet aber auch Philomena V. 21, wo der *duc* auch 'singt'; letztere Stelle steht übrigens bei God. IX, 214 unter *coucou*.

[5] Sonst ist mir nur afrz. *huant* bekannt, heute in *chat-huant*.

[6] Diese Wörter finde ich in den Wörterbüchern nicht, daß sie aber schallnachahmend 'Kauz' oder 'Uhu' bedeuten sollen, kann kaum zweifelhaft sein, vgl. afrz. *hua* (God.), prov. *cäu*, afrz. *chahu*, s. Zs. XXXVII, 237 zu V. 22.

[7] Man vergleiche die deutschen Ortsnamen 'Vogelgesang', 'Vogelsang'.



lause (Aude), *Chante-lauze*[1] (Haute-Loire, Puy-de-Dôme, letzteres nach Joanne), *Chante-alouette* (Drôme, Haute-Loire, Dordogne, Cantal), *Chantaloude* (Landes) und *Chantaloue* als alter normannischer Personenname, beide von Darmesteter S. 228 und 207 angeführt — *Chante-grive* (Ain) — *Chante-fauvette* (Dordogne) — *Chante-pinson* (Dordogne) — *Chante-caille* (Deux-Sèvres, Isère, letzteres nach Darmesteter a. a. O.) — *Chante-cigale, Cante-cigale* (Dordogne, Gard) — *Chante-gril* (Corrèze, nach Joanne), *Cantagrils* (Hérault), *Cante-gril* (Aude, Gironde, letzteres nach Joanne), *Cante-greil C.-grel, Chante-greil, Ch.-grel* (Dordogne, Cantal), *Ch.-grelle* (Vienne), *Chante-grillet* (Ain), *Chante-grelet*[2] (Deux Sèvres, Vienne)[3] — *Chante-cougol, Ch.-coguol, Cante-cogul, C.-couyoul* (Dordogne, Cantal, Gard, Aude), *Chante-coucou* (Deux-Sèvres, Vienne, Hautes-Alpes), *Cante-cocu* (Aude, im 12. Jh. terra de Cantacugul) — *Chante-coq, Cante-coq* (Aube, Marne, Eure, Eure-et-Loir, hier als Bezeichnung eines 'menhir', Loiret, Seine-inf., letztere nach Joanne), *Cante-gal, Chante-gal,*[4] *Canto-gal, Chante-jal* (Dordogne, Hérault, Lozère, letzteres nach Joanne), *Chante-geline* (Dordogne), *Cante-galline*[5] (Tarn, nach Joanne), *Ch.-poule* (Dordogne), *Ch.-poulet* (Ain) — *Chante-duc* (Hautes-Alpes), Drôme, Haute-Loire), *Ch.-heu* (Meurthe, 1182 Prata de Chanteheue), *Ch.-heux* (Meurthe, 1151 de Chantehui; Meurthe-et-Moselle, nach Joanne), *Ch.-cheu* (Dordogne), *Ch.-ouant* (von Darmesteter S. 228 A. 5 aus Jauberts Glossaire du Centre angeführt), *Chantouan* (Vienne). Im Anschluß hieran sei als auffallend vermerkt, daß ich ein *Chante-rossignol* nicht angetroffen habe, doch ich zweifle kaum, daß es existiert hat oder noch existiert. — Es hat nun, und teilweise sehr frühzeitig, eine Übertragung des *chante* stattgefunden, zunächst auf andere Vögel, für deren Laute wenigstens das heutige Französisch andere Verba verwendet: *corp* 'Rabe', *geai, graille, grue, perdrix, pie,* von denen die letzteren beiden besonders häufig begegnen, also

[1] Dauzat, Les noms de personne S. 103 erklärt zutreffend den heutigen Familiennamen *Chantelauze*, nur ist gewiß der Ortsname der Durchgangspunkt gewesen.

[2] Von Darmesteter S. 228 A. 5 wird auch noch *Chante-grelot* aus Jauberts Glossaire du Centre namhaft gemacht. Er sieht übrigens ebenda *graille* in *Chante-graille* als Nebenform zu *gril* an, aber *graille* ist = 'Krähe', s. weiter unten.

[3] Hierher stelle ich auch *Chante-gris* (Haute-Loire, Cantal, Ain), denn die alte Form ist in Haute-Loire und Cantal *Chante-grel* (*-greil*); vielleicht gehört auch *Chante-gril* hierher, das Joanne aus dem Dep. Landes verzeichnet.

[4] Auch wohl *Chante-géal* (Cantal) ist hierherzuziehen, und desgleichen *Chante-jail* (Haute-Loire), wenn sich in letzteres auch *geai* 'Häher' eingemischt haben kann, s. *Chante-jay* in dem gleichen Departement.

[5] Daß auch Hennen krähen oder zu krähen versuchen, ist bekannt, der Frage aber, in welcher Ausdehnung dies geschieht, um eine entsprechende Ortsbezeichnung erklärlich erscheinen zu lassen, vermag ich hier nicht nachzugehen.

Ch.-corps (Deux-Sèvres, Corrèze, letzteres nach Joanne), *Cante-corps* (Gard) und wohl auch *Chante-cor* und *Cante-cort* (Dordogne) — *Ch.-geai* (Vienne), *Ch.-jay*[1] (Haute-Loire) — *Cante-graille* (Haute-Loire), *Ch.-grail*[2] (Haute-Loire), *Ch.-grolle* (Vienne), dessen *grolle* das heutige *grolle, grole* 'Krähe' ist, dial. aber den Sinn von 'Rabe' hat, s. A. L. c. 324 und vgl. God. IV, 304a, und als dessen Basis man eher ein *graula* (REW. 3850) als ein *gragula* (Thomas, Mél. ling. S. 87) anzusehen hat — *Ch.-grue* (Vienne,[3] Creuse, Doubs, die letzten beiden nach Joanne; Darmesteter aus Jauberts Gloss. du Centre) — *Ch.-perdrix* (Haute-Loire, Gard, Drôme, Hautes-Alpes, Ardèche, letzteres nach Darmesteter), *Cante-perdrix* (Gard, Aude, Cantal) — *Ch.-pie* (Loire-inf., Mayenne, Vienne, Eure, Eure-et-Loir, Dordogne, Calvados, Cantal, Manche, letzteres nach Darmesteter), *Cante-pie* (Calvados, Seine-inf., letzteres nach Joanne). Weiterhin wird mit zweifelloser Ironie auch anderen Tieren Gesang zugesprochen, so dem Marder (*foin*), dem Fuchs, und ganz besonders häufig dem Frosch (*raine*) und dem Wolf nebst Wölfin: *Ch.-foin* (Vendée, nach Darmesteter[4]), *Ch.-renard* (Dordogne, Drôme,[5] Darmesteter aus Jauberts Gloss. du Centre), *Chantrenard* (Cher, nach Joanne) — *Ch.-raine* (Aisne, Ain, Vienne, Haute-Marne, Marne, Meuse, Pas de Calais, Eure), *Ch.-reine* (Haute-Loire, Mayenne, Nièvre, Yonne, Eure-et-Loir, Hautes-Alpes, Drôme), *Ch.-reyne* (Aude), *Ch.-reigne* (Aube), *Ch.-rane* (Dordogne), *Canta-rane* (Aude), *Cante-rane* (Dordogne, Vienne, Gard), *Cante-ranne* (Pyrén.-Or., nach Joanne), *Canta-ranne* (Hérault), *Cante-raine* (Calvados, Pas-de-Calais, Nord, Somme, Gironde, die letzten drei nach Joanne), *Chantraine* (Haute-Marne, Meurthe, Meuse, Deux-Sèvres, Aisne), *Chantrenne* (Moselle) — *Chante-loup* (Marne, Mayenne, Nièvre, Eure, Eure-et-Loir, Haute-Loire, Loire-inf., Deux-Sèvres, Calvados, Aube, Ain, Vienne), *Canta-loup* (Hérault, Dordogne, Aude), *Cante-loup* (Cantal, Calvados, Gironde, Manche, Landes, die letzteren drei nach Joanne), *Ch.-lou* (Eure), *Ch.-lo* (Loire-inf.), *Cante-leu* (Pas-de-Calais, Calvados, Seine-inf., letzteres nach Joanne), *Cante-leux* (Pas-de-Calais, Nord, letzteres

---

[1] Allerdings sagt Arnaut de Maruelh vom Häher, daß er 'singt', während Peire d'Alvernhe richtiger *cridar* gebraucht, s. Hensel, Die Vögel in der prov. und nordfrz. Lyrik in Rom. Forsch. XXVI, 620.

[2] Da im Provenzalischen nur *gralha* belegt ist, könnte man *grail* auch als Schreibung für *greil* 'Grille' ansehen, doch vgl. oben *Chante-mel* für *Ch.-melle* und weiter unten *foin* für *fouine*.

[3] Neben zwei *Chante-grue* erscheint hier auch ein *Ch.-groux*, das vielleicht ebenfalls hierhergehört, da die 1621 bezeugte Form *Chantegrue* ist.

[4] Darmesteters Deutung von *foin* als Maskulinum zu *fouine* wird durch A. L. c. 601 vollkommen bestätigt, indem dort in einer ganzen Reihe westlicher Departements *fwẽ* verzeichnet ist.

[5] Hier ist aber zu beachten, daß Ort und Fluß früher *Rissigaut* hießen und erst im 17. Jh. *Chante-Reynard* (sic) auftaucht.



nach Joanne), *Chanloubet*[1] (Dordogne), *Ch.-loube* oder *-louve* (Haute-Loire, Hautes-Alpes, Drôme, Vienne, Ain, Dordogne, Deux-Sèvres, Cantal, Isère, letzteres nach Joanne), *Cante-loube* (Dordogne, Lot, letzteres nach Joanne), *Ch.-loupe* (Hautes-Alpes), *C.-loubo* (Aveyron, s. Index des Cartulaire de Conques ed. Desjardins), *Cante-laube, C.-lauvette* (Dordogne), *Ch.-lauvette* (Dordogne). *Mule* in *Chante-mule* (Haute-Loire) detoniert gegenüber den anderen Tieren des Feldes und Waldes, wenn es = 'Mauleselin' aprov. *mula* ist; man hat aber wohl *mule* als Femininform zu *mul* 'Maus' anzusehen, welches Wort m. E. durch *talpas: muli qui terram fodiunt* der Reichenauer Glossen sowie durch nfrz. *mulot*[2] vorausgesetzt wird und durch *mul* (neben *mulet*) bei Marie de France, Fab. 73, 67 eine Stütze erhält, vgl. Warnkes Ausgabe S. LIII — LIV und als sachliche Parallele *Pipe-souris* (Eure-et-Loir). Selbst Tiere, die über keine Laute verfügen, scheinen ins Spiel zu kommen, wenigstens vermag ich das schon afrz. *loche* in *Chante-loche*, das Jaubert, Gloss. du Centre verzeichnet, nicht anders als den Fisch aufzufassen, und in *Ch.-égrijole* (Dordogne) sehe ich die 'graue Eidechse', da Mistral unter *grisolo* die Formen *egrinjolo, eigrinjolo* für Périgord und *engrisolo* für die Rouergue verzeichnet. Überrascht hat mich übrigens im Hinblick auf altital. *Cantacapra*,[3] daß ich auf kein *Chante-chievre* gestoßen bin. Bevor ich fortfahre, sei noch auf zwei formale Dinge aufmerksam gemacht. Wir sahen, daß mehrfach vor Vokal und zuweilen auch vor Konsonant das *e* von *chante* geschwunden ist, in welchem Falle ich zusammengeschrieben habe, ferner aber, daß sich am Ende mehr als einmal ein *s* oder *x* findet, das nicht stammhaft, sondern füglich nur ein erhaltenes Nominativ-*s* sein kann, so in *Ch.-corps, Canta-grils* und auch wohl *Ch.-gris*, falls nicht 'graues Rebhuhn' gemeint ist, s. Mistral unter *griso, Cantaussels, Ch.-heux, Ch.-leux, Cante-merles* (Hérault), wo wir es mit dem prov. männlichen *merle* zu tun haben werden; auch *Grate-pouils* (Aude) sei in diesem Zusammenhang genannt. Wenn Joanne für Haute-Marne ein *Chantraines* und für Haute-Loire ein *Ch.-grailles* angibt, so zeigen doch die Dep.-Wörterbücher *Chantraine* und *Ch.-graille,* und auch ein *Les Gratte-chiens* (Marne), wo doch *chiens* nicht Objekt sein kann, spricht kaum dagegen, da hier vermutlich ein ursprünglicher Nom. Sg. *chiens* mißverständlich als Plural aufgefaßt worden ist. — Der Bildungen mit *chante*, in denen der Imperativ eine Person be-

---

[1] Hier sieht man nicht nur das *e*, sondern auch ausnahmsweise das *t* unterdrückt. Ein aprov. *lobet* erscheint nicht belegt, doch liegt afrz. *lovet* 'junger Wolf' vor.

[2] Die Zusammenstellung von nfrz. *mulot* mit einem **molwurp* in REW. no. 5652 halte ich nicht für angängig.

[3] Bei Guillem de la Tor mit Provenzalisierung als *Cantacabra* erscheinend (Suchier, Denkm. S. 323 V. 20); es war eine Besitzung der Malaspina, s. Bergert, Trobador-Damen S. 87—88.

zeichnet, sind es nur wenige: *Ch.-baron* (Hautes-Alpes), *Ch.-brune*[1] (Ain), *Ch.-pucelle*[2] (Jaubert, Gloss. du Centre). Als Träger der Handlung ist auch wohl ein Mensch gedacht in den eigentümlichen *Ch.-notes* (Drôme) und *Ch.-lays* (Eure-et-Loir), die syntaktisch zu no. 1 gehören. — Zahlreicher sind wieder die Übertragungen auf Lebloses verschiedener Art; man hat sie bis jetzt m. W. gar nicht beachtet und die Motive für ihre Bildung sind mehrfach nicht leicht zu erkennen. *Ch.-roc* (Haute-Loire) — *Ch.-pierre* (Mayenne, Aube) — *Ch.-faye* (Dordogne), worin ich das veraltete *faye* 'Buchenwald' erblicke — *Ch.-rave*[3] (Cantal), dessen *rave* ich als 'Rübe' und nicht als 'Kaulquappenschnecke' deute, denn auch ein *Chante-avoine* muß existiert haben oder existiert vielleicht noch, da der heutige Familienname *Chantavoine* nicht anders als aus einem Ortsnamen zu erklären ist — *Cante molins,* das wenigstens Darmesteter im Register namhaft macht mit einer leider nicht stimmenden Verweisziffer — *Chantouillet* (Vienne), das m. E. = *chante-ouillet* 'singe, Trichter' ist, s. A. L. c. 1549 und vgl. God. V, 665 — *Ch.-manche* (Seine-et-Marne, nach Joanne), worin vielleicht *manche* = 'Trichternetz' (Ausdruck der Fischerei) ist — *Ch.-toile* (Dordogne), wobei ich mir den Anschauungsprozeß ebenso wenig vorstellen kann[4] wie bei *Ch.-barbe*[5] (Haute-Loire), das für 1523 als *Champenbarbe* bezeugt ist, man müßte denn gerade an *Barbe* = 'Barbara' denken und an *Pisse-Bernard* (Eure-et-Loir) erinnern wollen. Für sich stehen *Chantavril* (Ain) und *Ch.-gain* (Vienne), dessen *gain* ich die Bedeutung 'Herbst' zuschreibe (s. God. IV, 195b); es werden hier also einmal ein Monat und einmal eine Jahreszeit mit sehr beachtenswerter Verbalmetapher angeredet. — Am Schluß dieses Chante-Abschnittes will ich nicht verschweigen, daß eine Anzahl von Bezeichnungen übrigbleibt, welche mir problematisch erscheinen oder ganz undurchsichtig sind: *Ch.-buxin* (Deux-Sèvres), das 1260 als *Ch.-buzein* auftritt und in dem wir vielleicht eine Ableitung von *buse* 'Bussard' vor uns haben, vgl. *corbin* zu *corp* — *Ch.-gairie* (Mayenne) — *Ch.-louas* (Côtes du Nord, nach Joanne), das möglicherweise einen alten Nominativ von *louvat* 'Wölfchen' (s. God. unter *lovat*) zeigt, wiewohl das Fehlen des *v* recht auffällig wäre —

---

[1] *Brune* 'Abenddämmerung' kann doch wohl kaum in Betracht kommen.

[2] Vgl. *Champ-pucelle* (Pas-de-Calais), das vielleicht erst aus *Chante-pucelle* umgedeutet ist, aber freilich in *Chandaloue* (Vienne), das 1154 als *Champdalouhe* 'Lerchenfeld' erscheint, eine gewisse Stütze hat. Oder ist überhaupt bei *pucelle* an den Fisch 'Vinte' zu denken? Vgl. oben *Ch.-loche.*

[3] Ehemalige Mühle, 1544 *de Chanta-Rava.*

[4] Nach der Table des A. L. müßte man auf c. 586 irgendwo *toile* für *foin* verzeichnet finden; ich habe es nicht entdecken können.

[5] In der Table des A. L. ist bei *barbe* am Schluß u. a. *rouge-gorge* angegeben, aber eine Karte ist nicht namhaft gemacht, und es ist mir auch hier nicht geglückt, die Mysterien des A. L. zu durchdringen.



Ch.-nag[1] (Dordogne) — *Ch.-mialou* (Cantal) — *Cante-louzel* (Dordogne) — *Ch.-brane*,[2] nach Joanne Name eines Waldes in den Basses-Alpes — *Chantrud* (Aisne), das 1114 als *de Cantruvis*, dann als *Chantruis*, *Chantrus*, *Chantru* bezeugt ist; daß hierin das afrz. *rui* steckt, ist vielleicht nicht unmöglich. — *Chante-couriol* (Drôme), 1578 *Chante Coriol*. Es ist wohl nicht ganz ausgeschlossen, daß wir in *couriol* das Eichhörnchen vor uns haben, indem das *e* von einem **ecouriol* mit dem *e* von *chante* zusammengeflossen sein kann. Unter den heutigen Wortformen des Eichhörnchens im Dep. Drôme (s. A. L. c. 450) stimmt wenigstens das Fehlen des *s* an zwei Stellen, no. 844 u. 920) zu unserer Gestalt und wegen des Ausganges — *iol* könnte man auf das mittelalterliche *escuriol* bei Levy, S.-W. III, 285 (Cantal) und auf das jetzige lang. *esquiriol*, limous. *escuriòu* (s. Mistral unter 'esquiròu') verweisen, aber der Vokal der ersten Silbe erregt doch starke Bedenken. Ein *quiral* übrigens, das Mistral als altprovenzalisch angibt, wird von den altprovenzalischen Wörterbüchern nicht verzeichnet. — Ob wir es in einem *Cantaudie* (Dordogne) überhaupt mit *cantar* zu tun haben, muß ich dahingestellt sein lassen.

Recht beliebt bei der Bildung Imperativ + Vokativ sind noch zwei andere Verba gewesen, *gratter*[3] und *pisser*, deren ersteres im Hinblick auf unsere Verwendung von den Grammatiken m. W. gar nicht berührt und deren zweites nur gestreift wird. Auch hier ist der Wolf (die Wölfin) das bevorzugte Tier, und auch hier sind neben Ortschaften Gehölze, Mühlen und bei *pisser* besonders Wasserläufe entsprechend benannt: *Gratte-loup* oder *Grate-loup*[4] (Eure-et-Loir, Drôme, Dordogne, Deux-Sèvres, Hautes-Alpes, Nièvre, Cantal, Vienne, Lot-et-Garonne, Tarn, Var, Savoie, Allier, Loir-et-Cher, die letzten sechs nach Joanne), *Gr.-loube* oder *-louve* (Vienne, Ain, Deux-Sèvres, Dordogne) — *Gr.-chien* (Nièvre), *Les Gr.-chiens*

[1] Auf c. 452a des A. L. findet sich im Dep. Manche *gros nag* für *églantier*.

[2] Hat *brane* vielleicht etwas mit *brané* für *adieu* zu tun, das der A. L. zwar nicht für Dep. Basses-Alpes, aber an einer Stelle des Dep. Haute-Savoie, die schon in Italien liegt, auf c. 1750 verzeichnet?

[3] Von den Ortsnamen, welche *gratte* + Objekt zeigen und welche ich aus Gründen des Zusammenhangs an dieser Stelle aufführe, kennzeichnen sich die meisten als aus Personennamenzunamen erwachsen: *Grata-cap* (Aveyron, nach Joanne), *Gr.-champ* (Haute-Loire), *Gr.-cuisse* (Mayenne), *Gr.-dos* (Haute-Marne), *Gr.-ferre* (Gard), *Gr.-panche* (Somme, nach Joanne), *Gr.-saule* (Haute-Loire). Bei *Gr.-lard* (Loiret, nach Joanne), *Gr.-noix* (Seine-inf., nach Joanne), *Gr.-paille* (Haute-Loire) ist mir nicht sicher, ob nicht ein Tier als Träger der Handlung gedacht ist, wenn auch Darmesteter S. 210 *Jaikemin Graite-paille* aus einer Urkunde von 1288 belegt (Sachs verzeichnet *gratte-paille* = 'Braunellen-Flüevogel'), und bei den Mühlen *Gr.-seigle* (Loire-inf.) und *Gr.-sac* (Mayenne) mag die Mühle selbst angeredet sein. Wegen *Gr.-haye* und *Gr.-pelle* s. weiter unten.

[4] Vielleicht gehört hierher auch *Gr.-lour* (Côtes du Nord, nach Joanne) für älteres *Gr.-lou* mit paragogischem *r*.

(Marne), s. oben — *Gr.-chat* (Dordogne) — *Gr.-galine* (Dordogne) — *Gr.-lèbre* (Dordogne) — *Gr.-perdrix* (Aude, Dordogne) — *Gr.-pouil* und *Gr.-pouils*[1] (Aude). Der Amsel, der Lerche, der Eselin und selbst dem Frosch wird ebenfalls ein Kratzen oder Scharren vindiziert: *Gr.-merle* (Hérault), *Gr.-lauze* und *Grata-lauze*[2] (Aude) *Gr.-saume* (Dordogne) — *Gr.-rane* (Dordogne). Auch *Gr.-haye* stelle ich hierher, denn eine solche Anrede an eine Hecke erscheint mir plausibel, besonders wenn an Dornenhecken gedacht ist. Auf *Gratte-coq* und ein *Gratte-chèvre*, die man vielleicht am ehesten erwarten sollte, bin ich nicht gestoßen. Bei *pisser* steht neben dem Wolf eine Anzahl von Haustieren, darunter in grotesker Weise ein Gänschen, letzteres fünfmal im Dep. Mayenne, aber auch Menschen kommen vor: *Pisse-loup*[3] (Vienne, Eure, Eure-et-Loir, Meuse, Marne, Haute-Marne, Haute-Saône, letzteres nach Joanne), *P.-leu* (Oise, nach Joanne), *P.-leux* (Aisne, nach Joanne), *P.-loube* (Deux-Sèvres, Dordogne, letzteres nach Joanne, doch vom Dep.-Wörterbuch nicht verzeichnet) — *P.-chien* (Hautes-Alpes, Marne,[4] Haute-Loire, Rhône, letzteres nach Joanne) — *P.-bœuf* (Puy de Dôme, nach Joanne) — *P.-vache* (Meuse, Marne, Haute-Marne, Nièvre, Haute-Savoie,[5] letzteres nach Joanne — *P.-pourcel* (Lot, nach Joanne) — *P.-saume* (Gard) — *P.-oison* (Mayenne) — *P.-vieille* (Haute-Loire, Cher, Jura, die letzten beiden nach Joanne) — *P.-polle*[6] (Deux-Sèvres) — *P.-Bernard* (Eure-et-Loir). *P.-fontaine* (Seine-et-Oise, nach Joanne) steht für sich. Dunkel ist mir *P.-navache* (Doubs, nach Joanne).

Gegenüber der großen Zahl oben behandelter Bildungen ist diejenige mit Imperativ + Adverb oder adverbialer Bestimmung, bei der man meistens nicht sagen kann, ob an Tiere oder Men-

---

[1] Es liegt natürlich eine spätere Form (s. God. X, 315) für älteres *peouil* 'Laus' vor; für *s* in *pouils* s. oben.

[2] Ich schreibe wegen *Gratte-lauze, Chante-lauze* einer- und *Canta-grils, Canta-loup, Canta-aussel, Canta-rane, Grata-cap* (s. oben) andererseits nicht *Grat-alauze* und schon früher nicht *Cant-alause* (= *Grat' alauze, Cant' alause*), sondern erkenne hier im Imperativ auslautendes erhaltenes altprov. *a*, das einmal in *Canto-gals* (Hérault) als neuprov. *o* erscheint. Daß die heutigen südfranzösischen Dialekte *lauzo* neben *alauzo* aufweisen, hat schon Appel zu Bernart von Ventadorn 43, 1 bemerkt.

[3] Im Vorübergehen sei auch auf *Chiloup, Chiloux*, älter *Chie-loup* (Deux-Sèvres, Mayenne, Vienne, Loire-inf.) hingewiesen, vgl. den Familiennamen *Chipoulet* (= *chie poulet*) bei Dauzat, Noms de personne, S. 103. Daß ich im übrigen einer etwaigen weiteren Verbreitung dieses Verbs in Ortsnamen nicht nachgegangen bin, wird man begreiflich finden.

[4] Ein ehemaliger Vorort von Reims hieß so.

[5] Dazu kommt der berühmte Wasserfall *Pisse-vache*, den die Salanfe im Kanton Wallis bildet.

[6] Zum Jahre 1514 als *La Pispolle* bezeugt. Liegt hier etwa eine Entstellung aus *poule* vor (vgl. oben *Pisse-oison*)? Oder haben wir *polle* 'Mädchen' vor uns, welches Wort unter den schriftlichen Denkmälern bekanntlich nur in der 'Eulalia' vorkommt?



schen gedacht ist, nur schwach vertreten. Darmesteter S. 228 A. 5 hat schon ein Beispiel beigebracht, *Chante-gros* aus Haute-Vienne, ich bemerke, daß es auch in Dordogne, Deux-Sèvres und Vienne[1] begegnet, und füge hinzu *Chante-beau* (Loire-inf.) — *Chante-fin* (Loir-et-Cher, nach Joanne) — *Chante-clair* (Ain) — *Gratentour* 'Kratze umher' (Haute-Garonne, nach Joanne) — *Gratadoux* (Creuse, nach Joanne), das ich als *Grata-doux* 'Kratze sacht' ansehe, da die Bedeutung des Substantivs *adoux* nicht passen will — *Pissenval* (Marne) — *Chicourt* (Meurthe, Eure), wenigstens ist für Meurthe *Chiecourt* nachzuweisen — *Boute-en-chasse*, vier Örtlichkeitsbezeichnungen im Dep. Marne (Anwesen, abgelegener Winkel, Herberge), in denen ich 'Stoße vor zur Jagd' erblicken möchte. Der Name einer Mühle im Dep. Vienne, die früher 'Mauboisseau' heißt, lautet *Chante-bon*; hier wird also das Geräusch der Mühle wie bei *Cantemolins* (s. oben) als ein Singen aufgefaßt. Auch sonst findet sich ein Bauwerk angeredet, nämlich in *Boutavant-la-grange* (Oise, nach Joanne), *Boutavent* (Jura, Marne,[2] nach Joanne; es waren wohl früher dort befestigte Werke, wie denn ja Richard Löwenherz eine kleine Burg, welche er in der Normandie hatte errichten lassen, und welche schon im Jahre 1202 zerstört wurde, *Botavant* benannte,[3] s. A. Cartellieri, Philipp August III, 140.

Es erübrigt noch, nach Ortsnamen, die aus einem doppelten Imperativ bestehen, Umschau zu halten. Über derartige meistens[4] Appellativa bezeichnende Bildungen ist ja fürs Französische und die anderen romanischen Sprachen mehr oder weniger ausführlich gehandelt worden, so schon von Diez, Gr. II, 415. 440, dann von Darmesteter, Mots comp. S. 212—13. 226. 228, Meyer-Lübke, Gr. II, 582, Hist. Gr. II, 167, Nyrop, Gram. hist. III, 275, vgl. auch Tobler, VB. II², 236. Doch von so gebildeten Ortsnamen hat man m. W. nirgends gesprochen. Immerhin fehlen sie nicht ganz. Ich nenne zuerst *Tourne-mire*. Joanne verzeichnet drei *Tourne-mire* (Cantal, Tarn, Aveyron), zu denen noch für Cantal eine ehemalige Mühle und ein Bach kommen (s. das Dep.-Wörterbuch); daß dort z. J. 1296 eine Form *Tornamuri* erscheint, darf nicht irremachen, denn für

[1] Zu beachten ist, daß als frühere Formen von dreien der vier *Chantegros* dieses Departements *Chantegreu* und *Chantegreou* überliefert sind.

[2] Doch schreibt das Wörterbuch des Dep. Marne *Boutavant*.

[3] Es ist interessant, zu sehen, wie sich in alter Zeit Guillaume le Breton mit dem Imperativ abfand: er erklärt mit 'pulsus in anteriora', s. das Wörterbuch des Dep. Eure unter 'Boutavant'. Vgl. im übrigen *Robert boute-avant* in T. I, 60 und sonst, s. Darmesteter S. 211, Pachnio S. 63.

[4] Für Personenbezeichnungen kommt aus alter Zeit *Trosse-vaten* in T. I, 73 in Betracht, das Darmesteter S. 211 nur zweifelnd als *Trousse-ra-t'en* erklärt. Ich halte diese Erklärung für einwandfrei, besonders da der Name gut für jemand passen würde, der etwa den Ortswechsel sehr liebte. Bei *Jehan boiboi* in T. I, 87 sehen wir einen Personennamen vorangehen.



Aveyron ist *Tornamira* früh vollkommen gesichert, da in einer aus den Jahren 1031—1060 stammenden Urkunde des Cartulaire de Conques ed. Desjardins S. 224 ein 'Rigualdus de *Tornamira*' begegnet. *Tourne-mire* heißt offenbar 'Wende dich um, blicke'.[1] Aber welche Anschauung hat zu dieser Namengebung geführt? Daß eine Person angeredet gedacht ist, geht doch wohl deutlich genug aus *tourne* hervor, also dürfte es sich um höher gelegene, nach verschiedenen Seiten Ausblick gewährende Punkte handeln, an denen man aufgefordert wird, sich umzudrehen und zu schauen, und die dann selbst die betreffende Bezeichnung erhielten. Ein zweites Beispiel ist *Chante-miaule* (Dordogne); diese Bezeichnung weist die Eigentümlichkeit auf, daß der Begriff des ersten Imperativs durch den zweiten ironisiert erscheint. Ferner möchte ich *Boutangrogne* (Meurthe) erwähnen, das vielleicht erst aus einem *Boute-grogne* entstanden ist, mag nun an ein Schwein oder an einen brummbärigen Menschen gedacht sein; die etwaige Annahme eines ursprünglichen *Boute-engrogné* hat man wohl abzulehnen, besonders da *engrogné* 'Murrkopf' nur familiär und selten ist. Schließlich sei noch eines *Gratte-pelle* gedacht, das ich allerdings nur sehr zögernd hierherstelle und das wohl eher unter die Gruppe Imperativ + Vokativ gehört. Es ist nach Joanne der Name für die Nordostecke der großen Domänenwaldungen von Auberive im Dep. Haute-Marne; das Dep.-Wörterbuch führt diese Bezeichnung nicht auf. Es fragt sich, wie das *pelle* zu beurteilen ist. Kann nicht eine Imperativform vorliegen? Dieselbe müßte freilich nach heutiger Regel *pèle* geschrieben werden, aber in älterer (nachaltfranzösischer) Zeit wurde *pelle* geschrieben, wie die Beispiele bei O. de Serres und Rabelais bei Littré zeigen. Ein 'Schabe, entrinde!' würde wohl passen zur Holzgewinnung aus einem Walde. Nun belegt aber Darmesteter S. 214 einen *Perrin Gratte-pelle* aus dem östlichen Frankreich z. J. 1324, und hier kann man nicht umhin, in *pelle* das Subst. 'Schaufel' zu erkennen, da der afrz. Imperativ *poile*[2] lautete, und auch für 1324 eine Form mit Stammesausgleich unwahrscheinlich wäre. Unsere beiden *Gratte-pelle* voneinander zu trennen ist kaum angängig. Darmesteter scheint in dem *pelle* des Personennamens ein Objekt zu sehen, aber das ist unannehmbar,

---

[1] Ein absolut stehendes *mirar* kann ich freilich für die alte Zeit nicht belegen, doch wird es durch *mira* und *mirador* 'Wachtturm' vorausgesetzt. Ob *Miramas* (s. oben) = 'Schaue das Haus' oder = 'Schaue, Haus!' ist, getraue ich mich nicht zu sagen, ebenso wenig ob *Mira-poup* neben *Mira-boup* (s. oben), worin *boup* = 'Fuchs' ist (s. Lespy, Gram. béarn., Gloss.) 'Siehe, Fuchs!' oder 'Sieh den Fuchs' bedeutet.

[2] Die stammbetonten Formen von *peler* zeigen im Altfranzösischen m. W. immer *oi*, und das spricht dafür, daß man mit Meyer-Lübke, REW. 6502 nicht nötig hat, neben *pīlare* ein **pellare* anzunehmen.




weil ein 'Kratze die Schaufel' keinen Sinn gibt, also kann *pelle* nur Vokativ sein: 'Kratze, Schaufel!', was zu dem kratzenden und knirschenden Geräusch der Schaufel auf Stein oder Sand passen würde. Wenn dem so ist, kann aber wieder kein Personenbeiname vorliegen, ich möchte daher vermuten, daß das Ursprüngliche die Bezeichnung einer heute nicht mehr existierenden Örtlichkeit ist, die so benannt werden konnte, weil dort aus irgendwelchem Grunde viel mit der Schaufel gearbeitet wurde. Vielleicht hat sie in der Nähe jener Waldungen gelegen, und von ihr mag unser Waldteil, ebenso wie Perrin selbst, seinen Namen bezogen haben, sehen wir doch deutlich aus *Guillaume Chante-lou* und *Pol Chante-leu* in T. I, 29. 52 (vgl. Pachnio S. 9), wie schon im 13. Jahrhundert Ortsnamen glatt zu Personennamen werden konnten, vgl. Archiv 140, 289.

Jena. O. Schultz-Gora.

(Schluß folgt.)

14 Poèmes saturniens von Paul Verlaine, ins Deutsche übertragen.

I.

Der Verfasser der folgenden Übersetzungen hatte eigentlich die Absicht, nur solche Gedichte Verlaines vorzulegen, die noch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Auswahl der Gedichte erfolgt. Es kam ihm zwecklos vor, ein Gedicht, wie z. B. Chanson d'automne (les sanglots longs de l'automne mit den vielen o), von dem nachweislich schon 30 Übertragungen vorliegen, noch einmal in Angriff zu nehmen. Nun hat allerdings eine später angestellte bibliographische Untersuchung über die Frage, welche Übersetzungen Verlainescher Gedichte denn schon vorhanden sein mögen, das Ergebnis gehabt, daß manche der nachfolgenden Stücke, die sich einbildeten, Erst-Übertragungen zu sein, in Wirklichkeit doch schon Vorgänger gehabt haben. Aber erstens sind das immer nur Fälle, wo wenige frühere Übersetzungsversuche vorliegen, oder zweitens sind es Übertragungen, die ihre Vorgänger in irgendeiner Beziehung glauben in den Schatten stellen zu können.

Die gebotenen Übersetzungen wollen solche sein, die nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form des Originals getreu wiedergeben. Ein solches Bestreben nach Treue sollte eigentlich selbstverständlich sein. Die tatsächlich ausgeübte Praxis vieler Übersetzer erweist aber das Gegenteil. Stefan Zweig in seinem Nachwort der Gesammelten Gedichte Paul Verlaines (Leipzig, Inselverlag, 1922) weist mit Recht darauf hin, wie 'so oft ein Übersetzer — und in um so höherem Grade, als er selbst dichterische Persönlichkeit bedeutet — die Rhythmik eines fremden Dichters in die eigene umgießt, wofür Stefan George das lauterste Beispiel bietet'. Noch stärker als bei Stefan George läßt sich die Wahrheit der Bemerkung Zweigs bei den Verlaine-Übersetzungen Richard v. Schaukals, aber auch anderer Übersetzer nachweisen. Ein besonders charakteristisches Beispiel dafür, wie oft ganz willkürlich mit der Form des Originals verfahren wird, sei hier angeführt. Eins der schönsten Gedichte Verlaines aus der Sagesse (ed. Messein I, 256, Vanier I, 273, Fasquelle 199) ist

Je ne sais pourquoi
Mon esprit amer
D'une aile inquiète et folle vole sur la mer.
Tout ce qui m'est cher
D'une aile d'effroi
Mon amour le couve au ras des flots. Pourquoi, pourquoi?





Es leuchtet ein, daß hier Inhalt und Form auf das engste zusammenhängt. Die kurzen Zeilen malen das Unruhige, Verängstigte der Seele des Dichters, während die langen Zeilen das Wallen und Wogen des unendlichen Meeres zur Darstellung bringen. Daher die Fünfsilbner, daher die ungewöhnlich langen Dreizehnsilbner. Hier übersetzt — nebenbei gesagt mit Verwendung des Wortes Eigentum mit langem u als Reim auf warum mit kurzem Vokal — Hedwig Lachmann (Im Bilde, 1902, p. 81), indem sie schlankweg das Verhältnis der Zeilen umdreht, so:

Ich weiß nicht, warum mit so wilder Hast
Mein finstrer Geist entflieht zum Meer.
Und meine Liebe hinterher
Die Flügel, bebend, wie von Angst erfaßt
Um all ihr Eigentum,
Dicht überm Wasser schlägt. Warum, warum?

Es ließen sich für die Nicht-Innehaltung der Originalform viele Einzelbeispiele anführen. Eine ganze Gruppe von Veränderungen ergibt sich aus der Angst vieler Übersetzer vor ... dem Alexandriner. Sie haben, als sie noch die Schulbank drückten, in der deutschen Literaturstunde bei dem Thema Gottsched den Alexandriner scharf verurteilen hören, und das wirkt bei ihnen nach. So hat Kirchner (Gesamtliteratur, Otto Hendel, Halle, 1898), wie er einerseits allen Kurzzeilern Verlaines ein paar Silben hinzusetzt, so jeden Alexandriner um zwei Silben verkürzt und dadurch das Urteil Stefan Zweigs herausgefordert, der die Kirchnersche Übersetzung 'ganz unwertig' nennt, ein meiner Meinung nach viel zu scharfes Urteil, da Kirchners Art der Wiedergabe oftmals eines gewissen poetischen Schwunges nicht entbehrt. Im allgemeinen kann man sagen, daß im Verlauf der Zeit die Übersetzer sich offenbar immer mehr und mehr Mühe gegeben haben, die Originalform der Gedichte zu wahren. Mit Recht behalten sie dort, wo Verlaine es fordert, auch den Alexandriner bei, in dem ein so stark mitreißendes Strömen liegt und der für die französische Versmelodie so charakteristisch ist. Wenn nun einige Übersetzer den Alexandriner noch verlängern — auch das kommt vor —, so tun sie meiner Ansicht nach unrecht, aber immerhin liegt ihr Musikgefühl in Verlainescher und überhaupt französischer Richtung. Ich erinnere an den kindlich-stolzen Aufruf Verlaines: j'ai fait un vers de 17 syllabes, und an moderne, durchaus nicht vereinzelte Lyriker, die, selbst wenn man die stummen -e- nicht mitrechnet, es bis auf 14, ja 20 Silben und darüber bringen. Man vergleiche Henri de Montherlant's

Ils s'avancent sans s'approcher, loin derrière leurs bras tendus,
La tête rejetée en arrière comme les aveugles ou les statues





De satyres qui par là symbolisent la joie de l'ivresse dionysiaque
Et l'un et l'autre ont aussi peur de la défense qu'ils ont peur de
l'attaque.

Wie dem auch sein mag, der Verfasser der nachfolgenden Verlaineübersetzungen hat immer die Überzeugung gehabt, daß dem armen Lelian die Form intuitiv durch den Inhalt gegeben wurde, daß ihm von vornherein eine Melodie vorschwebte mit Rhythmus und Kadenz, und daß man bei ihm nichts abändern darf, ohne seine Musik zu zerstören. An der Verlaineschen Form ist alles — ich will nicht sagen, beabsichtigt —, aber innerlich nötig: die Silbenzahl, ob die Silbenzahl eine gerade oder ungerade, ob sie pair oder impair ist, die Wahl der weiblichen oder männlichen Reime, die Abwechslung zwischen beiden Reimgeschlechtern, die Reimverschränkung und so fort. Nur unter striktester Beobachtung aller dieser Einzelheiten kann bei einer Verlaineübersetzung ... Verlaine herauskommen.

1. Résignation.

[Messein I, 7; Vanier I, 9; fehlt in dem von Coppée eingeleiteten Choix de Poésies de P. V.]
Erstübersetzung.

Mein Knabentraum war Mekkas Koh-I-Noor
Und Borgiapäpste und Sardanapale,
Neronen und Heliogabale!

Goldschlösser zauberte mein Wunsch hervor
Und Haremsparadiese, lustumfangen...
Und Düfte stiegen auf, und Harfen klangen!

Bin stiller heut, doch noch voll inn'ren Brands.
Nur lernte ich mich beugen, mich anpassen,
Dem schönen Wahnsinn weniger Freiheit lassen...
Bin drum nicht resigniert, ach nein, nicht ganz.

Sei's drum! Versagt sei mir des Grandiosen Kranz,
Doch pfui dem Glatten, pfui dem Kot der Gassen!
Stets werde ich die 'Überklugen' hassen,
Das puppenhübsche Weib, die Assonanz.

[Tout enfant, j'allais rêvant Ko-Hinnor,
Somptuosité persane et papale,
Héliogabale et Sardanapale!

Mon désir créait sous des toits en or,
Parmi les parfums, au son des musiques,
Des harems sans fin, paradis physiques!

Aujourd'hui, plus calme et non moins ardent,
Mais sachant la vie et qu'il faut qu'on plie,
J'ai dû refréner ma belle folie,
Sans me résigner par trop cependant.



Soit! le grandiose échappe à ma dent,
Mais, fi de l'aimable et fi de la lie!
Et je hais toujours la femme jolie,
La rime assonante et l'ami prudent!]

2. Vœu.

[Messein I, 10; Vanier I, 3; Choix pg. 9. Frühere Übersetzungen 1900 Paul Wiegler pg. 4. 1911 Otto Hauser pg. 5.]

O Oaristen, o Geliebte erster Zeiten!
Das Goldhaar und des Fleisches Blust, der Augen Glühn!
Und dann, umwiegt von eurer duft'gen Körper Blühn,
Das Schüchtern-Ungezierte eurer Zärtlichkeiten!

Wie fern sind mir naiven Glücks All-Heiterkeiten!
Sie flohn zu ihrer Heimat, flohn zum Hoffnungs-Grün
Des, ach, verscherzten Frühlings, flohn, weil so viel Mühn,
Weil Leid und Ekel winternächtlich mich umbreiten.

So bin ich jetzt allein, schwermütig, ganz verwaist,
Verzweifelt, düster, trüb, ein Greis mehr als vereist,
Ein Waisenkind — und keine ältre Schwester streichelt...

O komm, o Frau, nachdenklich-milde, neckisch-lind!
Ein liebes Wörtchen nur, das kosend mich umschmeichelt!
Küss, Schwarzhaar, mir die heiße Stirn wie einem Kind.

[Ah! les oarystis! les premières maîtresses!
L'or des cheveux, l'azur des yeux, la fleur des chairs,
Et puis, parmi l'odeur des corps jeunes et chers,
La spontanéité craintive des caresses!

Sont-elles assez loin, toutes ces allégresses
Et toutes ces candeurs! Hélas! toutes devers
Le Printemps des regrets ont fui les noirs hivers
De mes ennuis, de mes dégoûts, de mes détresses.

Si que me voilà seul à présent, morne et seul,
Morne et désespéré, plus glacé qu'un aïeul,
Et tel qu'un orphelin pauvre, sans sœur aînée.

O la femme à l'amour câlin et réchauffant,
Douce, pensive et brune, et jamais étonnée,
Et qui parfois vous baise au front, comme un enfant.]

Dieses Gedicht, bei dessen Abfassung Verlaine noch nicht 20 Jahre alt war, ist typisch für alle seine Poèmes saturniens in ihrer Mischung von nicht empfundenen, rein parnassisch dargestellten Gefühlen und der doch überall schon durchkommenden warmen Empfindung. Lebensüberdrüssig war Verlaine damals noch nicht, aber das Gefühl der Haltlosigkeit drückte ihn schon, das ihn einen Schutz in der Liebe der älteren Schwester ersehnen läßt. Otto Hauser übersetzt die erste Zeile: 'Die Oaristen, die ersten, die wir umfangen'. Aber nicht doch! Les premières

maîtresses sind nicht die ersten Geliebten, die Paul Verlaine (= wir) umfängt; sondern es sind die herrlichsten Mädchen der Urzeit, wie Verlaine sie in den vedischen Gedichten gefunden hatte, die er durch die Übersetzung von Fauche kennengelernt hatte. Überhaupt hat bei diesem Gedicht der sonst gewandte Otto Hauser völlig versagt. Bei ihm sind in der zweiten Strophe die Freuden vor den langen Wintern, die 'Überdruß, Ekel, Qual nur gewußt', geflohen. Die Überdruß, Ekel, Qual nur gewußt??? Und dann im Abgesang der bei einem Scherzgedicht vorzügliche, aber hier doch wohl unpassende Reim traurigéster: Schwester.

3. Lassitude.

[Messein I, 11; Vanier I, 14; Choix 10. Fünf frühere Übersetzungen: 1900 Otto Wiegler pg. 50, 1902 Karl Klammer in der Stef. Zweigs Anthologie pg. 26, 1911 Otto Hauser pg. 6, 1912 Reinh. Koegel pg. 3. 1925 Wolfenstein pg. 36.]

Nicht doch so wild, nicht doch so wild, nicht doch so wild!
Dein fiebernd Herz muß lernen, Schatz, sich still zu fügen.
Das Weib, sieh, muß im höchsten Rausch sich zu begnügen
Verstehn, muß lernen 'Schwester' sein, aufopfernd-mild.

Schmieg' still dich an! Dein Kuß sei Trunk aus klaren Krügen,
Dein Blick einwiegend und dein Atem sturmgestillt.
Sieh, hundertfacher Wollustkrampf, nicht wahr, der gilt
Nicht einen langen Kuß, und sollte er auch lügen.

Du sagst zwar, liebes Kind, in deiner goldnen Brust
Trompetet und posaunt die wilde Liebeslust...
Laß sie trompeten doch, dies Bettelweibsgebilde!

Leg' zärtlich Stirn an Stirn und lege Hand in Hand
Und schwöre Eide, die... du morgen brichst wie Tand,
Und laß uns weinen bis zum Tag, du kleine Wilde.

[De la douceur, de la douceur, de la douceur!
Calme un peu ces transports fébriles, ma charmante.
Même au fort du déduit parfois, vois-tu, l'amante
Doit avoir l'abandon paisible de la sœur.

Soit langoureuse, fais ta caresse endormante,
Bien égaux tes soupirs et ton regard berceur.
Va, l'étreinte jalouse et le spasme obsesseur
Ne valent pas un long baiser, même qui mente!

Mais dans ton cher cœur d'or, me dis-tu, mon enfant,
La fauve passion va sonnant l'olifant!...
Laisse la trompetter à son aise, la gueuse!

Mets ton front sur mon front et ta main dans ma main,
Et fais-moi des serments que tu rompras demain,
Et pleurons jusqu'au jour, ô petite fougueuse!]

Wenn auch bei Hauser l'étreinte jalouse durch 'dies Würgen' wiedergegeben wird und die erste Zeile des sanft hingleitenden



de la douceur etc. etwas Zappeliges an sich hat und er am Schluß eine andere Reimverschränkung zeigt als Verlaine, so ist seine Übersetzung doch nicht schlecht. Noch weniger ist gegen Klammer zu sagen, nur daß er sich zu wenig um die Verlainesche Form kümmert. Er reimt zuerst nur weiblich, was Verlaine wegen der Regel von der alternation des rimes nicht tun konnte. Nur ist bei ihm die strikte Aufforderung an die Geliebte, die heute geschworenen Eide morgen wieder zu brechen, eigentümlich. Bei Koegel ist es doch etwas zu spießbürgerlich, dem aufgeregten Mädchen den Rat zu geben: 'Such im Schlaf Genüge'. Verlaine sagt hier schöner: Fais ta caresse endormante. Und dann fallen die letzten drei Zeilen gänzlich ab. Aber alles Vorangegangene ist eine Musterleistung gegen Wolfenstein. Statt der Aufforderung 'sei nicht so wild' bringt er den dreimaligen Ausruf: O Zartheit, Zartheit, Zartheit! Dann behauptet er kühn: 'Ein Krampf ist des Besitzenden Genuß', was Epileptiker bestreiten werden. Dann läßt er 'in dem Mädchen das rotleuchtende, wie ihr Goldherzschlag schmetternde Horn der Leidenschaft jagen' und fordert sie zum Meineid auf: 'Schwöre, die Stirn an mir, die Hand in mir die Treue, die du brichst! Der feine Unterschied 'die Stirn an mir, die Hand in mir' ist bewunderswert.

4. L'Angoisse.

[Messein I, 14; Vanier I, 17; fehlt im Choix. Nur eine frühere Übersetzung: 1922 Paul Zech in Zweigs Insel-Verlaine Band I, 12.[

Natur, du sagst mir nichts! Was macht mir Hain und Wald,
Was Saatenfeld, was sizilianischer Pastoralen
Rotfarbnes Echo, was des Sonnenaufgangs Prahlen
Und was des Abends Feierernst? Mich läßt es kalt.

Ich lach' der Kunst, ich lach' der menschlichen Gestalt!
Was sind mir Verse, Griechentempel, Turmspiralen,
Ins Blau hinaufgeschraubt von got'schen Kathedralen?
Für Gut und Böse ist mein Auge stumpf und alt.

Ich glaube nicht an Gott; das menschliche Gegrübel
Ist mir verhaßt! und erst das schlimmste aller Übel,
Die Liebe!!! wünschte wohl, man spräch' davon nie mehr.

Und meine Seele, lebensmatt, doch vor dem Tode bange,
Ein Wrack, das Flut und Ebbe werfen hin und her,
Muß neue Segel ziehn zu neuem Untergange.

[Nature, rien de toi ne m'émeut, ni les champs
Nourriciers, ni l'écho vermeil des pastorales
Siciliennes, ni les pompes aurorales,
Ni la solennité dolente des couchants.

Je ris de l'Art, je ris de l'Homme aussi, des chants,
Des vers, des temples grecs et des tours en spirales
Qu'étirent dans le ciel vide les cathédrales,
Et je vois du même œil les bons et les méchants.

Je ne crois pas en Dieu, j'abjure et je renie
Toute pensée, et quant à la vieille ironie,
L'Amour, je voudrais bien qu'on ne m'en parlât plus.

Lasse de vivre, ayant peur de mourir, pareille
Au brick perdu, jouet du flux et du reflux,
Mon âme pour d'affreux naufrages appareille.]

Die Übersetzung von Paul Zech gehört zu denen, die keine 'Übersetzungen' sind, sondern selbständige Gedichte, bei denen Verlaine nur prétexte ist für die Darstellung eigener Empfindungen. Das Gedicht Zechs ist wunderschön, nur völlig unverlainisch. Eher ist es ein Henri de Régnier. Verlaine, der mehr in der Art des Volksliedes empfindet, sagt ganz schlicht: je ris de l'homme, des vers. Zech stellt hier eine Verbindung zwischen den beiden Begriffen her: man 'muß unendlich frei sich von den Menschen machen, die vor Versen zittern'. Und weil diese Verknüpfung dem Dichter Zech viel Platz gekostet hat, muß er die an Nietzsche erinnernde Zeile Verlaines: je vois du même œil les bons et les méchants ganz unter den Tisch fallen lassen. In den letzten drei Zeilen sind bei ihm nur noch zwei Wörter von Verlaine übriggeblieben, le brick das Schiff, mon âme mein Herz. Alles andere ist Paul Zech.

Gekannt von niemand, Dunklem nah mit hingebrochnem Knie,
Gleich einem Schiff, das Haie schon von unten riefen,
Zersägt mein Herz den Ton, den Wahnsinn dreimal schrie.

5. Croquis parisien.

[Messein I, 15; Vanier I, 18; fehlt im Choix. Frühere Übersetzungen: 1903 Otto Händler pg. 37; 1922 Gustav von Festenberg im Insel-Verlaine von Zweig I, 13.]

Auf Dächer strich der Mond sein leuchtend Zink,
Winklig, stumpf und flach.
Dichtschwarzer Rauch in Kringelfünfen ging
Zur Luft empor aus hohem, spitzem Dach.

Wie ein Fagott so dumpf, am Himmel grau
Heulte Sturm aus Nord.
Ein frost'ger Katergreis miaute sein Miau
Von ferne... seltsam-dünn ... in einem fort.

Ich ging die Straßen lang: ein bläulich Gas
Blinzelnd sah auf mich.
Von Plato, Sophokles, von Phidias,
Von Marathon, Plateae träumte ich.



[La lune plaquait ses teintes de zinc
Par angles obtus.
Des bouts de fumée en forme de cinq
Sortaient drus et noirs des hauts toits pointus.

Le ciel était gris. La bise pleurait
Ainsi qu'un basson.
Au loin, un matou frileux et discret
Miaulait d'étrange et grêle façon.

Moi, j'allais, rêvant du divin Platon
Et de Phidias,
Et de Salamine et de Marathon,
Sous l'œil clignotant des bleus becs de gaz.]

Das Gedicht ist eins von den wenigen Verlaines, in denen ein Impair-Vers, d. h. ein Vers mit ungerader Silbenzahl, zwischen Pair-Versen steht, wie eingeschachtelt. Der Rhythmuswechsel ist hier gewollt, und es kommt mir so vor, als ob der Dichter hierdurch das flotte Hinpatzen der grellen Farbe und das scharfe Sichabheben von Licht und Dunkel zur Anschauung bringen will. Aber etwas Daktylisches, wie es zuerst scheinen könnte, haben die Verse nicht an sich, wenn auch der Übersetzer Otto Händler so etwas aus ihnen heraushört. Ich halte dafür, daß man es sich erst zehnmal überlegen soll, bevor man französischen Gedichten den der deutschen Sprache so durchaus genehmen Daktylus aufoktroyiert. Inhaltlich ist bei Händler der 'schleichende' Lauf des Mondlichts zu tadeln; im plaquait steckt im Gegenteil Energie und Draufgängertum. Was soll ferner der Ersatz des Kringelfünfenrauches durch Rauch in der Form von Pinienwipfeln? Und schließlich ist der Kater nicht 'frostscheuend'; denn dann wäre er nicht da. Bei von Festenberg hat der Mond sein Zinklicht 'in stumpfe Ecken geklebt'. Nicht doch! die Ecken sind ja gerade völlig dunkel. 'In stumpfen Ecken' und Winkeln wäre richtig. 'Der Rauch, wie eine Fünf gewunden'? Nein, es sind mehrere Fünfen, von denen die eine die andere ablöst. Schließlich ist Festenbergs Kater 'böse und erfroren'. Von 'böse' steht bei Verlaine nichts, und das in der Umgangssprache allerdings gebrauchte 'erfroren' ist besser zu meiden, da es den Gedanken des bereits Erfrorenseins in uns auslösen könnte. Viel schlimmer ist, daß der miauende Kater 'unsichtbar hinter einem schwarzen Schlot' sein soll. Dadurch wird ja der Haupteffekt aus dem 'Croquis' ausradiert. Wohl sagt Verlaine es nicht ausdrücklich, daß der Kater sichtbar war, weil das für ihn ganz selbstverständlich war; aber man bedenke, was die Besucher des 'Chat noir' gesagt hätten, wenn aus den Wandzeichnungen des Lokals das unheimliche Katzenbiest mit einem Male verschwunden gewesen wäre.



6. Marine.

[Messein I, 18; Vanier I, 21; fehlt im Choix. Frühere Übersetzungen: 1903 Otto Händler pg. 38 1911 Otto Hauser pg. 8; 1922 Kurt Willecke im Insel-Verlaine I, 16.]

Meer und Sturm im Kampfe!
Ernst im Trauerkleid
Sieht der Mond das Leid.
Alles zuckt im Krampfe.

Hu! Da saust ein Blitz
Erdwärts, grell, zickzackig.
Durch die Nacht, schwarzschlackig,
Klafft ein heller Schlitz.

Wellen über Wellen
Springen, wutverzerrt,
Auf das Riff, das sperrt,
Kommen, leuchten, bellen.

Und im Sturmgebraus
An dem Himmel droben
Durch der Blitze Toben
Brüllt des Donners Graus.

[L'Océan sonore
Palpite sous l'œil
De la lune en deuil
Et palpite encore,

Tandis qu'un éclair
Brutal et sinistre
Fend le ciel de bistre
D'un long zigzag clair,

Et que chaque lame,
En bonds convulsifs,
Le long des récifs,
Va, vient, luit et clame,

Et qu'au firmament,
Où l'ouragan erre,
Rugit le tonnerre
Formidablement.]

Ein Seestück, die Nummer III der Eaux-fortes Verlaines. In diesem Gedicht gebraucht der Dichter vom ersten bis zum letzten Vers lauter Fünfsilbner, die Otto Händler teilweise kürzt, teilweise verlängert. Willecke verkürzt sie (nicht immer), aber fast immer. Hauser behält sie getreu bei und wahrt auch die alternations des rimes in der Art, wie sie Verlaine vorschreibt, während Händler, Willecke auch in diesem Punkte freier verfahren. Händler läßt das durchaus nötige en deuil bei de la lune en deuil weg, und dadurch wird die Beleuchtung des Gemäldes zu hell. Bei Willecke dagegen wird die Beleuchtung abgedreht; 'der Mond losch aus', und wir sitzen im Dunkeln. Bei Hauser (des Reimes auf Wolken wegen) 's c h o l k e n' die wilden Wellen 'am schroffen Kap', von dessen Existenz Verlaine nichts weiß, das aber bei Willecke auch am Schluß des Gedichts auftritt. Bei Händler kommt, geht, leuchtet, brüllt die Woge 'bang'. Sie ist (des Reimes auf 'entlang' wegen) so eingeschüchtert. Bei Verlaine stürmt sie vor 'en bonds convulsifs'. Der Stimmung des

Gedichts kam bisher Willecke am nächsten; er stört aber an einer Stelle das Bild völlig, indem er (des Reimes wegen) in dieses Seestück, in dem nur die Natur und die Elemente, und nichts anderes, ein Wort zu reden haben, den braven Ahasver hineinbemüht. 'Wie Ahasver / im Wogenbraus / hinausstürmt das Meer! / Der Mond losch aus /.

7. Soleils couchants.

[Messein I, 22; Vanier I, 26; Choix 21. Frühere Übersetzungen: 1898 Kirchner pg. 20; 1900 Hauser-Concordia pg. 2; 1900 Wiegler 53, 1901 Evers pg. 208; 1902 Singer pg. 13; 1903 Händler pg. 40; 1907 Schaukal, Neue Gesellschaft pg. 111; 1912 von Kalckreuth pg. 8; 1922 Neumann pg. 223; 1925 Wolfenstein pg. 11.]

Lichtglanz, zart wie Schleier,
Feld und Flur durchdringt.
Ist wie Wehmutsfeier,
Da die Sonne sinkt.
Wie die Wehmutsfeier
Süß mich wiegt und klingt!
Und mein Herz schlägt freier,
Da die Sonne sinkt.

Sieh, da zieht's gleich Träumen,
Rot wie Sonnentod
An der Küste Schäumen,
— Geisterspuk, so rot —,
Zieht's ohn Rast und Säumen,
Zieht's dahin ... es loht
Großer Sonnen Tod
Dort, wo Küsten schäumen.

[Une aube affaiblie
Verse par les champs
La mélancolie
Des soleils couchants.
La mélancolie
Berce de doux chants
Mon cœur qui s'oublie
Aux soleils couchants.

Et d'étranges rêves,
Comme des soleils
Couchants sur les grèves,
Fantômes vermeils,
Défilent sans trêves,
Défilent, pareils
A des grands soleils
Couchants sur les grèves.]

Dies Gedicht gehört wie Les sanglots longs des violons und La lune blanche luit dans les bois zu denen, die zu übersetzen eigentlich verboten sein sollte; denn diese drei Gedichte Verlaines sind göttliche Eingebung. Aber wie schon im Paradies der Mensch sein wollte wie Gott, so reizt es ihn auch hier, sich an das Göttliche zu wagen. Hier ist es natürlich besonders nötig, daß er das Gefäß, in dem das Göttliche wie in einem Gral ruht, treu behütet. Das tun nicht: Kirchner, Evers, Singer, Händler, Schaukal, Hauser (1911 Duncker), von Kalckreuth, Neumann, Wolfenstein, d. h. alle, außer Hauser (1900, Concordia). Es ist leicht, Einzelheiten hier zu tadeln. Bei Neumann z. B. spielt sich dies Gedicht von den soleils couchants in der Frühe des Morgens ab. Unverständlich, aber wahr! Bei Schaukal ist das Lohen der soleils couchants, das bei Verlaine die Vorstellung von dahinziehenden Geisterheeren erweckt, merkwürdigerweise 'müde'. Bei Kalckreuth sind die grèves, die natürlich nötig sind, weil man den rechten Sonnenuntergang nur an der Meeresküste erleben

kann, ganz ausgeschaltet, und an ihre Stelle sind 'Heiden und Bäume' getreten. Am schlechtesten hat sich — allerdings in starker Konkurrenz mit Neumann — Wolfenstein mit dem Gedicht abgefunden, der bei den étranges rêves die Wörter étrange und étranger verwechselt haben dürfte. Seltsam ist, daß bei vielen Übersetzern der völlige Stimmungsumschwung, der sich im Gedichte vollzieht und der das Wesentliche des ganzen Gedichts ist, gar nicht zum Ausdruck kommt. Auch das doppelte défilent, defilent sans trêves findet nirgends eine energische Wiedergabe. Die besten Leistungen sind die von Hauser 1900 und die von Franz Evers 1901, der nur leider in dieses Gedicht der — wenigstens anfänglichen — Ruhe seine infamen Daktylen hineinbringt.

8. Jesuitisme.

[Messein 1, 32; Vanier I, 40; fehlt im Choix. Erstübersetzung.]

Der Weltschmerz, der mich dolcht, ist voller Ironie.
Zur Pein fügt er noch Spott. Er foltert mich, doch nie
Frischweg: feinlächelnd pickt er zu mit hartem Schnabel,
Macht mein Martyrium zur amüsanten Fabel.
Die Gruft, in der mein Traum verwesend liegt im Weh,
Umbrüllt er: *de profundis* (Melodie: Juchhe.)
Er ist ein Erz-Tartüff! Und ob er der Madonnen
Altäre schmückt mit rosenfarb'gen Flittersonnen,
Ob er Chorknaben singen läßt so dann und wann
Lauwarme Liedchen, daß sich's Herz drin baden kann,
Ob er Bruststeifen läßt und Schleier zart bereiten,
Die schlängelnd sich ums Herz der dreifach Sel'gen breiten,
Und ob er, leise lallend, dreht den Rosenkranz,
Und weich streift über Priesterkragens samtnen Glanz,
Ob er voll Salbung Worte spricht im Seelengrame...,
Verderben sinnt mein Schmerz, sonst nichts, oh, der infame!

[Le chagrin qui me tue est ironique, et joint
Le sarcasme au supplice, et ne torture point
Franchement, mais picote avec un faux sourire
Et transforme en spectacle amusant mon martyre,
Et, sur la bière où gît mon rêve mi-pourri,
Beugle un De profundis sur l'air de Tradéri.
C'est un Tartuffe qui, tout en mettant des roses
Pompons sur les autels des Madones moroses,
Tout en faisant chanter à des enfants de chœur
Les cantiques d'eau tiède où se baigne le cœur,
Tout en amidonnant ces guimpes amoureuses
Qui serpentent au cœur sacré des Bienheureuses,
Tout en disant à voix basse son chapelet,
Tout en passant la main sur son petit collet,
Tout en parlant avec componction de l'âme,
N'en médite pas moins ma ruine, — l'infâme!]



9. Une grande Dame.

[Messein 1, 35; Vanier 1, 43; fehlt im Choix. Erstübersetzung.]

So schön, daß Heil'ge straucheln, daß ihr Amt vergessen
Ergraute Richter selbst! Ihr Schritt ganz Majestät,
Spricht italienisch — schimmernd Zahn an Zahn dasteht —
Mit etwas russischem Akzente. Höchst vermessen

Ihr Auge (preußisch-blau in weiß Email), in dessen
Kalt-diamantnem Blick herzlose Frechheit weht.
Doch was des Busens Pracht, den Glanz der Haut angeht,
So kann kein Freudenkind noch Fürstin sich ihr messen.

Nicht Katze Ninon noch Luchsaug' Kleopatra
Kommt ihrer hochpatrizierhaften Schönheit nah;
''s ist halt 'ne große Dame, Buridan!' Beileibe

Nur keinen Mittelweg!: entweder fall aufs Knie
Und bete — denn kein Stern am Himmel glänzt so wie
Ihr Goldhaar oder — peitsch' die Larve diesem Weibe!

[Belle 'à damner les saints', à troubler sous l'aumusse
Un vieux juge! Elle marche impérialement.
Elle parle — et ses dents font un miroitement —
Italien, avec un léger accent russe.

Ses yeux froids où l'émail sertit le bleu de Prusse
Ont l'éclat insolent et dur du diamant.
Pour la splendeur du sein, pour le rayonnement
De la peau, nulle reine ou courtisane, fût-ce

Cléopâtre la lynce ou la chatte Ninon,
N'égale sa beauté patricienne, non!
Vois, ô bon Buridan: 'C'est une grande dame!'

Il faut — pas de milieu! — l'adorer à genoux,
Plat, n'ayant d'astre aux cieux que ses lourds cheveux roux
Ou bien lui cravacher la face, à cette femme!]

Charlottenburg. Franz Nobiling.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die Silbigkeit und die Silbe.

Folgende Experimente lassen sich ohne Schwierigkeit ausführen.

Ein Ton wird beliebig lang konstant gehalten; man erhält immer nur den Eindruck eines einzelnen Tones. Der Ton kann langsam, aber ganz gleichmäßig erhöht oder erniedrigt, verstärkt oder geschwächt werden; der Eindruck bleibt immer derjenige eines einzelnen Tones, vorausgesetzt, daß die Geschwindigkeit der Änderung eine gewisse Grenze nicht überschreitet. Sobald aber die Änderung ein gewisses Maß überschreitet, hört man das Resultat als zwei Töne. Die Zweitönigkeit rührt daher, daß die Änderungsgeschwindigkeit ein gewisses Maß überschreitet. Die Eintönigkeit oder die Zweitönigkeit ist also ein Eindruck, welcher von der Änderungsgeschwindigkeit abhängt.

Genau Ähnliches wird bei den Vokalen beobachtet. Solange der Vokal sich nur allmählich ändert, wird er als nur ein Vokal gehört. Diesen Eindruck der Einheitlichkeit wollen wir als 'monotisch' bezeichnen. Sobald aber irgendeine seiner Eigenschaften zu schnell sich ändert, macht er einen Eindruck, welchen wir als 'duotisch' bezeichnen wollen.

Irgendeine Unterbrechung, wie durch eine kleine Pause, ist eine plötzliche Änderung und verursacht einen duotischen Eindruck. Durch ähnliche weitere plötzliche Änderungen kann der Eindruck 'triotisch', 'tetratotisch' usw. entstehen.

Einen monotischen Eindruck nennt der Grammatiker monosyllabisch, einen duotischen disyllabisch, usw. Dagegen ist nichts einzuwenden. Diese Bezeichnungen sind bequem und, wenn sie im obigen Sinn gebraucht werden, vollkommen berechtigt.

Physikalisch sind aber diese Bezeichnungen nicht anwendbar. Das Wort *Streichholz* z. B. zeigt in den Registrierungen zehn plötzliche Änderungen, nämlich: in dem Übergang von *S* zu der Stille bei dem Verschluß für *t*, in dem Übergang von Stille zu plötzlicher Ausströmung bei der Explosion, in dem Übergang zur konstanten Ausströmung bei der Aspiration, in dem Eintritt der groben Schwankungen für das Rollen des *r*s, in dem Anfang der Schwingungen für den Vokal *ei*, usw. Trotzdem macht es einen zweisilbigen Eindruck. Die Silbigkeit ist also ganz und gar eine Sache des Gehöreindrucks. Es handelt sich darum, festzustellen, welche physikalische Tatsachen diesen Eindruck verursachen.

Wenn man eine Anzahl Wörter nach ihrer Silbigkeit klassifiziert, konstatiert man, daß die Silbigkeit in den meisten Sprachen aus der Anzahl der Vokale entsteht. Ein Wort ist einsilbig, wenn es einen Vokal hat, zweisilbig mit zwei, usw. Zu behaupten, daß ein Wort einsilbig oder zweisilbig usw. ist, sagt nichts mehr, als daß es einen oder zwei usw. Vokale hat. Von einer Trennung des Wortes in Teile ist gar nicht die Rede. Sowohl physikalisch wie akustisch hat eine solche Trennung keinen Sinn.

Es fragt sich jetzt: Was ist eine Silbe? Eine vorgeschlagene Definition ist: eine Portion der Sprache, welche selbständig existieren kann. In der gesprochenen Sprache kommen Sprachstrecken vor, welche durch kleine





Pausen vorn und hinten von anderen Sprachstrecken getrennt sind. Diese selbständigen Einheiten werden Sprachmoleküle genannt. Die gesprochene Reihe *a, a, a* ... oder *pa, pa, pa* ... enthält selbständig existierende Sprachmoleküle. Das Wort *Vater* allein ausgesprochen ist auch eine selbständig existierende Einheit, also ein Sprachmolekül. Ebenso ist der Satz: '*Heute ist das Wetter sehr schön*' allein gesprochen auch ein Sprachmolekül. Wenn man *Va* allein ausspricht, ist auch *Va* ein Sprachmolekül; in den Kurven nun konstatiert man sofort, daß das allein ausgesprochene *Va* anders aussieht als der entsprechende Teil in *Vater.* Es ist überhaupt unmöglich, diesen Teil von *Vater* selbständig allein auszusprechen; bei dem Versuch erhält man immer eine verschiedene Kurve. Genau dasselbe gilt für jedes Sprachmolekül. Wenn man z. B. versucht, irgendeinen Teil aus dem Satz: '*Heute ist das Wetter sehr schön*' unabhängig von dem Rest des Satzes zu sprechen, erhält man eine andere Kurve. Es läßt sich also beweisen, daß es unmöglich ist, ein Wort oder einen Satz in Teile zu zerlegen, welche selbständig existieren können. Es gibt also nach dieser Definition keine Silben in der gesprochenen Sprache.

Eine andere Definition bezeichnet eine Silbe als eine mit einem kontinuierlichen Expirationsimpulse erzeugte Schallmasse. Eine solche Beschreibung könnte für ein Sprachmolekül ganz gut treffen. Die Mund- und Atmungsregistrierungen zeigen, daß *Heu, Heute, Heute ist das Wetter sehr schön* jedes mit je einem Expirationsimpuls gesprochen wird. Jedes ist ein Sprachmolekül, aber das erste ist einsilbig, das zweite zweisilbig und das dritte vielsilbig. Die hier angegebene Definition ist also auch unbrauchbar.

Eine dritte Definition bezeichnet die Silbe als eine einheitliche Quantität Sprache; solche sollen 'Schallsilben' sein. Diese ist auch eine gute Definition für ein Sprachmolekül und hat nichts mit der Silbigkeit zu tun.

Jede Definition einer Silbe, welche eine Zerteilung des Sprachstroms voraussetzt, führt zu einem Resultat, welches den Tatsachen der gesprochenen und der gehörten Sprache widerspricht. In der wirklichen Sprache gibt es überhaupt keine Silben in einem solchen Sinn.

Zu einem brauchbaren Begriff der Silbe kann man gelangen, wenn man von der Tatsache der Silbigkeit ausgeht. Ein Sprachmolekül ist ein-, zwei- oder mehrsilbig, je nach der Anzahl der vorhandenen Vokale. Ein Sprachmolekül hat eine, zwei oder mehr Silben, je nachdem es einen, zwei oder mehr Vokale hat. Zu einer Silbe werden nicht nur der Vokal, sondern auch die nebenstehenden Konsonanten gerechnet. Die Verteilung oder Zerteilung dieser Konsonanten muß nach willkürlich aufgestellten Regeln geschehen, da der Sprachstrom keine Indikation der Teilbarkeit in sich trägt. Für die meisten Sprachen lautet die Definition also:

Eine Silbe ist eine willkürlich abgegrenzte Lautstrecke, welche einen Vokal enthalten muß.

Diese Definition stimmt vollkommen mit dem lexikologischen Begriff überein. Die gedruckten Wörter können und müssen in Teile zerlegt werden. Auf jeden Teil kommt ein Vokal. Die nebenstehenden Konsonanten werden zu den vorangehenden oder nachfolgenden Vokalen gerechnet, nach grammatikalischen und lexikologischen Regeln, welche mit der Sprache nichts zu tun haben.

Wien. E. W. Scripture.



Beiträge zur Kenntnis der spanischen Handelssprachgeschichte.

1. Der Kaufmann.

Se habían juntado á decretar el modo que tendrían para sustentarse á costa de la diligencia de los otros pobres.[1] 'Auf Kosten der anderen Armen leben', ist dies nicht wie ein Motto der älteren spanischen Literatur? Jener Moralisten, die diese Amoral bekämpfen, — jener Helden des Naturalismus, die danach leben? Denn was tun alle *Buscones, Pícaros, Lazarillos de Tormes, Guzmanes de Alfarache* anders, als genialisch auf Kosten anderer leben? Und die Freude der Leser an den Schicksalen der Industrieritter scheint unerschöpflich. Aller Tugenden Schein genügt: *Has de decir mal de todas las ciencias naturales y artes liberales ... que en el infierno hay muchos doctos, pero ninguno santo.* Allerdings muß man aufpassen, wenn man derlei sagt; denn vor allem muß man den Leuten nach dem Munde reden: *apoyes todo cuanto digan y de cuando en cuando decir: Lo mismo dice Santa Teresa.* So wird man ohne Mühe zum *Místico á la Moda,* spottet Don Fulgencio Afán de Ribera 1729[2] als ein spanischer Pascal.

Wenn man von diesen Grundsätzen ausgeht, so versteht man, wie es möglich war, daß der Spanier sein geläufigstes Wort für 'Kaufmann' in katalanischer Form braucht: *mercader.* Altspanisch findet man ja *mercador,* beispielsweise im *Libro de los enxemplos.* Dies dürfte aber ein Latinismus sein, da schon während der römischen Kaiserzeit der negotiator den biederen republikanischen mercator völlig verdrängte; und ebenso dürfte neuportugies. *mercador* ein gelehrtes Wort sein.

Standesbezeichnungen wurden im späten Vulgärlatein nur mit dem Suffix -arius gebildet: So finden wir in Spanien den *mercero* 'Hausierer', *tendero* 'Detaillisten'. Im Portugiesischen heißen diese: *merceiro* 'Krämer', *tendeiro* 'Höker' — im Katalanischen aber: *mercer* 'Kurzwarenhändler', *tender* 'Ladner'.

Folglich ist *mercader* ganz unspanisch. Der gehobene Kaufmann war auch in Kastilien meist katalanischer Herkunft, soweit der Handel nicht in der Hand der Araber war. Daher erklärt sich nun auch, warum der Kaufmann in der älteren spanischen Literatur eine so geringe Rolle spielt. Schlägt man Boccacio's *Decamerone* auf, so ist der Held (wenn ich so sagen darf) der ersten Novelle ein berüchtigter und historischer Wucherer namens Ceperello. Und so geht es in der zweiten und dritten weiter.

Blättert man in der spanischen Literatur, findet man nur jene Kaufleute, bei denen der Held sein Gut verpfändet (wie schon der *Cid* tut), diejenigen, die er prellt, wofür übrigens auch der *Cid* das älteste Beispiel hergibt, denn die Truhe, die er Raquel und Vidas verpfändet, enthält unter den Goldstücken lauter Sand. Selten sind die Schicksale eines Kaufmanns ein lohnender Vorwurf: Nur Mateo Alemán fast läßt seinen *Guzmán de Alfarache* im siebenten Buch Kaufmann werden, allerdings nicht, um den spanischen Kauf-

[1] *Ardid de la Pobreza y astucias de Vireno* por Andrés de Prado, natural de Sigüenza; vgl. *Nov. Ej.* S. 227 *el ganar de comer holgando tiene muchos aficionados.*

[2] *Virtud al uso y Mística á la Moda.*



mann zu loben, sondern um zu zeigen, wie er betrügt und miserabel wirtschaftet. Und dem untüchtigen spanischen *mercader* wird hier der katalanische gegenübergestellt: *Lo que de Barcelona supe la primera vez que allí estuve ... es, que ser uno mercader, es dignidad, y ninguno puede tener tal título sin haberse primero presentado ante el prior, y cônsules donde le abonan para el trato que pone.*

Y en Castilla donde se contrata la máquina del mundo sin hacienda, sin fianzas, ni abonos, mas de con solo buena maña para saber engañar á los que se fían de ellos, toman tratos para lo (wozu) *que seria necesario en otras partes mucho caudal con que comenzarlos, y muy mayor para el puesto que ponen.* (7,5 gegen Ende der Ausgabe Paris 1826.)

Wenn also der spanische Handel sich hier vom katalanischen stark abhängig zeigt, und sich naturgemäß auch intime Beziehungen zum arabischen Handel zeigen, so ist ein weiteres Charakteristikum die Unabhängigkeit der Terminologie vom französischen Handel. Der 'Seidengroßhändler', welcher Detaillisten und Schneider versorgt, ist im folgenden Kapitel des *Guzmán: mercader de seda*, wie etwa der 'Buchhändler' *mercader de libros*. Dies also zu einer Zeit, in welcher sich der Seidengrossist in Frankreich als Mitglied der vornehmsten Kaufmannsgilde *mercier* nannte und diesen Titel vermutlich nach der *Révocation de l'Édit de Nantes* auch in England einführte, woher englisch *mercer* 'Seidenhändler'.

Die Gegenprobe ist, daß auch *mercero* die altertümliche Bedeutung 'Hausierer' beibehalten hat, die es im Französischen nur noch in Mundarten besitzt. *Quiero sacar*, heißt es im *Guzmán, el mostrador y poner la tienda de mis mercaderías, como lo acostumbran los Argemifaos i Merceros, que andan de pueblo en pueblo, aquí las ponen hoy, allí mañana sin hacer asiento en alguna parte.* (7,6.)

Ganz selten ist in der älteren Literatur *negociante*, das aus dem Italienischen stammen dürfte (frz. *négociant*, kat. *negociant*), andere Italianismen wie *mercadante, mercante* kommen nie vor. Daß *mercadante* in Spanien als Erbwort erhalten ist, dürfte danach unhaltbar sein.

Was für ein Wort ist obiges

argemifaos 'Hausier'?

Nach dem Wörterbuch der span. Akademie ist *algemifao 'Mercero'* heute veraltet; eine Etymologie gibt weder dieses Lexikon noch REW. Und doch kann bei der engen Beziehung Spaniens zu den Arabern, bei der Prägnanz des Begriffs eine übermäßig große Schwierigkeit, das Grundwort zu bestimmen, kaum bestehen.

Vergleichen wir nun die ältere Ausdrucksweise mit der heute gebräuchlichen, so ergibt sich etwa folgendes:[1] *mercader* ist heute nur noch in der Literatur üblich, der Kaufmann selber benennt sich nicht mehr so; *comerciante* und *negociante* herrschen, und zwar im frz. Sinne, jenes also als 'Kaufmann', dieses im Sinne des 'gehobenen Kaufmanns'. Der *Código de Comercio* beginnt: *Son comerciantes.*

Der *tendero* ist zum 'kleinen Ladenbesitzer' geworden, denn der 'große Laden' heißt heute *almacén*, das 'Warenhaus' *bazár*; das *Handelsgesetzbuch* spricht von der *compra de mercaderías en almacenes ó tiendas. Mercero* wird

[1] Ich bin hierbei durch Kollegen und Freund Herrn Prof. de Olea beraten.



als 'Hausier' nicht mehr verstanden. Auch hier hat, wie in Italien, die spezifisch frz. Bedeutung 'Kurz- und Schnittwarenhändler' obgesiegt. 'Hausier' dagegen ist *buhonero*, nach dem Lexikon der Akademie *'el que vende buhonería'*, das mit *bujeta* (πυξίς) etymologisch zusammenhinge: *buhonero* wäre danach der 'Hausier mit Schachteln, Blechwaren usw.', der Form nach *(j > h)* andalusisch. Port. *bufarinheiro* (REW 1373) in gleicher Bedeutung müßte aber zur Erkenntnis herangezogen werden, und vermutlich kann erst eine Aufnahme der verschiedenen span.-port. Dialektformen das Rätsel der Herkunft lösen. Auch der Gallizismus *marchante* wird in Madrid im Sinne von 'Hausier' verstanden.

2. Der Geldmann.

Der 'Wucherer' ist heute *usurero* oder *logrero* (lucrum); der 'Bankier' ist *banquero*. Das Portugiesische entspricht und liefert hinzu *onzeneiro* 'Elfprozentnehmer', 'Wucherer', ein Wort also, das vermutlich zu einer Zeit entstand, in welcher die *decima*, 10%, die *legitima centesima* war. Der Ausdruck ist also verhältnismäßig jung, denn nach dem Gotengesetz war bei Saatgut $1/3 = 33 1/3$ %, bei Geld aber $12 1/2$ % üblich: *legitima centesima ... hoc est tres siliquas in anno per solidum* (Conrat, *Breviarium Alaricianum* S. 245); der Solidus hatte 24 Siliquen.

Obgleich sich das lat. *argentarius* als Bezeichnung nicht erhielt, bleiben Juwelenhandel, Versatzgeschäft und Wucher eng miteinander verbunden. Dies war das Geschäft des *mohatrero*, den das Lexikon der Akademie heute als 'Wucherer' und 'Spekulanten' bezeichnet und von arab. mohatara *'cosa aventurada'*, span. *mohatra* 'Leihe' herleitet. *Guzmán de Alfarache* gibt uns 7,5 und 7,6 einen Einblick in die Geschäfte dieses Zweiges. Er beginnt als Juwelier, *tratante*[1] *con piedras*; spart sich ein Kapital *(caudal)*, und da er auch Kredit hat *(crédito no me faltaba)*, macht er mit dem Überschuß Leihgeschäfte. Dies scheint keinerlei Ansehensminderung verursacht zu haben, im Gegenteil, *mi reputacion estaba en buen punto*. Ein anderer *mohatrero* gibt ihm seine Tochter zur Frau, weil er sieht, daß er mit Geld zu handeln *(trafagar con el dinero)* versteht.

Da sein Kapital für größere Geschäfte nicht ausreicht, verabreden Schwiegervater und Sohn folgende Schiebung: Sie setzen zwei Schuldschreiben und zwei Quittungen *(dos escrituras y dos contraescrituras)* auf. In dem ersten Schuldschreiben erkennt Guzmán an, von seinem Schwiegervater 4000 Dukaten erhalten zu haben *(la una confesando que me debeis* usw.*)*; dieser gibt ihm zugleich Quittung über den Rückempfang *(daré luego carta de pago)*. — In dem zweiten verschreibt dem Guzmán der Bruder seines Schwiegervaters eine Rente, die ihm Guzmán in einer Gegenurkunde wieder zurückschreibt.

Der Zweck dieser Doppelurkunden ist, daß jeder zugleich Gläubiger und Schuldner des anderen ist, keiner von ihnen also ohne weiteres gepfändet werden kann. Stellt beispielsweise Guzmán seine Zahlungen ein, so erscheinen der Schwiegervater und dessen Bruder mit ihren Papieren und legen als älteste Gläubiger Hand auf die Masse; die *contraescrituras* sind natürlich zur Zeit verschwunden. Soll zu Anfang der Beweis geführt werden, daß es sich nicht nur um ein 'Scheingeschäft' handelt, so streckt eine Bank die benötigte Summe, hier 500 Dukaten, vor: *nos le prestarán en el banco á trueque de*

[1] *'el que compra géneros para revenderlos' (Dict. Ac.)*. — Es entspricht heute etwa dem frz. *homme d'affaires* 'Geschäftsmann'.



cincuenta reales, wobei *trueque* als 'Zins' zu verstehen ist. Daß diese 'Schiebung' als *mohatra* im engeren Sinne verstanden wurde, zeigt sich darin, daß noch heute *mohatra* 'Scheingeschäft' bedeutet.

Die lehrhafte Art des Alemán bringt es mit sich, daß die Wirkung der 'Doppelpapiere' im folgenden auch praktisch erprobt wird: Guzmán macht schlechte Geschäfte, *el debe y ha de haber de mi libro,*[1] sein 'Soll und Haben' saldiert sich auf der Sollseite. Er begibt sich mit seinem Schwiegervater zu einem Notar *(escribano)*; sie gestehen, daß ein älterer Gläubiger als der Schwiegervater zu befriedigen sei: '*Mi yerno* (sagt dieser) *debe por otra escritura, primera que la mía, mil ducados, y está presentada* (sie ist 'eingeklagt') *y hechas diligencias* (und die 'nötigen Schritte' sind eingeleitet) *en otro oficio* (in einer anderen 'Kanzlei').' Der Notar verspricht die Angelegenheit für 200 *escudos para guantes* (*pour boire*, 'Handschuhgeld') zu schieben; der Schwiegervater ist *fiador* 'Bürge' für diese 'Tantiemen'. So geht alles wie vorauszusehen: Die Gläubiger *(acreedores)* versuchen das eine oder andere unter Sequester zu stellen *(embargar)* — umsonst: Überall hat die Familie schon die Hand darauf —; weswegen die Gläubiger, um weitere Kosten zu sparen, einen Aufschub bewilligen *(pedí espera por diez años).*

Auf diese Weise kommt Guzmán wieder in die Reihe, stellt sich als gewandter Kaufmann um und behilft sich, nun gewitzigt, mit der kleinen Kundschaft: *quedéme con mucha hacienda de los pobres.* Die Einzelheiten dieser *'kleinen mohateria'* verrät uns Alemán im folgenden Kapitel (7,6):

Vorab verleiht er Geld *(dar mohatras)*; dann gibt er Waren auf Kredit, meist Juwelen, und zwar so, daß sein Schwiegervater kauft und er krediticrt *(yo fiaba, mi suegro compraba)* oder umgekehrt. Selten gab es 'Ladenhüter' *(bromas de que no se podía salir)*, der Verlust war nicht groß, da sie nach Trödlerweise *á menosprecio* 'unter dem Werte' eingekauft waren.

Verkauft wurde mit vier Monaten als Ziel und 20% Nutzen: *Dábamos la hacienda fiada por cuatro meses, con el quinto de ganancia.* Der Notar bezeugte die Lieferung *(entrega de las mercaderías).* Ein Makler *(corredor)*[2] überbrachte die Waren, verkaufte den Schuldschein und überbrachte innerhalb zwei Stunden den Erlös abzüglich Diskont gegen Quittung: *dentro de dos horas llevaba el dinero a su dueño, con aquello menos en que decía que lo rendía.*

Kredit wurde nur nach Einholung von Referenzen über die Firma gegeben: *Cuando habíamos de dar una partida* (frz. *partie*, 'Posten', Buchhaltungsausdruck), *reconocíamos la dita*; die Kreditfähige mußte Bürgen und Unterpfand *(hipoteca)* stellen; zahlten sie am Termin *(día del plazo)* nicht, so erschien der Vollzieher bei ihnen *(alguacil de manga)*, und es gab Pfändung

---

[1] Cervantes ist die ‚Buchführung' vertraut. Er nennt in *Rinconete y Cortadillo (Novelas Ejemplares,* Ausg. der *Bibl. Romanica)* das *libro de las entradas* S. 116 und persifliert S. 134 in köstlicher Weise das *libro de memorias* 'Memorial'. Lezteres heißt auch *borrador* (*Guzmán* 6,5) Cladé'.

[2] Ist die Fehrsche Etymologie correctarius, prov. *coratier* und so auch afrz. wirklich gesichert? Es ist der Aufsatz von Goldschmidt in *Zt. f. d. gesamte Handelsrecht* 28,118 offenbar übersehen worden: Der älteste Beleg ist *cursatores* 1194; *corredor* ist 1271 in Barcelona belegt, also vielleicht ursprünglich katalanisch. Die Herkunft scheint mir vorab noch ganz dunkel zu sein. '*El que corre mucho*' erklärt das Lexikon der Akademie; aber das ist sicher volksetymologisch gefühlt. Nur portg. *corretor* genügt *correctarius.*



(ejecutar) oder Vergleich. Machten sie Ausflüchte *(piernas para no pagar)*, gab es einen Prozeß und allerhand Schikanen, die dem Schuldner schlecht bekamen. Denn der Entleiher ist immer der Hereingefallene: *haga un hombr su cuenta y tenga su necesidad en que se haya de valer de solos doscientos ducados: hallará que si solos dos años los trae de mohatra, montarán más de seiscientos!*

Allerdings ist die *mohatra* auch nur im Großen ersprießlich. Der kleine *Mohatrero* zehrt sein Kapital auf, und so ergeht es auch Guzmán: Er ist am Ende mittellos, und wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen, so verläßt ihn auch seine Frau.

Ich möchte zum Schlusse auf die nahe Verwandtschaft hinweisen, die zwischen diesem Geschäftsbrauch und dem in *1001 Nacht* in Ägypten üblichen zu bestehen scheint. In der *Gesch. des Christen* (*1001 Nacht ... treu übersetzt* von Dr. G. Weil, I S. 162) heißt es: 'Du mußt nämlich,' sagten die Makler, 'wie andere Kaufleute deine Waren in kleinen Partien, nach bestimmten Terminen, verkaufen und dir einen Zeugen, einen Schreiber und einen Wechsler nehmen; du kannst dann jeden Montag und jeden Donnerstag dein Geld bei den Leuten holen und die übrigen Tage dich in Kahirah unterhalten oder am Nil dich ergötzen. Ich gab diesem Rate meinen Beifall, führte die Makler in meinen Chan und gab die Waren heraus. Sie trugen sie mit mir auf den Markt, ich verkaufte sie einzeln, ließ mir Handschriften, von Zeugen unterschrieben, von den Käufern geben, und übergab sie den Geldwechslern zum Einkassieren.' Nach einem Monate erfolgt diese: 'ich ging jeden Montag und Donnerstag auf den Markt, setzte mich zu einem Kaufmanne, bis der Geldwechsler mit dem Schreiber mir das Geld von den Käufern brachte.'

Das ist mit kleinen Varianten in der Dauer, der Diskontierung der benötigten Helfer, die *kleine Mohatra* des Alemán, an deren arabischem Import, Gegenstand und Namen somit kaum zu zweifeln sein dürfte.

München. Leo Jordan.

Zum altprovenzalischen Wortschatz I.

In der Einleitung zu seiner Ausgabe des 'Jaufre' betont Breuer (S. IX) die Bedeutung dieses Romans für die provenzalische Sprachforschung. So haben denn die hier folgenden lexikalischen Kleinigkeiten, die des Herausgebers Aufmerksamkeit entgangen zu sein scheinen, die genannte Ausgabe als Ausgangspunkt.

1. ***acabar*** 'sich vollenden, vollkommen werden'.

Nach dem Mahle unterhalten sich die Gäste über das herrliche Paar Brunessen und Jaufre. Besonders letzterer wird gerühmt. *Car el mon non a poestat, Que ja conplit acabat Agues en tant pauc de sazon, Com a Jaufre, lo fill Dovon,* 10835—38. Wie Breuer die Stelle aufgefaßt hat, ist nicht ersichtlich, da ***acabar*** sowohl wie ***conplir*** im Glossar fehlen. Ist *a Jaufre* (10 838) Dativ, so müßten die beiden Verben unpersönlich konstruiert und *Que* (10 836) relatives Adverb als Ersatz des Dativs sein. Eine solche Konstruktion wäre aber recht ungewöhnlich, und so wird man es vorziehen, die beiden Verben als persönlich aufzufassen. Dann müßte aber *coma Jaufre* gelesen werden, da ein *a* 'hat' als verbum vicarium mir nicht angängig zu sein scheint. Die beiden Verben sind nun, so wie sie zu-



sammengekoppelt sind, offenbar im Sinne verwandt, wenn nicht identisch. Deshalb wird man *acabar,* das hier genau so intransitiv sein muß wie *conplir,* nicht mit dem *Pet. Dict.* Levys als *réussir* ansetzen, sondern von der Bedeutung *conplir* 'vollkommen werden' ausgehen. Zwar verzeichnen die Wörterbücher nur transitives *acabar,* in dem der Begriff 'vollkommen' enthalten ist (Levy, *S. W. B.* I, 10 No. 3 'vervollkommnen', *acabat* 'vollkommen'), doch liegt afz. *achever* 'ans Ende kommen' (Tobler-Lommatzsch I, 84) nicht allzu fern. Ich glaube also, daß man berechtigt ist, *acabar* ebenfalls den Sinn 'vollkommen werden' beizulegen, und übersetze: 'denn in der Welt gibt es keinen Hochstehenden, der in so kurzer Zeit zur Vollkommenheit gelangt wäre wie Jaufre, der Sohn Dovons'.

2. *sé afermar en* 'sich aufrichten an'.

Jaufre zweifelt, daß die schöne, reiche, vornehme Brunessen ihm ihre Liebe schenken könnte, *C'a pauc non es desesperatz. Mas en aiso s'es afermatz, Que dis, que non es ses merce* (7175—77). Breuer glossiert *sé afermar* mit 'sich versteifen'. Das ergibt aber wenig Sinn. Da das *afermatz* dem *desesperatz* der vorhergehenden Zeile offenbar absichtlich gegenübergestellt ist, so werden die beiden Partizipien auch im Sinne Entgegengesetztes bedeuten. Die provenzalischen Wörterbücher bieten zwar nichts Geeignetes, doch scheint mir afz. *afermer* 'standhaft machen' (Tobler-Lommatzsch, I, 180, 9) nahezuliegen. Ich möchte dementsprechend prov. *sé afermar en* hier mit 'sich aufrichten an' wiedergeben. Der schon verzweifelte Jaufre richtet sich an dem Gedanken auf, daß die Geliebte auch *merce* besitzt.

3. *aver que far* 'Interesse haben'.

Brunessen wehrt sich gegen ihre Liebe zu Jaufre, der möglicherweise gar nicht von vornehmer Herkunft sei. Dann aber verwirft sie diesen Gedanken wieder, da sich Jaufre ja bereits als Held bewährt habe. *E non ez (= es) bels e ben formatz, Gen parlantz e ben enseinatz? Non ai que far de sa ricor; Ja non voill aquesta lauzor C'om diga qu'ieu l'am per riquesa* (3769—73). Breuer (s. v. *faire*) glossiert *non ai que far de* mit 'ich kann nichts anfangen mit'. Aber was sollte eine so realistisch-prosaische Redewendung im Munde der von der Liebe geplagten Brunessen? Die wörtliche Übersetzung 'ich habe nichts zu tun, zu schaffen mit' erschließt den Sinn: ich habe mit seinem Reichtum nichts zu schaffen, ich habe an seinem Reichtum kein Interesse.[1] Zu dieser Deutung stimmt auch durchaus das Folgende. Denn Brunessen will nicht in den Ruf kommen, als wenn sie Jaufre seines Reichtums wegen liebe.

Ähnliches steht v. 4794. Man hat Jaufre vor einem Kampf mit Taulat gewarnt, da dieser ungeheuer waffentüchtig sei. Aber Jaufre will ihn doch bestehen. *E tolletz vos de son lauzar, Que aiço nom m'a ren que far.* Auch diese Stelle wird im Glossar s. v. *faire* erwähnt, aber ohne Übersetzung und nur mit dem Vermerk, daß das Verb unpersönlich sei. Aber weder *far* noch *aver* ist hier unpersönlich. Denn Subjekt ist *aiço,* das für *son lauzar* steht. Wir übersetzen wieder wörtlich und finden: 'Denn das hat (mit) mir nichts zu schaffen, das hat für mich kein Interesse'. Die Redewendung käme also im Grunde auf dasselbe hinaus wie die in v. 3771.

[1] Man vergleiche dazu Levy, *S. W. B.* III, 382 *faire* No. 11 'ausmachen, bedeuten', No. 12 'sich machen aus'.



Der Unterschied ist nur der, daß in v. 3771 die geleugnete Beziehung von einem Personensubjekt zum Sachobjekt geht, während in v. 4794 umgekehrt jeder Einfluß eines Sachsubjekts auf ein Personenobjekt bestritten werden soll.

4. *creban* 'lauter Schlag'?

Der Aussätzige hat den Begleiter der Jungfrau niedergeschlagen. *Pueis pren lo en luec d'un enfan E det n'en terra tal creban, Que·ls ueil li fes del cap saillir E las cervellas espandir* (v. 2921—74). Das Wort *creban* wird mit 'lauter Schlag' glossiert, also nach Raynouards Vorgang (*Lex. Rom.* II, 508, wo aber nur unsere Stelle zitiert ist) als Substantiv aufgefaßt. Das gleiche tut Levy im *Pet. Dict.*, wenn er *dar creban de* — allerdings fragend — mit *renverser* wiedergibt, und es ist zu vermuten — das *S. W. B.* führt das Wort nicht —, daß Levy ebenfalls nur dieses Jaufrebeispiel zur Verfügung gehabt hat. Nun zwingt aber nichts dazu, *creban* auf Grund dieser einzigen Stelle als Substantiv anzusetzen. Überaus häufig begegnet im Jaufre die Redewendung *dar (donar, ferir, plantar) tal* 'einen solchen Schlag versetzen' (vgl. 1098, 1732, 1745, 1782 u. ö.), und das liegt m. E. auch hier vor. Zu dem substantivisch gefaßten *tal* ist das Partizipium *creban* als Attribut hinzugefügt, und *tal creban* bedeutet 'einen so zerschmetternden Schlag'. So ist dieses *tal* auch v. 6641 von einem Attribut, allerdings in der Form eines Relativsatzes, begleitet: *Cel que·us feri ab lo baston El col tal qui·us para d'est mes.* Wenn also Breuer im Glossar *det n'en terra tal creban* mit 'schmetterte ihn so zu Boden' übersetzt, so muß man sich diesem etwas blaß gehaltenen Ausdruck gegenüber doch die eigentliche Situation vor Augen halten: der Aussätzige packt den Gegner, als wenn er leicht wie ein Kind wäre, offenbar an den Füßen, schwingt ihn etwa wie eine Keule und versetzt mit diesem seltsamen Werkzeug einen so vernichtenden Schlag auf die Erde, daß bei dem Aufprall des Kopfes Augen und Hirn herausquellen.

5. *desfaire* 'verstümmeln'.

Jaufre, der den Frieden von Monbrun gestört hat, wird vor Brunessen geführt, die ihn zu töten droht. *E Brunesentz a comandat C'om ades mantenen lo prendra E que·l desfasa o que·l penda* (3622—24). Breuer glossiert *desfaire* mit 'hinrichten'. Wenn diese Glossierung richtig wäre, dann könnte man nicht begreifen, warum zu dem allgemeinen Ausdruck noch der besondere des Hängens hinzugefügt worden ist. Oder ist das Hängen kein Hinrichten? Man kann diese Stelle nur verstehen, wenn man sie neben v. 3603—5 stellt, in denen Brunessen kurz vorher ähnliche Drohungen ausgestoßen hat. *E dic vos que, si Dieus m'aiut, Fort aura en vos bel pendut O bel orb o bel escasan.* Hier findet sich einerseits das Hängen, anderseits das Blenden oder das Versetzen in einen Zustand, der den Gebrauch von Krücken erforderlich macht (etwa das wiederholt im Jaufre begegnende Füßeabschlagen), d. h. doch nichts anderes als das Hängen oder das Verstümmeln. Es ist also kein Zweifel, daß in v. 3624 *desfaire* 'verstümmeln' bedeutet. Und zwar *desfaire* allein. Daß es mit Zusätzen versehen diesen Sinn haben kann, hat auch Breuer erkannt, wenn er zu 3451 *(Que de menbres vos desfara)* für *desfar des menbres* 'verstümmeln' ansetzt. Denselben Ausdruck findet man auch bei Raynouard (*Lex. Rom.* III, 275), der seltsamerweise unter '*désorganiser, licencier*' folgende Stelle zitiert: *Los contrafagz e los lebros e·ls desfag de lurs membres* (Übersetzung: *des défaits de leurs membres).* Dazu kann man



dann noch das ebenda von Raynouard, dieses Mal unter '*défaire, detruire*' beigebrachte Beispiel stellen: *Am las mans si d e s f a y e los huellz e la cara* (Übersetzung: *détruit*). Man könnte auch hieraus den Sinn von 'verstümmeln' für einfaches *desfaire* ablesen, und es ist nicht unmöglich, daß der Zusatz *dels (de lur) membres* in den beiden anderen Beispielen ebenso aufgefaßt werden muß wie die in den Redewendungen *cridar de la bocha, plorar dels uelhs, dormir dels uelhs* (letzteres Jaufre 7489) u. ä.

6. *faire* 'bezahlen, entgelten'.

Jaufre wird vor Brunessen geführt. Ihre Vorwürfe sucht er in höflichster Form zu entkräften. Sie aber fährt ihn an: *Per totz los saintz, qui son el mon,... cant m'escaparetz, Ja mais mon enueig no m f a r e t z* (3600—2, die nun folgenden Verse sind im vorigen Artikel zitiert). Anmerkung und Glossar fassen *mon* als Nebenform von *mout* 'viel'. Im Breuerschen Sinne müßte man also wohl übersetzen: 'Wenn ihr mir (jetzt) entwischen werdet, werdet ihr mir nie wieder viel Verdruß bereiten.' Mit anderen Worten: Brunessen müßte Jaufre entwischen lassen, wenn sie von ihm keinen Verdruß mehr erleiden will. Das kann aber unmöglich der Sinn der Verse sein. Im Gegenteil, sie will ihn nicht nur nicht entwischen lassen, sondern droht ihm den Tod in den verschiedensten, reizvollsten Formen an. Läßt sie ihn entwischen, so kann sie für den ihr angetanen Verdruß keine Rache mehr nehmen. So ist denn *mon* offenbar nichts anderes als das Possessivpronomen, und *faire* steht in seiner Bedeutung dem von Levy, *S. W. B.* III, 381 unter No. 7 angeführten 'bezahlen' nahe, nur ist es im übertragenen Sinn als 'entgelten, büßen' aufzufassen.

7. *sé faire* 'sich wähnen'.

Jaufre glaubt, aus allerlei Freundlichkeiten, die ihm Brunessen erwiesen hat, schließen zu dürfen, daß er Gnade vor ihr finden wird. Aber sogleich schilt er sich einen Toren. *Que moutas sazons s'esdeven, Qu'uns fols hom se cuiara ben, S'una pros domna·l vol servir, Que de s'amor aia* (sc. die Dame) *desir, E cuia* (sc. der Tor) *d'ella esser amatz* (7467—71). Ein solcher Tor ist auch er, *Que, s'aquesta m'a faitz plazer Ni gent acuillit ni honrat, M i f a i t z segur de s'amistat* (7474—76). Das Glossar vermerkt zu dieser Stelle: *far alcu segur de* 'versichern'. Zunächst ist *faire* hier reflexiv; sodann kann von irgendeinem Gefühl der Sicherheit keine Rede sein, da ja Jaufre gerade betont, daß man aus einigen Gunstbeweisen keineswegs auf die Liebe der Dame schließen könne. Ich glaube, daß das *sé faire* mit dem *segur* in gar keinem engeren Zusammenhang steht, sondern sich in seiner Bedeutung an das von Levy, *S. W. B.* III, 386 als No. 27 verzeichnete 'sich ausgeben für, sich hinstellen als' anlehnt. Allerdings ist hier niemand, vor dem sich Jaufre 'als ihrer Liebe gewiß' hinstellen könnte, als er selbst. So komme ich über 'sich vor sich selbst hinstellen als' zu 'sich wähnen' und darf vielleicht an das deutsche 'sich etwas vormachen' erinnern, das zwar nicht dieselbe, aber doch eine ähnliche Bedeutungsentwicklung erfahren hat. Daß *sé faire* hier den von mir erschlossenen Sinn hat, geht m. E. auch aus den voraufgehenden Versen hervor, in denen analog das Verbum *cuiar* zweimal im Sinne von 'wähnen' begegnet.

8. *sé gardar de* 'etwas zu verheimlichen suchen'.

Keus Zunge ist wieder einmal mit ihm durchgegangen. In der Antwort wird auf einen sonst nicht geschilderten Vorgang angespielt, der für Keu

sehr schimpflich gewesen ist: *Vos perdonatz fort voluntiers; Ben leu trobet ab vos perdon Cel que·us feri ab lo baston El col tal* (= solchen Schlag) *qui·us para d'est mes, Ja tant*[1] *ben no·us en gardares* (6638—42). Das Glossar verzeichnet *gardar* überhaupt nicht. Die übliche Bedeutung von *sé gardar de* 'sich hüten vor' ergibt keinen Sinn. Nun verzeichnet Levy, *S. W. B.* IV, 56 No. 13 — allerdings frageweise — ein Beispiel aus *Crois. Alb.*, wo er nach Paul Meyers Vorgang 'sich nicht verraten, sich verstellen' deutet. Etwas Ähnliches liegt m. E. auch hier vor, nur scheint mir der Zusammenhang eher die Übersetzung 'etwas zu verbergen suchen' zu fordern. Jedenfalls steht die Jaufrestelle der anderen so nahe, daß sie nicht nur deren Deutung, sondern auch Meyers Konjektur rechtfertigt, der statt des handschriftlichen *e sab* liest: *e·[s] sab tan ben gardar*.

9. *aver grat* 'gefallen'.

Im Breuerschen Text lautet v. 8178: *En est castel, que mout m'a grat*. Hschr. *A* hat *dun (= don) m'agrat* und ist somit in Übereinstimmung mit v. 8321 *(Cais que del marit non s'agrat)* und der üblichen Konstruktion des reflexiven *agradar*, nämlich *sé agradar de*. Wenn Breuer mit Hschr. *B* schreibt: *que m'agrat*, so muß *que* Nominativ, *m'* Dativobjekt und *agrat* Konjunktiv sein. Dieser Konjunktiv ist aber durch nichts zu rechtfertigen. So wird man denn *que m'a grat* lesen müssen. Zwar verzeichnet Levy, *S. W. B. IV*, 172 No. 12 für *aver grat* nur die Bedeutung 'Dank ernten, Beifall finden'. Aber unter No. 13 wird, wenn auch frageweise, *aver bon grat* mit 'wohlgefällig sein' glossiert, und *grat* erscheint in verschiedenen Redewendungen durchaus mit dem Sinne 'das (Wohl-)Gefallen'; z. B. *cazer en grat* 'angenehm sein, gefallen' (*l. c.* IV, 172 No. 14), *venir en (de) grat* 'gefallen' (*l. c.* IV, 173 No. 18), endlich auch mit *grat* als Akkusativobjekt, genau wie in dem hier behandelten Ausdruck: *retener grat* 'Beifall finden' (*l. c.* IV, 172 No. 16) und 'gefallen' *(Pet. Dict.)*. So dürfte es nicht zu kühn sein, *aver grat* denselben Sinn beizulegen.

10. *metre alcuna ren en* 'eine Sache durch etwas entscheiden'.

Vor dem Kampf zwischen Jaufre und Taulat warnt der letztere seinen Gegner mit dem Hinweis, daß er schon 500 Ritter überwunden habe, die trefflicher gewesen seien als Jaufre. Dieser aber schneidet Taulats Prahlereien kurz ab: *'Ancui para', so dis Jaufres; 'Non o metan (= metam) tot en parlar, Mas, si·t vols, va te tost armar, E veian (= veiam) que Dieus en volra* (5950—3). Für die hier vorliegende Verwendung von *metre* bietet das Glossar nichts. Dagegen hat Levy, *S. W. B.* V, 269 *metre alcuna ren en alcu* 'eine Sache jemandes Entscheidung unterwerfen'. Hier ist nun die entscheidende Instanz nicht eine Person, sondern eine Sache, ein Tun. Man darf also wohl übersetzen: 'Wir wollen das alles nicht durch Reden entscheiden, sondern ...'

11. *onrar alcu de* 'jemandem einen (ehrenvollen) Sieg über einen anderen verschaffen'.

Jaufre hat den Missetäter Taulat, der einen Artusritter vor des Königs Augen getötet hatte, besiegt und zur Aburteilung an Artus' Hof geschickt. *'Ai Dieus', dis lo rei, 'sancs Sperit, De Jaufre, con m'a ben servit E de mon mal guerier onrat!'* Die wörtliche Bedeutung der Redewendung ist

---

[1] Über *tan ... no* 'wenn auch noch so' s. u. No. 13.



ohne Zweifel: 'jemanden in bezug auf einen anderen ehren'. Die hier vorliegende Situation aber läßt m. E. die von mir vorgeschlagene, weiterentwickelte Bedeutung zum mindesten als möglich erscheinen. Sie erhält eine erhebliche Stütze durch das Beispiel, das Levy, *S. W. B.* V, 494 No. 4 als *se onrar* ohne Deutungsversuch aus Sordel 40, 527 zitiert: *Nulz oms no·s deu voler onrar De sos amics, ni soffertar En patz que d'el sos enemics S'onra; qu'aissi es om amics Fis d'amic, e razonalmenz Enemics de sos malvolenz.* Niemand soll danach streben, sich einen Sieg über einen Freund zu verschaffen, aber ebensowenig ruhig zusehen, wie sich des Freundes Feind über jenen einen Sieg verschafft. Gerade in diesem Beispiel aus Sordel weist die Redewendung von dem Grundbegriff der Ehre kaum noch eine Spur auf.

12. *de plan* 'soeben'.

Der von Jaufre bedrängte Aussätzige will seinen Herrn zu Hilfe rufen, weiß aber noch nicht, daß dieser soeben in furchtbarem Kampf von Jaufre getötet worden ist. *'Per Dieu, n'enflat mezel puinais,' Dis Jaufre, 'ja ne·l veiretz mais, Car mortz est* (A: *es*) *veramentz d e p l a n. E vos perdres la man, Cela ab que m fezes la figa . . .!'* Breuer glossiert, nicht gerade in genauer Übereinstimmung mit den Wörterbüchern (Levy, *S. W. B.* VI, 353 No. 20 'gewiß, sicherlich, fürwahr'), *de plan* mit 'völlig, ausdrücklich, gehörig'. Wenn auch eine Häufung gleichbedeutender Ausdrücke, wie sie hier vorläge *(veramentz de plan),* beim Jaufredichter keineswegs außerhalb des Bereiches der Möglichkeit wäre, so möchte ich doch dem *de plan* hier einen anderen Sinn geben. Diese Redewendung kann auch 'sogleich' bedeuten, ein Sinn, der nach Levy, *S. W. B.* VII, 352 schon v. 1822 vorliegt; sie wäre also mit *ades* synonym. Nun bedeutet *ades* aber auch 'soeben, gerade', und der Jaufredichter gebraucht es nicht nur an der von Levy, *S. W. B.* I, 20 zitierten Stelle *(Car plus ac fresca la color Que rosa, cant es a d e s nada* 2303) in diesem Sinn, sondern auch v. 9832 (nicht in Breuers Glossar): *Car a d e s m'en era anatz Per deportar fors del castel.* Es liegt nun nahe, diese Gleichung zu vollenden. Wenn *ades* 'sogleich' und 'soeben' bedeutet, so darf man wohl auch *de plan,* das den Sinn von 'sogleich' haben kann, die Bedeutung 'soeben' zuschreiben. Die nahe Verwandtschaft der Begriffe 'soeben' und 'sogleich' ist ja verständlich. Die durch sie bezeichneten Zeitpunkte liegen der Gegenwart am nächsten, der eine in der Vergangenheit, der andere in der Zukunft, und das Verbaltempus entscheidet, welche dieser Bedeutungen jeweils gemeint ist. Auch im deutschen 'eben' liegen wohl beide vereint. Dies Wort auf die Vergangenheit anzuwenden, ist bei uns allgemein üblich; mir scheint aber, daß man in der Umgangssprache mancher Gegenden Deutschlands auch etwa Sätze wie 'Ich werd' eben mal nach dem Essen sehen' bilden kann, wo 'eben' durchaus die allernächste Zukunft[1] bezeichnet. (Vgl. auch das englische *this, these* bei Zeitbestimmungen: *I have not seen him this month* gegen *I shall not be ready these two hours).* Daß *de plan* überhaupt zu zeitlichem Sinne gelangen konnte, ist gleichfalls nicht erstaunlich. Von der Grundbedeutung 'glatt' ausgehend, findet der Sprechende, das eine Mal zurück-, das andere Mal vorausschauend, daß ein Geschehen 'glatt', d. h. ohne Hindernis, ohne Unterbrechung in die Gegenwart übergeht, und

[1] Vgl. auch Grimm, *Deutsches Wörterbuch* III, 10 No. 4 gegen Schluß.



kommt so zu der Bedeutung 'soeben' einer-, zur Bedeutung 'sogleich' anderseits. Die Entwicklung der deutschen Wörter 'eben' und 'gerade' vom lokalen zum temporalen Sinn ist gewiß denselben Weg gegangen.

Berlin. Kurt Lewent.

Plaiones — Blaiones.

Recentemente il Rohlfs, raccostando nel suo bel libro (Griechen und Romanen in Unteritalien, Genève 1924, pp. 53—54) la forma italiana meridionale *chiascione* 'lenzuolo' (XI—XII sec. *plaione*) al greco-otrantino *plaúni* (XII sec. *πλαγιοῦνιον*), proponeva come etimo il greco *τὰ πλάγια* 'i fianchi', con un trapasso semantico analogo e forse in qualche modo connesso con quello del lat. *plaga*.

In queste stesse pagine (Arch. f. neuere Spr., 150, p. 69), il Meyer-Lübke, riprendendo la questione, prospettava come probabile l'esistenza nel latino tardo d'un grecismo **plagium*, raccostato anafonicamente a *plaga*, da cui si sarebbe poi tratto **plagione*.

Senza propormi di contestare quest'etimo, che ha per sé molte buone ragioni, vorrei rammentare una forma foneticamente vicinissima, di cui si dà di solito un altro etimo: quel *blaiones duos* che si legge in un testamento steso nell' 861 in quel di Verona (Historiae Patriae Monum., XIII, Torino 1873, no. 215). Dal contesto, sembra certo che il vocabolo significhi anch'esso 'lenzuola'; donde la riconnessione coll'ahd. *blaha* 'grobes Leintuch', mhd. *blahe,* nhd. *Blahe* (anord. *blǽja* 'Bettdecke') (Bruckner, Die Sprache der Langobarden, Straßburg 1895, p. 135, Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Spr., s. v. *Blahe*); inoltre, la parola si manterrebbe nel friul. *bleón* 'lenzuolo' (Pellis, in Forum Julii, I, p. 218).

Ora l'ipotesi che i *blaiones* settentrionali e i *plaiones* meridionali vadano identificati si presenta molto verosimile. E siccome, partendo da un lat. **plagiones,* non si vede come si possa dar ragione del *bl-* iniziale, mentre ammettendo che si tratti di una voce longobarda la presenza delle due forme (con *bl-* e *pl-*) sarebbe spiegabilissima, bisogna prendere in considerazione la possibilità che la parola in questione sia stata trasmessa all'Italia meridionale dai Longobardi.

Forse un giorno o l'altro verrà in luce qualche nuovo dato, che permetterà di risolvere con sicurezza il piccolo problema.

Rom. Bruno Migliorini.

Zu Archiv 150, 242—246.

Zu Risops lehrreichen Ausführungen über die Vertretung des Gattungsbegriffes durch die Formen beider Geschlechter sei ergänzend bemerkt, daß schon Geßner im ersten seiner beiden schönen Programme 'Zur Lehre vom französischen Pronomen' (Berlin 1873) auf S. 34 der Erscheinung Erwähnung tut und sie mit Beispielen belegt, daß das Altfranzösische es liebte, das Maskulinum und das Femininum des Demonstrativums sowie einer Anzahl unbestimmter Pronominalien nebeneinanderzustellen. Und nach Geßner haben E. Wolter, Der Judenknabe (Bibliotheca Normannica 2) S. 85, Anm. zu V. 93 und, soweit es sich um negative Ausdrucksweisen handelt, Perle in der Zeitschrift für romanische Philologie II, S. 415 f. die Neigung der alten Sprache, Gesamtbegriffe aller Art zu zerlegen, durch Beispiele erhärtet. Wie

sehr die Zerlegung des Gattungsbegriffes in die Formen beider Geschlechter dem Altfranzösischen zur Gewohnheit geworden war, geht daraus hervor, daß sie selbst da stattfinden durfte, wo irgendwelcher Nachdruck auf die Gültigkeit der Aussage für alle Glieder einer Gesamtheit 'ohne die geringfügigste Ausnahme' (Risop) deswegen gar nicht in Frage kommt, weil diese Ausnahme tatsächlich doch vorhanden ist und unmittelbar auf die Zerlegung des Gattungsbegriffes in die beiden Geschlechter folgt. Ich kann dafür allerdings nur einen Beleg anführen, der aber so bekannt ist, daß ich ihn in Risops reicher Sammlung sicher zu finden erwartete: Aucassin 2, 8 heißt es vom Grafen von Biaucaire: *Il n'avoit nul oir, ne fil ne fille, fors un seul vallet.*

Marburg. Alfred Schulze.

Sitzungsberichte

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1925.

Sitzung vom 13. Januar 1925.

Herr Wolff spricht über ***Das deutsche Wander- und Schuldrama im 17. Jahrhundert.*** Der Vortrag ist ein Abschnitt aus dem vom Vortragenden verfaßten Teil der 'Geschichte des deutschen Dramas', herausgegeben von Rob. F. Arnold, 1925, 239—273.

Herr Bürger wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 27. Januar 1925.

Herr Born macht einige Bemerkungen zu Gustav Krügers 'Französischer Synonymik'. Der Vortrag erscheint in der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht (1925, Bd. 24, 259—265, 357—361).

Herr Rohlfs spricht über ***Kahlkopf als Kinderbezeichnung im Romanischen.***[1] Ausgehend von der Tatsache, daß prov. *tos* 'Knabe', *tosa* 'Mädchen', oberital. *toso, tosa* usw., Benennungen, welche man bisher mit dem besonders für die Langobarden bezeugten Brauch der Haarschur aus Anlaß der Mündigkeitserklärung zusammengebracht hat, nicht, wie man als Grund dieser Erklärung erwarten dürfte, als Bezeichnungen für den 'reifen Jüngling' auftreten, sondern stets den Knaben (bzw. das Mädchen) vor der Mündigkeitserklärung bezeichnen, erklärt der Vortragende diese auf tonsus zurückgehenden Kinderbezeichnungen, wie span. *muchacho* [< *mocho* < mutilus + *acho*] und südital. *carusu* 'Knabe' [zu griech. κείρω 'scheren'], als Benennungen des der Kopf- wie der Geschlechtshaare entbehrenden Kindes. Gestützt wird diese Erklärung durch den Hinweis, daß diese drei romanischen Wortstämme auch sonst nicht nur 'geschoren', sondern auch 'von Natur ohne eine charakteristische Eigentümlichkeit' bedeuten. So treten die drei Wortstämme auf zur Bezeichnung des grannenlosen Weizens (ital. *tosello, tosetto*, span. *trigo mocho*, südital. *carusa, karuséḍḍa*), der hörnerlosen Ziege (span. *cabra mocha*), des Baumes ohne Äste (span. *arbol mocho*) usw.

Herr Pubanz wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 10. Februar 1925.

Herr Schleich spricht über ***Anlage, Sprache, Inhalt und Wert von Boccaccios 'De claris mulieribus'*** sowie über seine ***Verbreitung in England.***

Herr Pubanz wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 24. Februar 1925.

Herr Rohlfs spricht über ***Ethnographisches aus Unteritalien. Aus den Materialien des italienischen Sprachatlas.*** Vortragender verbreitet sich über die Ziele des unter Leitung von K. Jaberg und J. Jud in Vorbereitung befindlichen *Atlante linguistico-etnografico italiano,* an dem er selbst als Explorator für Unteritalien mitwirkt. Eingehend wird hingewiesen auf die große Bedeutung, die diesem Sprachatlas für die Berücksichtigung und Erfassung der 'Ethnografica' zukommt. Während noch der französische und

---

[1] Der Vortrag ist inzwischen abgedruckt im Archivum Romanicum VIII (1924), 161—166.



katalanische Sprachatlas ausschließlich Sammlung der sprachlichen Werte betreibt, sollen von dem kurz vor dem Abschluß befindlichen 'Italienischen Sprachatlas' Wörter und Sachen in gleicher Weise berücksichtigt und illustriert werden. Vortragender zeigte eigenartige, aus den Abruzzen stammende Käseprodukte (*skamórtsa*), die die Form eines Kaninchens (vgl. sizil. *skamóréu* 'junges Kaninchen' in Sperlinga) nachahmen, und Proben süditalienischer, in einen (als Konservenbüchse wirkenden) Käsemantel eingeschlossener Butter (südital. *mantéca*). An der Hand von 150 Lichtbildern wurde der Versuch gemacht, in einzelne Gebiete (Häusertypen, Beförderungsmittel, Bienenzucht, Dreschwesen, Hirtenleben, Küchen, Volkstrachten) des besonders in den abgelegenen Zonen des inneren Unteritalien noch äußerst primitiven Kulturlebens einzuführen. Vortragender schloß mit der Mahnung, daß auch in Schule und Universität der Sprachunterricht mehr als bisher Hand in Hand zu gehen habe mit ethnographischer Vertiefung.

Herr Gottwald wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 10. März 1925.

Herr Universitätsprofessor Dr. Brie spricht als Gast über *Eindrücke von England und englischer Wissenschaft.* Er schildert die Unterschiede, die sich ihm auf einer Studienreise in England (August bis Oktober 1924) zwischen dem heutigen und dem Vorkriegs-England aufgedrängt haben. Er berichtet u. a. über die Aufnahme bei den englischen Gelehrten, die Stimmung gegenüber Deutschland, die Stellung gegenüber französischer und deutscher Wissenschaft, die Stellung zur 'Schuldfrage', die Folgen des Krieges in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft, Steuern, Preise, Stellung der Nation zu Frankreich, Einfluß der Dominions, der Vereinigten Staaten, Stimmung der asiatischen Völker gegenüber den angelsächsischen Mächten, Verhältnisse innerhalb der englischen Arbeiterschaft, Entwicklung der Londoner Universität, Neuanschaffungen in den Museen, Theateraufführungen und Music-Halls.

Herr Gottwald wird in die Gesellschaft aufgenommen, Herr Lichtenberg wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Herr Kuttner begrüßt den ehemaligen Vorsitzenden der Gesellschaft, Herrn Risop, und spricht ihm im Namen der Gesellschaft die wärmsten und herzlichsten Glückwünsche zu seinem morgigen 70. Geburtstage aus und hofft, daß der Jubilar noch viele Jahre so frisch und tatenfroh seine lange Reihe tiefgründiger gelehrter Arbeiten und Forschungen fortsetzen möge, an die er im einzelnen erinnert.

Die Gesellschaft beschließt, auf die nächste Einladung zu setzen, daß rückständige Beiträge acht Tage nach der mit dieser Einladung erfolgten Mahnung durch Postauftrag eingezogen werden.

Sitzung vom 24. März 1925.

Herr Milléquant spricht über *Marcel Proust.*

Herr Lichtenberg wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 28. April 1925.

Herr Milléquant spricht über *Le roman français moderne.*

Herr Gerstenberg wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 12. Mai 1925.

Herr Langenfelt spricht über *Die kolonialen Literaturen des britischen Imperiums.* Zum Anfang betont er, daß die betreffenden Literaturen nicht nur englischsprachlich sind, sondern auch — vom englischen Stand-



punkt — fremdsprachlich, nämlich französisch (in Kanada), holländisch ('afrikaans') in Südafrika. Im allgemeinen ist zu verzeichnen, daß diese beiden letztgenannten Literaturen, wenigstens in den früheren Jahren, viel bedeutender sind als die englischsprachlichen. Die Ursache hierzu ist die politische und literarische Abhängigkeit vom Mutterlande, welches bessere Bücher liefert als die im Exil Lebenden; übrigens führen auch die fremden Nationalitäten eine größere Propaganda für ihre Sprache. Vgl. Minoritätenkämpfe in Europa. Die Kanadenser sind außerdem von amerikanischem Gut überschwemmt. Am besten ist die einheitliche australische Literatur. Dort hat sich sogar eine spezifisch australische Schule herausgebildet (die sogenannte Bulletin-School), welche ihren Namen von ihrer Zeitschrift The Bulletin bekommen hat. Unter den bedeutendsten Schriftstellern des modernen Australiens sind die Dichter Henry Lanson und A. B. Paterson zu nennen. Unter den holländisch-südafrikanischen Schriftstellern sollen die Lyriker du Toit und Celliers vermerkt werden. Die wichtigste Arbeit mit französisch-kanadensischem Lokalkolorit ist das kurz vor dem Kriege geschriebene Buch 'Maria Chapdelaine' von Louis Hémon. Ohne Zweifel werden diese überseeischen Literaturen in der Zukunft gute Schriftsteller für die Weltliteratur liefern, und es ist eine Pflicht, die literarischen Erzeugnisse dort genau zu verfolgen. — An der Diskussion beteiligen sich die Herren Herzfeld und Ludwig.

Herr Gerstenberg wird in die Gesellschaft aufgenommen. Die Herren Meißner und Markus werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 22. September 1925.

Zu Beginn der Sitzung gedenkt der Vorsitzende zweier langjähriger Mitglieder, die der Gesellschaft durch den Tod entrissen worden sind, der Herren Zack und Carel. Er macht der Gesellschaft ferner Mitteilung von dem Tode des Herrn Cornicelius, der früher lange Jahre ein eifriges Mitglied der Gesellschaft war.

Herr Wolff spricht über *Shakespeares Form*. Der Vortrag wird in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift erscheinen. Einige Bemerkungen und Einwände machen die Herren Ludwig und Schade.

Die Herren Meißner und Markus werden in die Gesellschaft aufgenommen. Die Herren Rosenkranz, Bröker und Basinski werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 13. Oktober 1925.

Der Vorsitzende Herr Ludwig begrüßt die Teilnehmer des Berliner Neuphilologischen Ferienkursus, die als Gäste der Sitzung beiwohnen.

Herr Risop erörtert einige im Laufe der letzten 150 Jahre im Französischen auftauchende syntaktische Neuerungen, wie *faire se taire*, als eine durch das Verlangen nach möglichst sinnfälliger Gestaltung des Gedankens herbeigeführte Abspaltung von *faire taire*; ferner *préférer* mit folgendem Objektsinfinitiv + *à*-Infinitiv und den Anschluß des Wortes an das bei *aimer mieux, il vaut mieux* u. dgl. natürliche syntaktische Verfahren, also Objektsinfinitiv + *que*-Infinitiv, sowie den Ersatz von *à* durch *que* auch da, wo zwei Substantiva durch *préférer* zueinander in Beziehung gesetzt werden, während die gelegentlich sich ereignende Einführung von *de* für *à* nur aus einer naheliegenden Vermischung von *préférer* mit den Zeitwörtern der Trennung erklärt werden kann. Darauf bespricht der Vortragende in jüngster Zeit auftretende Fügungen wie *vers les Meudon* oder *à des Versailles* und bestimmt ihr Wesen im Zusammenhang mit älteren Typen wie *les Démosthène* usw. und *à des trois heures*. Der Vortragende betrachtet alle diese Verschiebungen im Lichte der historischen Grammatik und mit



Hinblick auf das Verhalten anderer romanischer Sprachen. Er bemüht sich, sie als Reflexe bestimmter psychomotorischer Akte und damit als linguistisch vollgültige Ergebnisse sprachlichen Lebens zu erweisen. Soweit es sich um den Übertritt zum *préférer ... que*-Typus handelt, betont der Vortragende die Hinfälligkeit der seitens mehr oder minder urteilsfähiger Franzosen gegen solches Sprachgebaren erhobenen Einwände.

Herr Kuttner macht einige ergänzende Mitteilungen zu der Wendung *à des trois heures.*

Die Herren Rosenkranz, Bröker und Basinski werden in die Gesellschaft aufgenommen. Zur Aufnahme vorgeschlagen werden die Herren Brodeck, Hermann und Heidrich.

Sitzung vom 27. Oktober 1925.

Herr Gade gibt einen Bericht über die Jubiläumstagung des Bayerischen Neuphilologenverbandes.

Darauf spricht Herr Nobiling über *Übertragungen Verlainescher Gedichte.* Nach einem Hinweis darauf, daß ein Übersetzer fremdsprachlicher Dichtungen sich genau an die Form des Originals zu halten habe, daß er z. B. ein iambisch empfundenes Gedicht iambisch, ein in Trochäen geschriebenes in trochäischem Rhythmus wiederzugeben habe, daß er männliche Reime nicht durch weibliche ersetzen dürfe und umgekehrt, daß er sich — z. B. in Sonetten — an die Reimstellung zu halten habe, die das Original zeige, verliest der Vortragende eine Anzahl von Verlaineschen Gedichten, die er ins Deutsche übertragen hat.

Herr Millequant, der Lektor für französische Sprache an der Universität Berlin, hat die Freundlichkeit, vor jeder Übersetzung den Verlaineschen Urtext vorzulesen. Auf diese Weise kommen — erst französisch, dann deutsch — folgende Gedichte Verlaines zu Gehör: aus den *Poèmes saturniens:* Résignation, Vœu, Angoisse, Marine, Monsieur Prud'homme, Çavitri, Un Dahlia, aus den *Fêtes galantes:* Colloque sentimental. aus *La bonne chanson:* No. XVI, aus den *Romances sans paroles:* Streets, Child Wife, Beams, aus *Jadis et naguère:* A Horatio, aus *Amour:* Ballade à propos de deux ormeaux qu'il avait, aus *Odes en son honneur:* Nos repas sont charmants.

Sitzung vom 10. November 1925.

Herr Universitätsprofessor Dr. Neubert spricht als Gast über *Das Nachleben antiker Philosophie in der französischen Literatur seit der Renaissance.* Die antike Philosophie hat, seit der Renaissance zumal, in Frankreich tiefe und breite Wirkung ausgeübt, wie die französische Literatur beweist. Ähnlich wie in der germanischen Philosophie hat sich auch hier der uralte Kampf zwischen Geist- und Stofflehre abgespielt, der erstere verkörpert durch Platonismus und Stoizismus, der letztere durch Epikureismus. Die einzelnen Strömungen durchkreuzen sich zum Teil, zum Teil lösen sie sich ab. Im großen und ganzen erscheint der Platonismus als besonders charakteristischer Wesenszug der Frührenaissance, dann läuft parallel mit ihm und ihn übertreffend der Stoizismus seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis etwa Mitte des 17. Jahrhunderts; beide idealistische Richtungen werden von da an abgelöst durch den Epikureismus, der als Grundmelodie der französischen Aufklärungsliteratur bis zur Romantik etwa ertönt. Eine ausführlichere erstmalige Evolution des Platonismus ist vom Vortragenden im 'Jahrbuch für Philologie' (hg. von Klemperer-Lerch) 1925 versucht worden. Charakteristisch für die spiritualistisch-unsinnliche Liebesauffassung, wie sie zuerst von Margarete von Navarra und ihrem Kreis enthusiastisch gepriesen wird, ist deren frühzeitige Umbiegung in

das aristokratische Geistesspiel des Petrarkismus und ihre rasche kraftvolle Negierung, ja Bekämpfung in der irdische Güter feiernden Hochrenaissance, besonders der Plejade. Doch hat die platonische Richtung ihre noch nicht genügend ergründete Fortsetzung in der religiösen Strömung des 17. Jahrhunderts gefunden, insbesondere bei den Jesuiten (Le Moyne, Yves von Paris usw.), bei Camus und bei den christlich-kartesischen Philosophen (Malebranche, Père Thomassin usw.), worüber erste orientierende Angaben sich in dem trefflichen Werke von Brémond, 'Histoire littéraire du sentiment religieux en France', 1924 ff., finden. Descartes selbst bekennt sich durchaus zum spiritualistischen Eros ('Traité des passions de l'âme' und Briefe). Das 18. Jahrhundert zertrümmert dann dieses letzte Asyl, den Dreibund Platonismus - Kartesianismus - Christentum, und erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlebt der Platonismus, nach einem Jahrhundert gänzlicher Negierung, einen letzten Aufschwung bei den Romantikern (Lamartine, Vigny). Genauere Untersuchungen müßten die Fernwirkung einzelner platonischer Ideen als literarische Motive behandeln, wie z. B. die Seelenverwandtschaft, die immer wieder in der Romania den Androgyne-Mythus zum Symbol wählt, ferner die göttliche Sendung des Dichters, wie sie in den zahlreichen 'Arts Poétiques' seit der Frührenaissance sowie in poetischen Werken verherrlicht wird. Als Grundlage kann hierzu die treffliche Untersuchung Meißners in der Festschrift für Oskar Walzel benutzt werden. Die lohnendste, freilich mühsame Arbeit endlich hätte die Evolution der enorm wichtigen und weitschichtigen Begriffswelt des *honnête homme*, des *honnête amour* von ihren platonischen Anfängen an (Castigliones 'Cortegiano') zu beleuchten, mit den Zwischengliedern der *Parfait amour*, *parfaite amitié* usw. bei Héroet und anderen. Alle solche Einzelbilder würden das Gesamtbild wirksam ergänzen und vertiefen und sehr ansprechende literarische wie kulturhistorische Querschnitte ergeben.

Die erstmalige Berührung zwischen dem Platonismus und dem stoischen Rationalismus findet in Corrozets 'Conte du Rossignol' statt. Die eigentliche große stoische Bewegung entwickelt sich, als die durch die blutigen Bürgerkriege und religiöse Zerrissenheit zerfleischte Menschheit inneren Halt bei antiken Vorbildern sucht. Epiktet und Seneca werden jetzt intensiv herausgegeben, übersetzt, kommentiert. Erster Wortführer dieser Zeit ist Montaigne, der freilich nach Erkenntnis seiner im Grunde unstoischen Natur neue eigene Wege geht. Aber von ihm wie seinen beiden Jüngern Charron und Du Vair strahlt mächtigste Wirkung auf die Folgezeit aus. Ihre Werke um die Wende des Jahrhunderts spiegeln am deutlichsten die für das 17. Jahrhundert charakteristische Verschmelzung von Stoa und Christentum wieder. Der stoische Rationalismus mit seiner Anbetung der menschlichen Vernunft und die stoische Ethik mit ihrer Bekämpfung der menschlichen Leidenschaften durch Vernunft und Willenskraft, ihrem Streben nach Reinheit der Sitten, Überwindung des Egoismus, ihrem Pflichtbewußtsein werden die dominierenden Richtlinien für das Frankreich des *Grand Siècle*. Der absolut herrschende Intellektualismus stützt den christlichen Anthropozentrismus auf Kosten der irdischen wie kosmischen äußeren Natur, die zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt. Wiederum gibt uns die französische Literatur davon das beste Spiegelbild, zahllose Beispiele enthalten die Werke ziemlich aller Dichter und Schriftsteller des Zeitalters, von Voiture bis St. Évremond und Boileau. Ein gemeinsames Band umschließt die Lyrik, von Malherbe angefangen, der in seinem Dichten wie seiner Anschauung vom Dichten wiederum mächtige Anregung vom Stoiker Du Vair empfangen hat. Ausnahmen begegnet man nur bei den Irréguliers, wie Théophile und anderen, der intimen Briefliteratur, La Fontaine und seinem Kreis. Bemerkenswerterweise werden die Gesamtwerke Du Vairs in den zwanziger, dreißiger Jahren immer von neuem in Rouen aufgelegt, der Hei-

mat Corneilles. Der größte Dramatiker der ersten klassischen Periode ist denn auch durchaus von stoischen Idealen beherrscht; der ganze Corneille steckt schon in Du Vair. Zumal seine Meisterwerke sind von stärkstem aktivistischem Stoizismus getragen, mit deutlicher Neigung zu christlichem Altruismus hin. Das hohe Ethos des Sichopferns für ein hohes Ideal erhebt Corneilles Werk in einer Epoche des krassesten Egoismus. Bis zu Beginn des Siècle de Louis XIV erlebt der Stoizismus überhaupt seine Hochblüte, außer Corneille in den markantesten Gestalten wie Balzac, Descartes ('Traité des passions'), im galant-heroischen Roman usw. Dann, als die Glanzzeit des gesättigten, gleißenden Zeitalters Ludwigs anhebt, bricht der Stoizismus in sich, aus inneren Gesetzen, zusammen. Das packendste Schauspiel dafür bietet Pascal und sein Kreis. Überall nun werden stoische Kraft- und Willensherrschaft durch ihr Gegenteil abgelöst, wofür wiederum die Gestalten des größten Dramatikers dieser Epoche, Racines, beredtes Zeugnis ablegen. Nur ein geringes zuvor beginnt endlich die dritte und letzte Strömung, der Epikureismus, sein Haupt zu erheben, mächtig gefördert durch Gassendis Wirken. Jetzt erscheinen erneut — die Renaissance war hierin vorangegangen — die Ausgaben, Bearbeitungen und nun auch die Übersetzungen Lucrezens; jetzt wird auch eine Dichtung wie Petronius' Satyricon erst recht gewürdigt, jetzt beginnt man Epikur und seine Moral zu rechtfertigen (z. B. Sarasin, 'Apologie pour Epicure', 1645). Wieweit der Epikureismus schon in der Renaissance wirksam gewesen ist, bedarf noch gründlicher Untersuchungen; wahrscheinlich kommt ihm größere Bedeutung zu, als man gemeinhin annimmt (vgl. z. B. Ronsard). In der libertinischen Unterströmung ist er stets zu Hause gewesen. Wiederum ist es im 17. Jahrhundert die epikureische Ethik, die zunächst an Boden gewinnt, während die Naturphilosophie sich höchstens im tollwitzigen Scherzgewande eines Cyrano ans Tageslicht wagt. Dann aber, mit Beginn des 18. Jahrhunderts, wird auch sie, gestützt durch die neuen Ergebnisse der exakten Wissenschaften, hoffähig. Ein gewaltiger Doppelstrom epikureischer Weisheit ergießt sich nun durch das 18. Jahrhundert; die Aufklärungsliteratur wie die Lyrik werden von ihr getragen. Der am Anfang stehende Hauptvertreter der epikureischen Moral ist La Rochefoucauld in seinen 'Maximes'; von ihm führt eine gerade Linie aufwärts zu Helvétius und weiter zu Schopenhauer und Maupassant. In der eigentlichen Dichtung steht La Fontaine an der Spitze, ihm folgt die echte Rokokodichtung, mit den Zwischengliedern Chaulieu und La Fare, hinüber zu Voltaire, Gresset, Desmahis, Bertin, Parny, wozu sich in der Rokokokomödie wie im Roman zahlreiche Parallelen finden. Den Reigen des epikureischen Naturalismus eröffnet Maillets 'Telliamed'; ihm schließen sich die Aufklärer der radikalen Richtung an, von La Mettrie über Diderot zu Holbach. So gefährlich wird in diesem Zeitalter die epikureische Weisheitslehre, daß ein Polignac sie offiziell in seinem Anti-Lucrez bekämpft (1748). Ein Erfolg konnte freilich nicht eintreten — erst mußte das Jahrhundert des genußgierigen Rokoko und der antichristlichen Aufklärung seinen gewaltsamen Abschluß in der Revolution erleben.

Dieses hier nur in den großen Umrißlinien gezeichnete Bild bedarf im einzelnen noch mancher Vertiefung und Ergänzung, die aber nur dazu dienen werden, den gewaltigen Dreitakt, mit dem die antike Philosophie die französiche Literatur begleitet, noch plastischer hervortreten zu lassen.

Der erweiterte Vortrag ist in Ilbergs 'Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung' erschienen, 1927, 19—34, 179—196.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft werden vorgeschlagen die Herren Bosch, Gamillscheg, Klein, Köthe, Vasmer und Volkwein.

Sitzung vom 24. November 1925.

Herr Ludwig spricht über *Ortsnamen in deutscher lyrischer Dichtung.* Von Goethe ausgehend, dann zum Volkslied, der Studierstubenlyrik des 17. Jahrhunderts und zu Klopstock und anderen zurückgehend, bei Zeitgenossen Goethes, wie dem Werneuchener Schmidt, Matthisson, Schiller und Hölderlin, verweilend, zur Romantik und den aus ihr erwachsenden Richtungen fortschreitend, sucht der Vortragende den Gebrauch, den man jeweils von Ortsnamen machte, festzustellen, die Entwicklung (antike, moderne, dichterische, prosaische Namen, sachlicher, auf musikalische Wirkung zielender Gebrauch) zu verfolgen, die Bedingungen, unter denen dichterischer Eindruck erreicht wird, zu erkennen. Der Vortrag wird im *Archiv* erscheinen.

Der alte Vorstand wird durch Zuruf wiedergewählt.

In die Gesellschaft werden aufgenommen die Herren Bosch, Gamillscheg, Klein, Köthe, Vasmer und Volkwein.

Sitzung vom 8. Dezember 1925.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode des Ehrenmitgliedes der Gesellschaft Frau Carolina Michaëlis de Vasconcellos. Herr Kuttner spricht über ihr Leben und Wirken.

Herr Sabersky hatte schon im Jahre 1916 eine Auswahl Synonyme mit Beispielen aus seinem Manuskript zu einem italienischen Synonymenwörterbuch vorgelesen. Die Kriegs- und Nachkriegszeit zog aber die Aufmerksamkeit der Verleger zu anderen Unternehmungen. Er entschloß sich daher, seine gesammelten Erhebungen zunächst zu einem 'Übungsbuch zur richtigen Verwendung der gebräuchlichsten sinnverwandten italienischen Wörter' zu verwerten, und las gewissermaßen als Fortsetzung der erwähnten Proben solche für das neugeplante Buch vor. Dem veränderten Zweck entsprechend sind die Begriffsbestimmungen für die feineren Bedeutungsunterschiede sorgfältiger behandelt, und die Zahl der Beispiele, bei denen auch die jüngste Literatur berücksichtigt werden soll, ist vermehrt worden. Die zum Vortrag gebrachten, mit obigen Angaben versehenen Wörter waren die folgenden: *albergo, osteria, locanda, allọggio, alloggiamento, ospizio, ricọvero, cantina, cánova, trattoría, rosticcería, bettola*; *abile, capace, atto, adatto, disposto, adattato, idọneo, accọncio, appropriato.*

Einige Bemerkungen zu dem Vortrage macht Herr Rohlfs.

Darauf liest Herr Millèquant eine von ihm verfaßte lyrisch-dramatische Dichtung vor: *Fête galạnte à Sans-Souci.*



Beurteilungen und kurze Anzeigen.

A. Marty, Nachgelassene Schriften. Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. III. Teil (Schluß): Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre. Hg. von O. Funke. Reichenberg, Stiepel, 1926. 95 S.

Mit diesen Untersuchungen plante Marty sein sprachphilosophisches Hauptwerk, dessen grundlegende Bedeutung von Jahr zu Jahr besser verstanden wird, zum Abschluß zu bringen. Sie liegen nun in einer von Prof. Funke sachverständig redigierten, eingeleiteten und kommentierten Ausgabe vor. Der erste Abschnitt tritt dem Vorurteil entgegen, daß nur historische und genetische Sprachbetrachtung wissenschaftlichen Wert habe, und legt demgegenüber die hohe Bedeutung einer deskriptiven Semasiologie dar. Ihre Methode ist, so wird im zweiten ausgeführt, keine andere als die der allgemeinen deskriptiven Psychologie. Deskriptive und genetische Untersuchungen sind auch hier methodisch zu trennen. Bei der Feststellung der Bedeutung unserer Sprachmittel darf man sich nicht an ihre Geschichte halten, sondern an den lebendigen Sprachgebrauch. Ebensowenig an gewisse vielverbreitete falsche Erwartungen über die Funktion der Sprachmittel, wie sie sich insbesondere aus dem Vorurteil ergeben, daß zwischen der Struktur und Syntax der Gedanken und der Struktur und Syntax der Zeichen ein Parallelismus bestünde. Dazu wäre erforderlich 1. daß in jeder Sprache *nur* die Gedanken ausgedrückt würden, jedem Gedanken nur *ein* Zeichen entsprechen würde, *jedem* Unterschied des Gedankens auch ein Unterschied des Zeichens. 2. Damit das der Fall sei, müßten die Sprachbildner vollkommene Psychologen gewesen sein, überhaupt alles Wissen besessen und alle die gedanklichen Unterschiede klar und deutlich erkannt haben. 3. Sie müßten musterhafte Grammatiker gewesen sein, die mit vollendeter Umsicht planmäßig das geeignete System von Zeichen für diese ihnen klar und deutlich vorschwebenden Gedanken und Gedankenunterschiede geschaffen haben. Von allen diesen Voraussetzungen trifft keine einzige zu. Es gilt darum, durchaus unabhängig von diesem Vorurteil deskriptive Psychologie zu treiben und die hier gewonnenen Resultate dann für die Semasiologie nutzbar zu machen. Alles, was die Sprache ausdrückt, sind die psychischen Beziehungen und ihre Objekte. Wer einen richtigen Überblick über sie besitzt, überschaut damit auch alle semantischen Möglichkeiten, die irgend einmal in irgendeiner Sprache verwirklicht sein können. Diese vorangehenden psychologischen Untersuchungen sind insbesondere dort notwendig, wo die Gefahr droht, durch die äußere und innere Sprachform getäuscht zu werden. (Ein Beispiel für das letzte ist der verbreitete Irrtum, als werde mit jedem Verbum ein Tun oder Leiden ausgesagt und mit jedem Substantiv ein Ding genannt.) Die reichste Ausbeute an Beispielen für die Konfusion von Ausdruck und Ausgedrücktem bietet Wundts Werk über die Sprache. Weil es eine Genitiv*form* gibt, spricht er von einem Genitiv*begriff*. Wo in einer Sprache wenige Kasusformen gegeben sind, setzt Wundt voraus, daß sie wenige einfache Grundverhältnisse ausdrücken und die betreffenden Völker vermöge größerer Abstraktionskraft zu den allgemeinen Begriffen dieser Grundverhältnisse vorgedrungen seien; wo viele, da sollen ihnen viele konkrete Bedeutungen entsprechen und dies ein Symptom des konkreten Denkens bei dem betreffenden Volke sein. In Wahrheit sind jene wenigen Kasusformen äquivok, und



es ist eine Fiktion, ihre Bedeutung auf drei oder vier Grundverhältnisse zurückzuführen, die den drei oder vier Formen entsprächen. Ähnlicher Konfusion entspringt auch die übliche Lehre, daß allen Worten Vorstellungen als ihre Bedeutung entsprechen, daß den verschiedenen Wortklassen oder Redeteilen verschiedene Klassen oder Formen von Begriffen (z. B. dem Substantiv 'Gegenstands'-, dem Adjektiv 'Eigenschafts'-, dem Verb 'Zustands'- und den Partikeln 'Beziehungsbegriffe') korrespondieren und daß auch das Urteil, ja das ganze psychische Leben nur ein Verbinden oder eine 'Gliederung' von Vorstellungen sei. Dem Falle der Äquivokation gegenüber steht die Synonymie. Verschiedenheit der Bezeichnung läßt die Gleichheit der Bedeutung besonders leicht dann übersehen, wenn zum Unterschied der äußeren Sprachform auch noch ein solcher in ihren genetischen Eigentümlichkeiten und in der begleitenden inneren Form hinzukommt. (Dieser Täuschung unterliegt z. B. Wundt, wenn er leugnet, daß gewisse Völker eine wahre Prädikation besitzen, weil ihrer Sprache unser Verbum fehlt. Ihr Denken soll ein gegenständliches, das in den Verben ausgedrückte ein zuständliches sein.)

Unter den Psychologen, welche sich von der Vormundschaft der Sprache zu emanzipieren verstanden haben, nimmt Brentano eine hervorragende Stellung ein. Seine berühmt gewordene Urteilstheorie, eine Frucht dieser Methode, wird von Wundt als 'Reflexionspsychologie' und 'Neuscholastik' abgelehnt. Marty läßt es sich nicht verdrießen, die Konfusionen zu beleuchten, auf denen dieser Vorwurf beruht. Er zeigt, daß er in dem Sinne, worin allein er ein Tadel wäre (daß nämlich, was sie als vermeintliche Psychologie biete, nicht aus den Tatsachen geschöpft, sondern subjektive und willkürliche Auffassung des psychischen Lebens sei), zwar nicht auf Brentano, wohl aber in hohem Maße auf Wundts Psychologie paßt.

Marty geht in einem besonderen Kapitel über Wundts Lehre von den verschiedenen Denkformen, die sich in den Sprachen mit verschiedenem Bau äußern sollen, auf dessen Forderung ein, sich durch das Studium der verschiedenen, auch der uns entlegensten Sprachformen auf die Psychologie vorzubereiten. Er zeigt, daß sie ganz verfehlt ist. Zwar ist das Denken verschiedener Völker unter Umständen verschieden, doch handelt es sich dabei durchaus nicht um verschiedene Denkformen. Was Wundt irrtümlich für solche gehalten hat, sind zum Teil Unterschiede in der Materie des Denkens, die bei allen Menschen, mögen sie welche Sprache immer sprechen, im wesentlichen wiederkehren und hier vom Psychologen auch ohne sprachvergleichende Studien vollkommen genügend erforscht werden können, zum anderen Teil aber ist, was er als verschiedene Denkformen bezeichnet, fiktiv und auf Verwechslung beruhend. Diese Auseinandersetzung mit Wundt ist meisterhaft und als Quelle reicher Belehrung und Musterbeispiel einer Diskussion dem gründlichen Studium angelegentlich zu empfehlen. Nicht nur philosophisch interessierte Philologen können viel daraus lernen, sondern auch Psychologen selbst. Von diesen wird mancher für seine akademischen Vorlesungen insbesondere auch aus dem Stück Kollegienheft Martys Gewinn ziehen, das der Herausgeber dem Buche als Anhang beigegeben hat. Es behandelt unter dem Titel 'Von der Methode der allgemeinen deskriptiven Psychologie' vornehmlich die Schwierigkeiten beim Beschreiben unserer psychischen Zustände, wobei eingehend über das Bemerken, seine Grenzen, seine entfernteren und näheren Bedingungen, Fälle der Unmerklichkeit, über Bestimmen und Deuten die Rede ist. Bei der Lektüre dieses Abschnittes ist dem Ref., der das Glück hatte, bei Marty in Prag Psychologie zu hören, die Erinnerung an jene Stunden wieder deutlich geworden, da der nun schon zwölf Jahre geschlossene Mund des unvergleichlichen Lehrers schlicht und meisterhaft klar zu seinen Hörern gesprochen hat. Vielleicht ist es diesem Nachlaßbande beschieden, ihm neue dankbare Schüler zu werben.



Ein sorgfältiges Register des Herausgebers erhöht den Nutzen des inhaltreichen Buches, das der Verlag auf besseres Papier hat drucken lassen als den vorausgehenden Band. Eine zweite Auflage hätte einige sinnstörende Druckfehler (oder Schreibfehler des Manuskripts?), wie z. B. S. 25, Z. 1 einseitigen Beurteilung (lies: einsichtigen), S. 29, Z. 8 Bedeutung des lebendigen Sprachgebrauchs (lies: Betrachtung), zu tilgen.

Innsbruck. A. Kastil.

K. Voßler, Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg, Winter, 1925. VI, 267 S. M. 8.

Der Verf. bietet in diesem Sammelbande neun Aufsätze, zum Teil schon früher veröffentlichte, als Ergebnis siebenjähriger sprachphilosophischer Bemühungen. Wer dazu den Beruf hat, muß über exakte Kenntnisse in der deskriptiven Psychologie verfügen, deren Mangel schon A. Marty bei Voßler festgestellt hat. Er hat ihm auch in diesen siebenjährigen Bemühungen nicht abgeholfen, wehrt vielmehr von vornherein dergleichen Zumutungen prinzipiell ab: 'Da es nicht Seelen sind, die sprechen, sondern leibhaftige Menschen, so hat die Wissenschaft vom Seelenleben hier zunächst überhaupt nichts zu suchen.' Beim Studium des Buches merkt man, daß der Ton nicht auf dem 'zunächst', sondern auf dem 'überhaupt' liegt. Und in der Tat, für die Philosophie, die uns hier geboten wird, bedarf es keiner soliden psychologischen Schulung, denn sie besteht darin, daß solchem, was in konkreter Form, schlicht ausgesprochen, banal erscheinen müßte, durch eine mit Abstraktis und Metaphern aufgeputzte Redeweise der Schein von Bedeutung und Erklärungswert gegeben wird und sprachliche Bilder und Fiktionen zu metaphysischen Kategorien erhoben werden. So lesen wir in dem Feuilleton, das den neckischen Titel 'Sprechen, Gespräch, Sprache' führt, folgende Weisheit: 'In der metaphysischen Ansicht stellt sich die Sache so dar, daß in der menschlichen Persönlichkeit als solcher, die eine Einheit von beliebiger Vielheit ist, sämtliche hienieden stattfindende Gespräche sich abspielen. All das, was im Laufe der Zeit auf dem Erdball gesprochen wird, muß sonach als ein riesiges Selbstgespräch gedacht werden, in dem der menschliche Geist, in Milliarden von personenhaften Rollen sich entfaltend und aus allen diesen Vereinzelungen sich wieder zusammensuchend, begriffen wird.' Herr Voßler hält das für Plato-Renaissance. Die Anwendung dieser metaphysischen Methode im Dienste des Verständnisses der sprachlichen Erscheinungen ergibt folgende Aufklärung: Die Sprache ist 'eine Gepflogenheit, in deren Medium sich Gespräche abspielen. Diese sind ihrerseits etwas Mediales, in welchem sich Sprecher und Hörer als Personen zusammenfinden. Und die Person hinwiederum muß, insofern sie über sich selbst hinausweist und im Dienst einer Sache steht, als das Medium dieser Sache selbst gedacht werden. Die Sprache erscheint uns sonach als Medium eines Mediums, in dem sich beliebig viele Medien zusammenfinden.' Der Verf. fügt freilich selber bei, daß damit das eigentliche Wesen der Sprache noch nicht getroffen sei, aber dazu bedürfe es eben mehr als empirischer Sprachwissenschaft, nämlich des Funkens, der Sinn und Leben hineinzündet, den aber niemals die führerlose Horde — lies: die Philologen, die sich nicht von Herrn Voßler führen lassen —, sondern nur die Persönlichkeit — lies: Herr Voßler selbst — erhaschen könne.

Auf mich ist leider nichts übergesprungen. Ich habe mich mit vielen Qualen durch das Dunkel dieser neun Aufsätze durchgetastet und glaube überall, wo Sprachphilosophisches berührt wird, nur auf Konfusionen und Widersprüche gestoßen zu sein. Da sie wiedergeben, ein Buch, sie zu deuten suchen, aber eine Bibliothek schreiben hieße, möchte ich das meiste den Herren Kulturhistorikern und Ästheten zur Amtshandlung überlassen und



mich auf jenen Aufsatz beschränken, der den Titel 'Sprache und Wissenschaft' führt. An ihm läßt sich die Eigenart dieser Beiträge zur Sprachphilosophie vielleicht am mühelosesten erkennen. Sie geht nicht darauf aus, an bereits von anderen Geklärtes anknüpfend Neues klärend zu bewältigen, sondern die Leistungen anderer, die meist gar nicht genannt werden, durch einen Aufguß von Rhetorik unkenntlich und ungenießbar zu machen. Der Effekt ist der, daß der nicht geübte Leser gar nicht erkennt, womit er es zu tun hat; er glaubt sich vor Neues gestellt, das er dann, je nach seiner Eigenart, eben weil es unverständlich ist, als genial bewundert oder als unreif ablehnt.

Der Geschulte findet die wichtigsten Unterscheidungen der allgemeinen Bedeutungslehre vernachlässigt. Solche Konfusionen sind freilich in weitgehendem Maße schon bei Wundt zu beanstanden, der auf Schritt und Tritt Bedeutung und innere Sprachform, innere und äußere Sprachform, auto- und synsemantische Funktion der Sprachzeichen usw. verwechselt; aber ich entsinne mich keines Werkes über Sprachphilosophisches, wo die Konfusion derart geradezu zum beseelenden und die Suada des Schriftstellers inspirierenden Prinzip erhoben wäre, wie es die Arbeiten sind, die Herr Voßler als Beiträge zur Sprachphilosophie auf den Markt wirft.

Eine solche Konfusion liegt offenbar schon vor, wenn in dem erwähnten Aufsatz von 'sprachlichem' und 'logischem Denken' die Rede ist. Was soll das heißen? Die zunächstliegende Vermutung, daß unter jenem ein von Sprechen begleitetes Denken zu verstehen sei, erweist sich als irrig, wenn man liest: 'Als tätiges, theoretisches Verhalten des Geistes sind sprachliches und logisches Denken wesensgleich.' Was dies besagen soll, wird allerdings auch nicht klargemacht, und wer danach fragt, findet sich sogleich vor zwei widersprechend klingende Bemerkungen gestellt: 'Sooft man versucht, das eine vom anderen zu scheiden, muß man erfahren, daß sie immer wieder zusammenfließen', was doch weder zur 'Wesenseinheit' noch zum Folgenden paßt: 'Es gibt vom sprachlichen zum logischen Denken keine behaglichen (!), sanften, unmerklichen Übergänge; ja überhaupt keinen Fortgang, keine auf- noch absteigende Stufenfolge; nur Abkehr.' Dieses Mysterium wird kurz darauf durch einen Vergleich erläutert, der offenbar auf das Verständnis des Naturforschers abzielt, aber kaum von ihm gewürdigt werden dürfte: 'Das Denken ist keine Person, daher auch nicht an zeiträumliche Verhältnisse gebunden. Daher fähig wie Gas in verschiedenen Leitungen gleichzeitig zu wirken' (!). Damit aber auch der Philosoph gleich merkt, woran er ist, wird noch auf derselben Seite Begriff und Urteil verwechselt (unmittelbar einleuchtende Begriffe!) und weiterhin die Begriffspaare Wesen-Akzidenz und Ding-Erscheinung, wobei das Wort 'Erscheinung' selbst wieder in allen möglichen Bedeutungen gebraucht wird, ohne daß der Verf. es anmerkt, ja wahrscheinlich auch nur merkt. Auf der Höhe dieser metaphysischen Kenntnisse halten sich die aus der Logik. Mit Vorliebe spricht Herr V. vom Satz der Identität, weiß aber gar nicht, was die Logiker damit meinen, denn er empfindet es als eine Verletzung dieses Satzes, daß nicht alles in starrer, wechselloser Ruhe beharrt (S. 222), ja sogar, daß die Sprache nicht jedesmal für dieselbe Sache dasselbe Wort setzt (S. 231). Angesichts solcher Lücken in der philosophischen Vorbildung sieht sich der Leser durch Voßlers Feststellung, daß man sich 'ohne logische Schulung und philosophische Bildung' nicht an sprachphilosophische Analysen heranwagen dürfe (S. 22), überrascht. Vorübergehend tauchen, wenn man sich an den Nebel gewöhnt hat, Umrisse von solchem auf, was andere geklärt haben, freilich um sofort wieder chaotisch zu verschwimmen. So S. 223, wo es heißt: 'Der Gedanke kann nicht anders zum Begriff werden, als indem er aus der Larve seines sprachlichen Vorlebens ausschlüpft und die tote Puppe

abwirft.' Das deutet offenbar auf den Unterschied von Bedeutung und innerer Sprachform, deren Natur freilich wieder vollkommen verkannt erscheint, wenn sie S. 228 der äußeren Form in der Art gegenübergestellt wird, daß jene 'das Wesentliche an der Sprache', diese 'das Zufällige und Scheinhafte' sein soll, und S. 229 erklärt wird, daß mit der Negation der inneren Sprachform nicht nur das Sprechen, sondern auch alles Denken hinfällig würde. Die gleiche Verwechslung verrät sich auch S. 236, wo als Komplikation auch noch der Versuch hinzukommt, in solchem Nebel auf die Frage einzugehen, in wie verschiedenem Maße sich Wissenschaften wie Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie, Geschichte von der Volkssprache führen lassen bzw. emanzipieren sollen. Ein klärendes Wort darüber sucht man aber vergebens. Oder liegt es nur an meinem Unverständnis für diese — aus Italien, via Benedetto Croce — eingeführte Neu-Hegelei, wenn mir der Dienst, den die Volkssprache den verschiedenen wissenschaftlichen Forschern leisten soll, durch folgenden Schwulst nicht verständlich wird? 'Es ist kein Verhältnis des Vertrags, sondern des Liebesdienstes, was nun freilich sehr überschwenglich klingt; denn wie soll die Sprache den Logos, die Anschauung den Begriff lieben? Und doch hat es damit insofern seine Richtigkeit, als der wissenschaftlich und logisch arbeitende Mensch sein eigenes Erkennen nur dadurch anschauen, anschaulich machen, ausdrücken, mitteilen, darstellen kann, daß er es liebt. Im platonischen Eros, wenn man ihn philosophisch und nicht nur historisch oder gar mystisch versteht, vereinigt sich unser begreifendes mit unserem schauenden und gestaltenden Denken; und in dieser gefühlvollen Umarmung wird der Logos, der an und für sich etwas Allgemeines und Weltverlassenes wäre, unser.' Also statt einer philosophischen Analyse eigentlich ein erotisches Bilderbuch, worin zurückblätternd man noch auf folgende pikante Stelle stößt: 'So kasteit und bereichert, staut und beschleunigt, beschneidet und schärft, hemmt und peitscht sie — nämlich die elf Zeilen vorher genannte Naturwissenschaft — das sprachliche Denken im Dienste des Logos und tut ihm Gewalt und Befruchtung an, nimmt ihm seine Naivität und schenkt ihm zahllose Kinder dafür.'

Was diese Aufsätze etwa an Wertvollem zur Sprach- und Kulturgeschichte enthalten mögen, fühle ich mich herauszuheben nicht berufen. Daß sie dem Sprachphilosophen und sprachphilosophisch interessierten Philologen nichts Brauchbares bieten, aber muß schon darum ausgesprochen werden, damit sich nicht einer oder der andere unter diesen, dem das Buch in die Hände kommt, danach seine Meinung über das Wesen sprachphilosophischer Forschung bilde und sie in Bausch und Bogen als groben Unfug ablehne.

Innsbruck. A. Kastil.

H. Rheinfelder, Vergleichende Sprachbetrachtung im neusprachlichen Unterricht. München, Hueber, 1926. XII, 120 S. Kl.-8°. Geh. 3,20 M.

Das nicht sehr umfangreiche Büchlein des Lektors der deutschen Sprache an der Universität Rom behandelt einen sehr umfassenden Gegenstand, die Rolle der vergleichenden Sprachbetrachtung im neusprachlichen Unterricht, und zwar auf allen Gebieten des Unterrichts, Lautlehre, Formenlehre, Syntax, Stilistik und Wortschatz.

Naturgemäß kann der Verfasser auf diesem engen Raume seinen Gegenstand nicht erschöpfend behandeln, sondern muß sich darauf beschränken, Anregungen zu geben. Das geschieht denn auch in reichem Maße. Der Verfasser ist ein geistvoller Mann, der eine umfassende Sprachkenntnis



besitzt und die einschlägige wissenschaftlich-pädagogische Literatur eingehend studiert hat und genau benutzt. Merkwürdig bleibt dabei, daß ihm für das Französische das Buch von Strohmeyer, 'Der Stil der französischen Sprache' (2. Aufl., Weidmann), für das Englische Morich, 'Der englische Stil' (2. Aufl., Deuticke, Leipzig 1925), und sowohl was die allgemeinen methodischen Fragen als das Englische im besonderen angeht, die bei Teubner erschienenen Bücher des Referenten, 'Methodik des neusprachlichen Unterrichts' (Bd. I und II, 2. Aufl., 1926), 'Englische Stilistik' (2. Aufl., 1926) und 'Englische Wortkunde' (1925) gänzlich entgangen sind.

Die Sprachvergleichung kann eine zweifache sein, entweder eine historische, die wirkliche Beziehungen zwischen Sprachen, solche der direkten Ableitung, der gemeinsamen Herkunft oder der Beeinflussung feststellt, oder eine psychologische, die in ähnlichen Ausdrucksweisen nicht notwendig verwandter Sprachen die gleichen Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins findet. Der Verfasser weist hierauf auch in einem einleitenden Kapitel 'Über Zweck, Art und Grenzen vergleichender Sprachbetrachtung' hin (S. 14). Was zunächst die historische Betrachtung angeht, so hat sie in der Schule ihren Wert, aber nur in bestimmten Grenzen. Sie ist dort nicht am Platze, wo sie dem Schüler statt einer Erleichterung eine Erschwerung bietet, indem sie sprachliche Erscheinungen durch andere erklärt, die ihm unbekannt oder unzugänglich sind; sie muß ferner in ihren Schranken bleiben und nicht Dinge auf historische Einwirkung zurückführen, die sich so nicht erklären lassen. In beiden Hinsichten gibt das Buch zu Ausstellungen Anlaß. Ist es nicht eine neue Belastung des Schülers, wenn er, um das Geschlecht der frz. Wörter auf -age richtig zu gebrauchen, lernen soll, daß die meisten von Wörtern auf -aticum abgeleitet sind, dagegen cage, rage, image von cavea, rabies und imago (S. 28)? Und ebenso erscheint es als ein Umweg, das poetische Geschlecht mancher Abstrakta im Englischen durch das gleiche der betreffenden Wörter im Lateinischen und Griechischen zu erläutern. Auch glaube ich nicht, daß, um eine Verwechslung der Homonyma *fin* und *faim*, *reign* — *rein* und *rain* zu verhüten, es nötig oder von Nutzen ist, die Etymologie der Worte zu wissen.

Doch das sind schließlich Ansichtssachen. Falsch ist aber die Erklärung des häufigen Gebrauchs der Nominalverben, der Infinitive, Partizipien und des Gerundiums im Englischen durch lateinischen Einfluß. 'Die Beziehungen der alten Engländer zu den Römern, Cäsars Britannienzüge, die Missionierung durch Augustinus von Rom aus, die Übersetzertätigkeit Alfreds des Großen' (S. 68) sollen diesen Einfluß erklären. Wir fragen zunächst: Was haben die E n g l ä n d e r mit Cäsars Britannienzügen und der Eroberung Britanniens durch die Römer zu tun? Und wie erklärt es sich, daß die Anwendung dieser Nominalverben sich gerade im Englischen so verbreitet hat und nicht, wie es viel eher zu erwarten wäre, im Französischen und den anderen romanischen Sprachen? Und dann ist diese sogenannte 'attributive Satzbildung' auch nicht bloß eine Sache der Vergangenheit; sie ist viel mehr noch ein lebendiges Prinzip der heutigen Sprache und hat gerade in der Neuzeit weitere Ausbildung gefunden (s. meine Stilistik § 37 bis 39). Es muß also eine andere Erklärung dieser Ähnlichkeit der beiden Sprachen gefunden werden, und der Verfasser, der, wie schon gesagt, ein geistvoller Mann ist, ahnt auch das Richtige (s. S. 95/96). Übrigens ist es eine Übertragung deutscher Sprachgewohnheiten auf das Englische, das Gerundium als 'deklinierten Infinitiv' zu bezeichnen; eine solche liegt auch vor bei der Erklärung der Konstruktion *I insist upon Miss Sharp appearing,* wobei *Miss Sharp* Akkusativ, *appearing* Infinitiv sein soll (S. 70).

Im einzelnen ist noch folgendes zu bemerken. Daß das Deutsche den Genitiv nur noch in der Buchsprache kenne und in der Umgangssprache ersetze, also statt 'das Buch des Vaters' 'dem Vater sein Buch' oder 'das



Buch vom Vater' sage (S. 28), ist eine zu weit gehende Behauptung, wenn auch das Vordringen der analytischen Bildungen (z. B. der Mord an dem Kaufmann) unleugbar ist. Was über die Tempora in dem Buche gesagt ist, ist ziemlich unklar; hier müßte viel schärfer zwischen den Sprachen geschieden werden, als der Verfasser tut. Bei den Modi vergißt der Verfasser die Bildung mit shall (I insist that you shall come); wo er vom Gebrauch des Tempus als Modus spricht, hätte das Past erwähnt werden müssen (it is time I went home).

Die Stilistik, die sich für das Französische allein auf den Anhang in Ulbrichs Schulgrammatik und für das Englische auf das Büchlein von Chr. Beck stützt und daraus ihr Material schöpft, ist sehr dürftig und unzureichend. Manches ist auch falsch. Der Verfasser behauptet, daß das Englische eine größere Vorliebe für das Substantiv habe als das Deutsche. Ich glaube in meiner Stilistik (§ 36) gezeigt zu haben, daß das Gegenteil der Fall ist. Ebenso ist es falsch, zu sagen, daß im Englischen im Vergleich mit dem Deutschen die Subordination im Satze überwiegt; auch hier trifft das Gegenteil zu (vgl. meine Stilistik S. 142—149). Die Bemerkungen in dem letzten Kapitel über den Wortschatz streifen zwar nur die Oberfläche, bieten aber im Anschluß an andere Forschungen allerhand Anregendes und im Unterricht Verwendbares. Ein Versehen ist *dessert* (*fr. dessert*) (S. 102, Anm. 2) statt *desert* 'Verdienst' von frz. *desservir*. Ein Anhang zieht sogar noch den italienischen, spanischen, russischen und hebräischen Unterricht in Betracht.

Das Buch ist flott geschrieben und bietet zwar wenig Neues, aber das Alte in ansprechender Form. Es wäre wertvoller, wenn der Verfasser sich mehr beschränkt und vertieft hätte. Qui trop embrasse, mal étreint.

Berlin. Ph. Aronstein.

H. de Boor, Frühmittelhochdeutsche Studien. Halle, Waisenhaus, 1926. 182 S.

Vom Vorauer zum Straßburger Alexander, ein Beitrag zur klassischen Formentwicklung, betitelt sich die erste Studie. An den Alexanderarbeiten von Wilmanns, Kuhnt, Vorstius, van Dam, Ehrismann wird weitergebaut. Die Erkenntnis von Reim, Takt-, Zeilenfüllung, Brechung, also der Entwicklung der metrischen Technik im 12. Jh., wird für die Alexanderversionen, aber, vergleichend, auch für die sonstige vorhöfische Epik gefördert. V × SL, Sa, Par (Vorauer Fassung × Straßburg 1—2035, 2036—6588, 6589—7302) werden gegeneinander entwicklungsgeschichtlich charakterisiert, der Anteil der Umarbeitung *B (B = Baseler Fassung) zwischen V und S allerorts erwogen. Das Kapitel 'Reim' zeigt die Entwicklung zur Veldeketechnik, die jenseits SL über Sa in Par (Zug zum Paradies) erreicht wird. Die erwiesene Sonderstellung der Paradiesfahrt (Par) fordert zu näherer Untersuchung des Verhältnisses zu B heraus: auch die 8 Fälle, die de Boor S. 27 f. von den 30 Werners bestehen läßt, beweisen m. E. nichts für eine gemeinsame Grundlage. Grundsätzlich sollte man aber endlich einmal über die bloße Beobachtung von unreinen, reinen und dialektalen Reimen hinauf zu einem höheren Gesichtspunkte, den ich auch in Wesles verdienstlichen Reimstudien vermisse: Reimgeschichte als ein Stück Stilgeschichte. Es ist für das ganze 12. Jh. festzulegen: die Geschichte des landschaftlichen Ursprungs und der überlandschaftlichen Verbreitung und Verwendung der formelhaften Reime und der Reimformeln, die Verschiebung in der Wertung und Anerkennung bestimmter Landschaften und ihrer Sprache und sprachlichen Formulierungen, die Regulierung des Wortschatzes, die Sprengung alter Bindungs- und Formeltypen durch die neuen Möglichkeiten, die die steigenden syntaktischen Fähigkeiten des 12. Jh.s schufen. Der Begriff Sprachmischung ist zu eng als Kleid



für diese Unterstücke; vielmehr tritt vom Laut bis zum Reim die ganze Kette der Fragen unter den Gesichtspunkt des jeweils erstrebten landschaftlichen und überlandschaftlichen Sprachstils. So hätten Wesles Ausführungen über *û, iu, ou* vor *w* in Kaiserchronik und Rolandslied Rücksicht nehmen sollen auf Kuhnt, Lamprechts Alexander § 50, 2, wobei die Frage nach rheinisch-mitteldeutscher Herkunft der diphthongierten *ouw* und demnach des Formeltyps *triuwe*:*frouwe* zu stellen und zu bejahen gewesen wäre. Die Frage der *ft* statt *ht* (Kuhnt § 59) im Typ *craft* ist an die Geschichte der frühen Umlagerung des Trierer Gebietes in die süddeutschen Zusammenhänge und an das Vorrücken des hd. *ft* (schon im 12. Jh.!) anzuknüpfen: ich bin mit E. Schröder überzeugt, daß Alexander S gleich der Straßburg-Molsheimer Hs. ins Trierische gehört; V und S bezeichnen zwei Etappen Trierer Sprach- und Stilentwicklung des 12. Jh.s. Besserung von V *werlte*:*werden* >BS *erden*:*werden* (de Boor S. 18) zeigt neben der Reimbesserung Ausschaltung der Vokabel *werlte* in der Sonderbedeutung 'Menge von Kriegsvolk' (Kinzel S. 437). Und ein Virtuose in der Verwendung und Schiebung formelhaften Versmaterials zur Formung eleganter Reimketten ist Veldeke im Servatius. (Irrtümer bei de Boor im Kapitel Reim: V 39. 40 *ziten*: *mit sturme oder mit strîte* ist originell gemäß Alberic *per batalle et per estrit*; 1123. 1124 war in V rein als *braht*:*gesaht*; ist 869. 870 für V *gesâgen*:*lâgen* zu erwägen? Widerspruch de Boor-Wesle: Wesle S. 22: 'Die geringste Rolle für die Reimfähigkeit spielt die Artikulationsstelle, eine wesentlich größere die Artikulationsart', de Boor S. 14: 'Verschiedenheit der Artikulationsstelle, nicht nur der Artikulationsart, gilt als besonders sichere konsonantische Unreinheit.') Das Kapitel 'Taktfüllung' ruht auf den dankenswerten Tabellen S. 137 f., die das Abnehmen der schweren (mehr als dreisilbigen) Taktfüllung von V zu SL und von Sa zu Par im Versinnern und im Auftakt sehr hübsch illustrieren. Im einzelnen muß Widerspruch einsetzen. Die Frage der '4hebig klingenden' Verse ist trotz Saran, Heusler, Pfannmüller, de Boor nicht geklärt, die Einordnung des gesamten Materials in die Schemata vierhebig stumpf und dreihebig klingend unerlaubt mit dem Blick auf die mittelniederländischen und rheinischen Verhältnisse (Dornfeld, Germ. Abh. 40, S. 225 ff.), wo, unberührt von der höfischen Hochblüte der Klassikerzeit — wie auch sonst im Sprach- und Kulturleben — vorhöfische Formen blieben und eine eigne Fortentwicklung erlebten (aber das Niederländische existiert ja für die deutschen Germanisten nicht!); die Einwirkung französischen Musters auf den Gebrauch vierhebiger klingender Reihen möchte ich, gerade mit dem Blick aufs Mittelniederländische, nicht so schroff abgelehnt wissen, und ihr Fehlen bei Gottfried, Rudolf, Konrad zeugt höchstens für deren formelle Selbständigkeit; *quâmen*:*sâmen* und *nîde*:*berhfrîden* sind unbedenklich gleichwertig, mit Recht erwägt Baesecke, Z. f. d. Mdaa. 18 (1923), 140 schon gedehnte Stammkürze in offener Silbe für den Rother. Und in diesen frühmittelhochdeutschen Versen soll das rhythmische Empfinden schlummern, es soll gelesene, papierene Dichtung sein? Nimmer! Dagegen spricht schon die von sicherem Gefühl für rhythmische Wirkung zeugende Verwendung der schwer gefüllten Verse in den alten Rotherpartien. Aber der Streit sei verschoben, bis der 2. Band von Heuslers Verslehre vorliegt; nach den einführenden Darlegungen von § 51 werden wir neue Urteilsgrundlagen erwarten dürfen. Das Kapitel 'Zeilenfüllung', das sich, in offenbar entsagungsvoller Arbeit, eine Reihe Typen erarbeitet, um die Entwicklungslinie fassen zu können, ist von Wesle, Anz. 45, 91 ff. abgelehnt worden. Dennoch bleiben wichtige Resultate: absinkender Aufbau, darum Bevorzugung des klingenden Verses innerhalb des Alexanderkomplexes, steigende Entwicklung des Typus *er wás von Kríechén gebórn* von V bis Par (letzte Halbzeile des Nibelungenliedes!), alternierender Vers als Entwicklungsziel schon bei S, Beseitigung der überlangen Verse nicht schon in *B, sondern erst in S. Ich füge aber,



über Wesle hinaus, Bedenken und Wünsche an, die sich mir aus der Arbeit am Servatius ergeben haben: führt statt einer Feststellung von Füllungstypen eine Beobachtung der Abstufung der Hebungen, demnach der alten Schweretypen, und vor allem auch die Untersuchung des monopodischen oder dipodischen Baues (besser ungestuft und gestuft) nicht tiefer in das Wesen der Individuen und der Entwicklung hinein? Ich meine, E. Karg-Gasterstädts Parzivalbuch hätte uns die Augen dafür geöffnet, daß Sarans erste Skizze Metrik § 30. 33 dringend des Ausbaus bedarf. Uneingeschränkte Anerkennung verdient das Kapitel 'Brechung'. Trefflich sind die innigen und mannigfaltigen Beziehungen zwischen metrischen und syntaktischen Gliederungsmomenten herausgearbeitet, wobei die Marburger Diss. von Vorstius weit überholt wird. Das Aufspüren von 'Brechungssystemen' zwischen Ruhe- oder Harmoniepunkten, mit Dissonanzzonen, die Herausarbeitung einer Entwicklungslinie, die die Preisgabe der Bindung und die Zunahme der umfassenden Systeme bis zur Ablösung der Systemtechnik durch die Kettentechnik innerhalb der Alexanderüberlieferung zu Par und der Gruppe Rudolf, Eilhart, Veldeke nachweist, ist ein beträchtlicher Gewinn. Drum sind die Bindungssysteme in der Rede des Alten aus dem Paradiese etwas Außergewöhnliches, sind aber anders zu beurteilen als bei de Boor S. 127: kein Rückfall in das Formideal der älteren Generation, sondern eine bewußtkünstlerische Verwendung älterer Formen in der Mahnrede eines Alten, die man doch nicht mit einer Rede Isoldes oder Didos vergleichen kann! Was überhaupt an formgeschichtlichen Entwicklungslinien aus den Denkmälern des 12. Jh.s herauszuholen ist, zeigt auch die syntaktische Durchspürung der Gedichte der Frau Ava in der zweiten Studie, zeigen ferner die schönen Aufsätze de Boors in der Festschrift für Sievers und Z. f. d. Ph. 51, 244 ff. Allerorts fühlt man die Wirkung von Ehrismanns feinandeutenden Vorarbeiten in der frühmittelhochdeutschen Literaturgeschichte. Ob man freilich die Entwicklung vom Vorauer Alexander zu Veldeke, die zu immer klarerem Verständnis heraustritt, bewundern soll, weiß ich nicht. Es ist eine Frage des Geschmacks: beim Lesen der de Boorschen Arbeiten komme ich nicht darüber hinweg, daß hier die drängende Entwicklung von 'romanischen' zu 'gotischen' Stilformen heraustritt, die sich vor allem in der Ablösung der Bindungs- durch die Brechungssysteme greifbar offenbart. Und da bleibt mein Geschmack bei den wuchtigen und runden romanischen Formen und beim Vorauer Alexander. Die Worte 'romanisch' und 'gotisch' sind dabei übrigens mit voller Überlegung gebraucht. Es kann kein Zufall sein, daß das Ringen der Technik vom Straßburger Alexander zu Eilhart und Veldeke zeitlich und räumlich zusammenfällt mit dem allmählichen Durchbruch gotischer Baugedanken und Formen in der Rheinlandschaft. Und ist die 'Aufspaltung' der Reimpaare nicht dem gleichen Formgefühl entsprungen wie die Brechung der romanischen zu den gotischen Bogen?

Bonn. Th. Frings.

C. Borchling, Das Landrecht des Sachsenspiegels nach der Bremer Hs. von 1342 (= Hamburger Texte und Untersuchungen zur deutschen Philologie, hg. von C. Borchling, R. Petsch, A. Lasch; Reihe I: Texte 1). Dortmund, F. W. Ruhfus, 1925. XXIX, 94 S. 6,50 M.

Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Lesebuch. (Ebda. Texte 2.) Dortmund 1925. IX, 165 S. 9 M.

Zwei Veröffentlichungen, die die neue Hamburger Sammlung verheißungsvoll eröffnen. Der Sachsenspiegel ist herausgegeben nach der Bremer Hs.

von 1342. Diese empfiehlt sich als 1. älteste vollständige ndd. Hs. der Klasse A, 2. drittälteste datierte Hs. des vollständigen Werkes. Die Sprache erweist sie als nordndsächs. (Bremer?) Abschrift einer südndsächs. Vorlage. Wir haben nunmehr eine treffliche Ergänzung zu Weiske-Hildebrands Ausgabe nach der hd. Leipziger Hs. Anhangsweise druckt Borchling bisher unbekannte Braunschweiger Bruchstücke ab, die in die erste Hälfte des 14. Jh.s gehören und der Heimat Eikes naheliegen. Borchlings Einleitung unterrichtet mit bekannter Sorgfalt über Hs. und Sprache, und mit ihm bin ich überzeugt, daß solche Abdrucke wichtiger Einzelhss. für den praktischen Studienbetrieb unentbehrlich sind.

So wird man auch A. Lasch nur loben können, daß sie ihrem mittelniederdeutschen Lesebuch — eine treffliche Ergänzung Stammlers nach der juristischen, volkskundlichen und sprachhistorisch-dialektischen Seite — die Texte so einverleibt hat, wie sie aus der Hand der Schreiber hervorgegangen sind. Alle charakteristischen ndd. Dialektgebiete sind durch eine 'repräsentative' Kanzlei vertreten; neben den großen, traditionsgebundenen, kommen auch die kleinen Schreibstuben zu Wort. Ein reicher, knappgefaßter Apparat von Anmerkungen begleitet Inhalt und Sprache (auch Syntax und Wortschatz!) der Texte. Und selbst da, wo man in der Beurteilung sprachlicher Dinge anderer Auffassung ist, wird man dankbar sein für die reichen Möglichkeiten, die sich dem Lehrer des Niederdeutschen für seine Übungen eröffnen, z. B. Geschichte des *â*-Umlautes, *n*-Ausfall (*us* × *uns* 'uns'), Präsensbildung im Plur. auf *-en*, *-et* oder *-ent*, *goden(s)dach*, *satersdach* 'Mittwoch, Samstag', *ande* 'und', *winte* 'bis', Geschichte der Pronomina usw.

Bonn. Th. Frings.

K. Burdach, Vorspiel. Ges. Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes, Bd. II. Goethe und sein Zeitalter. Halle a. S., Niemeyer, 1926.

Der letzte Band des *Vorspieles* enthält wie die ersten beiden sehr ungleiche Gaben: umfassende Aufsätze von höchstem wissenschaftlichem Wert, kleine Gelegenheitsarbeiten, eine Bücherbesprechung und ein Vorwort zur *Studentensprache und Studentenlied um die Wende des 18. Jahrhunderts*. Um die nachträgliche Veröffentlichung solcher Kritiken und Einführungen ist es immer eine mißliche Sache; ohne Kenntnis der dazugehörenden Werke bieten sie nur einen geringen Nutzen, und auch durch die vorliegenden wird sich der Leser nur wenig gefördert sehen. Wertvoller ist der erste Aufsatz, der Bodmers Verdienste um die Wiedererweckung des Minnesanges Gerechtigkeit widerfahren läßt, und die daran anknüpfenden Ausführungen über *Sprache des jungen Goethe*. Freilich wird man hier auch einige Einwendungen machen können. Die Nachstellung des Adjektivums z. B. wie *Röslein rot* und *Jungfrau zart* wird zwar kein Grammatiker mehr dem Dichter verargen, aber dieser selbst wird sich darüber klar sein, daß er diese Freiheit viel weniger gebrauchen darf als Goethe, Uhland oder Heine. Sie ist nur zulässig, wenn durch das nachgestellte Eigenschaftswort eine besondere Wirkung erzielt werden soll, die unterschiedlose Verwendung der älteren Poesie wird heute von der Sprache abgelehnt.

Das ungeklärte Faust-Paralipomenon (S. 77) ist mir durch Burdachs Ausführungen leider nicht klarer geworden. Der Sinn der Verse beruht doch auf dem Gegensatz von *Zahl* und *Bruch*, und dieser fehlt in der sonst gewiß wichtigen und interessanten herangezogenen Parallelstelle. Die wenigen Bemerkungen über die Wilbrandtsche Faust-Inszenierung (S. 80) wären besser weggeblieben, sie war von den vielen verunglückten Versuchen, das Gesamt-



werk bühnengerecht herzurichten, eine der unglücklichsten. Alle diese einleitenden Kleinigkeiten werden weit in den Schatten gestellt durch den hochbedeutenden Aufsatz *Schillers Chordrama*, der 1910 zuerst in der *Deutschen Rundschau* erschienen ist. Es macht dem Herausgeber, aber auch der Leserschaft von damals Ehre, daß eine Zeitschrift ohne streng wissenschaftlichen Charakter es wagen konnte, solche gehaltvolle und für den Laien schwer verständliche Essays zu bringen. Heute wäre das nicht möglich. Der Rückgang unserer Bildung und der geistigen Interessen zeigt sich nirgends schlimmer als in unseren Monatsschriften. Von den neugegründeten, nur auf Sensation berechneten *Magazinen* ganz zu schweigen, so sind auch die älteren von ihrer einstigen Höhe stark abgefallen und haben ein übles Kompromiß mit dem vergröberten Geschmack und den Nachkriegsinstinkten des Publikums geschlossen, das durch den reichsten Bilderschmuck im besten Vierfarbendruck kümmerlich verdeckt wird. Für einen Aufsatz wie den vorliegenden wäre heute kein Platz mehr.

Der Beweis ist Burdach durchaus gelungen, daß Schiller mit der Einführung des Chores kein willkürliches klassizistisches Experiment unternahm, sondern damit nur längst vorhandene Bestrebungen fortsetzte, das Schauspiel durch die Oper zu veredeln und die Verbindung von Wort und Ton wiederherzustellen, Bestrebungen, die nach der Ansicht des Verfassers in Richard Wagner ihren endgültigen Abschluß gefunden haben. Eine Erörterung des Wagnerschen Kunstwerkes ist heute überflüssig, aber es besteht wohl auch Klarheit darüber, daß der Meister von Bayreuth ausschließlich der Oper angehört und daß die Verbindung von Wort und Klang bei ihm auf einer Personal- und nicht Realunion beruht. Er war sein eigener Textdichter, Komponieren und Dichten blieben aber bei ihm zwei verschiedene Funktionen und verwuchsen nicht zu einer gefühlsmäßigen Einheit, wie das angeblich bei den Griechen der Fall war. Man argumentierte so: Die attische Tragödie besaß die Verbindung von Wort und Ton, sie ist im Laufe der Entwicklung verlorengegangen, und das einheitliche Kunstwerk hat sich in Sprechdrama und Gesangsdrama (Oper) geteilt. Das Ziel ist, die entschwundene Einheit zu erneuern. B. schließt sich dieser Anschauung nicht unbedingt an, aber er verwirft sie auch nicht, und zum mindesten glaubt er, daß das ideale Kunstwerk auf diesem Wege zu suchen sei, wenn es nicht schon durch Wagner erreicht ist.

Dem muß ich widersprechen. Zwischen Oper und Schauspiel besteht ein begrifflicher Gegensatz, und jeder Versuch, ihn zu verwischen, führt zu einer üblen Stilvermischung in der Art, wie sie das Barock in der Durchdringung von Malerei und Architektur gesehen hat. Die Verbindung von Wort und Musik gehört ausschließlich der Lyrik an, und da ist es gewiß bedauerlich, daß der moderne Lyriker sich aus einem Sänger in einen Sprechdichter verwandelt hat. Das griechische Drama, Tragödie wie Komödie, ist aus der Lyrik erwachsen und besaß daher in der ältesten Zeit, als die lyrischen Partien noch stark überwogen, die Einheit von Wort und Ton. Äschylos' Werke sind in unserem Sinne Oratorien, Sophokles drängte schon die Chöre energisch zurück, bei Euripides sind sie so gut wie gegenstandslos, und wenn der Übergang zum reinen Sprechdrama nicht vollzogen wurde, wie in der Komödie nach Aristophanes, so liegt es nur daran, daß es unter dem Nachwuchs keinen Tragiker von Bedeutung gab, der es gewagt hätte, sich von den ererbten Formen loszusagen. Das moderne Drama beruht von Anfang an auf anderen psychologischen Voraussetzungen, es ist aus der Erzählung hervorgegangen, und die epischen Schlacken hängen ihm bis zu Shakespeare an. Wenn die italienischen Klassizisten in ihre Dramen den Chor aufnahmen, so geschah es nicht aus irgendwelchen musikalischen Bedürfnissen, sondern nur um der antiken Schablone zu genügen. Die Autoren fanden sich auch mit diesem für sie unverständlichen Erfordernis schlecht genug ab. Martelli und Speroni





dichteten erst die Stücke und lieferten die Chorlieder nach,[1] und daß der Chor für Trissino auch nur ein lästiges Anhängsel war, geht schon daraus hervor, daß er ihn in seiner Gesamtheit nach den Zwischenaktsgesängen abtreten ließ, denn *turpe admodum videtur tot histriones ociosos tam diu manere.*[2] Auf diese Chöre, die also nicht *stets gegenwärtig* waren, hätte sich Burdach besser nicht berufen, ebensowenig auf die des Elisabethanischen Dramas. Auch sie wurden nur von einer Person gesprochen und tragen einen durchaus epischen Charakter. Ein Übergriff in das Bereich der Musik liegt also nicht vor. Auch Molières Versuch, die Deklamation seiner Schauspieler durch bestimmte Zeichen, nicht Noten, zu regeln, hält sich innerhalb der Grenzen des Sprechdramas und erklärt sich aus der damals üblichen Vortragsweise. Gerade Molière, der selbst sehr *musikkundig* war und immer mit den besten Musikern seiner Zeit zusammenarbeitete, hat die für das Schauspiel unerläßliche Trennung von Wort und Ton scharf durchgeführt.

Erst die Zeit nach dem klassischen Drama brachte eine Annäherung beider, und zwar aus sehr heterogenen Ursachen. Das Barock begünstigte eine Verbindung der verschiedenen Künste und förderte eine unklare Stilvermischung; der Aufschwung der Oper reizte die Dichter, diese mit ihren eigenen Waffen aus dem Felde zu schlagen, und dazu kam als Drittes in Reaktion auf den Klassizismus der Drang nach einer Vertiefung des Gefühles. Man wollte mehr Stimmung, und damit näherte man sich der Musik, der Kunst der reinen Stimmung; man wollte mehr Lyrik im Drama, und die Lyrik drängte zu musikalischem Ausdruck. Wenn dieser Zug in Deutschland besonders auftrat, so lag es an der Unfertigkeit der Sprache. Ein Vergleich zwischen einer Händelschen Arie und einem Lohensteinschen Monolog mußte zugunsten der ersteren ausfallen. Die Idee kam auf, daß die Vollendung des werdenden deutschen Dramas nur durch die Musik möglich sei, und sie wurde unterstützt durch die bessere Kenntnis der antiken Tragödie und die musikalischen Einlagen bei Shakespeare, obgleich diese für den Charakter seiner Werke bedeutungslos sind. Gerade die Besten, Klopstock, Herder, Wieland und der junge Goethe, träumten von einem Zukunftsschauspiel, das in einem Austausch der Oper und des Sprechdramas bestehen sollte, aber die schärfste Kritik dieser Bestrebungen liegt wohl in der Abkehr des reifen Goethe. Auf der Höhe seines dramatischen Schaffens lehnte er mit *Iphigenie* und *Tasso* jede unklare Stilvermischung ab und stellte das Drama auf seine einzige mögliche psychologische Grundlage, auf das gesprochene Wort. Die moderne Tragödie ist nicht aus dem Geist der Musik geboren, sie hat ihre höchste Blüte ohne Musik erreicht, und sie muß sich grundsätzlich von ihr fernhalten. Jeder Kunst sind die ihr eigenen Grenzen gezogen, über die der Künstler oft neidvoll in das benachbarte Bereich blicken mag. Dante findet auf der Höhe des Paradieses keinen Ausdruck mehr, wo Bach uns noch manches hätte sagen können. Aber geht es dem Komponisten anders? Mußte nicht auch Beethoven auf die vox humana, also mittelbar auf das Wort, zurückgreifen, weil ihm die Instrumente nicht mehr genügten? Unter den Händen eines großen Meisters können solche Experimente voll gelingen, aber dadurch wird an dem Wesen der Symphonie so wenig geändert wie an dem des Dramas durch gelegentliche wirksame Unterstützung durch die Musik. Im Gegensatz zu Burdach muß ich daran festhalten, daß nicht in der Verbindung der Künste, sondern in ihrer bewußten Trennung und in der klaren Erkenntnis ihrer Grenzen die Zukunft zu suchen ist. Selbst in der Lyrik wird sich die verlorene Einheit von Wort und Ton nicht wiederherstellen lassen.

---

[1] Die Chöre zu Martellis *Tullia* wurden erst nachträglich von Claudio Tolorme hinzugefügt. [2] Vincentii Madii et Bart. Lombardi, In Aristotelis librum de poetica explanationes. Venetiis 1550, S. 202.



An den vier und, wenn man die Ausführungen über die *Ghasel auf den Elfer* mitrechnet, fünf Aufsätzen über den *Westöstlichen Diwan* wird jeder Leser seine Freude haben, sie sind wohl das Beste, das über diese an Schwierigkeiten reiche Gedichtsammlung überhaupt geschrieben ist. Freilich hätte es sich empfohlen, diese vier Studien zu einer oder allenfalls zwei in der Buchausgabe zusammenzuziehen, dadurch hätten sich mehrfache Wiederholungen vermeiden lassen. Der letzte Aufsatz gibt Burdach Gelegenheit, sich mit Gudolf auseinanderzusetzen, der die historische Erklärung des Kunstwerkes nicht nur für zwecklos, sondern sogar für schädlich hält und damit den Wert der Literaturgeschichte als solcher bestreitet. Es ist leider hier nicht der Raum, auf die interessante Frage einzugehen, aber wenn man es wie Gudolf und Burdach als wichtigste Aufgabe des Biographen eines Dichters betrachtet, die Verbindung zwischen dem Kunstwerk und der Person seines Schöpfers herzustellen, so wird man die Geschichte als Hilfsmittel nicht entbehren können. Der Gegensatz verengt sich dann darauf, wie man sie verwendet, also auf die Methode; und wenn man da die Erfolge der beiderseitigen Methoden vergleicht und bei Gudolf einen mechanisierten Dichterbegriff findet, bei Burdach aber einen unter großen Eindrücken produzierenden Menschen, so wird man zweifellos dem letzteren den Vorzug geben, selbst wenn man ihm nicht überall zustimmen kann und in der Mitteilung des der Dichtung zugrunde liegenden Erlebnisses nicht *den sicheren Weg zum rein künstlerischen Verständnis* sieht.

Unter den Aufsätzen des *Anhangs* verdient der über die deutschen Akademien eine besondere Beachtung, da dieses Thema durch die Gründung der neuen Dichtersektion an der Akademie der Künste aktuell geworden ist. Daß er dieser Tat des Kultusministers skeptisch gegenübersteht, hat ja Burdach nicht nur in seinem *Nachwort* ausgesprochen, sondern durch die Ablehnung der Berufung erwiesen. Er gibt auch zu, daß die Akademien trotz mancher wissenschaftlicher Leistung sich eine Stellung im Leben der Nation nicht errungen haben. Dem kann man nur beipflichten. Wir wollen die Akademien beibehalten, soweit sie zur Ehrung heimischer und ausländischer Größen dienen können, aber es ist ein schlimmer Anachronismus, heute neue zu gründen. Die Zeiten sind vorüber, wo durch festlich aufgemachte Zusammenkünfte verschiedener Gelehrter und Künstler eine Bereicherung der Wissenschaft oder gar der Künste zu erwarten war. Gemeinschaftsarbeiten werden besser von Forschungsinstituten und Ministerialkommissionen gefördert, und eine akademische Dichtung können wir uns in dem Augenblick, wo die Literatur schon schwer genug daniederliegt, am wenigsten leisten.

Berlin. Max J. Wolff.

C. v. Klenze, From Goethe to Hauptmann. Studies in a Changing Culture. New York, Viking Press, 1926. 321 p.

Die Geschichte der deutschen Literatur, im weiteren Sinne der Entwicklung deutschen Geistes im 19. Jahrhundert, erkennt die Forschung als eins ihrer dringendsten Probleme. Seit R. M. Meyer fehlt es denn auch nicht an Versuchen, die verwirrende Fülle des Materials einem gesetzlichen Walten unterzuordnen, bemerkenswerte Lösungsversuche, die ein beträchtliches Stück über das bisher Vorhandene hinausführen, sind erst kürzlich laut geworden (vgl. J. Nadler in 'Euphorion' XXVII, S. 114—121, H. Kindermann in 'Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte' IV, S. 651/75). So hat es den Anschein, als ob uns auch hier der Krieg hellsichtiger gemacht habe und in dem Gesicht des verflossenen Jahrhunderts langsam bestimmte Züge hervorzutreten begännen.

Von ein paar, im ganzen fünf Gesichtspunkten aus zeichnet K. die Physiognomie der problemreichen, uns zwar erlebnisnahen, deswegen aber



durchaus nicht überall ohne weiteres verständlichen und durchsichtigen Epoche. Man kann sagen, daß die ideen- und geistesgeschichtlich gerichtete Betrachtungsweise K.s mit ihren kunsthistorischen und soziologischen Kategorien einen Erkenntnisgewinn verzeichnen kann, daß K. auch dort, wo sich das von ihm entworfene Bild nicht wesentlich von dem herkömmlichen unterscheidet, Neues zum mindesten als feinfühliges Medium der mannigfaltigsten Impressionen zu bieten weiß.

Es ist ein glücklicher Gedanke, indem K. sich den Begriff der literarischen 'Legenden'-Bildung nach Baldensperger und Bertram zunutze macht, den Wechsel der das geistige Leben hervortreibenden Strömungen an dem Wandel jenes Erlebnisses zu veranschaulichen, das für den Gebildeten Italien von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert hinein bedeutete. Denn mit außerordentlicher Klarheit tritt im ersten Kapitel, A Renaissance Vision: Goethe's Italy, der Punkt hervor, in dem sich in der Art, wie Italien auf Goethe wirkte, wie sich umgekehrt das Erlebnis in ihm spiegelte, zwei kulturelle Strömungen durchdringen. Aus der Tatsache, daß Rom für Goethe den Mittelpunkt aller Anziehungskraft bildet, daß ihn Siena, Perugia, Orvieto, Assisi, Ravenna, Lecce, dem modernen Besucher Italiens so merkwürdig, gar nicht oder nur wenig interessieren, ergibt sich die Verwandtschaft des Goethischen Erlebnisses 'Italien' mit dem der Aufklärung. Als solches bestimmt es sich vor allem durch seine Wertschätzung der römischen Kultur, durch ein Kunstverständnis, das sich eigentlich auf die Hochrenaissance, auf die Würdigung Raffaels und seiner Epigonen beschränkt, von der Frührenaissance und vom Mittelalter unberührt bleibt, an Verona und Giotto vorübergeht, dafür durch eine reife Würdigung eben Raffaels, dazu Palladios, entschädigt und damit einen Enthusiasmus für Guido Reni verbindet, der uns heute kaum mehr verständlich ist — alles in allem ein Bild Italiens, das sich wesentlich von dem der Aufklärung nicht unterscheidet und das, wie ergänzt werden mag, noch in Hettners 'Italienischen Studien' und von da auf seine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts nachwirkt. Literarischer Einfluß liegt dabei offen zutage, wenn K. den Stammbaum Volkmanns, über den sich Goethe freilich manchmal recht abfällig geäußert hat, welchen Unstimmigkeiten (vgl. vor allem Rom. Bericht, Dezember 1787, J. A. XXVII, S. 176 f.) K. leider nicht nachgegangen ist, auf Cochin und Richard, auf Lalande und de Brosses, die klassischen Autoren rationalistischer Aufnahme Italiens, zurückführen kann. Selbstverständlich übersieht K. dabei nicht die durch den mittlerweile hochkommenden Irrationalismus und Neuhumanismus — Herder als Autor der 'Kritischen Wälder' wäre hier neben Winckelmann an erster Stelle zu nennen gewesen — bedingten neuen Tönungen im Italien-Erlebnis Goethes. ein zu seiner Zeit noch ungewöhnliches Interesse für Venedig, für Sizilien. Sehr hübsch ist nun entwickelt, wie das eigentlich Goethische in der Organisierung dieses überlieferten Materials besteht, 'in this scientific approach to liefe' (S. 36), wodurch eigentlich erst Goethe zum Vorläufer des 19. Jahrhunderts wird und was ihn mit Darwin und Taine verbindet, dies nämlich, daß Italien zum erstenmal als Organismus gesehen, als kritisches Objekt betrachtet wird. Meint K., daß Goethe es unglücklicherweise unterlassen habe, diese naturwissenschaftliche Methode auf das Gebiet der Kunst anzuwenden, so läßt sich dem entgegenhalten, daß ihm gerade in Italien Wesentliches über den Begriff des Organischen, der 'inneren Form' aufgegangen ist (was Rez. im 5. Kapitel seines Buches 'Goethe und Plotin', Leipzig 1925, im einzelnen nachzuweisen versucht hat). Mit demselben glücklichen Blick für das Wesentliche verfolgt K. den Wandel der 'Legende' Italien über Goethe hinaus, über die Romantik, die Venedig entdeckt und soziale Töne vernehmen läßt — ein wichtiges Moment, denn gerade auf die Durchdringung von ästhetischen und sozialen Elementen kommt es dem



Verf. an —, über die Romantik, die in der Betrachtung des Verfalls zu schwelgen beginnt, bis Rom für Byron 'the Niobe of nations' wird. Schlegel, Wackenroder und Rumohr begründen die neue Auffassung Italiens, Wolfgang Menzel endlich zerreißt alle Fäden, die etwa noch nach rückwärts führen, und grenzt das Italien ab, das wir besuchen. Jetzt liegt das volle Licht nicht mehr auf Rom, sondern auf Florenz, 'the capital of the most intellectual and most artistic bourgeois civilization in history' (S. 48). Denn die Bourgeoisie, das Geschlecht der 48er Revolution, fühlt sich der Frührenaissance verwandter als der aristokratischen Hochblüte. Über Gregorovius und Taine, klassische Zeugen des historischen Sinnes, der nunmehr für Italien erwacht, führt K. die interessante Linie seiner Betrachtung bis zu Goethes Antipoden, zu Karl Schefflers Italienbuch, dem überlauten, historisch aber verständlichen Protest gegen die zur Konvention gewordene geschwätzige Begeisterung der Menge, gegen 'the essential insincerity of the Renaissance Florentines or the vacant serenity of Raphael' (S. 61). Scheffler rückt Ravenna und Siena in den Blickpunkt des Interesses und hat das Verdienst, mit alten Vorurteilen aufgeräumt zu haben.

Während man sich gern und vorbehaltlos von K.s Sachkenntnis auf kunsthistorischem Gebiete, die er bereits in anderen Arbeiten bewiesen hat, leiten läßt — die Literaturangaben wären vielleicht durch den Hinweis auf Julius von Schlossers wertvolle Arbeit (Die Kunstliteratur. Ein Handbuch zur Quellenkunde der neueren Kunstgeschichte. Wien 1924) zu ergänzen, das Datum der Italienreise Herders (S. 35) ist in '1788—89' zu korrigieren —, während es dem Verf. gelingt, die Anschauung Goethes von Italien überzeugend einem historischen Werden und Wachsen einzuordnen, enttäuscht das zweite Kapitel, A Romantic View of Art: German Predecessors of Ruskin, einigermaßen. Gewiß nicht, wenn es sich darum handelt, den Standpunkt Ruskins im Gegensatz zum klassischen Schönheitsideal, 'balance of parts and harmony and elegance of the whole' (S. 70), zu erhellen, den gänzlichen Wandel von Lebensgefühl und Kunstwollen darzulegen, wohl aber in der Entfaltung der historischen Voraussetzungen, die hier, soweit sie Neuland berühren, nicht mehr auf so sicherem Boden wie im vorhergehenden Abschnitt zu ruhen scheinen. Für manche Erkenntnisse dieses Kapitels hatte natürlich das erste vorgearbeitet, so wenn Wackenroder, Schlegel und Rumohr auch hier den Einbruch neuen Fühlens bezeichnen. Die Ursprünge dieser irrationalen Bewegung aber, die sich u. a. in einer völlig geänderten Einstellung dem Mittelalter gegenüber äußert, kennen wir heute genauer, als hier zum Ausdruck kommt. Hier waren weniger Rousseau und Friedrich Schlegel als Herder mit 'Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit', vor allem aber der Europa-Aufsatz von Novalis, der S. 85 viel mehr als Folge denn als eine der bedeutendsten Anregungen erscheint und geistesgeschichtlich wohl fälschlich mit Chateaubriand in Beziehung gesetzt wird, ins Zentrum der Betrachtung zu rücken. Wackenroder, auch Tieck, übernehmen dann die Führung, der ursprünglich ganz klassisch gerichtete Friedrich, von August Wilhelm nicht zu reden, ist da nur Gefolgsmann. Von diesen die Geschichte der Romantik als literarischer Bewegung berührenden Voraussetzungen abgesehen, bedeutet das Kapitel eine wertvolle Untermalung der im eigentlichen Sinne geistigen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, vor allem durch die Einbeziehung kunsthistorischer Gesichtspunkte.

Sind die ersten beiden Kapitel dem Nacheinander von Rationalismus und Irrationalismus, vorläufig und vordeutend geeint durch Goethe, gewidmet, so kommt der nach Synthese drängende Gegensatz als der von Realismus und Romantik in zwei Zeitgenossen, in Keller und C. F. Meyer, zum Ausdruck. Dieser Gesichtspunkt ist für die Darstellung maßgebend, für Keller also Vergöttlichung der Erfahrung, immanente Heiligkeit des Lebens statt



transzendentaler Göttlichkeit hervorgehoben, was einen gewissen Widerspruch bedeutet, wenn gleichzeitig die Verwandtschaft mit Jean Paul vielleicht allzu stark betont wird. Diesem 'Genius der Bourgeoisie' (S. 130) tritt nun Meyer entgegen, dem Feuerbach-Erlebnis dort die Italien-Reise hier, Meyer als der Sprecher jener Tausende, die das 19. Jahrhundert mit allen seinen Erfolgen unbefriedigt ließ, ein Gesichtspunkt, der noch eine Reihe eindrucksamer Charakteristika eröffnet, ein Bild ermöglicht, das neben der gewiß nicht ärmlichen Meyer-Literatur der letzten Jahre noch mit Fug bestehen kann. Mit den vorhergehenden Kapiteln verzahnt sich die Darstellung dort, wo die Renaissance-Vorstellung Meyers historisch abgeleitet wird; hierbei wären die Arbeiten W. Brechts (Heinse und der ästhetische Immoralismus. Zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland. Berlin 1911) und W. Rehms (Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung vom Rationalismus zum Realismus. München 1924) einzusehen und zu zitieren gewesen. Tiecks 'Vittoria Accorombona' hätte dann als wichtiges Glied in der Kette nicht wie jetzt gefehlt.

Die Darstellung des Ringens modernen Geistes mit der Konvention ist Aufgabe des vierten Kapitels, Naturalism in German Drama from Schiller to Hauptmann. Die bekannte Entwicklung, deren Ansatz- und Endpunkt durch die Namen Schiller und Ibsen gekennzeichnet wird, gewinnt auch hier durch fruchtbare Gesichtspunkte neues Licht. Daß Schillers Drama mehr auf Shakespeare als auf Sophokles — die Franzosen nennt K. nicht — fuße, wird kaum bestätigen können, wer einen Blick in die erst kürzlich von Léon Mis erschlossenen Studienhefte Otto Ludwigs getan hat, in seinen im Schatten Shakespeares geführten Kampf gegen Schiller. Davon abgesehen, wird vom Verf. in impressionistischen Charakteristiken der großen Dramatiker des 19. Jahrhunderts, eines Kleist, Hebbel, Grillparzer und Anzengruber, Bemerkenswertes geleistet, gelingt es ihm, im Wandel des Kunstideals von der Darstellung des Typischen zu der des Individuellen den einheitlichen, ungebrochenen Zug der Entwicklung festzuhalten, so daß Ibsens Aufnahme in Deutschland den Abschluß einer lange vorbereiteten Entwicklung bedeutet. Konnte K. sich bei Kleist und Hebbel auf eine reiche, die dunkelsten Falten seelischen Lebens durchleuchtende Literatur stützen, so ist das Treffliche, Neue, das er über Grillparzer als Dichter der Ernüchterung etwa anläßlich der interessanten Parallelisierung von 'Weh dem, der lügt' und der 'Wildente' zu sagen weiß, durchaus sein Eigentum, womit sich ein feines Gefühl für die besonderen Werte von Grillparzers Sprache und Stil verbindet. Hebbel wird, gewiß mit Recht, das Verdienst zugeschrieben, seine Vorgänger in der Behandlung komplexer Charaktere übertroffen, der bürgerlichen Tragödie das Tor zur Rückkehr in moderner Form geöffnet, die analytische Technik eingeführt und der Tragödie neue Impulse aus dem Begriff der Entwicklung heraus gegeben zu haben. Anzengruber endlich tut den letzten Schritt, wenn ihm Bauern und einfaches Volk den Anlaß bieten zur Kritik moralischer Konventionen.

Damit ist der Übergang zum letzten Kapitel gewonnen, Hauptmanns Treatment of the Lower Classes: A Twentieth-Century Vision. So schließt sich auch der Kreis der Betrachtung, wenn jetzt der Wandel kultureller Erscheinungen von soziologischen Gesichtspunkten aus gesichtet, der Weg verfolgt wird, den das aristokratisch gesellschaftliche Ideal des 16. Jahrhunderts, geprägt in Castigliones 'Cortegiano', bis zu Hauptmanns sozialem Empfinden zurückgelegt hat. Überzeugend kann festgestellt werden, daß das 17. Jahrhundert, gewiß der vollkommenste Ausdruck aristokratischer Kultur, gleichwohl schon Zeichen des erwachenden sozialen Gewissens erkennen läßt. Und wie am Italien-Erlebnis Legendenbildung mit sozialem Einschlag zu beobachten war, so kehrt sich hier das Verhältnis um, denn auch die wechselnde Stellung der sozial gehobenen Schicht zum Proletariat schafft



sich ihre 'Legende', diesmal also eine Ästhetisierung des sozialen Erebnisses. Klassische Beispiele dafür liefern Wordsworth und Béranger, von denen die Linie weiterführt zu Zola und Tolstoi, den eigentlichen Voraussetzungen für Hauptmann, soweit das soziale Moment in Frage kommt. Auf der Höhe steht die Legendenbildung bei Whitman, der im Proletariat dasjenige noch unversuchte und unbekannte Wesen sieht, das nun mit überlegenen Eigenschaften ausgestattet wird. Mit Recht setzt K. solche Bildungen mit Schlagworten Rousseaus und Chateaubriands, mit der Idealisierung des 'edlen Wilden', mit immer wieder auftauchenden Wunschträumen vom verlorenen Paradies (vgl. dazu jetzt Julius Petersen in der Festschrift für Muncker) in Beziehung. Bei Zola und Tolstoi ist diese Legende bereits wesentlich modifiziert und gemildert, bei Hauptmann überwunden, bzw. überhaupt ein anderer Standpunkt gewonnen. Denn als Dichter des Mitleids — das vielgesprochene Wort gewinnt hier, wie man sieht, historischen Hintergrund — vertritt Hauptmann nicht mehr die Sage vom heroischen Proletariat, über dem, bestimmt 'to bit the dust' (S. 272), dasselbe Schicksal waltet wie über der übrigen Menschheit, ein Fortschritt weit über Zola und Tolstoi, die dagegen naiv wirken, hinaus. Hauptmann ist nach K.s wohl richtiger Einsicht kein Sozialist und kein Reformer, denn Leid enthüllt ihm die innere Schönheit der menschlichen Seele, die dort am reinsten erstrahlt, wo Castiglione sie am wenigsten vermutete.

K. hat die Fülle eines sehr reichen und schwer zu bändigenden Materials unter neue Gesichtspunkte gestellt und dadurch der literarhistorischen Forschung neues Blut zugeführt. Die angewandten Kategorien, mannigfach aufeinander bezogen und innerlich miteinander verschränkt, erweisen sich als brauchbar, gewisse strukturelle Zusammenhänge nachzuweisen, die Literatur des 19. Jahrhunderts als Organismus, Modernes als historisch Gewordenes zu begreifen. Im einzelnen mag manches richtigzustellen sein. Im ganzen ist K.s Leistung ein glücklicher Wurf durch die Verbindung des Blickes für große ideengeschichtliche Bewegungen mit dem für das Geheimnis der individuellen Erscheinung, ein Fortschritt an und für sich in der Erkenntnis einer der verwickeltsten Perioden unserer Literatur, darüber hinaus wertvoll durch die besondere, neue Anregungen bietende Art der Problemstellung. Franz Koch.

K. E. Lusser, Conrad Ferdinand Meyer. Das Problem seiner Jugend. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen und romanischen Bildungseinflüsse. Leipzig, Haessel, 1926. VII, 198 S.

Die ungemein langsame menschliche und dichterische Entwicklung des Schweizer Dichters, dazu die von ihm selbst betonte Wendung, in der er 'von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl ... mächtig ergriffen, das französische Wesen', dem er sich eine Zeitlang stark verbunden gefühlt hatte, von sich 'abtat', sind zwei Probleme im Leben eines großen Künstlers, denen nachzugehen sich wahrlich lohnt. So sind wir dem Verfasser zu Dank verpflichtet, daß er sich dieser Aufgabe unterzog, in der die bisherigen Biographen, deren Anteilnahme vor allem den Werken des gereiften Mannes galt, noch eine reichliche Nachlese übriggelassen hatten. Lusser will ihr allen Raum widmen, dessen sie bedarf. Das vorliegende Buch, das bis zum Ende des Pariser Aufenthalts 1857 — Meyer war damals 32 Jahre alt — reicht, ist nur ein erster Teil; die Behandlung der Lebensperiode von 1857—98 mit der Gesamtuntersuchung der Werke und eingehender Darlegung des 'völkischen Problems bei C. F. Meyer' soll noch folgen und wird aller Voraussicht nach ein recht umfangreiches Werk darstellen.



Vorläufig erhalten wir eine genaue Schilderung der Jugendkrise, des geistigen Zusammenbruchs des Siebenundzwanzigjährigen, und ihrer allmählichen Überwindung in der Westschweiz, in Préfargier, Neuchâtel und Lausanne, sodann der heraufziehenden neuen Gefährdung in den Züricher Jahren von 1854—57 und der Bannung des Schattens durch die Reise nach Paris. Bekannt war, daß der junge Meyer, nach dem Tode des Vaters ohne feste leitende Hand, in einen Konflikt zwischen der sein Wesen bestimmenden, freilich noch ganz unentwickelten künstlerischen Anlage und den Anforderungen des praktischen Lebens geriet, einen Konflikt, den die gutgemeinte, aber in Mitteln und Zielen verfehlte Pädagogik der Mutter noch verschärfte. Lusser zeigt nun, wie die Not des Jünglings aus unter sich zu scheidenden sozialen, geistigen und seelischen Ursachen entsprang und ebenso durch Einwirkungen auf diesen Gebieten geheilt wurde. Auch hier war manches bekannt, wie der Eindruck, den Vischers *Kritische Gänge* auf den im Irrgarten der Romantik weilenden Schweizer machten, aber wir besaßen noch nicht die genaue Analyse, die zeigte, wie unter den Schlägen des großen Realisten hier ein Weltbild zusammenbrach und ein neues unter dem wesentlichen Einfluß des französichen Geistes (besonders Pascals) in kalvinistisch-westschweizerischer Prägung mühsam aufgebaut wurde.

Der Gang der Untersuchung ist streng methodisch und langsam, die Darstellung ist zwar etwas reichlich mit Zitaten und Anmerkungen belastet, wirkt aber dennoch fesselnd; ein paar stilistische Entgleisungen (S. 32 Z. 4, S. 34 Z. 14 v. u., S. 35 Z. 5 v. u., S. 68 Z. 1 v. u. und S. 69 Z. 1) sind wohl nur bei der Korrektur übersehen; dasselbe gilt von einigen in den französischen Zitaten stehengebliebenen Fehlern, wie S. 36 Z. 14 *une monde chimèrique* oder auf S. 114 in der ersten Stelle *génie vaudoise, positiv, inconciant* und *reveuse,* was alles sicher nicht im Urtext steht. Für die Darstellung wäre vielleicht wünschenswert gewesen, daß von vornherein manche Züge zur Schilderung des unbefriedigten und unbefriedigenden Wesens Meyers verwandt worden wären, statt sie gewissermaßen gelegentlich erst nachzutragen wenn er endlich selbständig zu handeln lernt. Geschah das, um Wiederholungen zu vermeiden, so ist Vf. um diese doch nicht herumgekommen: wir hören manches mehr als einmal. Doch das sind unwesentliche Einzelheiten, die dem Werte des Ganzen keinen Eintrag tun.

Dieser Wert ist allerdings vor allem biographisch; wenn es im Vorwort (S. V) heißt, daß zugleich mit der Klärung in des Dichters Persönlichkeit auch 'dem tiefsten Lebensproblem jener Epoche' nachgeforscht werde, so will mir das reichlich weitgegriffen erscheinen. Meyers Entwicklungsgeschichte ist so stark individuell, ein solcher Einzelfall, daß ich Bedenken tragen würde, davon als 'Ergebnis seiner Zeit, Reflex seines stürmischen Jahrhunderts' zu sprechen. Ich würde auch die Frage des Blutes (S. 36 u. Anm.) auf sich beruhen lassen; die Familie war väter- und mütterlicherseits deutsch — daran ändert der allem Anschein nach recht entfernte italienische Einschlag von seiten der Mutter nichts, und wenn man diesen Tropfen romanischen Blutes in Rechnung stellen wollte, waren nicht Fouqué, Chamisso, Brentano Romantiker, war nicht der Vollblutdeutsche Voß verhärteter Klassizist? Meyers Hinneigung zu romanischer Art erklärt sich m. E. durchaus befriedigend durch die vielfache Verflochtenheit der persönlichen Beziehungen seiner Familie mit der Westschweiz, durch die damit von Jugend auf gegebenen Bildungseinflüsse; daß seine Anlage ihn geneigt machte, sie aufzunehmen, kommt natürlich hinzu, erfordert aber keinen Hinweis auf entfernte italienische Vorfahren. Doch der Vf. ist manchmal geneigt, naheliegende Umstände zu gering einzuschätzen: ich meine, daß das Vermächtnis Mallet d'Hautevilles,



durch das Meyer finanziell selbständig wurde, sehr wesentlich dazu beigetragen hat, seinen Aufstieg vorzubereiten: welcher Druck wurde doch dadurch von dem Einunddreißigjährigen, der immer noch berufslos war, genommen! Das hätte stärker betont werden können, als es S. 138 und 161 geschieht.

Die Rückwendung zum Deutschtum wird im zweiten Teil dargestellt werden — vorläufig kann zu S. 8 nur gesagt werden, daß Lussers Einschränkungen nicht überzeugen. Es will mir bedenklich erscheinen, wenn Meyers öffentliche Äußerungen durch die Bemerkung, sie seien 'mit großer, aber wohlberechneter Geste' getan, etwas entwertet erscheinen. Dagegen ist zu sagen, daß in Wendungen der Briefe an Haessel, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, wesentlich dieselbe Gesinnung zutage tritt. Die Ausmerzung gewisser Stellen aus dem Huttenepos kann sich sehr wohl dadurch erklären, daß der Dichter sie als Prophezeiungen ex eventu empfand: was 1871 unter dem überwältigenden Eindruck der Ereignisse ihm noch statthaft erschienen war, mochte er mehrere Jahre später als aus dem Rahmen fallend empfinden. Doch über diese Dinge wird man sich später mit dem Vf. auseinandersetzen müssen; möge es ihm bald beschieden sein, das vollständige Werk vorzulegen.

Noch eine Einzelheit: S. 181, Anm. 271. Über Charles Secrétan berichtet vor allem die ausführliche Biographie von L. Secrétan (Lausanne 1912).

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

H. Maync, Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. Frauenfeld und Leipzig, Huber, 1925. XVI, 434 S. Geh. 12, geb. 16 M.

Das neue Werk des Vertreters der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Bern stellt sich seinen beiden Vorgängern, den Biographien Mörikes und Immermanns, würdig zur Seite. Das Vorwort gibt Rechenschaft über die Art, wie der Vf. zu Werke gegangen ist. Er erstrebt eine organische Verschmelzung der Forderungen der älteren, philologisch-historischen Schule mit denen der jüngeren, philosophisch-psychologisch orientierten, und zwar nicht auf dem Wege des Kompromisses, sondern so, daß die Ergebnisse sachlich strenger philologischer Forschung in eine die dichterische Gesamtpersönlichkeit liebevoll erfassende Darstellung eingehen.

Es soll gleich gesagt werden, daß Maync seinem Ziel in vollem Maße gerecht wird; sein Buch wird jedem Freunde Meyers eine gute Gabe sein, weil es gründliche Forschung, sicheres Kunstverständnis und geschmackvolle Darstellung vereint. Der Leser erhält ein eindrucksvolles Bild des Menschen und Künstlers; überall eröffnen sich Ausblicke in die Zusammenhänge zwischen Meyers innerem Erleben, seinen Anschauungen von Geschichte, Kunst, Religion und seinem Schaffen; sein Stil, seine Erzählungstechnik werden in ihren Besonderheiten erörtert und aus seinem Wesen erklärt. Dabei spricht, was mancher besonders angenehm vermerken wird, dieser Biograph nicht wie ein mystischer Prophet in geheimnisvoller, Glauben heischender Rede: er erlaubt dem Leser, an der Hand des Materials, das er bietet, seine Behauptungen nachzuprüfen, er will nicht überreden, sondern überzeugen. Natürlich setzt er voraus, daß man mit einer gewissen Kenntnis des Dichters zu ihm kommt, aber andererseits deucht er sich nicht zu vornehm, auch dem etwas zu bieten, dem vielleicht nicht jedes Werk bekannt oder doch in seinen Einzelheiten gegenwärtig ist. Er will Deuter des Dichters sein, verschmäht es aber nicht, ein Führer zu ihm zu werden.

Der Stoff ist in zwei an Umfang ungleiche Abschnitte geordnet; der erste, *Leben und Lebensgehalt*, erzählt Künstlers Erdenwallen und schließt

daran für das Folgende grundlegende Ausführungen über *Erlebnis und Dichtung;* der zweite Teil behandelt in zeitlicher Reihenfolge die lyrischen Epen und die Prosanovellen, faßt die Ergebnisse in einem Kapitel *Der epische Künstler* zusammen und behält sich für den Schluß den Lyriker vor. Das ist eine dem Zweck entsprechende, klare Gliederung; es mindert nichts an ihrem Verdienst, daß sie durch die besondere Art von Meyers Entwicklung, jene lange, schmerzliche Zeit dumpfer Untätigkeit, da er schier an sich selbst verzweifelte, den plötzlichen Aufstieg und den fast ebenso plötzlichen Abbruch seines Schaffens, nahegelegt war. So ergibt sich denn eine monographische Behandlung für das Leben auf der einen, die Werke auf der anderen Seite (jedes wird nach Entstehung, Verhältnis zur Vorlage, dichterisch-menschlichem Problem, künstlerischer Durchführung und Erfolg behandelt), mit großer Kunst ist aber verhindert, daß die einzelnen Bestandteile auseinanderfallen. Wie Meyer selbst, weiß auch sein Biograph zu 'verzahnen', zweckvoll sind die verschiedenen Abschnitte darauf berechnet, sich gegenseitig zu erläutern, und am Schluß jedes Hauptteils steht die Zusammenfassung der durch die monographische Behandlung gewonnenen Züge zum Gesamtbild.

Meyers Ruf ist bekanntlich nicht unangefochten geblieben; Baumgartens Buch *Das Werk C. F. Meyers* bezeichnet die Krise. Sie kann wohl als überwunden gelten; Maynes feinsinnige und gründliche, überall wohlüberlegte Rechtfertigung der besonderen Art des Schweizers mit ihren Vorzügen wie ihren Schranken scheint mir für die Würdigung dieser vornehmen, freilich nicht volkstümlichen Kunst vorläufig maßgebend bleiben zu müssen. Nur sollte der Vf. ruhig anerkennen, daß Meyer ein 'Bildungsdichter' war — er tut es zwar der Sache nach (vgl. etwa S. 338, 368), sträubt sich aber gegen das Wort, wie mir scheint, aus einer Auffassung heraus, die sich nicht halten läßt. Er sagt (S. 81), daß unser heutiges Anschauungsbild der Renaissance wesentlich auf Meyer zurückgehe, und fährt fort: 'Nur in diesem Sinne ist er ein Bildungsdichter, nicht etwa im Sinne eines Schriftstellers, dessen Hauptabsehen es ist, dem Bildungsphilister in ansprechender Weise, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, irgendwelche Kenntnisse beizubringen. Solche lehrhaften Ziele verfolgten Freytag und Riehl. Aber daß ein Dichter aus tiefen Schächten der Bildung schöpft und sich nur dem Menschen von geistiger Kultur erschließt, macht ihn noch nicht zum Bildungsdichter.' Ich würde sagen: gerade das macht ihn dazu; es ist mir unbekannt, daß man bisher der Bezeichnung den Sinn gegeben haben soll, den Mayne mit ihr verbindet. Was er von Freytag aussagt — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe unerörtert — gilt mindestens ebensogut von Walter Scott: wer aber hat jemals den einen Bildungsdichter genannt? Mayne meint, daß, wer seinen letzten Satz ablehne, Goethe, Schiller, Hölderlin zu Bildungsdichtern mache: nun, der Goethe des *Tasso* und der *Iphigenie*, ja von *Hermann und Dorothea* wird es wohl auch sein! Aber die Sache ist die, daß die Genannten in wesentlichen Teilen ihres Schaffens es verstanden haben, 'aus tiefen Schächten der Bildung' zu schöpfen, und doch vergessen zu lassen, daß sie es tun: Gretchen am Zwinger, im Dom und im Kerker, Marquis Posa vor Don Philipp verlangen keine geschichtliche oder philosophische Bildung, um jedes überhaupt empfängliche Herz zu ergreifen. Auch Meyer gelingt das hin und wieder, vor allem dem Lyriker Meyer; aber im wesentlichen steht es anders um ihn. So manche seiner prächtigsten Balladen ist nur demjenigen recht genießbar, der ihre geschichtlichen Voraussetzungen, und zwar nicht bloß obenhin, kennt; Uhland, Strachwitz, Fontane dagegen wirken unmittelbar. Auch für die Novellen gilt das; an ein paar Einzelzügen sei es veranschaulicht. Es ist ein großer Unterschied, ob der Leser des *Amulets* in dem warnenden Besucher des Parlamentsrats einen

beliebigen besorgten Freund sieht oder ob ihm der Name Montaigne mehr als ein bloßer Schall ist. Oder in *Plautus im Nonnenkloster:* die Äbtissin überreicht dem verdutzten Poggio, der ihr gehörig eingeheizt hat, statt der erhofften Plautushandschrift als das für das Seelenheil braver Klosterfrauen gefährlichste Buch seine eigenen *Fazetien!* Wer solche Wirkungen, die wir wahrlich nicht schelten wollen, ganz bewußt erstrebt, der ist eben ein Bildungsdichter, und tatsächlich rechtfertigt Maync auch seinen Helden als solchen; am Namen braucht er sich also nicht zu stoßen, besonders da er ihn gegen die Vorwürfe des Historismus und bloßen Ästhetentums, die Klippen, an denen der Bildungsdichter freilich scheitern kann, wirksam in Schutz nimmt.

Eine Bemerkung sei noch zur Erstlingsnovelle, dem *Amulet,* verstattet. Daß es die Kunstvollendung seiner Nachfolger nicht erreicht, dürfte unbestritten bleiben; aber Maync führt diese Tatsache wesentlich darauf zurück, daß es 'noch zu sehr historische Novelle alten Stils, noch allzu reichlich mit unverarbeitetem Rohstoff belastet' sei. Der obenerwähnte Zug kann damit nicht wohl gemeint sein, denn zu ihm lassen sich später oft genug Parallelen aufweisen; im übrigen aber will mir scheinen, daß alles, was etwa von geschichtlichen Tatsachen rein berichtend erwähnt wird (und es ist nicht viel!), sich aus dem Charakter des Rahmens natürlich genug ergibt: der alte Schadau, der die Geschichte seiner Jugend aufzeichnet, erinnert das jüngere Geschlecht an geschichtliche Vorgänge, die ihm zum Verständnis seiner Erlebnisse zweckdienlich erscheinen. Ich würde vielmehr den geringeren Eindruck dieser ersten Novelle vor allem auf das willkürliche Spiel zurückführen, das der Dichter den Zufall in ihr treiben läßt. Man lese nur nach, wie die Rettung Gaspardes durch Schadau, wie dann das Gelingen der Flucht des Brautpaares aus Paris an einem seidenen Faden hängen — später weiß Meyer den Zufall ganz anders zu verwenden. Man vergleiche die *Hochzeit des Mönchs:* was hier Zufall ist, tritt als Wirkung eines Verhängnisses auf, das nicht willkürlich in Menschengeschick eingreift, sondern mit den Verhältnissen gegeben ist: dieser Mönch, der gegen seinen Willen, gegen seine innere Bestimmung die Kutte abwerfen muß, ist nicht lebenstüchtig, so oder so ist er dem Untergang geweiht. Daß über Schadau ein günstigerer Stern steht, wird durch das Amulett wenigstens äußerlich angedeutet, von Gasparde kann man auch das nicht sagen; so werden die beiden gerettet, weil der Dichter dafür gesorgt hat. Für die *Hochzeit des Mönchs* gilt: 'Es kommt, was kommen muß', für das *Amulet:* 'Es kommt, was kommen soll', und Meyers epische Kunst steht um so höher, je mehr sie die erste Forderung erfüllt.

Der Verleger hat das seine getan, um dem schönen Werk eine treffliche Ausstattung zu geben; aber ein Bild vermißt man, und gerade bei Meyer sollten mehrere Handschriftenproben nicht fehlen, um die merkwürdige Erscheinung, von der Maync S. 67 spricht, zu veranschaulichen.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Neue Tauchnitzromane.

Die vorliegenden Romane spielen sämtlich in der Gegenwart, alle auch im Bereiche, freilich in sehr verschiedenen Schichten des Mittelstandes; ebensowenig bedingt der Ort, mag er nun London oder eine englische oder amerikanische Mittelstadt sein, hier eine wesentliche Verschiedenheit; es wird also nicht unangebracht sein, sie einmal auf die Technik ihrer Handlungsführung hin anzusehen. Jeder Romanschriftsteller will erzählen — was für Vorgänge wählt er aus, wie sucht er des Lesers Teilnahme zu gewinnen? Man tut dem älteren Unterhaltungsroman kein Unrecht, wenn man ihm nachsagt, daß er den Leser durch den Bericht ungewöhnlicher Ereignisse spannen wollte; um

sie herbeizuführen und zu verknüpfen, verwandte er in recht ausgedehntem Maße den Zufall — 'romanhaft' ist nicht umsonst gleichbedeutend mit unwahrscheinlich geworden. Im Laufe der Zeit wurde die Rolle jenes gütigen Helfers stark eingeschränkt: Realismus und Naturalismus waren darauf aus, das Leben treu zu spiegeln; sie verzichteten lieber auf äußere Spannung als auf den Eindruck der Wahrheit: sie ließen das Geschick ihrer Personen nicht immer wieder an einem seidenen Faden hängen, sondern sich notwendig vollenden.

Es ist eigentümlich, daß die beiden vergnüglichsten Bücher unter den neuen Tauchnitzbänden allen diesen Ansprüchen fröhlich ins Gesicht schlagen; sie scheren sich den Kuckuck um Wahrscheinlichkeit, sie bekennen sich lachend zum Allerausgefallensten und lassen den Leser, der ihnen mit Bedenken über die Möglichkeit des Erzählten kommt, stehen, um den andern, der das Gesetz des Alltags vergessen will und kann, um so köstlicher zu unterhalten. Da ist *A Lady from the South* (vol. 4722) von K. R. G. Browne, das zweite Buch des Verfassers in der Sammlung. Es ist ein Abenteuerroman und doch keiner, denn niemand nimmt die Abenteuer ernst. Wer glaubt denn an die Präsidententochter aus der lebhaften südamerikanischen Republik, an sie und ihre Diamanten, die sie in London zu Geld machen soll, damit ihr Vater sein Heer bezahlen und sich weiter zum Heile des Vaterlandes behaupten kann? Selbstverständlich möchten andere Leute auch Präsident sein und wollen mit List und Tücke der Besitzerin ihre Steine abnehmen. Die exotische Schöne, die genau wie ihr mit allen Wassern gewaschener Gegner an dem Sport der Sache einen gewaltigen Spaß findet, gabelt sich die ersten besten Ritter auf, die sich ihrer annehmen, und so gibt es einen wahren Strudel von gelungenen und vereitelten Anschlägen, wobei sich alle Beteiligten mehr oder weniger komisch vorkommen. Das aber ist gerade der Reiz der Sache; der Vf. wirkt mit allen Mitteln des Abenteuer-(Sonderfach: Detektiv-)romans und parodiert ihn dabei — unter solchen Umständen ist aber jedes Mittel der Handlungsverknüpfung erlaubt und recht: wer darf etwas gegen den Zufall sagen, wenn er grundsätzlich herrscht und die, welche es zunächst angeht, die Personen der Handlung, sich mit Behagen unter sein Narrenzepter ducken? Es steckt etwas von Stevensons Laune in dem Verfasser, des Stevenson, der den köstlichen *Dynamiter* geschrieben hat, und mehr zum Preise vermag ich nicht zu sagen, als daß die Erinnerung an den großen Vorgänger dem Nachfahren nicht schadet.

Im ganzen ähnlich steht es mit *Sam the Sudden* von P. G. Wodehouse (vol. 4714). Für die Unbekümmertheit der Handlungsführung mag sprechen, daß hier das altersgraue, romantische Motiv des Verliebens in ein Bild erneuert wird. Sam der Impulsive (oder wie soll man deutsch sagen?) hat mitten in der Wildnis in einer kanadischen Jagdhütte das Bildnis einer englischen Schönen, noch dazu ohne Namensunterschrift, erblickt und augenblicklich sein Herz an sie verloren. Er geht nach England, und sie ist beinahe das erste Mädchen, das ihm in der Weltstadt London in den Weg kommt — mehr Gefälligkeit kann man vom Zufall wirklich nicht verlangen. Selbstverständlich fängt damit der Roman erst an: Sam ist ein Wodehousescher Taugenichts, der es als seine Hauptaufgabe betrachtet, sich in alle möglichen Klemmen zu bringen und sich mit göttlicher Unverfrorenheit wieder herauszuhelfen: möglich ist das natürlich nur in der Welt, wie sie per Verfasser zur Erheiterung seiner Leser einzurichten für gut findet. Leider gelingt es hier in dem vollausgewachsenen Roman dem Verfasser nicht so gut wie in den kurzen Erzählungen des *Carry on, Jeeves* (vgl. *Archiv* 151, S. 128), die unbedingte Einheit des Stils zu wahren; hier werden Mittel der Kriminalgeschichte aufgeboten, um die humoristischen Skizzen zu einer Romanhandlung zusammenzufassen. Dagegen wäre gar nichts zu sagen, wenn



diese kriminalistischen Bestandteile sich ebenso unbekümmert um Wirklichkeit und Möglichkeit behandeln ließen wie die andern, und da gibt es Grenzen. Sie werden überschritten, wenn ein Zeitungskönig, also ein Mann, der, wenn er Privatnachrichten zu haben wünscht, weiß, wie er sie bekommen kann, sich benimmt, als wäre er eben aus einem biederen Landstädtchen nach London gekommen. Man kann die Bedingungen des wirklichen Lebens nicht auf der einen Seite aufheben und sie auf der andern doch wieder in die Rechnung stellen, ohne den Leser stutzig zu machen — schade, daß ein so vergnügliches Buch zu dieser Einschränkung zwingt.

Gibt es noch Nachzügler des alten Unterhaltungsromans, die mit einigen Zugeständnissen an den Wandel der Zeiten, an die nun einmal gründlich geänderten Lebensformen und gesellschaftlichen Anschauungen der Gegenwart, wesentlich ihre Geschichten erzählen wie zur Väter- oder Großväterzeit? Zweifellos! Hier kommen dieser Art die Novellen am nächsten, welche die Baroneß von Hutten unter dem Titel *Candy* (vol. 4695) vereinigt. Das Küchenmädchen wird eine große Sängerin und heiratet schließlich den Sohn des Hauses; die angebliche Muse des Dichters ist eine ihm ziemlich gleichgültige Dame, in Wirklichkeit gehörte sein Herz einer sehr bescheidenen Frau; die übersehene Gattin des berühmten Malers ist in Wahrheit eine Künstlerin von Gottes Gnaden usw. In diesen und andern Fällen handelt es sich also um eine überraschende Wesensenthüllung, einigermaßen an das Aschenbrödelmotiv anklingend, immer geschickt erzählt, in realistischem Ton vorgetragen, aber der Realismus ist nicht echt: die Dinge werden zurechtgeschoben, damit die gewünschte Verwicklung erst zustande kommt und sich dann programmäßig löst — freilich ist auch nicht mehr als eine 'ideale Reise- und Sommerlektüre' beabsichtigt, und wer solche sucht, dürfte auch auf seine Kosten kommen.

Die nächsten Romane verzichten grundsätzlich auf das Unvermutete: aus einer gegebenen Lage, gegebenen Charakteren wollen sie eine unausbleibliche Entwicklung ableiten; dabei verschmähen sie aber, um die Handlung zu beleben, nicht ganz das Abenteuer, doch wird es vorsichtig verwandt, es soll den Eindruck der realistischen Gegenwartsschilderung nicht stören. Am deutlichsten wird das bei zwei amerikanischen Romanen. Floyd Dell erzählt in *Runaway* (vol. 4724) die Geschichte von dem Manne, der es in der Kleinstadt nicht mehr aushält, den der romantische Drang nach starkem Leben von Weib und Kind wegscheucht und der nach 17 Jahren mit leeren Händen und gereifter Erfahrung zu seiner Tochter (die Frau ist inzwischen gestorben) zurückkehrt. Das ist ein psychologisches Problem: kann die Tochter ihn nachträglich verstehen, kann sie verzeihen? Wie stellt sich die Gesellschaft zu dem Heimgekehrten, wie er zu ihr? Zu solchem Stoffe gehörte wohl ein Wilhelm Raabe, und das ist der Verfasser nicht. Gewiß fehlt es nicht an Aussprachen zwischen Alter und Jugend, dem Einzelnen und den Vertretern der Gesellschaft; aber vom Fleck kommt die Handlung durch die äußere Tatsache, daß der Vermögensverwalter der Tochter ihren Besitz durch allerhand Maßnahmen gefährdet hat, daß er den Ku Kux Klan benutzen will, um den unerwünschten Ankömmling wieder loszuwerden. Das alles bleibt durchaus im Rahmen der Wirklichkeitsschilderung, wird nicht etwa sensationell aufgemacht, ist andererseits aber für die Sache, um die es vor allem geht, auch nicht gerade wesentlich. In *The Professor's House* von Willa Cather (vol. 4716) steht es insofern anders, als hier der Romantik eine besondere, in sich abgeschlossene Episode gewidmet ist: die Jugendgeschichte eines im Weltkriege gefallenen Schülers und Freundes des Professors. Das ist Vergangenheit, Erzählung eines Toten, dem Professor lange bekannt und recht willkürlich erst gegen Schluß des Romans (S. 171 bis 243) dem Leser mitgeteilt: erreicht wird damit, daß der einheitliche Stil in der Darstellung der Vorgänge, die unmittelbar gegeben werden, gewahrt



bleibt — freilich diese Vorgänge selbst (das Band, das einen amerikanischen Gelehrten jahrzehntelang an Frau und Kinder gefesselt hat, löst sich allmählich) werden durch *'Tom Outland's Story'* nach meinem Empfinden wenigstens nicht zwingender in ihrem Ergebnis.

Dagegen scheint mir E. M. Delafield in *Mrs. Harter* (vol. 4701) die Aufgabe gelöst zu haben, in eine schließlich nicht ungewöhnliche Liebestragödie einen Bestandteil des Spannungsromans in ziemlich einwandfreier Weise aufzunehmen. Zwei Mittel vor allem sind dazu verwandt: zunächst erzählt ein Zeuge der Geschehnisse mit innerlichem Anteil, den er unter weltmännischer Ironie zu verstecken sucht; sodann wird das Problem, die Liebe der Frau mit einer Vergangenheit zu dem Rechten, der ihr endlich begegnet, säuberlich herausgeschält und spielt sich in einem engen Kreise der Provinzgentry ab. Damit wird der Eindruck eines unausweichlichen Ablaufes der Dinge erreicht; dieser Mann und diese Frau haben sich zu spät getroffen, sie können voneinander nicht lassen, und doch fühlt jeder, daß sie auf die Dauer nicht zueinander gehören können; die Katastrophe liegt in der Luft, und das Mittel, durch das sie herbeigeführt wird, ist schließlich nicht so wesentlich wie die Tatsache, daß so oder so die Tragik unvermeidlich ist. Allerdings versperrt die gewählte Erzählungsweise folgerichtig dem Verfasser die Möglichkeit, uns die Gestalt des Gatten, der kaum auf die Treue, wohl aber auf den Besitz der Frau Wert legt und aus einem gewissen 'Ressentiment' des Schwächeren, wie Nietzsche sagen würde, zur Gewalttat schreitet, wirklich lebendig zu machen.

Die übrigen Romane verzichten ganz auf das romanhafte Ereignis; es wird sich nur fragen, ob das, was sie vermeiden wollen, sich nicht durch eine Hintertür in die Gestaltung der Charaktere wieder einschleicht. Das scheint mir der Fall bei *Fernande* von W. B. Maxwell (vol. 4718) zu sein, für den als *greatest British novelist of to-day* sich zwei Schwurzeugen erheben — nun, das sieht etwas nach freundschaftlicher Übertreibung aus. Erzählt wird der Aufstieg eines Mannes aus den niederen Schichten zum Schwiegersohn eines Multimillionärs und Erben seiner Machtstellung als Wirtschaftsführer; er verdankt seine Laufbahn neben der vorausgesetzten eigenen Tüchtigkeit wesentlich der Gunst, die er bei jeder Frau findet. Schön: aber beides, vor allem das letzte, müssen wir als gegeben hinnehmen, und zu fordern wäre doch wohl, daß die sieghafte Kraft des Emporkömmlings uns begreiflich gemacht würde, daß wir selber in seinen Bann gerieten. Der Verfasser stellt aber Dinge als selbstverständlich hin, die es nur dann sind, wenn ein Prinz aus Märchenland alle Wege vor sich geebnet findet. Gewiß muß beachtet werden, daß der Verfasser Fernande, die Egeria des bedeutend jüngeren Mannes, in den Vordergrund stellt und sie über alle Stufen der Anteilnahme, Freundschaft, entsagenden und begehrenden Liebe zum Verzicht führt — da aber das alles vom Standpunkt des Mannes gesehen wird, wird auch diese Gestalt nicht recht greifbar, sie bleibt romanhaft, und daran ändert auch die Art nichts, wie sie gleich Personen Fieldings oder Smolletts etwas verspätet (S. 185) ihre Lebensbeichte ablegt. — Für willkürlich zurechtgemacht halte ich auch den Hauptcharakter in *Just like Aunt Bertha* von Pett Ridge (vol. 4693); ich weiß nicht, ob sich die energischen, weltklugen Züge der trefflichen Tante mit ihrer Aufopferung für teilweise recht zweifelhafte Brüder, Nichten und Neffen vertragen. Und als sie schließlich selbst verheiratet ist, als die Familie sie das eigene Glück zu kosten droht, da hätte es entweder — oder heißen müssen: das Sowohl-als-auch, mit dem der Verfasser schließt, läßt sich kaum anders rechtfertigen als mit der Sorge für einen guten Ausgang.

Zum Schluß sollen drei Bände stehen, die in der Tat ohne alle gewollten oder nicht gewollten romanhaften Zutaten ihr Ziel erreichen. Frank Swinnerton in *The Elder Sister* (vol. 4715) stellt den Mann zwischen zwei Frauen;

er heiratet die ältere, ehe ihm zum Bewußtsein kommt, daß er die jüngere liebt. Hier trägt die Schilderung der Umwelt, des engen Lebenskreises der kleinbürgerlichen Familie, viel zur Wirkung bei; freilich drückt sie nicht nur auf die Personen, sondern auch auf den Leser — ein vergnügliches Buch ist es nicht gerade, obwohl es schließlich die beiden zusammenführt, die zusammengehören, und der älteren Schwester doch den Mut für eine neue Zukunft läßt. Auch E. Temple Thurston räumt in *Mr. Bottleby Does Something* (vol. 4719) der Schilderung der Umwelt einen großen Platz ein, aber es ist hier eine Umwelt, die von den Personen nicht als drückend, sondern als angemessenes Betätigungsfeld empfunden wird. Im Mittelpunkt steht ein Kauz, dessen gesamtes Denken und Wollen — und er ist klug und in seiner Art stark — in den Dienst seines ihm wie auf den Leib zugeschnittenen Amtes gestellt ist; er wird darob fast zum Monomanen, bis ihn zum Glück die Frau heilt und zum Menschen macht. Die Leistung des Verfassers beruht darauf, daß er die Heilung nicht von außen kommen läßt; dieser anscheinend vorausbestimmte Junggeselle bleibt sich durchaus treu, wenn er heiratet: es geschieht, um die beste Gehilfin bei seiner Lebensarbeit nicht zu verlieren, und es bedarf dann einer Fülle kleiner Erlebnisse, bis der Mensch in ihm erwacht. Das sind aber keine besonderen Ereignisse, sondern die Erfahrungen, die sich naturgemäß aus der besonderen Lage ergeben; selbst wenn er mal ein wirkliches Abenteuer erlebt, wenn er, der reine Tor, ohne es zu ahnen, die Eifersucht eines Themseschiffers reizt und ein unfreiwilliges Flußbad nehmen muß, ist das keine willkürliche Episode, sondern ein Unfall, wie er eben nur diesem in sich selbst befangenen Menschen zustoßen kann. Zu einer solchen Geschichte gehört Humor, und zwar besonderer Art: die Verlagsanzeige spricht von *'subtle humour* und trifft damit den Nagel auf den Kopf.

Und endlich der Novellenband *Women* (vol. 4720) von Booth Tarkington, zweimaligem Träger des Pulitzerpreises. Der Gedanke ist, die kleinen Liebes-, Ehe- und Familienerlebnisse innerhalb der Gesellschaft einer mittleren amerikanischen Stadt zu schildern; es begegnen uns also immer wieder dieselben Namen, bald von der älteren, bald von der jüngeren Generation getragen. Nichts Sensationelles, nicht einmal etwas Außergewöhnliches, sondern Leiden und Freuden des Tages, Elternsorgen, Jugendschmerzen, kleine Eheirrungen, das ist's, was der Verfasser erzählt — immer in scharfer Beleuchtung, mit lachendem Verständnis der menschlichen Torheit, reich an feinen Zügen und stets ungewöhnlich anregend. Die Kapitel sind fortlaufend angeordnet, gewöhnlich bilden je drei oder vier eine Einheit: V—VII, die Geschichte von Hobart Simms, der wie Napoleon ein kleiner Mann ist, XXI—XXV, so etwas wie das Erlebnis von Andersens „häßlichem jungem Entlein in der Menschenwelt, sind besondere Kabinettstücke — aber man wird auch bei den anderen Erzählungen auf seine Rechnung kommen. Der Band bedeutet eine sehr erfreuliche Ergänzung des Bildes amerikanischer erzählender Prosa, wie es die Tauchnitzausgabe bietet.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig.

K. Wildhagen, Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1925.

Einen Volkscharakter zu beschreiben und seine historischen Grundlagen zu deuten, galt lange als dilettantisches Unternehmen. Aber nach langer Beschränkung auf positivistische Einzelforschung regt sich jetzt der Drang nach größeren Aufgaben. In diesem Buch wird der Versuch unternommen, die großen Dominanten englischen Wesens zu deuten, sie in den verschiedensten Aus-

prägungen englischen Geistes wiederzufinden, nicht nur in der Literatur, sondern vornehmlich in Staatswesen, Religion und politischer Geschichte, mit reichem Tatsachenmaterial, zu dem alle Zeiten der Entwicklung, namentlich auch das Mittelalter beigetragen haben.

Keltische Einschläge lehnt W. ab, will sie höchstens hier und da in einer dünnen geistigen Schicht von Künstlerindividualitäten gelten lassen. Vielleicht ist er in dieser Beziehung etwas allzu apodiktisch: mag das Keltentum auch im Kernland der angelsächsischen Besiedelung ausgerottet worden sein — für den breiten Grenzgürtel nach Westen hin ist dies doch kaum anzunehmen, und seit der sprachlichen Anglisierung von Wales und Irland dürfte doch durch Heirat und Binnenwanderung so viel Blutmischung stattgefunden haben, daß die Frage nach einem gewissen keltischen Einschlag — von einer Sicherheit wird niemand sprechen wollen — doch ernstliche Erwägung verdient.

Für W. ist Ausgangspunkt das germanische Element der Rasse, das unter dem Druck von drei Faktoren seine heutige Prägung empfangen hat. Diese Faktoren sind:

1. 'Jugendnöte', d. h. der Kampf der angelsächsischen Rasse um ihr Dasein gegen Wikinger und Normannen. Dieser Kampf erklärt die unbändige Kampflust der Angelsachsen, ihre Neigung zur Gewalttätigkeit nach außen und innen, die schonungslose Ausbeutung der niederen Schichten, die sich nicht wehren können. In friedlichen Zeitläufen zeigt sich der Kampftrieb als Freude am Wettbewerb, die das ganze angelsächsische Leben beherrscht (Wirtschaftskampf, Sport); als Gegenbewegung gegen die gewalttätigen Neigungen der Rasse bildet sich aus der Freiheitssinn als zweite große Dominante alles Angelsachsentums. Das natürliche Rohmaterial des germanischen Wesens, Instinkt- und Triebleben haben sich in diesen Formen mit auffälliger Kraft erhalten und die Entwicklung alles Geistigen verkümmern lassen oder der Geist sich tributpflichtig gemacht. (Gegensatz dazu: deutsche Mystik, deutscher Intellektualismus.)

2. 'Das Meer'. Die Vertrautheit mit dem Meere hat dem Angelsachsen die Richtung auf das Naturhafte gegeben, seinen Tatsachen- und Wirklichkeitssinn erzogen, seinen Kampftrieb in steter Bewegung erhalten, vielleicht auch den konservativen Zug in ihm geprägt. Es hat noch weiter gewirkt: auch die Achtung vor allem Naturgemäßen, auch die Verehrung des Weibes als Mutter und Erhalterin der Gesellschaft (S. 68!), vor der Familie und ihrer Tradition, auch die sentimental-schwermütige Stimmung der angelsächsischen Lyrik wird aus der Nachbarschaft des Meeres abgeleitet (71), ebenso der englische Tatsachensinn, die Ablehnung aller metaphysischen Spekulation und die Freude an aller Naturwissenschaft.

3. 'Insellage'. Aus ihr erwächst der Druck zu innerem Zusammenschluß, nationales Empfinden, das sich bald in festen Formen in Recht, Verfassung, Erziehung verdichtet, überall Normen aufstellt, denen der Einzelne sich instinktiv fügt. Daraus folgt weiter eine hohe Achtung vor dem Volksgenossen, Zusammenschluß von Adel und Bürgertum (im Gegensatz zur kontinentalen Spaltung), frühe Bildung von Gilden und Genossenschaften, überall Verständnis für Bindungen und Organisation unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit, wobei alle instinktiven natürlichen Kräfte zur Geltung kommen, das Geistige und Religiöse aber verkümmert.

Die Darstellung des Verfassers liest sich auf den ersten Blick recht überzeugend. Sie klingt befriedigend für den, dem es genügt, die verschiedenartigen und oft widerspruchsvollen Linien im englischen Charakterbild in großen Gruppen zu vereinigen, d. h. dem, der nur den heutigen Engländer ins Auge faßt. Aber der Verfasser will mehr: er will eine historische Entwicklung zeichnen, er will die einzelnen Faktoren nennen, unter deren Wirksamkeit gewisse Charakterzüge des englischen Wesens zustande gekommen



sind. Betrachtet man seine Darstellung unter diesem Gesichtswinkel, so lassen sich doch starke methodische Bedenken nicht unterdrücken:

Ist der Ausgangspunkt richtig gewählt? W. lehnt es ab, mit mir auszugehen vom niedersächsischen Bauerntum. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß wir von den geistigen Eigenschaften der Angeln, Sachsen, Friesen und Jüten der Besiedlungszeit nicht viel mehr wissen, als was mit den Worten 'kriegerisch, gewalttätig, grausam' im Munde der Feinde bezeichnet wird, und daß alles übrige Rückschlüsse aus allgemeinem Germanentum und heutigem Charakter der norddeutschen Küstenbewohner ist. Aber auf dieser unsicheren Grundlage müssen wir zunächst einmal arbeiten. Daß sich Bauerntum nur überaus langsam ändert, dürfte doch zuzugeben sein, und wenn sich ganz auffällige Berührungspunkte zwischen dem heutigen Engländertum und dem Bauerntum der heutigen deutschen Küstengegend finden, so erscheint es mir doch methodisch richtiger, diese zunächst als das Erbgut zu fassen, mit dem die Angelsachsen nach England kamen. Dann brauchen wir weder historische Ereignisse als Erklärung für englische Kampfeslust, Gewalttätigkeit und Freiheitssinn, für die Stärke des Instinkt- und Trieblebens, noch das Meer für den konservativen Zug oder gar für die Achtung vor dem Weibe, sondern das alles wird zunächst schon in der Wanderzeit vorhanden gewesen sein. W. legt überall den Akzent auf geographische und historische Bedingungen der neuen Heimat, ich halte für entscheidend das Erbgut, das die Angelsachsen mitbrachten. Was W. an Unterschieden zwischen dem Engländertum und dem heutigen Bauerntum der deutschen Küste benennt (S. 27), gibt zweifellos zu denken, wenn mich auch nicht alles überzeugt. Aber methodisch falsch scheint es mir, die Frage in den Vordergrund zu rücken, weshalb sich die Grundlagen des niederdeutschen Wesens in England erhalten haben, während in Deutschland manches anders geworden ist. Nicht das Beharren ist das Erklärungsbedürftige, sondern die Änderung. Die Beharrung wird vollkommen ausreichend durch insulare Abgeschlossenheit erklärt. Und an Gründen für Wandlungen auf dem Kontinent fehlt es doch wahrhaftig nicht. Niederdeutsches Wesen ist im Staatsverbande des Deutschen Reiches in eine Kultur hineinbezogen worden, in der andersartige Stammesart (Rhein, Oberdeutschland) die entscheidende Rolle spielte, in der die großen mittelalterlichen Probleme (Kaiser—Papst—Einzelgewalt, Kirche—Religion—Individuum) eine unendlich viel stärkere Gewalt hatten als in England, das sie wohl alle kannte, aber das nicht immer von ihnen vor die Existenzfrage gestellt wurde, in eine Kultur, die das mittelalterliche Leben mit ganz anderer Intensität verarbeiten mußte als das abgelegene und sich selbst im wesentlichen genügende England. Und ist es richtig, das Meer mit dieser Stärke, wie W. es tut, in den Mittelpunkt zu rücken? Mir erscheint die geistige und kulturelle Wirkung des Meeres sich in allen Ländern nur auf den ganzen schmalen Küstenstreifen zu beschränken, auf die Menschen, die täglich das Meer sehen, täglich mit dem Meer kämpfen, die als Fischer und Seefahrer ihre Existenz auf dem Meere finden oder wenigstens als Ansässige des Küstenstreifens mit Fischern und Seefahrern aufs innigste verbunden sind. Diese Bevölkerungsschicht ist in einem Insellande wie England natürlich relativ stärker als auf dem Festlande, aber auch dort ist sie die ausgesprochene Minderheit. Die Mehrheit der heutigen Engländer ist vom ausgesprochen binnenländischen Typus, für sie ist das Meer ein großer Rummelplatz für Sommervergnügungen und nicht mehr. Für das Mittelalter mit seinen primitiven Verkehrsmitteln muß das Gleiche in verstärktem Maße gelten. Kann man wirklich sagen, daß die mittelalterlichen Engländer Meeresbewohner waren, so daß sie alle oder wenigstens ihr größter Teil im Banne der geistigen Meeresstimmung standen? Wie vermag dann W. die seltsame Tatsache zu erklären, daß in der ganzen Zeit nach dem Seefahrer bis kurz vor Ossian, also nahezu eindreiviertel Jahrtausend lang, das Meer in der Dichtung nur eine ganz bescheidene Rolle

spielt? Gewiß stand die englische Dichtung dieses gewaltigen Zeitraumes im Banne allgemeiner europäischer Modeströmungen. Aber wo eine wirklich starke englische Eigenart mit maßgebender Kulturmode zusammenstieß (nationales gegen klassizistisches Drama, Church of England gegen deutsche Reformation, Parlamentarismus gegen Absolutismus), pflegte sonst das Heimische sich doch siegreich zu behaupten. Alles Naturhafte im englischen Charakter nur auf das Meer zurückzuführen, scheint mir doch stark übertrieben zu sein. Die innige Verbundenheit mit der Natur, mit Wald und Feld, mit Werden und Vergehen scheint mir überall zu wachsen, wo ein germanischer Bauer sein Feld bestellt, gleichgültig, ob er an der Küste oder im Binnenlande wohnt.

Ich denke aber anderseits nicht daran, die Bedeutung von W.s Faktoren zu leugnen, nur sehe ich in ihnen überwiegend bestärkende, arterhaltende Kräfte. Schöpferisch scheint mir nur eins zu sein: die staatsbildende Kraft insularer Abgeschlossenheit unter gleichzeitigem politischem Druck. Hier liegt zweifellos ein sehr wichtiger Faktor, der aus Germanen, die auseinanderstreben und es lieben, sich in oft recht kümmerlichen Kleinstaaten zusammenzuschließen, ein großes geschlossenes Volk gemacht hat. Aber auch hier erklärt der geographische Faktor nicht alles — daß die Dinge auch ganz anders laufen konnten, zeigt Irland. Alles Geographische ist immer nur Hilfsfaktor. Für schlechthin entscheidend halte ich nur Volkscharakter und Geschichte. Auch W. zieht sie mit Recht zur Erklärung stark heran, indem er in der Selbstbehauptung der Angelsachsen gegen Wikinger und Normannen einen gewaltigen staatsbildenden Faktor sieht. Aber dieser Faktor wirkt weiter. Ich halte es nicht für angängig, aus der Insellage heraus den heutigen Staat zu konstruieren, als etwas, was sich nunmehr zwangsläufig entwickeln mußte; Irland zeigt deutlich, daß die Dinge auch sich völlig anders weiterbilden konnten. Für viel entscheidender halte ich die Tatsache, daß einzelne Könige aus normannischem Geschlecht den Engländern den zentralisierten Staat aufzuzwingen versuchten und daß die Rasse die Kraft hatte, sich dagegen zu wehren, wie dies unter ähnlichen Umständen im 17. Jahrhundert noch einmal geschah. W. wird mir dies wahrscheinlich ohne weiteres zugeben. Aber es muß doch nachdrücklich betont werden, daß es bedenklich ist, bei der Beschreibung eines Volkscharakters das historische Element hinter dem geographischen zurücktreten zu lassen: es erscheint mir im Gegenteil das einmalige, auf dem Tun und Lassen einzelner Persönlichkeiten beruhende auch für diese Dinge das schlechthin entscheidende zu sein. Völlig abzulehnen ist das merkwürdige Polaritätsgesetz, das W. S. 114 ff. so formuliert, daß in England individuelle und Gemeinschaftskräfte der Nation immer in demselben Gleichgewichtsverhältnis stehen, daß jedes Überwiegen auf der einen Seite eine das Gleichgewicht wiederherstellende Gegenaktion auf der anderen Seite erzeugen soll. Als Folgerung dieses Gesetzes soll auch eine Wechselwirkung zwischen weiblichem Herrscher und männlichem Volke entstehen, so daß unter der Herrschaft von Frauen (Elisabeth, Anna, Viktoria) die stärksten männlichen Kräfte in der Geschichte geweckt wurden (S. 117). Ich kann in solchen Konstruktionen nur eine gewaltsame Übertragung von naturwissenschaftlichen Vorstellungen auf die Geistesgeschichte erblicken, ein Arbeiten mit Bildern, die aber nicht deuten, sondern nur verhüllen. Das Auftreten bedeutender Männer ist unerklärlich und verlangt auch keine Erklärung. Wir können Tendenzen zeigen, Entwicklungsreihen aufspüren, aber weshalb innerhalb einer Reihe plötzlich ein starkes Individuum eine gewaltige Leistung vollbringt, ist unerklärbar, denn es gehört dem Gebiete des Einmaligen an, das die Geschichtswissenschaft nur beschreiben, aber nicht erklären kann.

Scharf lehnt W. die Ansicht ab, als sei der englische Nationalcharakter aus dem Puritanertum und letzten Grundes aus dem Kalvinismus abzuleiten. Auch in diesem Kapitel erscheint mir manches übertrieben: überall werden die willensmäßigen Kräfte und der politische Einschlag der englischen Reli-



giosität richtig gewertet, aber das Tiefreligiöse darin doch wohl unterschätzt. Ist es nicht übertrieben, den Dissent als einzigen Zufluchtsort der Religiosität gegenüber einer erstarrten und politisierten Staatskirche hinzustellen (S. 138), handelt es sich nicht vielmehr bei Anglikanismus und Nonconformity um zwei verschiedene Typen des Religiösen, von denen aber keine als minderwertig hingestellt werden kann, von denen jede die Reaktion einer Seite des englischen Volkscharakters auf allgemeine religiöse Probleme darstellt? (Was heißt in diesem Zusammenhang die seltsame Feststellung S. 154, daß der Einfluß des Dissents im 16., 17. [!] und 18. Jahrhundert ... herzlich unbedeutend war?) Aber durchaus richtig und wertvoll scheint es mir, daß W. darauf hingewiesen hat, daß sehr erhebliche Züge der englischen Religiosität schon im Mittelalter nachzuweisen sind, sowohl die enge Verbindung englischen Kirchentums mit politischem Machtstreben wie die Berufung auf die israelitische Verfassung als Vorbild und die starken alttestamentlichen Elemente in der englischen Liturgie. Auch sonst zieht W. mit Glück das Mittelalter heran. Er weist darauf hin, daß starke willensmäßige utilitaristische und empiristische Elemente schon für die mittelalterlichen englischen Philosophen charakteristisch sind (S. 52, 99), daß starke Eigentümlichkeiten der englischen Pädagogik bis zu William von Wykeham führen, daß die organisatorische Fähigkeit der Engländer schon in angelsächsischen Friedensgilden und den Missionsgründungen sich zeigt (S. 88, 94), und daß das starke Sportinteresse des Engländers schon Ende des 12. Jahrhunderts nachweisbar ist (123 ff.). So sehr einerseits betont werden muß, daß wir in diesen Dingen noch durchaus in den Anfängen stecken und daß namentlich das englische Mittelalter noch viel zu wenig unter diesem Gesichtswinkel durchsucht worden ist, so scheint doch alles, was wir bisher wissen, darauf hinzudeuten, daß der englische Nationalcharakter seit dem Anfang der mittelenglischen Zeit sich nicht mehr wesentlich verändert hat. Dies wahrscheinlich gemacht zu haben, ist das Verdienst des Verfassers. Wieweit das Mittelalter selbst hier Änderungen hervorgebracht hat, wieweit es nur Keime hat aufgehen lassen, die schon ursprünglich im kontinentalen Angelsachsentum vorhanden waren, ist vorläufig mit wissenschaftlichen Mitteln nicht festzustellen; persönlich neige ich zu der Auffassung, daß das ursprüngliche Erbgut aus der kontinentalen Zeit doch erheblich überwiegen dürfte.

Berlin. Wilhelm Dibelius.

E. K. Chambers, The Elizabethan stage. IV vols.: XLI 388, 557, 518, 465 S. Oxford, Clarendon Press, 1923.

Wenn der Verfasser der 'Medieval stage' in vier mächtigen Bänden das Theater der Elisabeth- und Früh-Stuart-Zeit beschreibt, nach innen und außen, betreffs Baueinrichtungen und Betrieb, Spieler und Dichter, nach allen Seiten, so ist eine große Leistung zu erwarten, eine Abknotung und Neubelebung der Forscherarbeit, und reichlich wird diese Erwartung auch erfüllt.

Mit Absicht stellt Chambers den Hof voran, denn nicht aus der Beschäftigung der Schulen mit dem antiken Drama und nicht aus dem Fortleben der Mimusgepflogenheiten, sondern aus dem glanzliebenden Königshaus der Renaissance ist nach seiner Ansicht das Shakespeare-Theater wesentlich erwachsen. Aber er vernachlässigt keineswegs das Treiben der Theaterunternehmer, die ja fast immer aus den Hauptdarstellern hervorgingen, nicht die Stücke selber, die man nirgends in solcher Vollständigkeit und Zeitfolge aufgezählt findet, noch die Stimmen der Kritik, die sonst noch keiner gesammelt hat. Nach all diesen Richtungen trägt das Werk den Charakter eines Thesaurus. Auch faßt es nicht bloß Bekanntes zusammen, sondern bringt auf Schritt und Tritt bald unbeachtetes, bald unbekanntes Gut. Selbst wer sich lange auf diesem Forschungsgebiete bewegt hat, wird hier noch lernen.

Aber bei allem Reichtum des Dargebotenen ist sofort zu betonen, daß man sich das Nachschlagen der vor Chambers geschaffenen Literatur niemals schenken darf. Er verweist stets auf die Hauptdinge, kann aber niemals das Wissenswerte vollständig abdrucken. Die älteren Werke über den Gegenstand werden durch ihn nicht entwertet, sondern erst recht angekündigt, zugänglich und wertvoll. Selten ist das Wort 'abschließen' in der Wissenschaft am Platz, am wenigsten aber hier, wo man vom Holzgestell der Bühnen, von der Geschäftspraxis der Professionellen und von der Geistlosigkeit der Bibliographien vordringen muß zum künstlerischen und gedanklichen Wollen des weiten Shakespeare-Kreises.

Ändert sich unser Gesamtbild vom Entstehungs- und Entwicklungsgang des damaligen Dramas? Ich glaube nicht. Stofflich haben wir es mit einer sehr fleißigen und gewissenhaften Nachlese des Materials zu tun. Die Verarbeitung steht in zweiter Linie, und obwohl die Quellen uns von rechts und links entgegenfließen, sah sich Chambers doch in vielen Fällen zu Vermutungen gedrängt oder doch geneigt. Tatsachen werden uns geboten, bis wir fast nicht mehr die Menschen sehen; Hypothesen blieben dennoch nicht ausgeschlossen. Ich halte es für gegeben, sagt Chambers, den 'Kaufmann von Venedig' ins Jahr 1596 zu versetzen; dabei war er gar nicht veranlaßt, eine bestimmte Jahreszahl dafür zu nennen. Er stellt neben 'Love's labour's lost' als Abfassungsjahr 1594, neben 'Comedy of errors' 1593, neben 'The gentlemen of Verona' 1595; man fragt sich, wie sich dazu die Anspielung Chettles auf Shakespeares 'facetious' Genie verhält, die doch schon Anfang 1593 erschien. Er rückt 'Titus Andronicus' mit seiner wüsten Wildheit ins Jahr 1594, und vorher schon soll 'Richard III.' geschrieben sein. Er druckt Vermutungen über die Hochzeit, die zum 'Midsummer-night's dream' führte, nennt aber nicht die von Graf Southamptons Mutter mit dem Schatzmeister der Königin Heneage, die nach Datum und Inhaltsanspielungen am ehesten stimmt Chambers ist niemals phantastisch wie Fleay, aber oft sehr mutig, und man muß imstande sein, seine Vermutungen zu sondern von den Tatsachen, sie selbständig zu beurteilen, unter Umständen sie respektvoll auf sich beruhen zu lassen. Das Buch ist eine mächtige Hilfe für unsere Kritik, aber es braucht auch Kritik; man darf nicht auf seine Worte unbedingt schwören.

Am begierigsten wird man sein, zu vernehmen, wie sich Chambers zu dem vielumstrittenen Problem der Hinterbühne und des Vorhangs verhält. Die Hinterbühne läßt er gelten, samt den Versatzstücken, die nach neuerer Erkenntnis da verwendet wurden. Nur denkt er sie sich möglichst eng und flach, möglichst nur in der Art eines Alkovs. Da er jedoch viel zu gescheit ist, um die Bedeutung und Häufigkeit der 'hall-scenes' zu übersehen, kommt er ins Gedränge. Er ruft nach Auswegen, beginnt an den Wänden zu rütteln, vermutet die Seitenteile der Hinterbühne beweglich und verzichtet schließlich auf eine klare, lösende Antwort. Soweit ich sehe, liegt der Grund des Übels darin, daß er von den vorhandenen Abbildungen — sie sind leider nicht vervielfältigt — der Privatbühnen ausging und nicht von der Konstruktion der öffentlichen Theater in der Elisabeth-Zeit. Die Voraussetzung des 'bene docere' ist das 'bene distinguere'. Vorhänge gibt er zu; er findet sie möglich vor der gesamten Hinterbühne und auch sonst an verschiedenen Einzelstellen. Er glaubt aber nicht an die regelmäßige Verwendung des Hinterbühnenvorhangs zum Wechsel der Versatzstücke. Er erwägt gar nicht ernstlich, soweit ich sehe, ob die unbedeutenden, oft sehr entbehrlichen Szenen in unbestimmter Lokalität, die Shakespeare so gern vor einer großen Dekorationsszene einfügt, zur Anbringung der Dekorationen ohne Unterbrechung des Spieles dienten. Der Amerikaner Tolman ist eben auf diese merkwürdigen Zwischenszenen in scharfsinniger und förderlicher Weise zurückgekommen ('Falstaff and other Shakesperian topics', Neuyork 1925); Chambers begnügt sich mit einer summarischen Ablehnung der 'alternation



theory' von vornherein. Der ganze künstlerische Rhythmus der Shakespeareschen Tragödie hing damit zusammen; er bleibt bei Chambers unberührt, unbewertet, unerfaßt.

Wärmsten Dank wird jeder Anglist der Arbeit von Chambers zollen. Beruhigen dürfen wir uns dabei noch nicht; die höheren Probleme, die über Akten und Mechanik hinausgehen, werden jetzt erst recht diskutierbar. Als ein einzigartiges Instrument plastischer Menschen- und Szenenverkörperung enthüllt sich dies von Burbadge nach Hofanregungen geschaffene Bretterhaus; wie es aber auf die schaffenden Köpfe einwirkte, die sich seiner bedienten, das zu studieren haben wir kaum begonnen.

Berlin. A. Brandl.

A Pepysian garland. Black-letter broadside ballads of the year 1595—1639, chieflyf rom the collection of Samuel Pepys, edited by H. E. Rollins. Cambridge, University Press, 1922. XXIII, 491 S.

Als Furnivall, der hier als 'riotous' Herausgeber bezeichnet wird, die großen Sammlungen von Straßenballaden des Britischen Museums an die Öffentlichkeit wälzte, konnte er die 'necessary authorisation' nicht erlangen, auch die Sammlungen von Samuel Pepys im Magdalene College zu Cambridge zu drucken; das wird hier zunächst durch eine Auslese nachgeholt. Fünf große Foliobände umfassen rund 1800 rußbedruckte Flugblätter, wie man sie auf den Jahrmärkten und auch sonst im 17. Jahrhundert auf den Straßen verkaufte, während die Texte abgeleiert wurden. Aus dem ersten dieser Bände hat Rollins hier 80 mitgeteilt, sorgsam erklärt und mit einer Einleitung versehen, die auf diesem Gebiete reiche Belesenheit verrät. Bis einmal ein zweiter Furnivall aufsteht und mit ähnlicher 'riotous' Energie die Ballad-Society fortsetzt, müssen und können wir uns mit diesem stattlichen Bande von Proben begnügen.

Poesie enthalten sie nicht: kurz und treffend hat Rollins ihre ästhetische Bewertung abgelehnt. Aber für das Treiben und Wollen der gewöhnlichen Londoner in den Tagen Miltons bieten sie eine Menge drastischer Bilder. Das zänkische Weib, auf einen Holzstuhl geschnallt, wird in den Fluß getunkt, zum Jubel der Zuschauer auf beiden Ufern, bis sie, als getränkte Maus herausgezogen, jeglichen Widerstand aufgibt; der fluchende Mann aber wird in den Stock gespannt. Sackträger und Schuster begehen ihre Vereinsfeste, Schauspieler ziehen auf, die Schönheitsmittel der Bürgerfrauen werden vor uns entfaltet, Hexen und Zauberer müssen sich Angriffe gefallen lassen, und neben niedrigen Liebhabern und Raubmördern kommen fromme, oder doch reuige Szenen zu Worte. In politischer Hinsicht herrscht volle Ergebenheit gegenüber dem König; von republikanischer Begeisterung keine Spur; selbst wenn eine Ballade mitleidsvoll die Hinrichtung des großen Patrioten Raleigh besingt, verbeugt sie sich tief vor der Majestät, die das Blutgericht befohlen hat. Von Nachbarvölkern werden die Holländer, die Franzosen und die Spanier beobachtet, weil man mit ihnen ständig auf dem Meere konkurrierte. Der Papst und alle 'popery' fahren sehr schlecht. Merkwürdig ist eine Aufforderung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, nach Deutschland zu ziehen und sich dort die Taschen zu füllen: 'Gallants, to Bohemia!' Franzosen und Flamen hätten sich dort schon Reichtümer geholt; 'they get riches, we get none!' In der Zeit der Elisabeth seien Essex und Drake tapfer übers Meer gezogen, 'the Indian silver to obtain'; daher schließt jede Strophe mit dem Aufruf: 'then let us to the wars again!' Als Rechtfertigung wird angeführt, daß Könige und Grafen mit den Plünderern ausziehen: 'the Denmark king doth close combine his forces to the Palatine'; und all das ge-

schieht ja 'for true religion's right, for God and for his Gospel', S. 419. Unsere Germanisten und Historiker werden also in dem Bande auch einige Ausbeute finden.

Die beste Frucht für die Literaturgeschichte, die uns Rollins bietet, ist die Abhandlung über das *jig* im Vorwort, veranlaßt durch das an die Spitze gestellte Bänkellied: 'Francis new jig', 1595. Es scheint der einzige gedruckte Text dieser Gattung aus der Elisabethzeit. Ein Edelmann, ein Bauer und ihre Frauen verwirren sich in einem lockeren Liebesspiel, in Debatte, Sang und Tanz, ohne daß für irgendein tieferes Seelenleben sich Raum und Stimmung böte. Anspielungen auf solche *jigs* werden S. XV mehrfach aufgezählt, besonders aus Nashe, und auch ein Erlaß von 1612 ans Licht gezogen, der befiehlt: 'abolishe all jiggs, rymes and daunces after playes'. Selbst Bühnengeräte pflegte man für diese kurzen Singspiele bereitzustellen, und auch 'the principle of alternating scenes', also mit Vorhangbenutzung, ist dabei (S. XVIII) zu beobachten.

Nach dem Titelblatt gehört Rollins der New York University an, und nach mancherlei Anspielungen im Texte hat ihn Prof. Kittredge in Harvard sehr gefördert. Jung-Amerika führt die Traditionen der Balladenforschung von Childe fleißig weiter, unterstützt durch besonders gute Bibliotheken auf diesem Sondergebiete. Wir aber freuen uns der um so günstigeren Ausbeute.

Berlin. A. Brandl.

J. G. Robertson, Goethe and Byron. (Publications of the English Goethe Society, new ser., II.) London 1925. 132 S.

Prof. Robertsons Buch ist eine ausführliche Studie über alles, was über das gegenseitige Verhältnis von Byron und Goethe bekannt ist. Sie geht über 'a collection of the materials bearing to the relations of Goethe and Byron', die der Verf. in seiner Vorrede verspricht, weit hinaus. Das Material ist nicht nur gesammelt, sondern auch kritisch behandelt, so daß man ein lebendiges Bild der Kenntnis eines jeden der beiden Dichter von den Werken des anderen, den empfangenen Anregungen und die allerdings über Höflichkeiten nicht weit hinausgehenden persönlichen Beziehungen erhält.

Der erste Teil handelt von Byrons Kenntnis von Goethe und deutscher Literatur überhaupt. Diese war ja bekanntlich gering, da B. nicht Deutsch verstand und wenig Sympathien für die Deutschen als Volk hatte. Seine Kenntnis deutscher Literatur ist beschränkt auf das, was ihm in englischer, französischer oder italienischer Übersetzung zugänglich war; dazu kam ein gewisses Vorurteil gegen die deutsche Literatur. Byrons gesuchte Opposition gegen die führenden Dichter seiner Zeit, die in der deutschen Literatur eine Ergänzung ihrer eigenen 'romantischen' Dichtung sahen, machte ihn von vornherein skeptisch, auch sein von den italienischen Freiheitshelden genährter Haß gegen die Österreicher (die 'Huns' seiner Briefe) und das Metternichsche System, seine Abneigung gegen die englischen Parteigänger der Heiligen Allianz mochten dazu beitragen, daß ihm die Deutschen zuwider waren. Bloß Goethe und Grillparzers 'Sappho' (daß er an dem Wiener Dichter in Venedig so nahe vorbeigegangen war, hat er wohl nie erfahren!) machten eine Ausnahme. Von Goethes Werken kannte er freilich auch nicht viel außer dem 'Faust', mit dem er zuerst durch Lewis, dann durch Shelley bekannt wurde. Im 'Faust' sieht er die Äußerung eines kongenialen Künstlers, dann fühlt er sich zu Goethe hingezogen durch eine Ablehnung von 'Dichtung und Wahrheit' durch die Edinburgh Review, wie Robertson S. 11 ausführt.

In der geschichtlichen Abfolge werden dann weiter die Möglichkeit eines Einflusses Goethischer Werke auf solche Byrons und die übrigen Beziehungen der beiden Dichter dargestellt. Auch das wenige, was Byron sonst an



deutscher Literatur allmählich kennenlernte, wird erwähnt. Das meiste davon ist ja bereits da und dort von früherer Forschung behandelt worden, R. stellt umfassend und kritisch zusammen, veröffentlicht die wichtigsten Dokumente (Briefe usw.), so daß man nun alles Material und alle Literaturangaben bequem beisammen hat. Der letzte (10.) Abschnitt dieses Teiles faßt dann das Ergebnis der Untersuchung zusammen: 'The truth is, Goethe to Byron was *Faust*, and *Faust* only.' Aber auch dieser war ihm nicht in seinem tieferen Gedankeninhalt klar, er war ihm ein Hexendrama, denn den zweiten Teil kannte Byron ja nie. Auch seine Auffassung des Menschen Goethe war schief. Daß Byron von Goethe sagen konnte: 'There is some analogy between our characters and writings', muß jedem Kenner beider Dichter fremdartig erscheinen. Goethe ist ihm durchaus nicht der abgeklärte Optimist, wie er Carlyle erschien, sondern der Stürmer und Dränger, den sich Byron von seinem Volke verfolgt und nicht verstanden vorstellte, weil er von der Edinburgh Review angegriffen worden war, so wie er selbst.

Der zweite Teil der Arbeit schildert dann das Verhältnis der beiden Dichter vom Standpunkt Goethes aus. Wieder wird die historische Abfolge genau eingehalten, vom allmählichen Kennenlernen einzelner Werke über die wachsende Anteilnahme zum Briefwechsel anläßlich der Widmung des 'Werner' und die verschiedenen Äußerungen über Byron. Goethes Kenntnis der Werke Byrons war ja viel genauer als die Byrons von seinen. Ihm machte die Sprache keine Schwierigkeit, und er versuchte sich in einigen, freilich nicht gerade wohlgelungenen Übersetzungen. Mit Recht erklärt R. Goethes Hochachtung vor Byron aus objektivem Verstehen und Erinnerung an seine eigene stürmische Jugend, nicht aus irgendwelchen geistigen Ähnlichkeiten. Byrons wahrer und übertriebener 'Weltschmerz' liegt Goethe trotz der Anregung, die er selbst allüberall zu solchen Stimmungen durch den 'Werther' gegeben hatte, im Grunde völlig fern. Aber er erkannte in dem britischen Lord das gärende Genie, das er selbst einmal war. R. sagt richtig (S. 125): 'He re-lived that youth in him.' Er sah auch deutlich die Grenzen Byronschen Genies, und wenn er diese in gelegentlichen Äußerungen durch seinen hohen Stand und seine Erziehung als Peer erklärt, so hat er nur allzu recht. Es mag daher auch fraglich erscheinen, ob Goethe bei dem angekündigten Besuch Byrons in Weimar 'eine der bittersten Enttäuschungen seines späteren Lebens' erfahren hätte (so R. S. 125), er scheint den britischen Lord in seiner Eigenart doch weit besser verstanden zu haben, als dieser ihn, und die Enttäuschung wäre wohl auf seiten Byrons viel größer gewesen. Freilich, Goethes Würdigung des Dichters Byron mutet uns heute, wie R. im einzelnen darstellt, da und dort eigentümlich an, schätzt er ihn doch besonders als Dramatiker und hält ihn für einen 'naiven' Dichter im Sinne der Definition Schillers. Literarische Urteile ändern sich eben im Laufe der Zeit, und wenn sie noch so fest fundiert zu sein scheinen.

Einen irgendwie nennenswerten Einfluß Byronschen Dichtens auf Goethes Dichtungen — abgesehen von den direkt auf ihn bezüglichen natürlich — glaubt R. ablehnen zu können; trotz Eckermann (16. Nov. 1823) sieht er in der Marienbader Elegie eine Äußerung ganz anderer Leidenschaft, als die Byrons war, und Euphorion auf den englischen Dichter zu beziehen, war erst ein Nachgedanke (S. 119). Ob gerade Byrons Eintreten in den griechischen Freiheitskampf Goethes Philhellenismus so sehr gesteigert hatte, daß diese Stimmung ihren Niederschlag im zweiten Teil des 'Faust' fand, mag doch fraglich erscheinen (S. 116), der Freiheitskampf als solcher genügte wohl, Goethes Griechenlandverehrung aufflackern zu lassen.

Innsbruck. Karl Brunner.

F. Staub, Das imaginäre Porträt Walter Paters. Diss. Zürich 1926. 111 S.

Nicht eigentlich von der Kunst Paters handelt diese Studie, sondern von dem Künstler, dessen geistige Haltung psychologisch ergründet wird. Denn wenn auch nur vom Werk und nicht von Biographie die Rede ist, so ist die eigentliche These weniger das imaginäre Porträt als vielmehr dessen psychologisches Gerüst. In des Verfassers Worten (am Schluß S. 110): 'Bei der Betrachtung Paterscher Gestalten drehen wir uns in einem Kreise. Wir decken Gegensätze auf, die uns anfänglich nur gerade für diese Gestalt bemerkenswert erscheinen. Aber letzten Endes führen uns alle diese Gegensätze immer wieder auf einen zurück, eben den, der in Paters innerer Struktur begründet liegt.' Das wird in der Arbeit ebenso geschickt wie eindringlich nachgewiesen. Zu diesem Zweck bedient sich Verf. einer eigentümlichen Methode (deren Vorzüge er wohl aus Fehrs Literaturgeschichte erkannt hat): dem analytischen dritten Teil — der unter dem Titel 'Das imaginäre Porträt' die Detaildarlegung enthält, S. 61—110 — setzt er einen die großen Linien umreißenden und das ganze 'dichterische Kunstwerk W. Paters' berücksichtigenden zweiten Teil voran, S. 33—61, der seinerseits wieder die Probe aufs Exempel darstellt, auf den ersten Teil nämlich, der synthetisch 'die Weltanschauung Paters' darlegt, S. 7—32. Mag dies weite Ausholen etwas lang scheinen und ab und zu durch Wiederholungen ermüden, so hat es auch wieder seinen Sinn: es hämmert die These ein, und der dreifache Weg gestaltet sie wirklich überzeugend.

Verf. beginnt mit der 'Inneren Struktur der Weltanschauung Paters'. Pater ist der Zuschauer, dem die Welt ein Objekt künstlerischen Genusses ist, und manch hübsche Formulierung, wie, daß Paters Ich nicht Inhalt, sondern Standpunkt sei, und daß Leben ihm Aufhorchen bedeute, bringt uns diese geistige Haltung nahe; und wir stimmen dem Urteil des Verfassers bei, daß es müßig ist, diesen Impressionismus in ein System festlegen zu wollen. Paters 'Auseinandersetzung mit der Welt' (es ist die Überschrift des zweiten Abschnitts) ist nicht systematisch, ihr 'System' ist die flimmernde Beweglichkeit der in ihm durch das Objekt hervorgerufenen Empfindungen. Das ist sein 'Weltbild' (Abschnitt 3). Ein Satz Worringers: 'Ästhetischer Genuß ist objektivierter Selbstgenuß' wird dem Verf. so zur Formulierung der Paterschen Haltung. (Das weitere Heranziehen der Gegensatzpaare Introversion-Extraversion [aus Jung] und Abstraktion-Einfühlung [aus Worringer] ist aber müßig, da Verf. ja nur betonen will, daß Pater nicht auf diesen und nicht auf jenen Endpunkt festzulegen ist.) Pater, für den sich jedes Objekt in eine Gruppe von Impressionen auflöst, sieht im Universum gleichzeitig und nebeneinander Lösung und Bindung.

Das spiegelt sich in seinem dichterischen Werk (zweiter Teil). Da sind zuerst die Ausführungen über Klassik und Romantik; Klassik ist Pater: Ordnung in Schönheit, und Romantik: fremdartige Schönheit. Dieser Gegensatz (und er genügt und braucht nicht durch die m. E. hier nicht aufhellende Parallele zu Strich exemplifiziert zu werden) will von Pater nicht in einer Synthese gelöst werden, sondern soll in seinem Nebeneinander, in dieser (dem Ästheten, nicht aber dem Logiker möglichen) Verbindung gegensätzlicher Elemente lebenschaffend wirken. Daher Paters Vorliebe für bestimmte Zeiten und Gestalten (Verf. nennt sie 'kongenial' und spielt etwas viel mit diesem Wort), solche nämlich, die innere Gegensätzlichkeit aufweisen. Das ist (Greek Studies) das Griechenland, das das Nebeneinander von apollinisch und dionysisch darlegen läßt, das ist ferner (Marius) das 3. Jh. n. Chr., das in sinkendem Heidentum und aufsteigendem Christentum ebenfalls dies Lösen und Binden nebeneinander zeigt, das ist vor allem dann die Renaissance 'manysided yet united' und schließlich das 16. Jh. in



Frankreich (Gaston Latour). Und wie die Zeiten, so die Menschen; nie ist es der bloße Denker oder der bloße Sinnenmensch, der Pater reizt, stets der, der beides ist; 'nicht in Einheit, sondern in Zwei-Einheit'.

So ist das imaginäre Porträt, das im Titel schon dieses gegensätzliche Nebeneinander zeigt, der vollste Ausdruck der geistigen Haltung Paters. Und also interpretiert der dritte Teil die einzelnen imaginären Porträte, indem in fleißiger Quellenforschung gezeigt wird, wie Pater die Quellen verwertet; wie Auswahl und Zutaten (das geht besonders schön aus A Prince of Court Painters hervor) stets auf dies Hervorheben des gegensätzlichen Nebeneinanders abzielen. Folglich ist Dionysos die vollkommenste Gestalt, die sich seinem Suchen darbieten konnte; in ihr berühren sich, worauf das Schaffen Paters hindrängte: sein Spiegelbild und sein Gegenspieler, aufs engste (Denys l'Auxerrois). Diesen zwei Porträten gegenüber fällt die Analyse von Sebastian van Storck und Duke Carl etwas ab, vielleicht weil hier das Quellenmaterial sich nicht so überzeugend bietet, vielleicht aber auch, weil Verf. seine These als den Schlüssel für das Patersche Kunstwerk handhaben möchte. Das ist sie nicht, aber ein glückliches Einzelproblem, das, gediegen durchgeführt, eine wertvolle Bereicherung der Pater-Forschung darstellt.

Bonn. Walter F. Schirmer.

Walter Hübner, Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichtes. Leipzig, Teubner, 1925. 62 S.

E. Bode und A. Paul, Seeds and Fruits. A Key to British and American Problems of our Days. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1921. 347 S.

Die Erörterung über Kulturkunde und die Methoden zu ihrer Verwirklichung im neusprachlichen Unterricht fängt an, auf Philologentagen und in der Literatur einen immer breiteren Raum einzunehmen. Es ist in der Tat das Zeichen einer tiefgreifenden Wendung vom äußerlichen Schulmeisterbetrieb zur tieferen Würdigung der Dinge, wenn unsere jüngere Lehrergeneration fast mit Leidenschaftlichkeit hinausstrebt über eine bloß beschreibende Grammatik und die oft so unfruchtbar betriebene Literaturgeschichte in unsrer höheren Schule nach eindringlicherer Erfassung des Wesentlichen im Engländertum. Shakespeare ist gewiß groß, aber vielleicht ebenso groß ist die Schaffung eines ganz eigenartigen Weltreichtypus durch England, dem eindringlichste Menschenkenntnis, stärkster Wille und feinstes Verständnis für die Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit das Gepräge gegeben haben. Daß wir von diesen Dingen mehr wissen müssen als bisher, daß die Auseinandersetzung mit ihnen eine Grundfrage für unser politisches Leben ist, ja, mehr noch, auch für unsere kulturellen Lebensinhalte, die von einem oberflächlich gefaßten und banausisch veräußerlichten Amerikanertum aufs stärkste bedroht werden, das fängt nachgerade an, Allgemeingut unserer Neuphilologen zu werden. Niemand kann diese Wendung der Dinge freudiger begrüßen als ich. Aber die unselige Neigung unserer Deutschen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, in kulturellen Dingen stets revolutionär zu werden, statt auf Bestehendes aufzubauen, fängt auch hier bereits an, sich verhängnisvoll zu äußern, wo es gilt, neuerfaßtes Kulturgut in die Scheidemünze des Unterrichts umzusetzen.

Zunächst muß mit aller Deutlichkeit daran erinnert werden, daß englische Kulturkunde erfolgreich nur mit solchen getrieben werden kann, die Englisch können, und daß also die Beherrschung der englischen Sprache nach wie vor das erste Ziel alles englischen Schulunterrichts sein muß. Wer Carlyle und Seeley, Disraeli und Lord Bryce nicht sprachlich mit absoluter

Exaktheit versteht, bleibt ein jämmerlicher Stümper, selbst wenn er mit der australischen Wollproduktion oder der Psychologie des modernen Anglo-Irentums auch noch so gut Bescheid wissen sollte. Völlige sprachliche Beherrschung muß unbedingt erreicht werden, sonst wird die Höhere Schule zur Höheren Schwatzbude. Dadurch wird überall da, wo das Englische erst in späteren Jahren und mit geringer Stundenzahl an den Schüler herantritt, der Raum für kulturkundlichen Unterricht auf das bedauerlichste beschränkt. Das mag man beklagen, man mag es für notwendig halten, Schulen von diesem Typus als unzureichend zu bekämpfen, aber an der Forderung sprachlichen Könnens darf nicht gerüttelt werden. Und daß der Lehrer, der zunächst ein Sprachlehrer ist, auch den Sprachunterricht zu adeln, durch Aufweisung von Beziehungen zu anderen Sprachen fruchtbar zu machen imstande sein muß, daß er selbst sprachlich und historisch gebildet sein muß, wenn auch vielleicht nicht in dem vor dem Kriege üblichen Ausmaß — das ist wohl eine selbstverständliche Folgerung.

Und weiter: für alle eigentlichen Kulturprobleme ist wohl der Primaner reif, aber nicht der Tertianer. Für ihn paßt 'The Charge of the Light Brigade', aber nicht 'A Christmas Carol'. Ihm wird man eine gut ausgewählte kleine Anekdote bieten oder eine Geschichte von kulturellem Wert, deren er sich in gereifterem Alter vielleicht entsinnt und deren volle Bedeutung ihm später aufgehen wird, aber man soll ihn auf der Unterstufe mit Unverdaulichem verschonen.

Und zuletzt: Gut lehren kann man nur, wenn man voll Begeisterung lehren kann. Und es wird immer Lehrer geben, denen das Geschichtliche, das Religiöse, das Wirtschaftliche, das Imperialistische im Engländertum ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird, weil sie dafür kein Organ haben, die aber als Deuter eines feinen Gedichtes oder eines philosophischen Schriftstellers durchaus ihren Mann stehen. Sie soll man nicht vergewaltigen und zur Stümperei zwingen, vorausgesetzt, daß es wirklich etwas Gediegenes und Eigenes ist, was sie auf ihre Art schaffen. Was sie leisten können, ist vielleicht nicht das, was die gegenwärtige Generation Deutschlands braucht, aber es gibt im Hause des Geistes viele Wohnungen, in erster Linie wird es darauf ankommen, daß der Schüler nicht draußen bleibt. Das, was wir dem neu heranwachsenden Geschlecht bieten wollen, werden wir ihm voll erst geben können, wenn eine neue Lehrergeneration die Universität verlassen hat. Bis dahin gilt es — nicht zu warten, aber doch ohne Hast und ohne Gewaltsamkeit die Dinge in ihrem langsamen Wachstum zu fördern.

Was kluge Mischung von Reformfreudigkeit und Bedachtsamkeit, gepaart mit klarem Blick für das Wesentliche, auch heute schon aus der englischen Schulliteratur machen können, zeigt Hübners eindringliche Schrift, die zu dem Besten gehört, was über das Thema 'Kulturkunde' bisher gesagt worden ist. Er wendet sich scharf gegen die Zersplitterung des Schulzieles, die nahezu alles in den Bereich der Schulliteratur hineinziehen will und daher zu einem unübersehbaren Wust von Schulausgaben von meist recht minderwertiger Art geführt hat. Er predigt Beschränkung auf Stoffe und Autoren, die 1. für die fremde Kultur besonders charakteristisch, 2. für die deutschen Menschen besonders wertvoll sind. Damit sind ausgeschlossen alle Werke zweiten Ranges, wenn dieser Rang auch relativ recht hoch sein mag: die Schule hat Zeit für Shakespeares Dramen, aber nicht für Goldsmiths Lustspiele. Es fällt ferner alles nur Literarhistorische, alles, was nur Stoffkenntnis bringt, alles Geschichtliche ohne Gegenwartswert, alles, was nicht typisch ist für englisches Wesen. Byron, Wilde werden, bei aller Anerkennung ihrer Leistung, gestrichen, denn ihre Leistung ist individuell bedeutsam, nicht charakteristisch für England. Shakespeare, Shelley, Wordsworth, Tennyson, Kipling treten in den Vordergrund. Alle Literaturgattungen, in denen gerade die englische Literatur sich auszeichnet, sind



zu pflegen, der philosophische Essay, Charakterdrama und Charakterroman, die gedrungene Novelle (Short story), die Biographie. Die Art der Lektüre soll wesentlich kursorischer sein als jetzt üblich, nicht der ganze Autor ist zu lesen, sondern Referate sollen von einer besonders charakteristischen Stelle zur nächsten überleiten. Die Erklärung soll überwiegend in der Fremdsprache geschehen, sie soll versuchen, möglichst überall die Strukturmerkmale des Engländertums herauszuarbeiten, was an treffend gewählten Beispielen erläutert wird. Auch auf Mittelstufe und Unterstufe ist derart zu beginnen, nicht durch banale Realien, sondern mit kleinen Geschichten, die etwas nationales Gepräge haben, möglichst Beschreibungen von Situationen, die zunächst fremdartig wirken. Der Robinson, Cooper, Kipling — auch Thoreau — werden als Beispiele guter Schullektüre auf der Mittelstufe angeführt. Neben dem vollständigen Dichtwerk wird in viel stärkerem Maße als bisher die Chrestomathie stehen müssen, da nur sie die Stoffülle bieten kann, die bei allem Streben nach Konzentration noch übrigbleiben wird. Nahezu alles, was Hübner sagt, wird vom Standpunkt der Wissenschaft zu unterschreiben sein und sei den Vertretern der Praxis zu ernsthaftester Erwägung empfohlen.

In *Seeds* und *Fruits* wird nun zum erstenmal von E. Bode und A. Paul der Versuch gemacht, kulturkundlichen Lehrstoff der Schule darzubringen. In diesem Versuch steckt gutes Wissen, ehrliche Arbeit, aber als voll gelungen möchte ich ihn nicht bezeichnen. Er bietet eine Fülle von gediegenem Material, aber im großen und ganzen doch nur Material, nicht geformten Stoff. Die Chrestomathie handelt in zwölf Kapiteln von 1. dem englischen Nationalcharakter und 2. der englischen Gesellschaft mit guten Abschnitten, z. B. über die Nichterblichkeit des Adels, die 'neuen Armen' seit dem Ende des Krieges, die Klubs, den Gentleman; 3. Verfassung — hier erhalten wir u. a. einen Abdruck der wichtigsten Urkunden zur englischen Staatsbürgerfreiheit von der Magna Charta bis zur Parliament Act von 1911; 4. vom englischen Weltreich: sehr hübsch ist darin die Gegenüberstellung des englischen und des deutschen Standpunktes in der Frage des Weltkrieges; 5. Handel, Industrie, Landfrage mit sehr schätzenswerten Angaben über die Versuche, einen neuen Bauernstaat zu schaffen und den Industriearbeitern Gartenstädte usw. zu bieten; 6. Religion und kirchliches Leben, wobei nicht nur der Staatskirche, sondern auch der Methodisten und Quäker gedacht wird; 7. Philosophie und Ethik mit recht gelungener Zuspitzung auf Utilitarismus, Aktivismus und Evolution; 8. politische Grundauffassungen (Freiheit, Frauenfrage, Abneigung gegen den Staat, Gildensozialismus usw.); 9. Sprache, Literatur, Kunst, Musik; 10. Erziehun[illegible] und Sport mit guten Artikeln über Sport, Public Schools und Boy S[illegible]; das nächste Kapitel (11. Deutschland und England) ist besonders gut gelungen: es gibt einen klaren Begriff von Englands überlieferter politischer Feindschaft gegen Deutschland und von der deutschfreundlichen Unterströmung, für die Carlyle charakteristisch ist; gern hätte ich in diesem Zusammenhang noch eine Stelle aus Macaulays Essay über Friedrich den Großen gesehen, der für Englands Auffassung von Deutschland Geschichte gemacht hat. Auch der Schlußabschnitt (12. Amerika) bringt mit seiner starken Betonung amerikanischer Geschäftsethik (Ford, Carnegie) viel Gutes; ein kurzes Wort über die Ideologie des Kampfes gegen den Alkohol würde hier wohl hingehören.

Das Buch zeigt in den meisten Teilen wirkliche Kenntnis der darin behandelten Probleme und auch ein in der heutigen Zeit doppelt wichtiges Streben nach historischer Unterbauung. Carlyle, Mill, Shaw, Masterman, Gissing, Emerson, Drinkwater kommen zum Wort, aber auch die großen Alten, Bentham, Adam Smith, Shaftesbury, Locke, Hobbes, Bunyan, Bacon. Es ist stoffreich und interessant, und in der Hand eines guten Lehrers wird

es sicher Ersprießliches leisten. Aber ich kann doch nicht verhehlen, daß ich mir ein kulturkundliches Lesebuch erheblich anders denke.

Daß manches fehlt, ist noch das mindeste. Ich weiß wohl, daß hinter jeder Chrestomathie ein bitterer Kampf zwischen Stoffülle und zugewiesenem Raum steckt. Aber ein ganzes Kapitel (Nr. 9) kann — wie gleich zu zeigen sein wird — ruhig fehlen. Dann dürfte sich vielleicht auch Platz schaffen lassen für einige Seiten aus Herbert Spencer, die zum mindesten etwas über Integrierung und Differenzierung sagen müßten, für eine Stelle aus Wesley, die für den Methodismus charakteristischer sein müßte als die ziemlich farblose Predigt der Dinah aus George Elliot, für irgendeine weitere Stelle aus Shaftesbury oder dem späteren John Stuart Mill (etwa aus der Inaugural Address), die da zeigen würde, wie völlig unutilitaristisch man auch in England denken kann. Solche Lücken sind natürlich unvermeidlich.

Wichtiger ist ein anderer, grundsätzlicher Einwand. Ich halte jede Chrestomathie für ungeeignet, die an das Konversationslexikon erinnert. Und so schön und lebensvoll einzelne Teile des Buches gelungen sind, so dürr und leblos sind andere. Eine ganze Reihe von Stellen stammen aus der Cyclopaedia Britannica, aus Whitaker oder aus Kompendien, Schriftstellern ohne literarische Bedeutung. Solche Dinge sind gewiß wertvoll als Nachschlagewerk für den Lehrer, aber sie sind keine Schullektüre. Und manche Abschnitte erheben sich nicht über das übliche Schulbuch, in dem die 'wichtigsten Tatsachen' zusammengetragen sind. Einige Seiten aus irgendeiner Biographie oder einer Rede von Cecil Rhodes wären wertvollere Schullektüre als die doch recht dürftigen anderthalb Seiten über Südafrika. Wie charakteristisch ist das Testament des großen Mannes aus seiner Jugend (vgl. mein Englandbuch, Anm. 3 zum 3. Kapitel des ersten Bandes) für die echt englische naive Vereinigung von Imperialismus und Weltbeglückung! Wie dürr ist die kurze, baedekerartige Zusammenstellung der wichtigsten Tatsachen über Australien! Von dem wirklich für unsere Jugend Wichtigen findet sich in diesem Gewirr von Ausfuhr- und Produktionsziffern kein Sterbenswörtlein, nämlich von dem halbsozialistischen australischen Staat, der nicht in erster Linie nach der Lebensfähigkeit der Wirtschaft fragt, sondern nach der Lebensfähigkeit der Menschen und diese auf Grund einer massiven, ziemlich materialistischen Weltanschauung, aber doch völlig unkommunistisch und im letzten Grunde spießbürgerlich-konservativ möglichst zu fördern sucht (vgl. dazu etwa den Sammelband Australia, Economic and Political Studies, ed. Meredith Atkinson). Hier bietet die angelsächsiche Welt nun einmal etwas Einzigartiges, mit dem in der Schule sich auseinanderzusetzen in höchstem Grade lohnend erscheint. Völlig unzureichend ist die Darstellung der irischen Frage; auch hier ein paar dürre Sätzlein aus einem englischen Schulkompendium — wie anders hätte eine einzige Seite aus einer Rede von Parnell gewirkt! —, und dabei ist der Hauptbeschwerdepunkt der Iren überhaupt nicht erwähnt, nämlich die Tatsache, daß der irische Bauer ein Proletarier war, der einem stammfremden, nicht arbeitenden, sogar nicht einmal im Lande lebenden englischen Landlord Zins zu zahlen hatte; der Verfasser des als Quelle benutzten englischen Schulbuches hat offenbar mit echt englischer Naivität diesen Zustand für selbstverständlich gehalten. Und der schlechthin entscheidende Schritt in der irischen Landfrage, die allmähliche Auskaufung des Landlords (seit Wyndham's Land Act 1903) fehlt natürlich, da er erst im Jahre nach dem Erscheinen des englischen Quellenbuches geschah!

Bei aller Anerkennung der an vielen Stellen wirklich guten Arbeit der Herausgeber kann ich doch nicht verschweigen, daß ich mir eine englische Chrestomathie dieser Art ganz anders denke: Jedes Lesestück, das aufgenommen wird, muß literarischen Rang haben. Es muß keine Tatsachen darstellen, keine Ausfuhrziffern geben, sondern Ideen bilden, eine Sache



angreifen, verteidigen, kritisieren oder ironisieren. Dazu müßten dann in einer kurzen Einleitung in kleinem Druck, ähnlich wie es in vorliegendem Buche geschieht, die wichtigsten Zahlen und Daten als Material gegeben werden. Alles Kompendien- und Baedekerhafte gehört nicht in den Text, sondern in die Umrahmung; was die Jugend lesen und durcharbeiten soll, muß Niveau haben. Nicht der bescheidene Verfasser eines englischen Kompendiums soll im deutschen Schulbuch wiedererscheinen, sondern der Historiker, der Schriftsteller von Ruf, der hochstehende Humanist, der Redner, der Staatsmann. Reden von Gladstone und Disraeli, Chamberlain und Lloyd George, Parnell und Haldane, ein paar Seiten aus Wells oder Shaw können durch Zustimmung und Widerspruch unsere Jugend wirklich fördern; das englische Kompendium der Geschichte oder der Staatsbürgerkunde läßt kalt.

Freilich würde dadurch der Rahmen der Chrestomathie stark erweitert werden müssen. Gedanken erfordern nun einmal etwas mehr Entfaltungsraum als Warenstatistiken. Ich würde es nicht beklagen, wenn das Buch in zwei Teile zerlegt und den Umfang von Herrig-Förster erreichen würde. Um Raum zu gewinnen, müßten dann unbedingt ausscheiden alle Dinge, die sich in der Form der Chrestomathie nun eben nicht darstellen lassen. Nicht in eine kulturkundliche Chrestomathie gehört das Kapitel über Literatur und Kunst. Hier handelt es sich um Gebiete, wo gewiß der nationale Faktor stark mitspricht, wo aber der individuelle entschieden überwiegt, und wo der erstere nicht in schlagwortartigen Sätzen vorgetragen, sondern nur am Objekt des vollständigen Textes durch den sehr kundigen Lehrer dem sehr reifen Schüler erschlossen werden kann. Fast möchte ich wünschen, daß das Literaturkapitel (IX) des Buches nicht geschrieben wäre, da es den Unkundigen verleiten könnte, nun darin die Deckung des literarischen Bedürfnisses der Schule zu sehen; es ist das einzige in dem Buche, das einen völlig unzureichenden Eindruck macht — nicht weil es von unkundiger Hand zusammengestellt wäre, sondern weil auch der Kundigste aus vierhundert Jahren einer großen literarischen Leistung nicht auf achtzehn Seiten etwas irgendwie Typisches herausholen kann. Nur wenn eine kulturkundliche Chrestomathie sich auf das beschränkt, was mit dieser Art von Schulbuch überhaupt geleistet werden kann, kann sie Gutes stiften. Mit allem Nachdruck muß betont werden, daß sie — ich freue mich, daß die Herausgeber auf Seite VI dasselbe sagen — unmöglich die einzige Klassenlektüre sein kann. Unbedingt muß literarische und geschichtliche Lektüre auch nach Meinung der Verfasser daneben hergehen, und zwar, wie ich hinzufügen möchte, auch die Lektüre einiger größerer zusammenhängender Werke (ob kursorisch oder eingehend in der Schule behandelt, ist dabei eine Frage zweiten Ranges); die beste Grundlage für einen wirklich in die Tiefe dringenden Unterricht ist nicht die beste Chrestomathie, sondern ein historischer oder philosophischer Essay von Mill oder Carlyle (oder auch von Macaulay trotz all seiner Schwächen); denn nur wer einige bedeutsame Werke als Ganzes kennt, besitzt die Fähigkeit, die fragmentarischen Stücke eines Lesebuches als Teile eines größeren Ganzen aufzufassen.

Und noch etwas anderes wird nötig sein: ein reichlicher Anmerkungsapparat für die Hand des Lehrers. Für ihn sind die ausführlichen, sehr dankenswerten bibliographischen Angaben am Schluß gedacht, ihm müßte m. E. noch etwas mehr geboten werden. Ist es ohne weiteres bei jedem Lehrer des Englischen als bekannt vorauszusetzen, daß eine *money bill* in England etwas staatsrechtlich Besonderes ist (S. 50), daß mit der *Canadian Federation* das Grundgesetz der Dominion von 1867 gemeint ist (S. 67), was Kanadas *Reciprocity* mit den Vereinigten Staaten bedeutet (S. 81), oder die *Indianisation of the Army* (S. 99)?

Dazu noch eine Kleinigkeit: Empfiehlt es sich, in einem englisch geschriebenen Buche von der englischen Sitte abzuweichen, das Wichtigste

durch Kursivschrift (*italics*) hervorzuheben? Zu diesem Zwecke mit gesperrten Lettern zu arbeiten, ist drüben doch nur bei Bernard Shaw üblich.

Und zum Schluß noch ein persönliches Wort. Die Verfasser rücken (Seite V) freundlich, aber hörbar in ihrer Einleitung von dem Ausspruch ab, den ich im Vorwort meines Englandbuches getan habe, 'der deutsche Schulmeister hat den Weltkrieg verloren'. Muß ich mich wirklich gegen den hausbackenen Vorwurf verteidigen, als betrachtete ich größtes weltgeschichtliches Geschehen vom Standpunkt des verärgerten Unterprimaners? Von Schulmeistern auf Gymnasium und Universität habe ich gesprochen, die ihr Bestes gegeben haben, zu denen die Tüchtigsten unseres Volkes gehörten, die aber unserem Volke nicht die Eigenschaften eines Weltvolkes geben konnten, das imstande war, geistig und politisch die Führung in Europa zu übernehmen. All die Männer, die für eine Politik verantwortlich waren, die in gröblicher Unterschätzung der Gegner — ihrer Kraft sowohl wie ihrer Deutschfeindlichkeit — ins Verderben führte, haben bei deutschen Schullehrern und Hochschullehrern Ausgezeichnetes gelernt, aber nicht das, was sie für diese Aufgabe tüchtig machte. Konnte die Schule, die Universität das überhaupt? Die alte deutsche Schule, die alte deutsche Universität konnte es nicht, trotz vorzüglicher Leistungen auf anderen Gebieten, und darin erblicke ich allerdings eine schwere, tragische Schuld. Ja, sie hat in dieser Richtung überhaupt keine Aufgaben gesehen. In England, in Amerika sind Schule und Universität der wichtigste politische Erziehungsfaktor. Sicher werden wir nicht dasselbe mit gleichen Methoden leisten können wie die Angelsachsen. Bei uns werden geschichtliche Erkenntnis, nationalethische Einwirkung und Gewöhnung an selbständiges Handeln einen größeren Teil der Rolle spielen müssen, die drüben der Sport einnimmt. Aber zu den Zielen der Schule und der Universität des 20. Jahrhunderts wird es sicher auch gehören, ein Geschlecht zu schaffen, das ins Leben tritt mit einer starken Dosis politischen Wollens, politischer Erkenntnis und politischer Opferbereitschaft. Zu diesem Ziele können auch die besprochenen Bücher, jedes an seinem Teil, ein erhebliches Scherflein beitragen.

Berlin. Wilhelm Dibelius.

Hermann Breuer, Kleine Phonetik des Lateinischen mit Ausblicken auf den Lautstand alter und neuer Tochter- und Nachbarsprachen. Breslau, Trewendt & Granier, 1925. 56 S. 2 M.

Die vorliegende Schrift nennt sich eine Neuauflage in Buchform der Jahresberichtsbeilage des Meppener Gymnasiums vom Jahre 1909; in Wirklichkeit ist sie ein im allgemeinen unveränderter Abdruck, und die Abweichungen von dem Jahresbericht sind z. T. Verschlechterungen. Als Ziel setzt sich der Verfasser in seinem Vorwort, 'Lehrern, Studierenden und Schülern, gewesenen Schülern, Priestern und Laien' eine phonetisch begründete Belehrung über die Aussprache des Lateins zu geben, damit der 'geistlose Buchstabenbetrieb' der alten Sprachen an den höheren Schulen endlich beseitigt und eine innerliche Verknüpfung des Lateinunterrichtes mit dem stark entwickelten phonetischen Betriebe der neueren Sprachen ermöglicht werde.

Man wird dieser Zielsetzung des Verfassers durchaus zustimmen; denn es will mir scheinen, daß der Kampf gegen die alten Sprachen im Grunde ein Kampf gegen den geistlosen Grammatikunterricht ist, wie er leider von den meisten Lehrern betrieben wird. Aber hier liegt auch — und das muß einmal in aller Offenheit ausgesprochen werden — ein Versagen der Universität vor; denn solange Universitätslehrer der klassischen Philologie das Lateinische und Griechische in der sog. 'Schulaussprache' vortragen, wird sich kaum ein Umschwung einstellen. Um so anerkennenswerter ist es, wenn —



wie in dem vorliegenden Büchlein — von Schulmännern selbst der Kampf gegen das Ungetüm der 'Schul'aussprache aufgenommen wird.

Um mein Urteil über den Wert des Büchleins für diesen heroischen Kampf gleich vorwegzunehmen, sei gesagt, daß der Verfasser die vorhandenen Handbücher gut ausgeschöpft hat und seine Darstellung klar und überzeugend ist; er wählt im allgemeinen recht treffende Parallelen aus modernen Sprachen, um den phonetischen Wert der lateinischen Schriftzeichen zu erhellen, und gibt einen im ganzen zureichenden Ausblick über die romanischen Entwicklungen des gesprochenen Lateins. Wenn ich nun im folgenden eine Reihe von Ausstellungen zu machen habe, so geschieht dies nicht, um diesem günstigen Gesamturteil Abtrag zu tun, sondern um für eine wirkliche Neuauflage, die ich der Schrift für die nächste Zukunft wünsche, Verbesserungen vorzuschlagen.

Unter allen Umständen müssen in einem 'Kampf'büchlein Druckfehler vermieden werden; ich zähle nur einige besonders schlimme auf: S. 11 § 3, wo die Länge des ersten und die Kürze des zweiten *i* gezeigt werden soll, findet sich im Druck des Wortes *trīstĭtia* die umgekehrte Bezeichnung (in 1. Aufl. richtig!); S. 31 § 39 wird *cāsus* aus **cādtus* hergeleitet statt aus **cad-to-s*: erst der Verlust des Stimmtons ist es ja, der die Ersatzdehnung herbeiführt (auch hier findet sich in der 1. Aufl. das Richtige). Oder sollte der Verfasser mit A. Meillet MSL 15, 265 f. der Ansicht sein, daß hier Dehnstufe **kād-* vorliegt? Diese ist bei Suffixbetonung unmöglich. Ein weiterer sinnstörender Druckfehler, der sich diesmal schon in der 1. Aufl. findet, ist S. 33 § 44 zu lesen: 'daß die Römer wirklich das Zungen-*r* sprachen, folgt mit Sicherheit schon (lediglich) daraus, daß ihr *s* (muß *r* heißen) in weitem Maße aus *s*, *l* und *d* entstanden ist'. Sonderbar nimmt sich in einer Schrift, die eine einheitliche Aussprache des *c* als *k* fordert, die Schreibung *Cicero* neben *Katull* (S. 25 Anm.; ebenso in 1. Aufl.) aus.

Schlechte Ausdrucksweise begegnet in dem Worte *unsilbig* für *unsilbisch* (S. 38 Anm. zu § 57, in § 58 [2×], § 70). Irreführend ist der Ausdruck 'vokalisch' in § 57, 1. Zeile; später (S. 39) findet sich die richtige Benennung 'halbvokalisch' für das *V* in *Vĕrus* usw.

Fälschlich ist mit einem * versehen S. 13 *deico* (in 1. Aufl. richtig!), das in *deicerent* CJL I^2 581$_4$ belegt ist; diese Form müßte eingesetzt werden, ebenso S. 26 das CJL I^2 9 belegte *aide* statt des besternten *aides*. Dagegen fehlt der Stern bei **hānser* (S. 28), obgleich der Nebensatz den Ansatz als erschlossen bezeichnet.

Eine weitere Äußerlichkeit, die aber bei dem Wesen und dem Ziele der Schrift von größter Bedeutung ist, muß gerügt werden: die mangelhafte Längenbezeichnung. Besonders störend ist dieser Mangel im Abschnitt über die Betonung, in dem über Tonhöhe, Tonstärke und Tonlänge gesprochen wird; z. B. heißt es S. 13: *au* > *u* (muß heißen *ū*). In einer Schrift, welche gegen falsche Längungen und Kürzungen in der Schulaussprache ankämpft, ist es unerläßlich, das alle Längen den Querbalken erhalten.

Neben diesen kleineren Mängeln finden sich aber auch Irrtümer. Mit dem Oskischen scheint der Verfasser wenig vertraut zu sein; denn eine Form *sifai* gibt es nicht; dem lat. *sibĭ̄* entspricht *sífeí* (S. 19; ebenso in 1. Aufl.); ebenso heißt es *saahtúm* nicht *saahtom* (S. 22); auch *keenstus* ist nicht belegt (S. 44 Anm.), sondern nur (im lateinischen [!] Alphabet) *censtom-en* 'inconsum'; wollte der Verfasser ein Beispiel dafür bringen, daß die Osker vor *e* das *K*-Zeichen verwenden, mußte er einen Beleg im einheimischen Alphabet bringen, etwa *keenzstur* 'censor'.

Falsch ist das Längezeichen über dem ersten *a* in *Maiia* und in *aiiō* < **ăg-i̯ō* (S. 39 § 59; in 1. Aufl. richtig ohne Längezeichen!); die Silbe ist — wegen *i̯i̯* — 'positione' longa, das *a* bleibt aber deshalb kurz, wie das Kürzungsprodukt *i* in dem verwandten *prod-igium* lehrt; die Längung kurzer

Vokale in positionslangen Silben ist ja gerade ein oft gerügter Fehler der Schulaussprache!

Die Frage, ob vor *d* bei Stimmtonverlust vor dem *t* das Part. Perf. Pass. usw. ähnlich wie bei *g* Ersatzdehnung eintritt, ist völlig ungeklärt; als Belege sind nur *ēsus* (: *edō*), *vīsus* (: *videō*) und *cāsus* (: *cadō*) vorhanden, es widersprechen *sessus* (: *sedeō*), *fissus* (: *findō*, Wz *fid-*), *scissus* (: *scindō*, Wz *scid-*), *fossus* (: *fodiō*).

Für irrtümlich halte ich endlich den Ansatz eines volkslateinischen *fĕrus*, *bŏnus* usw. (S. 17). Die Lehre von der Entstehung neuer Quantitäten im Volkslatein finden ihren Ausgangspunkt im Französischen, vgl. Ten Brink, Dauer und Klang. Ein Beitrag zur Geschichte der Vokalquantität im Altfranzösischen, Straßburg 1879; sie fand die Zustimmung namhafter Gelehrter wie Suchier, Gröber, Meyer-Lübke. Sie leidet aber an der Tatsache, daß weite Gebiete der Romania (alle rumänischen Dialekte, ganz Unteritalien, die großen italienischen Inseln, ganz Südfrankreich u. a.) eine Folgewirkung dieser Stufe des Volkslateins (der 2. Stufe Meyer-Lübkes) nicht zu erkennen ist. Sie ist also nicht einmal gemeinromanisch, kann also auch nicht vorromanisch sein.

Gern würde man zwei Erscheinungen in dem Büchlein noch behandelt sehen, die — wenn sie auch die Aussprache des klassischen Lateins nicht berühren — doch wertvolle Erkenntnis für die Vergleichung des Französischen mit dem Lateinischen bieten. Als erste Frage nenne ich die Spirantisierung der Medien im Volkslatein (von *b* > *b̶* ist S. 38 § 57 Anm. kurz die Rede), die den Zusammenhang zwischen frz. *nue* : lat. *nube(m)*, *plaie* : *plaga*, *louer* (afrz. *lođer*) : *laudare* usw. hervortreten läßt. Ferner wäre in dem Abschnitt über die Betonung (S. 12) auch der Tonwechsel der Hiatvokale *íe*, *ío*, *éo* > *ié*, *ió*, *eó* (vgl. ital. *paréte* : vulg.-lat. *pariéte(m)* gegenüber der klassischen Betonung *paríetem*.

Im ganzen wird man aber — ich wiederhole — gern anerkennen, daß dem Verfasser seine Aufgabe gut gelungen ist, und dem Buche die weiteste Verbreitung und — den besten Erfolg wünschen.

Ruryně bei Prag. Friedrich Slotty.

V. Klemperer, Romanische Sonderart. München, Hueber, 1926. 470 S.

Unter obigem Titel, der zwar zu rechtfertigen ist, aber zunächst doch auf einen anderen Inhalt schließen läßt, werden uns hier 16 Aufsätze gesammelt dargeboten, die Verfasser während der letzten zehn Jahre an verschiedenen Stellen veröffentlicht hatte, im ganzen Aufsätze zur romanischen Literatur. Leider wird man bei der Lektüre durch die immer wiederholten Lobpreisungen des Lehrers — derartiges hielt man früher für nicht schicklich — gestört. Sie beginnen im Vorwort, wo die ganz abwegige Behauptung aufgestellt wird, daß der 'Kulturspiegel' 'grundlegend für die moderne Entwicklung der romanischen Philologie' sei, sie beschließen das Ganze in Gestalt eines Schlagwortes, das vor einigen Jahren aufgebracht wurde und von dem man eigentlich gedacht hätte, daß es wieder in der Versenkung verschwunden wäre. Ich weiß nicht, ob es damit zusammenhängt, daß der Anhang Besprechungen von drei Büchern des Lehrers bringt, aber wohl sicher steht dazu in Beziehung der Artikel 'Die Entwicklung der Neuphilologie' (Nr. 15). War es schon seinerzeit nicht glücklich, den letzteren 'unter dem unmittelbaren Eindruck des Hallenser Kongresses' (S. 388, A. 1) zu schreiben, da so nicht wenige Übertreibungen und Schiefheiten hineingerieten, so ist es noch unglücklicher, ihn wieder abzudrucken, weil auf diese Weise die Unartigkeit eines Teilnehmers der Versammlung erneut in Erinnerung gebracht wird, was nicht gerade im Interesse des Faches liegt. Im übrigen ist ja Klemperer Persön-



lichkeit genug, um es nicht nötig zu haben, *hugolâtre* zu sein, und trotz der ebenso verwegenen wie wohlfeilen Behauptung von der 'siegreichen Richtung der Neuen' scheint er sich ja auch, wenigstens nach S. 401, A. 1 zu urteilen, nicht grundsätzlich der Erkenntnis der wirklichen Sachlage verschließen zu wollen.

Dies vorausgeschickt, kann ich mich um so rückhaltloser dem Vergnügen hingeben, das mir die Art bereitet, auf welche der Verfasser literarische Stoffe behandelt und darstellt. Er verfährt niemals schematisch, aber man empfindet trotz mehrfacher Originalität und Kühnheit der Anschauung auch nichts als willkürlich und sprunghaft; das Bestreben, Entwicklungslinien zu gewinnen und große Zusammenhänge herauszuarbeiten, wird immer durch ein festes und durchsichtiges Gedankengefüge gebändigt, und man braucht nicht einem Spiel zuzuschauen, bei dem dichterische Phantasie unabsichtlich mit Worten und Begriffen jongliert.

Mich haben am meisten die beiden Aufsätze 'Die Arten der historischen Dichtung' und 'Der fremde Dante' gefesselt. Der erstere ist voll von feinsinnigen Bemerkungen und sorgsamen Abwägungen. In dem zweiten faßt Kl. eine Anzahl von uns bei Dante befremdenden Zügen, auf die schon andere hingewiesen hatten, zusammen und fügt weitere wichtige in der Weise hinzu, daß man das Ganze als neu und eigenartig ansprechen muß. Mit vollem Recht wendet er sich gegen die Als-Ob-Leute, wie er sagt, d. h. diejenigen, welche so tun, als ob sie den ganzen Dante in sich aufgenommen und restlos zu eigen gemacht hätten, während sie doch nur 'Teilansichten bieten, die als Näherrückungen wirken sollen' (vermeintliches germanisches Wesen, Umdeutung in einen ästhetischen, neuromantischen Katholizismus, Auffassung von Dante als Renaissancemenschen). Es wird nachdrücklich betont, daß — ich gebrauche hier mehrfach die Worte von Kl. selbst — Dante, der große Verkörperer des Mittelalters, nirgends die Grenzen mittelalterlichen Denkens überschreitet, kein Philosoph und kein Politiker war, sondern nur ein Dichter, der in sein Hauptwerk alles, was er erlebt und empfunden, eingehen ließ. Das 'Inferno' ist uns am wenigsten fremd, weil wir uns in Wahrheit auf der Erde befinden mit den sich ewig gleich bleibenden Leidenschaften des Menschen, während das 'Purgatorio' und 'Paradiso', an sich nicht undichterischer, uns mittelalterlicher, fremder bleiben müssen, und daran ändert Voßlers Schrift zum 'Paradiso' nichts, da sie nur ein Versuch ist, Fremdes zu erfassen, im Grunde ein Fernerrücken Dantes. Das ist alles überzeugend dargelegt, und nur eines vermag man nicht einzusehen, warum dieses Fernerrücken 'gerade für Deutschland heilsam und notwendig', wie es im vorletzten Absatz heißt, sein soll; was im Schlußabsatz dazu gesagt wird, erscheint als keine innere Begründung.

Auch wo man Kl. nicht folgen kann, wird man fast immer angeregt und fühlt sich zum Nachdenken aufgefordert. So wenn er in dem Aufsatz 'Vom Cid zum Polyeucte' dartun will, daß Aemilia deshalb ihrem Haß entsagen kann, weil sie schließlich 'gewissermaßen der verkörperten Staatsidee in Augustus gegenübersteht', oder wenn der 'Cid' auf eine Entwicklungslinie mit den folgenden Dramen Corneilles gesetzt wird, oder wenn für letzteren in seinen vier Hauptdramen 'staatliches Empfinden', 'Staatsreligion' das Leitende gewesen sein soll. Ebenso ziehe ich die Behauptung hierher, daß im Zentrum des französischen Schrifttums das Staatliche steht (S. 4): im Zentrum steht m. E. das Gesellschaftliche und allenfalls daneben noch das Staatliche. Auch scheinen mir die Sätze, daß man aus der Renaissance ersehen kann, wie sehr die Franzosen und gerade sie die Erben Roms sind (S. 5), und daß die Staatsreligiosität Machiavellis nach Frankreich gewandert sei (S. 293), insofern nicht das Richtige zu treffen, als da nicht den geschichtlichen Verhältnissen genügend Rechnung getragen ist, und ich meine, daß man mit besserem Rechte so sagen kann: Die Gallier hatten einen guten



Teil des politischen Verstandes der Römer in sich aufgenommen, und es führt eine ziemlich gerade Linie vom Mittelalter, insbesondere von Philipp August bis zum 16. Jahrhundert. Durch die Klugheit, Tatkraft und Zielbewußtheit einer Anzahl von französischen Königen des Mittelalters wurde der politische Sinn des Volkes mächtig gefördert. Die Staatsgewalt war schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Königtum zentralisiert, und die Entwicklung ging von da bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in der Hauptsache von selber weiter.

Der Aufsatz 'Das Altertum und die Literatur der Romania' ist eine dankenswerte Studie, und wenn hier manches zum Widerspruch reizt, so ist das bei Themen so umfänglicher Natur wohl unvermeidlich. Überraschend ist die Versicherung, daß Corneille nur scheinbar die antiken oder pseudoantiken Regeln eingehalten habe (S. 46), als ob z. B. im 'Polyeucte' sich der Regelnzwang nicht sehr unangenehm fühlbar machte. Auch die Behauptung, daß in Racine 'die Bemühungen der französischen Renaissance um das Griechentum ihre einzige Frucht getragen haben, aber eine wunderbare Frucht' (S. 46), kann nicht ohne weiteres hingenommen werden. Gewiß ist Racine dem Griechentum näher gekommen als die Renaissance, aber daß er wirklich in den Geist desselben eingedrungen sei — Voßler in seiner Schrift 'Jean Racine' behandelt wider Erwarten diesen Punkt nicht —, kann man nicht zugeben; sonst hätte er Griechen nicht mehrfach preziöse Wendungen gebrauchen lassen, und Iphigenie ist keine griechische Jungfrau. Dem Franzosen fehlt die Naivität dazu; nur einer hat sie besessen, André Chénier, aber seine Mutter war eine Griechin. Wenn es übrigens von letzterem heißt, daß er zu Lebzeiten übertönt und überhört wurde, um ein Menschenalter später auf die Romantiker desto stärker einzuwirken (S. 49), so erweckt dies eine schiefe Vorstellung, denn zu Lebzeiten Andrés lagen nur zwei Gedichte politischer Natur von ihm gedruckt vor, 'Le jeu de paume' und 'Hymne aux Suisses de Châteauvieux', von einer Übertönung kann also keine Rede sein, und was sein Verhältnis zu den Romantikern angeht, so war er in Wirklichkeit für diese wenig mehr als ein Aushängeschild; was sie ihm entnahmen, blieb, genau besehen, auf verstechnische und auf gewisse stilistische Dinge beschränkt.

Der Versuch, den Kl. in dem Aufsatze 'Komik und Tragikomik bei Molière' macht, dem 'Misanthrope' mit der 'Tragikomödie' beizukommen, ist interessant. Er sieht im Alceste einen Mann, der gegen die Grundlagen der Gesellschaft und des Staates Ludwigs XIV. sündigt, der ohne sie nicht leben kann, sich seines Leidens bewußt ist und von Molière ins Lächerliche gestellt wird, weil er, Molière, in seinen eigenen gesellschaftsfeindlichen Anwandlungen sich selbst verurteilen und geißeln will. Man braucht die Möglichkeit einer solchen Sachlage nicht bestreiten zu wollen, aber dann kann man doch der Frage nicht aus dem Wege gehen, ob, so angesehen, die Figur des Alceste wirklich glaubhaft ist, d. h. ob ein edeldenkender Mann, der nicht bloß, wie etwa Molière, 'gesellschaftsfeindliche Anwandlungen' hat (S. 47), sondern grundsätzlich für Aufrichtigkeit und Wahrheit eintritt, der aber zugleich, wie Kl. meint, nicht ohne die Welt Ludwigs XIV. leben kann, nicht einen Widerspruch in sich darstellt. Ich glaube ja, und man wird da nicht auf den Herzog Karl von Montausier verweisen wollen; aber auch angenommen, er wäre glaubhaft, so haben wir doch das Recht, noch einen Schritt weiter zu gehen. Walzel hat in der Germ.-Rom. Monatsschrift VIII, 331 mit Recht gesagt, wie gefährlich es ist, ein Kunstwerk nicht aus dem Eindruck, den es weckt, nicht aus den Zügen, die es an sich hat, nicht aus sich selbst zu erfassen, und da ist denn doch nicht zu leugnen, daß eines der tragischsten Motive, die diese Welt durchziehen, der Kampf gegen die Unwahrhaftigkeit und Lüge, den w i r im Alceste verkörpert sehen müssen, ins Komische gerückt erscheint. Man braucht nicht so weit zu gehen, mit Rousseau zu



sagen, daß im Misanthrope die Tugend lächerlich gemacht wird, aber sicher ist doch, daß sie unterliegt und daß dieses Unterliegen von komischen Zügen begleitet ist, wodurch denn das Gefühl der Bedrücktheit, das auf unserer Seele schon ohnehin lasten bleibt, noch verstärkt wird. Das Problem, wie es uns im Misanthrope aufgerollt erscheinen muß, ist, im Grunde genommen, unlösbar, indessen würde es über den Rahmen einer Besprechung weit hinausgehen, dies zu zeigen, und Kl. kann überhaupt sagen, er habe nur dartun wollen, was Molière beabsichtigt hat. Nun gut. Aber dann mußte doch wenigstens gefragt werden, ob Alceste, der doch einerseits als ein Mann von ungebrochener Charakterstärke dargestellt ist und der doch anderseits nach Kl. von Molière so aufgefaßt sein soll, daß er ohne Versailles und Paris nicht leben könnte, eine lebenswahre Figur sei.

Ich möchte noch auf zwei Aufsätze besonders hinweisen: 'Romantik und französische Romantik' und 'Petrarcas Stellung zu Humanismus und Renaissance'. Der erstere bringt in das bekannte schwierige Problem insofern etwas mehr Klarheit, als gut ausgeführt wird, daß Romantik ständiges 'Ich-Entgrenzen' ist und daß die ewige Unrast des Entgrenzens dem romanischen Wesen widerspricht; auf das Weitere muß ich mir hier versagen einzugehen, komme aber bald bei anderer Gelegenheit darauf zu reden. Der zweite, welcher zuerst in dieser Zeitschrift erschien, erörtert mit Scharfsinn und in glänzender Form die Fragen nach dem Anfang des Humanismus, nach der Abgrenzung von Humanismus und Renaissance, nach dem ethischen und religiösen Wesen der Renaissance, nach dem Verhältnis der Renaissance zum Griechentum. Petrarcas Gestalt erhält in diesem Zusammenhang eine m. E. hellere Beleuchtung und wirkt plastischer, als dies in früheren Darstellungen der Fall war.

Jena. O. Schultz-Gora.

Edward C. Armstrong, The Authorship of the Vengement Alixandre and of the Venjance Alixandre. Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures. 19. Princeton University Press, Princeton, N. J., Paris, Presses universitaires de France, 1926. 55 S.

Zu einem Teil ist diese kürzlich erschienene Arbeit Armstrongs eine Ergänzung seiner früheren Studie: The French metrical Versions of Barlaam and Josaphat with especial reference to the termination in Gui de Cambrai, Princeton-Paris, 1922. Ich habe von diesem Buch in der Zeitschrift f. rom. Phil. 45, 359 ff. gesprochen, habe dort den hohen Wert dieses Beitrags zu unserer Kenntnis der altfranzösischen Barlaamliteratur anerkannt und habe den Scharfsinn hervorgehoben, mit dem er die von ihm studierte anonyme Gestalt der Sage mit dem bekannten Gedicht Gui de Cambrais in Verbindung gebracht hat. Die verwickelten Resultate dieser Untersuchung schienen mir aber über das Wahrscheinliche hinauszugehen. Die ersten Seiten der neuen Publikation kommen nun auf die früheren Hypothesen zurück und suchen sie wieder zu rechtfertigen. Neues Material wird aber nicht beigebracht. Ich halte daher nicht für geboten, jetzt auf die Frage wieder einzugehen. Vielleicht lohnt es sich doch, die anonyme Version herauszugeben; dann wird eine bessere Gelegenheit sein, die Annahmen Armstrongs von neuem zu prüfen.

Der eigentliche Gegenstand des jetzigen Buches ist, die Entstehung der beiden uns überlieferten Gedichte zu untersuchen, welche es unternahmen, dem Roman d'Alexandre den scheinbar erforderlichen Abschluß zu geben, indem sie nach freier Phantasie die Rache für den im Roman ungesühnten Tod Alexanders erzählen.



Das Vengement Alixandre ist wie der Barlaam von einem Gui de Cambrai geschrieben. Paul Meyer hatte es abgelehnt, in beiden Guis denselben Verfasser zu sehen, und ich habe seinerzeit geglaubt, mich ihm anschließen zu sollen. Armstrong kommt jetzt zu dem entgegengesetzten Resultat, und er scheint in der Tat in hohem Maße wahrscheinlich gemacht zu haben, daß derselbe Gui beide Gedichte verfaßt hat. Mit einer erstaunlichen Fülle dokumentarischen Materials legt er fest, daß der Gilles de Markais, dem das Barlaamgedicht gewidmet ist, vor 1202 gestorben sein wird, und daß der verstorbene Dekan Johan von Arras, der Gui den Stoff der Dichtung gegeben hatte, vielleicht ein Dekan Jean war, der 1186 nachweisbar ist. So setzt Armstrong die Entstehung des Barlaam zwischen 1186 und 1202 an. — Das Vengement Alixandre ist einem Grafen von Clermont und seinem Bruder Simon gewidmet. Der Graf von Clermont muß Raoul gewesen sein, der 1191 bei der Belagerung von Acre starb. So ist das Vengement vor 1191 gedichtet. Die Entstehungszeit beider Gedichte wird als ganz nahe zusammengerückt und die Identität beider Guis wird sehr wahrscheinlich. Eine Ausgabe des Vengement wird uns noch für dieses Jahr 1927 versprochen. So können auch die sprachlichen und stilistischen Entsprechungen beider Gedichte bald nachgeprüft werden und werden vermutlich die Auffassung Armstrongs bekräftigen.

Das andere Gedicht: die Venjance Alixandre, ist einem Grafen Henri gewidmet, in dem Paul Meyer Heinrich V. von Luxemburg (1288—1308) sah. Armstrong erkennt in ihm vielmehr Heinrich I. von Champagne (1152–81). Als Verfasser nennt sich Jehan li Nevelons. Den einzigen Johannes Nevelonis, der zeitlich in Betracht kommen kann, weist Armstrong 1181—93 dokumentarisch nach. So sieht er in der Venjance ein Jugendwerk dieses Jehan, das kurz vor 1181 entstanden sein wird. So sind also Vengement und Venjance in kurzem Abstand voneinander entstanden, vermutlich ohne daß der Verfasser des späteren vom Werke des früheren Verfassers Kunde hatte.

Genaueste Durchforschung historischer Dokumente hat Armstrong zu seinen Resultaten geführt. Wir schulden seiner mühevollen, intensiven Arbeit lebhaften Dank.

Breslau. C. Appel.

Friedrich Gennrich, Die altfranzösische Rotrouenge. Literarhistorisch-musikwissenschaftliche Studie II. Halle a.d.S., Max Niemeyer, 1925. VII, 84 S. 7 M.

Nachdem G. in dem ersten Heft seiner 'Literarhistorisch-musikwissenschaftlichen Studien' sich mit dem *Musikalischen Vortrag der Chansons de geste* (1923) befaßt hatte, läßt er jetzt die Untersuchung einer altfranzösischen Dichtungsart folgen, über deren Wesen bisher nur sehr unklare Vorstellungen bestanden haben. G. unterzieht darin alle sich selbst als 'Rotrouengen' bezeichnenden altfranzösischen Lieder (es sind nur sieben[1]) und einige weitere den gleichen Bau aufweisende Stücke einer genauen Betrachtung, die auch die musikalische Seite berücksichtigt, soweit die Melodien erhalten sind. Leider ist von den sieben als Rotrouengen gekennzeichneten Gedichten nur ein einziges seiner Melodie nach bekannt. Trotzdem gelingt es G., durch wohlüberlegte Vergleichung der zur Verfügung stehenden Texte und Melodien einleuchtend zu zeigen, daß das Wesentliche im metrischen Bau der Rotrouenge eine Wiederholung gleichlanger und gleichreimender Verse ist, der in musikalischer Hinsicht eine Wiederholung der gleichen Melodie ent-

[1] Auf einen achten, in seiner Beurteilung allerdings nicht ganz klaren Fall verweist H. Spanke, *Eine altfranzösische Liedersammlung*, Halle 1925, S. XII (= Romanische Bibliothek, Nr. 22).




spricht; dazu tritt dann ein Refrain, der anderen Reim und andere Melodie zeigt. Also Schema: metrisch *aaa* ... *B*, musikalisch $\alpha\alpha\alpha$ ... β. Die Zahl der Verse in der Strophe schwankt in den besprochenen Beispielen zwischen zwei (selten) oder drei und acht; die Reime wechseln von Strophe zu Strophe. Diese von G. vorangestellte einfachste und ursprüngliche Form kann nun kompliziert werden: metrisch durch Ausgestaltung des Refrains auf zwei oder mehr Zeilen, so daß er unter Umständen länger sein kann als die eigentliche Strophe, oder durch Zerlegung der Langverse in zwei kürzere Verse mit 'Binnenreim' (also ababab ...); musikalisch durch leichte Variierung der im Grunde gleichbleibenden Melodie ($\alpha_1\alpha_2\alpha_3$ ...) sowie durch Vorbildung der Refrainmelodie am Ende des Strophengrundstocks. Bisweilen kommt es auch vor, daß der Reim zwei Strophen hindurch gleichbleibt oder daß der Refrain fehlt.

So kommt denn G. dazu, die metrischen Merkmale der Rotrouenge folgendermaßen zusammenzufassen (S. 69): 'beliebige Anzahl von Versen im Strophenkörper[1] und gleiche Silbenzahl sowie gleichen Reim in den sich entsprechenden Versen desselben;[2] meistens einen Refrain, der sich entweder unmittelbar an den Strophenkörper anschließt oder durch einen gleichgebauten Strophenabschluß mit diesem verbunden wird. In seltneren Fällen kann an Stelle des Refrains ein gewöhnlicher Text treten. Alle folgenden Strophen haben einen anderen Reim, höchstens sind zwei Strophen durch gleichen Reim verbunden.' Dazu müssen aber, wie G. auf S. 71 hinzufügt, noch folgende musikalische Merkmale hinzutreten, um eine Rotrouenge als solche zu kennzeichnen: 'der Strophenkörper zeigt ein einziges Thema, das ein- oder mehrmal wiederholt wird und das dabei in Halb- oder Ganzschluß auslaufen kann; abschließend tritt eine kürzere oder längere Kadenz[3] hinzu, die entweder unmittelbar an die Wiederholungen des Themas des Strophenkörpers sich reihen kann oder doppelt auftritt, wenn textlich ein Refrain nebst gleichgebautem Strophenabschluß vorhanden ist.'

Diesen Resultaten kann man in der Hauptsache zustimmen. Abgesehen von den kleinen auf S. 1 in Anm. 1—3 gemachten Vorbehalten scheint mir nur insofern noch eine Ungenauigkeit vorzuliegen, als der Ausdruck 'Verbindung des Refrains mit dem Strophenkörper durch einen gleichgebauten Strophenabschluß' nicht all den Fällen gerecht wird, wo der Refrain sich nicht unmittelbar an den Strophengrundstock anschließt. Hier muß vielmehr eine Unterscheidung getroffen werden. Entweder geht dem Refrain tatsächlich ein genau gleichgebauter Strophenabschluß vorauf, wie in den Beispielen G. S. 40—41. 43. 56—57. 61—62. 69,[4] oder aber der Refrain wird nur teilweise am Strophenschluß vorgebildet, indem z. B. bei einem mehrzeiligen Refrain nur eine entsprechend gebaute Zeile den Strophengrundstock abschließt (wie bei G. S. 36—37 und 48)[5] oder sonstige kleinere Abweichungen, z. B. in der Verslänge, vorliegen (wie in den Liedern S. 49 und 66).[6] In diesen Fällen

---

[1] Die Zahl der Verse schwankt aber doch nur innerhalb recht enger Grenzen (vgl. das oben Gesagte), ist also nicht in so weitem Umfange 'beliebig' wie bei der Laissenform. (Anm. d. Ref.)

[2] Eine allerdings nur vereinzelte Ausnahme hiervon zeigt das Lied bei G. S. 46—47. (Anm. d. Ref.)

[3] Die Bezeichnung 'Kadenz' scheint mir für die nicht seltenen Fälle, wo der Refrain mehrere Verse und eine entsprechend ausgestaltete Melodie umfaßt, nicht recht zuzutreffen. (Anm. d. Ref.)

[4] Z. B. S. 41: ... $\overbrace{c_{11}\ c_{11}}^{\beta} \mid \overbrace{C_{11}\ C_{11}}^{\beta}$ oder S. 43: $\overbrace{a_7\ b_5}^{\beta} \mid \overbrace{A_7\ B_5}^{\beta}$.

[5] Z. B. S. 48: ... $\overset{\beta}{a_7}\ \overset{\alpha}{b_7} \mid \overset{\beta}{B_8}\ \overset{\alpha}{B_7}$. [6] Z. B. S. 49: ... $\overbrace{a_7\ b_8}^{\beta} \mid \overset{\beta}{B_8}$.

metrischer Divergenz liegt allerdings in musikalischer Hinsicht häufig, wenn auch nicht immer, volle Übereinstimmung zwischen Strophenabschluß und Refrain vor. Für einen solchen einzelnen den Refrain am Strophenschluß vorausnehmenden Vers hat Spanke (*Altfranz. Liedersammlg.* S. 317) den Ausdruck 'Vorbildungsvers' geprägt, der mir recht glücklich zu sein scheint.

Es sei noch ein weiteres Bedenken vorgebracht. Da die ausschlaggebenden Kriterien für die Form der Rotrouenge auf musikalischem und nicht auf metrischem Gebiet liegen, ist G. dazu gekommen, dem Text bisweilen etwas zu wenig Beachtung zu schenken. Daher führt er gelegentlich auch Lieder, die auf drei oder gar vier verschiedenen Reimen aufgebaut sind, als Rotrouengen vor,[1] ohne ein Wort über diese, allem bisher von ihm Vorgetragenen direkt widersprechenden Besonderheiten zu verlieren. Wenn hier musikalisch auch die alte Form bewahrt ist, so ist metrisch jedenfalls von dem ursprünglichen Schema nicht viel mehr übrig, und falls man der Bezeichnung 'Rotrouenge' nicht eine rein musikalische Bedeutung geben will (was wohl auch G. nicht beabsichtigt hat), darf man die in Anm. 4 zusammengestellten Stücke m. E. nicht als Rotrouengen schlechthin passieren lassen, sondern hätte darin eine metrische Weiterbildung etwa unter dem Einfluß der Chanson, also eine Mischform zu erblicken.

In Ergänzung seiner Darlegungen über das Wesen der Rotrouenge macht G. S. 73—75 noch einige Angaben über Geschichte und Verwendung dieser Gattung. Die Rotrouenge ist danach eine volkstümliche lyrische Form, die mit der Laisse, der Strophenform der Chansons de geste, verwandt ist und mit dieser auch eine gewisse Eintönigkeit teilt. Über ihr Alter sagt G. nur, daß sie seit der Mitte des 12. Jh.s bezeugt ist; das älteste datierbare Stück stammt aus dem Jahre 1146, andere gehören in die zweite Hälfte des 12. und ins 13. Jh. Viele dieser Lieder sind anonym, doch sind von einigen auch die Namen der Verfasser bekannt, so besonders Gontier de Soignies, Richard de Semilli und Jehan Moniot[2] de Paris, die alle drei überhaupt eine volkstümliche Richtung in ihrem Schaffen gemeinsam haben. Die unter dem Einfluß der provenzalischen Lyrik stehenden nordfranzösischen Trouvères verschmähen die Rotrouenge durchaus. 'Später' (gemeint ist wohl etwa im Laufe des 13. Jh.s) kommt die Form ganz ab, da sie von der Chanson zurückgedrängt wird; dabei hat man wohl gelegentlich versucht, die Rotrouenge der Chanson anzunähern (vgl. G. S. 73 und das oben Gesagte). Das Lebensgebiet der Rotrouenge und 'vielleicht auch die eigentliche Heimat' soll Nordfrankreich sein; die von Giraut Riquier verfaßten beiden provenzalischen *retroenchas* scheint G. (S. 82) für Nachahmungen französischer Vorbilder zu halten. Einen bestimmten inhaltlichen Charakter haben die Rotrouengen nicht; es können Romanzen, Kreuzlieder, Pastourellen und Liebeslieder in dieser Form auftreten. Die bei einigen Literarhistorikern begegnende Angabe, daß die Rotrouengen Tanzlieder wären, findet dagegen in den Untersuchungen G.s keine Bestätigung.

Auch zu diesen Ergebnissen G.s sind einige Bemerkungen nötig. Vor allem scheint mir bedauerlich, daß das Verhältnis zwischen Rotrouenge und Romanze völlig im unklaren gelassen wird. Bekanntlich haben die Romanzen die typische metrische Form *aaa* ... *R*, und musikalisch geht damit parallel eine Neigung, die Melodie in allen Versen zu wiederholen bzw. leicht zu

---

[1] So S. 42—43: *aaab cccb DDDB*; oder S. 46—47: *abab cbab cdcd CDCD*; oder S. 61—62: *abab cc DC* (von mir verbessert, s. u.).

[2] Wenn G. S. 74 diesen Jean Moniot de Paris um 1200 ansetzt, während man ihn bisher in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts setzte, so wüßte man gern die Gründe für die neue Datierung. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit Pierron Moniot d'Arras vor.

variieren und nur dem Refrain eine besondere cauda unterzulegen.[1] Zwar kommen auch Fälle abweichenden musikalischen Baues vor, besonders in späterer Zeit,[2] aber gleichwohl wird man die genaue Übereinstimmung der metrischen und musikalischen Struktur von Romanze und Rotrouenge nicht leugnen und darum beide Gattungen, wenigstens für die ältere Zeit, nicht prinzipiell trennen dürfen, was vielleicht auch G. nicht meint, obwohl man seine Worte auf S. 82 unten so auffassen könnte; es scheint also doch, als ob die Romanze (= chanson à toile) anfänglich stets in die Form der Rotrouenge gekleidet worden ist. Darf man aber die ältesten Romanzen den Rotrouengen zurechnen, so würde damit diese Form bis in den Anfang des 12. Jh.s zurückdatiert werden können. Man kommt aber noch weiter. G. sagt selbst S. 75—76, daß die ältesten Gedichte der Troubadours (schon Wilhelms von Poitou *Pos de chantar m'es pres talens*)[3] auf eine entsprechende Form (einreimige Strophe mit Refrain) zurückweisen und daß die provenzalische Kanzonenform daraus entwickelt sei. Demnach würde man den Ursprung der Rotrouenge noch ins 11. Jh. zurückzuverlegen haben. Daß übrigens die Form sich auch in Südfrankreich noch während des 12. und 13. Jh.s einer gewissen Beliebtheit erfreut haben muß (G. sagt S. 76 das Gegenteil), dafür spricht doch, daß sowohl Giraut de Cabreira in seinem *Ensenhamen* als auch Peire de Corbiac in seinem *Tesaur* die Gattung erwähnen. Darum erscheint mir auch die Annahme G.s, daß die Rotrouengen Giraut Riquiers Import aus Nordfrankreich wären, weder als notwendig noch als hinreichend begründet.

Nur kurz streift G. die Frage der Herkunft des Wortes afrz. *rotro(u)enge,* prov. *retroencha* oder *retroensa.* Er lehnt den von meinem Vater vermuteten Zusammenhang mit dem Eigennamen *Rotrou* ab (S. 7) und greift (S. 84) auf das von Wackernagel aufgestellte Etymon **retroientia* zurück, das als Ableitung von **retroire* 'wiederholen' anzusehen wäre und die mehrfache Wiederholung der gleichen Grundmelodie, wie sie sich als Charakteristikum der Retrouenge ergeben hat, bezeichnen soll. Bei Annahme lehnwörtlicher Entwicklung würde allerdings prov. *retroensa* ohne besondere Schwierigkeit davon hergeleitet werden können, aber bei *retroencha* würde das *ch* einer Erklärung bedürfen, die man mit Appel (*Prov. Lautlehre,* Leipzig 1918, S. 101) in Herübernahme aus dem Französischen sehen möchte. Die weitere Nebenform *retroncha* erklärt Appel a. a. O. einleuchtend durch Kreuzung mit dem Verbum *tronchar.* Die franz. Form *rotroenge* bietet aber nun ihrerseits Schwierigkeiten: einerseits das *g* — man sollte etwa **retroence,* bzw. nordfranz. **retroenche* erwarten; anderseits das *o* in der ersten Silbe, das keinesfalls auf rein lautlichem Wege, darum also doch wohl aus irgendwelcher analogischer Einwirkung zu erklären ist. Als Wort, das an der Kreuzung beteiligt sein könnte, käme nach H. Riemann der Name des Musikinstruments *rotta* in Betracht, was mir aber nicht wahrscheinlich ist und auch von G. S. 8 abgelehnt zu werden scheint; da dürfte der Name *Rotrou* doch näher liegen,[4]

---

[1] Vgl. G. Schläger, *Über Musik und Strophenbau der französischen Romanzen,* in *Forschungen zur romanischen Philologie,* Festgabe für Hermann Suchier, Halle 1900, S. 144.

[2] Daß auch unter G.s Rotrouengen Stücke begegnen, deren Bau nicht genau seiner oben gegebenen Definition entspricht, war schon bemerkt worden. Jedenfalls scheint mir G.s ablehnende Stellungnahme (S. 2 und 82) gegen das Hauptresultat von Schlägers Untersuchung der altfranz. Romanzen nicht gerechtfertigt zu sein.

[3] Worauf ich schon in dieser Zeitschrift Bd. 147, 1924, S. 279 aufmerksam gemacht hatte.

[4] Auch der Vokal der zweiten Silbe macht Schwierigkeiten: da neben der Schreibung *rotroenge* oder *rotruenge* auch Formen mit *ow* bezeugt sind *(rotrowenge),* wird man annehmen müssen, daß auch eine Aussprache mit di-

der sich rein der Klangähnlichkeit wegen (volksetymologisch) eingemischt haben könnte, auch wenn keinerlei inhaltliche Beziehung zwischen Namen und Dichtgattung (wie sie mein Vater angenommen hatte) bestanden hat. Allerdings bleiben auch dann noch Bedenken; wie kommt die volkstümliche metrisch-musikalische Form zu der gelehrten Bezeichnung? Ferner ist **retroire* im Sinne von 'wiederholen' nicht nachgewiesen; die Bedeutung 'wiederum' ist, wenn auch wohl nicht bei lat. *retro*[1] und afrz. *riere*, wenigstens bei prov. *reire* zu belegen (vgl. Levy, *Prov. Supplement-Wörterbuch*, Bd. VII, S. 186—92). Sonach muß der Ursprung des Wortes *rotrouenge* als noch immer nicht hinreichend geklärt gelten.

Schließlich sei bemerkt, daß die metrischen Strophenschemata, die G. den von ihm behandelten Liedern beigibt, bisweilen Versehen enthalten; so ist zu bessern S. 41 *abababccCC*; S. 43 $a_7a_7a_7b_5\ c_7c_7c_7b_5\ D_7D_7D_7B_5$; S. 62 *ababccDC*; S. 63 *aabcBC*; S. 69 $a_7b_6a_7b_6a_7b_6c_{11}c_{11}\,C_{11}\,C_{11}$. Bei den musikalischen Schemata wird hinsichtlich der Gliederung längerer Melodiephrasen nicht ganz konsequent verfahren, was besonders deutlich bei der S. 54 und 58 mitgeteilten Melodie hervortritt, von der S. 55 ein wesentlich anderes Schema gegeben wird als S. 59. Auch sind einige Melodien nicht ganz korrekt nach der Handschrift gegeben; so müssen bei der Melodie S. 28 die Takte 3—4 und 7 bei der Wiederholung anders lauten als beim erstenmal, und bei der Melodie S. 48 ist im viertletzten Takt von der Handschrift abgewichen. Derartige Änderungen der Überlieferung hätten nicht stillschweigend vorgenommen werden dürfen.

Ziemlich gleichzeitig mit G. hatte sich H. Spanke in seinem oben S. 140 Anm. zitierten Buche S. 294—301 mit der Rotrouenge beschäftigt, ohne zu hinreichend klaren Resultaten zu gelangen. Demgegenüber ist das Verdienst der G.schen Arbeit, in der Rotrouenge die (schon von Schläger erschlossene und auch von Spanke geahnte) Existenz einer eigenartigen lyrisch-musikalischen Form der altfranzösischen Literatur klar erwiesen zu haben, die vielseitig verwendbar war und anscheinend die älteste aller altfranzösischen Liedformen ist.

Göttingen. Walther Suchier.

Gaston Esnault, L'imagination populaire: métaphores occidentales. Essai sur les valeurs imaginatives concrètes du français parlé en Basse-Bretagne comparé avec les patois, parlers techniques et argots français. Paris, 1925, Les presses universitaires de France. 348 S. 8°. 35 Fr.

Immer mehr erkennt man in der Sprachwissenschaft die Bedeutung der Metapher. Hauptsächlich durch das Studium der Metapher ist L. Sainéan zu seinem aufschlußreichen Werk 'Les sources indigènes de l'étymologie française' geführt worden. Im vorliegenden Buche studiert Verfasser die Bilder seiner heimatlichen Sprache, des in der Basse-Bretagne gesprochenen Französisch. S. 5—51 erörtert er zunächst die Rolle der Metapher in der Se-

---

phthongischem *ou* in der Vortonsilbe existiert hat; mag dieser Diphthong nun den ursprünglichen Lautstand darstellen oder nicht, in jedem Falle scheint auch er auf den Eigennamen *Rotrou*, der ebenfalls diphthong. *ou* hat, zurückzuweisen. — G. geht auf alle diese lautlichen Probleme, die doch für die Entscheidung der Frage nach der Herkunft des Wortes sehr wesentlich sind, überhaupt nicht ein.

[1] Allerdings hat bei mittellat. *retrofidancia* und *retroitum*, die Du Cange belegt, das Präfix *retro-* die Bedeutung der Wiederholung; aber beide Belege sind sehr spät.

mantik, dann bespricht er in der préface die semasiologischen Wechselbeziehungen zwischen dem Französischen und Bretonischen. Den Hauptinhalt des Buches bildet die Behandlung der Metapher nach begrifflichen Gruppen (lebende Wesen, Fauna, Flora, Physik, Ernährung, Kleidung, Geräte, Gewerbe, Ackerbau, Künste, Sport und Spiel, Gesellschaft, Heer, Marine, Geographie und Geschichte, Religion). Das letzte Kapitel bringt den Versuch einer Ordnung der Metaphern nach psychologischen Gesichtspunkten. Literaturverzeichnis und Index beschließen das Buch.

Verfasser hat keine Mühe gescheut und aus mündlichen und schriftlichen Überlieferungen ein reiches Material zusammengetragen, das er mit viel Scharfsinn seinen Zwecken dienstbar macht. Das Buch bedeutet einen großen Fortschritt auf dem Gebiete der Semantik.

Zum Schluß ein paar Literaturhinweise: Zu *pie* = Rausch (S. 62 f.) vgl. Rezensent in Wörter und Sachen VI, S. 191 ff. — Zu den Ausdrücken für Getränkemaße (S. 163, Anm. 9) vgl. noch *dame-jeanne* (Sainéan, Sources indigènes de l'étymologie française I, 13 und Index). — Zu den Redensarten *avoir parratx (= des moineaux) au cap, une hirondelle dans le soliveau, des rats dans la cervelle* (S. 90, Anm. 9) vgl. Rezensent in Wörter und Sachen VII, S. 129—135.

Noch eine kleine Randbemerkung: Verfasser hat 1919 ein Buch über das französische Soldatenargot veröffentlicht: *Le poilu tel qu'il se parle,* worin für 'deutsch' beständig '*boche*' gesagt wird. Im vorliegenden Buch heißt es nun wieder *allemand.* Es ist wirklich rührend, zu sehen, wie die Wissenschaft in Frankreich alle Wendungen und Schwankungen der Politik getreulich mitmacht. Sollten sich die augenblicklich guten Beziehungen zwischen den beiden Völkern wieder trüben, so steht zu befürchten, Herr Esnault werde uns in seinem nächsten Buche neuerdings als *Boches* aufmarschieren lassen.

Klagenfurt. R. Riegler.

J. Haas, Kurzgefaßte französische Literaturgeschichte von 1549 bis 1900. I. Bd. 1549—1650; II. Bd. 1650—1715; III. Bd. 1715—1820. Halle a. S., Niemeyer, 1924/25.

Seitdem die Hoffnung, es möchte aus Heinrich Morfs Nachlaß die Folge zu der 1914 in 2. Auflage erschienenen 'Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance' veröffentlicht werden — viele Jahre vor seinem Tode sagte mir einmal Morf, daß das Manuskript dazu druckfertig vorliege —, je mehr die Zeit verstreicht, desto mehr abnimmt, muß man an und für sich das Erscheinen einer mit der Renaissance einsetzenden Geschichte des französischen Schrifttums begrüßen, vorausgesetzt, daß sie den zu stellenden Anforderungen entspricht.

Morf hatte uns verwöhnt: in souveräner Beherrschung des Stoffes verstand er es, in vollendeter Form das gewaltige Bild der geistesgeschichtlichen Entwicklung erstehen zu lassen in lebensvollem Zusammenhang mit der ganzen Kultur, mit dem ganzen übrigen Dasein.

Wenn man Haas' ersten Band auf der ersten Seite aufschlägt und feststellen muß, daß mit keinem Wort Einleitung über Mittelalter und Renaissance orientiert wird, sondern daß bereits Zeile 7 von Ronsards Geburtsjahr die Rede ist, könnte man versucht sein anzunehmen, daß das Wort 'Kurzgefaßte' des Titels zu strenger, ja zu viel zu strenger Anwendung gekommen sei. Dem ist aber nicht so. Die Darstellung ist in vielen Teilen breit, zu breit, Verf. gibt oft zu ausführliche Inhaltsangaben, die biographischen Angaben erstrecken sich über manches Nebensächliche und Unsichere. Wiederholung des gleichen Gedankens nach wenigen Zeilen Intervall, Wiederholung des gleichen Wortes oder Ausdrucks im gleichen

Satz oder in aufeinander folgenden Sätzen[1] — Erscheinungen, die an die Vortragssprache und an die Bedürfnisse der Vorlesung erinnern mögen —, lassen die letzte, sorgsam feilende und glättende Hand missen.

Ist dies aber schließlich — wenn auch bedauerlich — doch nur ein äußerer Schönheitsfehler — Haas hat sich nicht lange Zeit nach Beginn der Publikation durch schwere Krankheit veranlaßt gesehen, vorzeitig dem akademischen Lehramt zu entsagen —, so bleibt dagegen Verf. m. E. dem eigentlichen organischen Begriff 'Literaturgeschichte' durch seine Art der Darstellung etwas vom Wichtigsten schuldig. Wir sehen oft nicht, auf welchem Boden, warum, diese und jene literarische Erscheinung so wuchs, wie sie wuchs: was sie eigentlich wollte. Der Charakter und die folgenschwere Bedeutung dieser oder jener literarischen Persönlichkeit wird nicht plastisch genug herausgearbeitet. Z. B.: Genesis und Wandel von Montaignes 'Essais' sind nicht dargestellt. — Ich glaube nicht, daß man einfach mit Sokrates' Philosophie die Ansichten Corneilles und Descartes' über die Leidenschaften erklären kann, sondern bekenne mich nach wie vor zu der von Lanson ('Hommes et livres', Paris 1895, S. 113 ff.) seinerzeit gegebenen und von Haas, I, 238, abgelehnten Deutung aus der Zeit heraus. — Vergeblich sucht man einen Hinweis darauf, daß die Préciosité einen Versuch der französischen gebildeten weiblichen Welt darstellt, das infolge der Renaissance und der Religionskriege durch die Schuld der Männer grob gewordene gesellschaftliche Leben durch Übertragung der Feinheit der unter italienischem Einfluß stehenden lyrischen Dichtung ins Leben zu reformieren (Rigal, Molière, I, 117). — La Fontaine wäre eine so gute Gelegenheit gewesen, um unter Führung von Taine zu zeigen, was des Franzosen Lebensphilosophie war und ist. — Einen starken Anteil an der 'mentalité' der französischen Romantik sehe ich in dem aus der Enttäuschung über die scheinbar geringen Resultate der Riesenanstrengungen von Revolution und Kaiserreich entstandenen Spiritualismus. Ähnliches haben wir in Deutschland ja nach dem Ende des Weltkrieges beobachten können: also wäre es doppelt interessant, der Erscheinung nachzugehen.

So aber hat man oft bei Haas' Darstellung die Empfindung, daß die Literatur in ihrem Sein und Wandel losgelöst, isoliert vom ganzen sonstigen Dasein der französischen Nation gewissermaßen in der Luft schwebt.

Ich würde es auch begrüßen, daß, wer sein französisches Literaturkolleg für des Druckes würdig erachtet, gewisse Auseinandersetzungen mit verschiedenen Leuten über einen vielleicht strittigen Punkt nicht in seiner Darstellung zum Ausdruck bringt, sondern sich darüber eine eigene Ansicht

---

[1] Ganz besonders im 1. Bd.; z. B. I, S. 42 unten bis 43 oben dreimal hintereinader das Wort *glänzend*. — Ib. S. 74, Z. 4—6 *anmut, anmutiger*. — Z. 8—10 zweimal *nahm er teil*. — S. 76—77 dreimal von Belleau *zimperlich* gesagt. — S. 110, 2. Absatz: 'in diesem stück geht Garnier sichtlich darauf aus, die seelischen leiden der Portia zur darstellung zu bringen.' 4 Zeilen weiter unten: 'Obwohl er sichtlich auf darstellung der seelischen qualen der Portia ausgeht,'... — S. 114 weist in ihrer 2. Hälfte eine lange Wiederholung auf. — 126, 4. und 3. Z. von unten zweimal *gerühmt*. — 140, 1. Absatz: 'Großes ansehen als redner'...; einige Z. später: 'Er war ein angesehener redner.' Usw. — Die Textproben in gebundener Rede sind nicht ganz ohne Fehler: I, 77 unten sind im Zitat aus Belleau im 2. Vers die Worte *si longtemps* irrtümlich zweimal gesetzt; II, 179 (Boileau) soll der 3. Vers richtig heißen: 'La rime est une esclave et ne doit qu'obéir' und nicht: 'La rime n'est qu'une' usw. — In Bd. III ist in den geographischen Angaben zu J.-J. Rousseaus Leben nicht alles in Ordnung: S. 148—9 steht dreimal Noyon statt Nyon; 168, 169, 180 'Yverdun' (wie J.-J. Rousseau schreibt), während das Städtchen Yverdon heißt.



bildet und bloß diese uns mitteilt. Ich denke dabei z. B. an den Einfluß Englands auf Voltaire (Bd. III, 12—3).

Und ferner hätte ich die richtigen Proportionen gerne besser gewahrt und nicht durch zu umfassende Gruppierungen in das Bild der normalen Folge der literarischen Phänomene da und dort Unübersichtlichkeit, ja sogar vielleicht Verwirrung gebracht gesehen. Ich erwähne dazu z. B., daß Rabelais in etwa 3 Seiten abgefertigt wird, während d'Aubigné 4 Seiten und Fénelon 26 Seiten zugebilligt werden, und daß Benjamin Constant vor Diderot und dem bürgerlichen Drama drankommt. Man hat hinsichtlich der Proportionen manchmal den Eindruck, daß aus einem ausführlicheren Manuskript der Schnitt auf die Veröffentlichung hin nicht immer glücklich geführt worden ist.

Im Vorwort zum 1. Bd. sagt Haas, weil das Werk vor allem nach Kürze strebe, sei die Bibliographie auf das Allernotwendigste beschränkt worden. Mit ihm werden wir es bedauern, um so mehr, als von den 815 Seiten, die die drei ersten Bände ausmachen, ohne Schaden ein beträchtlicher Bruchteil hätte wegfallen können zugunsten einer auch vom deutschen Standpunkt aus — was Lansons 'Manuel bibliographique de la littérature française moderne' nicht überall ist — möglichst vollständigen Bibliographie, was immer sehr nützlich und lehrreich ist. An mancher Stelle aber, wo einzelne bibliographische Angaben stehen, sieht man nicht recht ein, warum gerade hier und nicht lieber anderswo die Regel der Beschränkung durchbrochen wurde.

Daß bei einem so ausgedehnten Werk zwischen Verfasser und Rezensent über eine große Anzahl von Einzelfragen nicht Übereinstimmung herrschen wird, ist fast selbstredend. Doch halte ich es aus Raummangel nicht für angebracht, mich hier darüber zu verbreiten: das würde zu weit führen.

Wenn ich auch in Verschiedenem — Äußerem und Innerem — nicht habe mit dem Verfasser einig gehen können, so möchte ich zum Schlusse doch betonen, daß Haas' Literaturgeschichte mit viel Liebe zur Sache geschrieben ist und manches Treffende enthält. Besonders Klassizismus und Aufklärung, mehr als die Renaissance, scheinen ihm zu liegen. Der 4. Band dürfte Frühjahr 1927 erscheinen.

Vielleicht daß Haas, wenn seine Gesundheitsverhältnisse es ihm wieder erlauben, nunmehr in der Muße des Ruhestandes nochmals auf seine französische Literaturgeschichte zurückkommen und, sie von den Schlacken befreiend, in gleichmäßig abwägender Art eine wirklich 'kurzgefaßte', aber mit möglichst reicher Bibliographie versehene Form ihrem guten Kern verleihen wird.

Das wäre zu wünschen, denn ich sehe einstweilen keine Aussicht, daß von anderer Seite auch nur einigermaßen Ersatz für die vielleicht nicht mehr zu erwartende Fortsetzung von Morfs Literaturgeschichte geschaffen werde.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

Eduard Schön, Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht der höheren Schule. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1925. 78 S.

Ideen und Bücher mit Ideen gleichen dem Edelwild, das der Kenner vor dem Genuß erst 'abhängen' läßt. Patina erhöht den Wert des Echten, Rost zerstört das Wertlose. Auf Grund dieser Erfahrung brauchten viele Kritiken nicht geschrieben zu werden.

Bald nachdem die preußischen 'Richtlinien' die Idealforderung kulturkundlichen Unterrichts aufgestellt hatten, erschien die obige Schrift von Schön. Fern der Schulstube, unbeschwert und ungehemmt von der Last der

beruflichen Tagesarbeit las sie der Neuphilologe mit Genuß und ließ sich gern durch ihren Schwung zu lichten Höhen idealer, beschaulicher Tätigkeit tragen. Wollte er dann aber mit seinen Schülern einen gleichen Höhenflug antreten, so merkte er bald, daß er sich nur auf eine sehr kleine Zahl von Fluggästen beschränken mußte, daß materielle Hindernisse überhaupt jeden Abflug ins Himmelsblau verhinderten, oder ohne Bild gesprochen, daß die sprachlichen und sachlichen Kenntnisse nicht ausreichten, auch nicht die geistige und seelische Reife.

Ich habe an anderer Stelle (Westeuropäische und deutsche Kultur, E. S. Mittler & Sohn) bereits einige kritische Einwendungen erhoben. Hier möchte ich nur folgendes hinzufügen:

Trotz besten Willens, mitzugehen, wird der Leser beständig auf unlösbare Widersprüche in dem Schriftchen stoßen. Wir hören die alte Weisheit, daß ein Mensch sich selber nie kennt, ein Volk sich selber ebensowenig, daß Mensch und Volk sich aber an den anderen abheben. Wollen wir nun für solche Selbsterkenntnis das Franzosentum gebrauchen, so erklärt Schön: 'Sein bestes Bildungsgut ist dem noch jungen Menschen nicht erreichbar.' (S. 6.) Dennoch handelt ein großer Teil der Schrift davon, wie Franzosentum zu schauen und zu werten und daran die eigene Wesensart tiefer zu erfassen sei!

Die Tätigkeit des kulturkundlich eingestellten Erziehers soll über die Ergebnisse der objektiven Wissenschaft hinausgehen, soll den Schüler zu einer 'Auseinandersetzung mit eigenen Anlagen', zu einer 'Wertung' führen. (S. 13.) Dies sei in der Wissenschaft 'streng verpönt'. Man kann bezweifeln, ob Wissenschaft, namentlich auf literarisch-ästhetischem Gebiete, das Schön als sein Sondergebiet bezeichnet (S. 68), möglich ist ohne jede Wertung. Tatsächlich sagt dann auch Schön S. 27 mit Litt, daß Vergangenheit und Gegenwart nur durch das Innere verstanden wird, das in beiden Erscheinung wird: 'Verstanden wird dieses Innere nie als etwas rein Tatsächliches, sondern es wird beurteilt von Werten und Normen aus, die in der Sonderstruktur des Verstehenden enthalten sind.' Und noch eindeutiger heißt es S. 29: 'Es gibt keine von subjektiven Beimischungen gereinigte Tatsächlichkeit in der geistesgeschichtlichen Welt!'

Wir hören den alten ästhetischen Glaubenssatz, daß der Dichter diesen oder jenen Stoff so oder so formen muß, weil sich in ihm allein ein bestimmter Sinn darstellen läßt, sein Sinn, seine Idee (S. 35). Man möchte dazu fragen, wie der Schüler 'die Entstehung der Form von innen her' verstehen soll, wenn er naturgemäß noch keine ausreichende Kenntnis von der Verschiedenheit künstlerischen Gestaltens hat. Ich wage zu behaupten, daß die Zahl der Lehrer nicht groß ist, die veranlagt sind, sich das zu eigen zu machen, was Kant und Cassirer zu dieser Frage zu sagen haben. Aber den Lehrer und den Schüler möchte ich erleben, der, wie Schön es fordert (S. 35), am Candide zu sehen vermag, wie 'die Kunstform des Voltaireschen Romans als eine Form entsteht, die der Voltaireschen Idee gemäß sich entwickelt'. Ausgerechnet am Candide!

Von dem Schüler wird nicht mehr und nicht weniger gefordert, als die 'Strukturmerkmale' der fremden Völker und durch sie seine eigenen zu erkennen und zu 'erleben'. Freilich soll ihm zunächst der Lehrer dabei den Weg zeigen (S. 33). Gehört zu solchem Erkennen und Erleben nicht auch ausreichende Induktion? Wenn Schön mit seinen Schülern den Candide liest, so werden sie unschwer den ironischen Grundton des Werkes erkennen. Der Lehrer mag diese Erkenntnis dahin erweitern, daß er hinzufügt, die Ironie sei ein 'konstitutives Merkmal' des Voltaireschen Geistes. Was müßte sonst der Schüler alles von diesem Schriftsteller lesen, um selbst zu diesem Allgemeinurteil zu kommen! Denn zu vorschnellem Urteilen und Verallgemeinern soll doch wohl auch 'Kulturkunde' nicht verleiten!



Hübsches und Kluges sagt Schön dann weiter in diesem Zusammenhang über die Bedeutung der Ironie für den Franzosen (S. 37). Was müßte der Schüler alles an französischer Literatur bewältigen, um über Voltaire hinaus mit Schön zu verkünden, daß Ironie immer wieder eine Grundform französischer Geisteshaltung dem Leben gegenüber ist (S. 37). Ja, hat diese Erkenntnis nicht einen sehr bedingten Wert? Ist Lamartine nicht auch eine typisch französische Erscheinung? Würde der Schüler bei ihm diese ironische Geisteshaltung finden? Diese Art 'Kulturkunde' ist neben anderen Gefahren auch nicht davor geschützt, in Dogmatik zu erstarren.

Das gleiche Thema wird verschiedentlich wiederholt. Hauptziel soll immer sein, wenn z. B. die klassische Zeit behandelt wird: 'Deutung dieser Zeit als eines Ausdrucks einer nationalen Seelenform und als eines Ausdrucks einer seelischen Lage in einem bestimmten geschichtlichen Augenblick.' (S. 54.) Man sollte nun meinen, daß die Voraussetzung für eine solche 'Wesensschau' ein klares Bewußtsein von der eigenen 'Seelenform' ist, und man möchte bezweifeln, daß dazu ein Schulknabe fähig sei. Man könnte auch sagen, daß ein verständiger Lehrer in einer Oberklasse wohl kaum verabsäumt haben wird, bei der Lektüre eines bedeutsamen Literaturdenkmals, d. h. um die Schönsche Terminologie anzuwenden: eines 'Ausdruckswertes', einen Führer wie Hettner, Lanson, Morf u. a. zu befragen, um zu sehen, wie ein zuverlässigerer Kenner, als er selber ist, das Werk in die Zeit und die geistige Entwicklungsgeschichte des Volkes einreiht, und um es danach seinen Schülern zu deuten. Zwar ist Literaturgeschichte, als zum 'positivistischen' alten Eisen gehörend, verpönt. Doch scheint auch 'Kulturkunde' nicht ganz ohne sie auszukommen, nur muß man ihr einen anderen Namen geben. Tatsächlich fährt Schön fort: 'Es wäre nichts einzuwenden, wenn die Schüler auch deutsche Sinndeutungen daneben (d. h. neben historischen, literarhistorischen Aufsätzen, Memoiren oder Briefen über die Zeit oder aus der Zeit) benutzten: Lotheißen, Morf, Klemperer.'

Auf S. 59 lesen wir: 'Die pièce bien faite und die Milieutheorie Taines sind beide rationalistischen Geistes und echte Gewächse aus dem Lande der Diesseiter und Positivisten.' Wissen wir aber nicht, daß Taine seine Milieutheorie aus Hegel geschöpft hat?

Gewiß hat Schön recht, wenn er diejenigen Schulaufgaben verurteilt, die sich darauf beschränken, Verse zu 'messen', Reden zu 'disponieren', die handelnden Personen in Charakteristiken zu 'ordnen', kurz überall Ordnung zu stiften, 'die nachträgliche Ordnung logischer Schemata'. Nun, wir wissen alle, wieviel Unheil in dieser Beziehung auf Schule und Universität gestiftet worden ist, wie uns manches Große und Schöne verleidet wurde und wie wir es erst später haben wiedererwerben müssen. Aber jeder Lehrer ist eben nicht in Arkadien geboren, und mancher, dem alles vom Poeten abgeht, hat gerade eine unglückliche Liebe zur Poesie. Und Apoll gehört doch einmal auch in die Schulstube. Verbürgt 'Kulturkunde', daß damit weniger Unheil gestiftet wird? Fast fürchte ich, noch mehr. Denn es läßt sich zu dem oben geschilderten Verfahren doch eine Entschuldigung anführen, ohne daß ich es rechtfertigen will, wenn es damit sein Bewenden hat. Nämlich: auch der Dichter ist ein logisch denkendes Wesen, auch er ordnet nicht ganz ohne 'logische Schemata'. Verständnisvolles Lesen muß auch gelernt werden, eine klare Wiedergabe der Geschehnisse, eine zutreffende Darstellung der Entwicklung eines Charakters und die Gruppierung der Motive seines Handelns ist auch keine leichte Arbeit, keine überflüssige Kontrolle, ob der Stoff verstanden ist, und keine zu unterschätzende geistige Schulung. Natürlich darf das Kunstwerk dadurch nicht erdrosselt werden, und ich wiederhole: 'es darf dabei nicht sein Bewenden haben'.



Kulturkunde ist das Schlagwort des Tages geworden. In Broschüren, Aufsätzen, 'Waschzetteln' und Propagandaschriften von Verlagsbuchhandlungen wird von Berufenen und noch viel mehr von Unberufenen ein Zerrbild eines stumpfsinnigen Lehrers a. St. aufgestellt, und ihm gegenüber werfen sich die jüngsten, die von keiner Erfahrung beschwerten Kulturträger, in die Brust und verkünden, daß mit ihnen eine neue Epoche der Weltgeschichte begonnen habe. Man muß anerkennen, daß Schön bescheidenere und besonnenere Zurückhaltung übt. So sagt er manches Kluge und Richtige noch zu anderen Fragen, z. B. zur 'Stoffgeschichte', zur 'funktionalen Konzentration' (S. 62 u. S. 67); aber immer wieder wird man ein oder mehrere Fragezeichen hinter die Idealaufgaben setzen, die er dem Schulunterricht stellt. So heißt es hier: 'Der Primaner, der in Balzac ein bestimmendes Grunderlebnis, in Hugo wiederkehrende Grundmotive zu erkennen sich mühte, wird mit Gundolf das gleiche Verhalten an einer Goetheschen Dichtung erproben, wird Grundkonflikte in Goethes Dramen erkennen und sie charakterologisch wertend zu entscheidenden Lebenskonflikten Goethes in Beziehung setzen. Auch hier wird es heißen: das wahre Erleben Goethes ist das im Werk niedergeschlagene. Auch hier: Du hast es in dem Werk mit der geistigen Struktur eines einzelnen und eines Volksganzen zu tun.'

Was muß dieser Primaner für ein begnadetes Menschenkind sein, was für eine den Großen kongeniale innere Lebenserfahrung muß er besitzen, über was für eine umfassende Lektüre, über was für biographische Kenntnisse muß er verfügen, um diesem Unterrichtsideal entsprechen zu können. Die Kulturkunde gerät damit auf Bahnen, die vor ihr die Schulpsychologie gegangen ist. Ich erinnere mich mit Schaudern solcher Prüfungsaufgaben: 'Beschreiben Sie einmal die Vorgänge in der Seele Goethes bei der Konzeption des Götz.' Und dann wurde von dem Prüfling ohne Besinnen gewissermaßen ein psychologisches Froschschenkelpräparat auf den Tisch des Hauses niedergelegt. Wie nackt und sonnenklar enthüllte sich da die konzipierende Dichterseele dem blödesten Auge!

Auf S. 52 weist eine Fußnote darauf hin, daß die Gedanken der Schrift in dem kulturkundlichen Lesebuch von Fröhlich u. Schön praktisch durchgeführt sind. Es sind inzwischen zwei Teile, für die Mittelstufe und für die Oberstufe, erschienen. Ich habe hier nicht näher darauf einzugehen, möchte aber nur im Hinblick auf meine einleitenden Worte kurz folgendes bemerken: Wohnten dem Verfasser in der hier besprochenen Programmschrift auch die Gedanken leicht und schön beieinander, so stoßen sich, da es gilt, sie zu verwirklichen, die Sachen hart im Rahmen eines 'kulturkundlichen Lesebuches.' Schön hat als kluger Kopf sachlicher Kritik nicht sein Ohr verschlossen, hat viele seiner ersten Forderungen aufgegeben, erwartet nicht mehr das Reifen wirklichkeitsfremder Blütenträume.

So ist in der Vorrede der Oberstufe nicht mehr von 'Wertstrukturen' und 'Werttypen' die Rede, sondern nur noch von 'Wesensschau des Franzosentums', von 'kulturpsychologischer Betrachtung'. Darüber wird vielleicht noch ein andermal an der Hand dieser Lesebücher zu reden sein. Hier will ich nur einen einzigen Punkt herausgreifen, der wiederum den Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Ideal und Wirklichkeit zeigen soll.

Sehr schön heißt es auf S. 59 der Programmschrift: 'Alle Form erwächst von innen her aus einem Erlebniskeim des Dichters, und aller Zusammenhang der Kunstform ist zunächst einmal ein psychologischer. Es fehlt in unseren Schulkommentaren der Begriff der Ganzheit, die Ansicht der Kunstform als einer sinnvollen Gestalt, die man nicht aus einem Haufen von Elementen zusammensetzen kann, wie der Mechaniker eine Maschine zusammensetzt. Im Anfang ist der Sinn, die dichterische Idee. Von ihr sind alle einzelnen Momente im Kunstwerk nach Sinn und Wert abhängig.'

Was finden wir nun im Lesebuch? Einzelne Szenen und Fetzen aus dem Misanthrope, aus Le monde où l'on s'ennuie, aus Le malade imaginaire, aus Le mariage de Figaro, aus einem Mussetschen Proverbe, aus Cyrano, aus Le Cid usf. Kann man daran 'das Bedeutsame als den eigentlichen Keim der Dichtung aus der reichen Fülle des Lebens herausheben' (S. 61), kann damit gezeigt werden, 'warum Molière gerade in diesem Stoff seine ihn bewegende dichterische Idee zur Anschauung bringen konnte, warum gerade dieser Stoff ihm zu einem Symbol wurde' (S. 62)? Alles Forderungen der 'Kulturkunde'!

Gewiß, theoretisch muß zugegeben werden, daß, wie ein einzelnes Zitat aus einem zusammenhängenden Werke zur Charakterisierung oder zur Unterstreichung einer Ansicht guten Dienst leisten kann, ebenso ein kürzerer Abschnitt, eine einzelne Szene oder ein Teil einer solchen eine bestimmte Einzelerscheinung schärfer herauszuheben vermag. Aber ein wirkliches Verständnis kann doch nur erzielt werden, wenn der Lehrer schon vorher ein inneres Verhältnis zu dem Verfasser und seinem Werk hat. Die Worte der Elisabeth: 'Was habt Ihr mir zu sagen, Lady Stuart? Ihr habt mich sprechen wollen,' haben doch einen anderen Stimmungsgehalt, als wenn etwa Wilhelmine Buchholz gleiches zu irgend jemand sagt. Voraussetzung ist natürlich die Kenntnis der Personen und des Dramas. Ähnlich muß das tiefere Verständnis und das Interesse an den oben angeführten Ausschnitten fehlen, und zwischen den Idealforderungen der Programmschrift und ihrer praktischen Verwirklichung in dem Lesebuch tut sich eine breite Kluft auf! Doch damit soll es der Ausstellungen genug sein. Trotz aller vorgebrachten Kritiken muß ich sagen, daß das Büchlein für den Lehrer viele wertvolle Anregungen bietet. Jeder Neuphilologe sollte es lesen, es wird manchen zum Nachdenken, zur Selbstprüfung anregen, es mag mancher im Tagesfrondienst Erlahmte dadurch aufgerüttelt und durch die aus manchen Seiten sprechende echte Begeisterung erwärmt werden.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

V. de Payen-Payne. French Idioms and Proverbs. Oxford University Press. London, Humphrey Milford, 1924. 287 S. 8°.

Mit diesem Buche bietet uns der Verfasser eine alphabetisch geordnete Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten der französischen Sprache mit ihren englischen Entsprechungen; er kommt damit zweifellos einem Bedürfnis entgegen. Zwar pflegen die größeren Wörterbücher mit Redensarten und Gallizismen nicht eben spärlich ausgestattet zu sein; aber gerade der vorhandenen Fülle wegen ist dieser reiche Schatz, der auch viel veraltetes und halb vergessenes Sprachgut in sich birgt, oft nur schwer zu benutzen. Bei der Abfassung des Buches sind die besten Quellen, wie Littré, Le Roux de Lincy, Roger Alexandre usw., gebührend zu Rate gezogen worden. Der studierenden Jugend, an die es sich in erster Linie zu wenden scheint, sowie allen denen, die sich mit dem Studium des Französischen beschäftigen, wird das im ganzen sorgfältig gearbeitete Werk gute Dienste leisten. Ein zuverlässiger Index, in dem auch die englischen Sprichwörter Aufnahme gefunden haben, erleichtert das Nachschlagen.

Im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

S. 50: *J'en suis tout bleu = I am surprised.* Diese Übersetzung erscheint mir etwas matt; *être tout bleu* bezeichnet nicht jede gewöhnliche Überraschung, sondern ein besonders starkes Verblüfftsein, bei dem man sprachlos ist. Außerdem hätte die interessante Femininform *bleuse* erwähnt werden können, die dem Argot entstammt. Derselben Herkunft sind die Wendungen *du petit bleu* ('Schoppen Rotwein'), *colère bleue* ('blinde Wut'), *passer au bleu* ('sich aus dem



Staube machen'), *avoir un bleu* ('einen blauen Fleck haben', einen Stoß erhalten haben), *un bleu* (Rekrut).

S. 117: *Je m'en doutais* = *I thought so.* Diese Übertragung sagt wohl zu wenig; der Sinn ist doch: das ahnte ich; das hätte ich Ihnen im voraus sagen können; das ist mir nichts Neues.

S. 239: *Et, rose, elle a vécu ce que vivent les roses, L'espace d'un matin.* Vielleicht hätte bemerkt werden können, daß diese Verse, die der berühmten Ode 'À du Périer, sur la mort de sa fille' von Malherbe entnommen sind, ihre vorliegende Fassung dem Setzer verdanken. Malherbe hatte zunächst geschrieben: *Et Rosette a vécu ce que vivent les roses ...* Für diesen Gemeinplatz setzte der Drucker infolge eines Versehens jene glückliche Metapher ein, die der Dichter dann stillschweigend billigte.

S. 227: *une nue propriété* = *a property with which one can do as one likes.* Diese Erklärung ist unzutreffend. *Une nue propriété* bezeichnet ein bloßes Eigentum, einen Besitz, von dem ein anderer den Nießbrauch hat und über den man infolgedessen nicht frei verfügen kann.

S. 64: *avoir le cafard* (military slang) = *to have the hump, to be in the dumps, in the blues.* Auch hier wäre eine kurze Erläuterung am Platze gewesen. *Le cafard* bezeichnet in erster Linie das Heimweh, nicht eine Betrübnis irgendwelcher Art. Man könnte glauben, daß der Ausdruck im Weltkriege aufgenommen wäre; dem ist nicht so. Er ist älter und entstammt der Sprache der Kolonialtruppen; dem Weltkriege verdankt er nur die weitere Verbreitung. Ich entsinne mich, daß ich ihn zum ersten Male in den 'Lectures pour Tous' (März 1914) in einer Erzählung von Sevestre gelesen habe, wo ein Fremdenlegionär sagt: ... J'ai le cafard ... Von der ursprünglichen Bedeutung Heimweh gelangte der Ausdruck zu dem allgemeineren Sinn 'Kummer', 'Niedergeschlagenheit'; jedoch bezeichnet er eben zumeist *homesickness.* An anderer Stelle (S. 222) verzeichnet der Verfasser eine weitere Bedeutung, die von Pecksniff. Aber weshalb fehlen bei *cafard* die Ableitungen *cafardeux, encafardé, décafardé?*

Eine Anzahl Gallizismen habe ich in Payen-Paynes Buche vergeblich gesucht. Einige davon sind hier angeführt:

S. 16: *le moyen-âge* (Mittelalter) und *l'âge moyen* (durchschnittliches Alter) erinnern mich an jene zahlreichen und interessanten Gallizismen, die durch die Stellung des Adjektivs bedingt sind: *un brave homme, un homme brave; un véritable ami, un ami véritable; l'heure dernière, la dernière heure; un nouvel habit, un habit nouveau* usw.

Ferner habe ich vermißt: *chanter faux, crier à tue-tête, faire la mine, prendre quelqu'un au mot, être sur les dents* usw.

Unter den Sprichwörtern habe ich vergeblich gesucht: *vertu passe beauté; tout ce qui reluit n'est pas or; à quelque chose malheur est bon; plaie d'argent n'est pas mortelle* usw.

Was das Typographische anbelangt, so muß man fragen, warum die Großbuchstaben Akzente tragen, z. B. S. 84, 86, 88, 90, 91, 93, 103, 111, 173, 179, 190 usw. Bekanntlich pflegt man nur die Majuskel E mit dem Akzent zu versehen. Das durch jahrhundertelangen Gebrauch geheiligte Erbgut der Sprichwörter und Gallizismen sollte auch äußerlich immer im unverfälschten nationalen Gewande geboten werden. Andererseits fehlt der Akzent öfter auf Kleinbuchstaben in Fällen, wo er unerläßlich ist, z. B. S. 139 *férir*, S. 141 *épée*, S. 143 *un homme flambé*, S. 157 *de gré* usw.

Die geringfügigen Ausstellungen, die ich im vorausgehenden gemacht habe, können dem Werte des Buches in keiner Weise Abbruch tun. Es liegt in der Natur der Sache, daß man bei Werken dieser Art immer das eine oder das andere vermissen wird; überdies ist es nicht ausgeschlossen, daß der Verfasser manches von dem, was ich nachzutragen versucht habe, absichtlich beiseitegelassen hat, wofür er dann seine Gründe gehabt haben dürfte.



Im ganzen genommen stellt die Arbeit jedenfalls ein durchaus brauchbares Hilfsmittel dar, das wohl geeignet ist, dem Sprachbeflissenen die Wege zu einem idiomatischen Französisch zu ebnen.

Jena. René Olivier.

J. Hennig, Die französische Sprache im Munde der Belgier und die Marollenmundart Brüssels. Heidelberg, Julius Groos, 1926. 67 S.

Mit diesem Bändchen hat der Verfasser einen interessanten Beitrag zur Kenntnis des in Belgien gesprochenen Französisch geliefert. Nur hätte zwischen dem Französisch der Flamen und dem der Wallonen eine scharfe Grenze gezogen werden müssen. Viele der verzeichneten Redensarten sind nicht nur in Belgien, sondern auch in Nordfrankreich gebräuchlich, z. T. wohl in Frankreich überhaupt. *Aller en bicyclette* findet sich beispielsweise bei Lemaître, Daudet und Mauriac; *aimer de* + Infinitiv bei Lamartine und Barrès; *courir après* begegnet bei Hugo, Flaubert und France, und *le jour d'aujourd'hui* läßt sich bei Lamartine belegen. Desgleichen ist *s'accaparer de* — um nur noch ein Beispiel unter vielen herauszugreifen — durchaus kein spezifisch belgischer Fehler, wie die Warnung Jorans (Le Péril de la Syntaxe S. 17) beweist. Am besten geglückt ist der von dem Marollischen handelnde Teil, der ein treues Bild des in den niederen Volksschichten Brüssels gesprochenen, aus einer Mischung von Französisch und Flämisch bestehenden Dialektes bietet.

Jena. René Olivier.

R. Kron, Le Petit Parisien. 21. Auflage. Freiburg i. B., Bielefelds Verlag, 1926. 244 S.

Von diesem weitverbreiteten Büchlein ist nunmehr die 21. Auflage erschienen. Ein Vergleich der mir zufällig auch vorliegenden 7. Auflage aus dem Jahre 1900 mit dieser neuesten Ausgabe zeigt deutlich die Weiterentwicklung des gesprochenen Französisch in den letzten 25 Jahren. Ohne Zweifel bietet das sorgfältig revidierte Werk ein einwandfreies Französisch, wie es heute tatsächlich in Frankreich gesprochen wird. Das 22. Kapitel hat zudem eine Bereicherung durch einige glückliche Bemerkungen über die Verwendung der Zeitformen und der Modi, insbesondere über den Gebrauch des Imparfait und des Passé simple erfahren, die sicherlich dem Lernenden willkommen sein werden.

Jena. René Olivier.

Thérèse Labande Jeanroy, Docteur ès lettres, La question de la Langue en Italie. Publications de la Faculté des lettres de l'Université de Strasbourg. Fasc. 27. Strasbourg, Librairie Istra, 1925, 264 S.

Thérèse Labande Jeanroy, Docteur ès lettres, La question de la Langue en Italie de Baretti à Manzoni. L'unité linguistique dans les théories et les faits. Paris, Librairie Champion, 1925. XIV u. 133 S.

Die beiden vorliegenden Bände, in Wahrheit ein Werk, zeichnen sich durch fließende und bündige Darstellung wie durch reinliche, erträgnisreiche Arbeit gleichmäßig aus. Mit bemerkenswerter Geduld beobachtet und ver-

zeichnet die Verfasserin, wie durch viele Jahrhunderte hindurch immerfort dasselbe gesagt, bestritten, verteidigt wird. Da sie — wie es ja nicht anders möglich war — die Belege auszugsweise abdruckt, stellt das Buch auch den Leser auf eine harte Probe. Labande setzt sich zunächst mit der Question de la Langue auseinander, erläutert die Begriffe Sprache (= Nationalsprache, Schriftsprache), Mundart, Ortssprache, Einzelsprache und gewinnt so festen Boden für ihre weitere Darstellung der Jahrhunderte alten, für den Außenstehenden so sonderbaren Streitfrage: Was ist Italienisch? Sie stellt richtig, daß diese Frage in erster Linie die Stellungnahme der Antiflorentiner kennzeichnet, die durchaus nicht gelten lassen wollen, daß 'Italienisch' eben die florentinische Schriftsprache ist, von der sich die florentinische Mundart naturgemäß unterscheidet. Es ist ein nicht erfreulicher, aber lehrreicher Einblick in die Kämpfe, die der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis unserer Zeit vorausgegangen sind. Das ganze 16. Jahrhundert z. B. verwechselt latinisierende Sprache mit reiner Schriftsprache im Gegensatz zur Alltagssprache, die mit 'Vorstadtjargon' gleichgesetzt wird. Der Gedanke der sozialen Sondersprachen hat sich in der Tat langsam entwickelt, und den Provinzlern war vielfach (auch außerhalb Italiens) Lateinisch näher als die landesübliche Schriftsprache. Noch im 19. Jahrhundert war 'Italienisch' gelernte Schriftsprache, die nur ganz ausnahmsweise als gesprochene Sprache beherrscht wurde. Vgl. Labandes Nachweise über das Verhältnis erster und späterer Ausgaben zur Florentinität bei verschiedenen Dichtern, z. B. bei Ariost I, S. 70: erste Ausgabe latinisierend *Pietro, mora*, dritte *Piero, muoia* usw.; bei Manzoni II, S. 20 ff. Im Laufe des 19. Jahrhunderts, mit dem wachsenden nationalen Gedanken, erstarkt die Vorstellung einer einheitlichen 'nationalen' Umgangssprache, aber sie gewinnt sehr allmählich an Boden und ist, wie bekannt, noch heute nicht überall geläufig. Immer wieder wird häusliche und öffentliche Umgangssprache in den Auseinandersetzungen verwechselt (vgl. dazu II, S. 121), d. h. die Ermahnung, allzu familiäre Ausdrücke in der Amtssprache jeder Art zu meiden — also eine Stilfrage —, verwechselt mit der linguistischen Frage. Zum Schluß spricht die Verfasserin die Hoffnung aus (II, S. 133), die *question de la langue* sei nun endgültig abgetan. Das gilt allenfalls theoretisch, aber nicht praktisch. Beweis der im 20. Jahrhundert fortdauernde, oft recht heftig geführte Federstreit u. a. zwischen Villari (Nuova Antologia 1909, Bd. 141, S. 385 ff.) und De Lollis (Cultura 1909, 1910, 1911) und Monacis kleine Schrift *Per i nostri manualetti* 1918[1], in der die Notwendigkeit hervorgehoben wird, zunächst die Lehrer und dann die Schuljugend in den Stand zu setzen, die Schriftsprache auch als gesprochene Sprache zu beherrschen. Bei wenigen Völkern ist die Schriftsprache so abstrakt entwickelt wie bei den Italienern. Daher die fast belanglosen Veränderungen vom 13. Jahrhundert bis jetzt. Und umgekehrt: ebenso gering war der Einfluß der Schriftsprache auf die Mundarten. Wechselwirkung ist erst möglich, wenn die Schriftsprache Gemeingut aller ist, und wenn alle in ihr nicht nur schreiben, sondern auch — mindestens gelegentlich — sprechen. Dann wird sich die Erstarrung des Schriftitalienischen von selbst lösen, die mundartliche Färbung des Lingua Sprechenden wird es befruchten. Wie weit tatsächlich die Schriftsprache von der Ortssprache entfernt ist, bekundet nichts deutlicher als das Verlangen, daß einerseits die Crusca Mundartwörterbücher (Italienisch-Mundartlich) herausgebe (so Manzoni, Prose minori S. 251, 267), daß anderseits Wörterbücher aus der Mundart in das Italienische für die Volksschullehrer angelegt werden müssen, um ihnen den Ausdruck in der ihnen fremden Sprache zu erleichtern. Beabsichtigt ist einsichtsvollerweise italienische Zweisprachigkeit. Den Kindern soll nur ja nicht Verachtung der Mundart anerzogen werden, sagt Monaci

[1] Lingua e Dialetto, N. 3.



(S. 17). *Non c'è nazione*[1] *senza la propria lingua, non c'è popolo senza il suo dialetto* (S. 18). Also zu Hause: Mundart. Amtlich: Reichssprache, Italienisch. Es ist nur bedauerlich, daß diese klugen Worte von der Unterrichtsbehörde bei der Schulordnung der deutschen Provinzen nicht in Erwägung gezogen wurden.

Wien. Elise Richter.

C. Dernehl und H. Laudan unter Mitwirkung von B. Marwedel und J. M. Robledo-Placencia [sic!], Spanisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Grundbuch. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1925. VIII. — 140 S. [Dernehl-Laudan, Ausg. B. Für ältere Schüler.]

C. Dernehl, unter Mitwirkung von B. Marwedel und H. Laudan, Grundzüge der spanischen Grammatik. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1925. VI. — 74 S.

Das 'Grundbuch' und die mit ihm vereinigten 'Grundzüge der spanischen Grammatik' sind dazu bestimmt, reifere und ältere Schüler in einem Zuge von den Anfängen der spanischen Grammatik und der spanischen Lektüre bis zum Verständnis der spanischen Literatur zu führen. Der Unterricht geht induktiv vom Sprachstoff aus, wobei einsprachige Übungen verschiedenster Art zur freien Wahl für den Unterricht eingegliedert sind. Die Auswahl der Übungsstücke ist so getroffen, daß der Schüler von Anfang an durch ihren Inhalt gefesselt wird. Wir freuen uns, gleich nach den ersten Lektionen Gedichte von Hartzenbusch und Bécquer und daran anschließend Stücke aus Alarcón und Lafuente zu finden, die dem Schüler wichtige Episoden der spanischen Geschichte und zugleich wertvolle literarische Zeugnisse nahebringen. Auf die Lektionen folgen 'Modelos de poesía lírica' und 'Trozos escogidos de notables prosistas del siglo XIX'. Deutsche Übersetzungsbeispiele geben die Möglichkeit zu deutsch-spanischen Versionen. Den Lektionen sind umfangreiche Wörterverzeichnisse beigefügt. Den Schluß bildet ein das Wesentliche erfassender und sorgfältig gearbeiteter Anhang über die Aussprache.

Als Begleitbuch zu dem 'Unterrichtswerk' sind die 'Grundzüge der spanischen Grammatik' gedacht, in denen in außerordentlich übersichtlicher Weise die Formenlehre und die wichtigsten Erscheinungen der Syntax (im engsten Anschluß an die ausführlichere Grammatik von G. Wacker) dargestellt sind.

Als Ganzes genommen stellen 'Grundbuch' und 'Grundzüge der spanischen Grammatik' eine hocherfreuliche Leistung dar, sowohl im Hinblick auf den Inhalt wie die äußere Anlage und die wissenschaftliche Qualität. Im einzelnen ist u. a. folgendes zu bemerken: Grundbuch S. 18 *decían que era demasiado barato* scheint ein Germanismus; es genügt *que era barato*. — S. 33 *con un acento especial, enteramente distinto del de ...*: der Gebrauch des Determinativums ist in der Grammatik § 76 nicht erwähnt. Ebendort erwartet man eine Charakterisierung des Judenspanischen zur Erklärung des Textes. — S. 35 *No por mucho madrugar ...*: der Gebrauch der Negationspartikel paßt nicht zu der in der Grammatik § 66 gegebenen Regel. — S. 37 ist ein Hinweis auf die Akzentuierung von *chofer* < *chauffeur* geboten. — Bei den zusammenhängenden Stücken (namentlich der späteren Lektionen) er-

[1] Den Begriff der Nazion begreift Monaci so: *La nazione non è una razza ma è un aggregato di popoli diversi che si fusero in uno* (S. 18). Das stimmt nicht nur im Hinblick auf die 'Neuen Provinzen'.



wartet man öfter eine genauere philologische Erklärung bzw. Kommentierung von Einzelheiten. In den Wörterverzeichnissen haben die Verfasser gelegentlich Wörter zu Wortfamilien zusammengestellt und damit dem raschen Erfassen wesentlich gedient. Reiferen Schülern, für die das Buch ja bestimmt ist, könnte man in dieser Beziehung aber noch weit mehr entgegenkommen. Ebenso scheinen mir Erklärungen von Bildungen wie *pardiez* (S. 44, 108 'meiner Treu, wahrhaftig'), *a las mil maravillas* (S. 45), *parece mentira* (S. 45), das doch nicht mit 'es scheint eine Lüge' wiedergegeben werden kann, *¡Toma!* = Interjektion (S. 58), *conque* 'also' (S. 63), um nur einige wenige Proben herauszugreifen, dringend geboten. Namentlich die Trozos escogidos S. 63 ff. und Lección 26 (andalus. Text) verlangen eine genauere Erklärung.

Zur Grammatik: Der Gebrauch des sächlichen *lo* ist nicht deutlich erklärt (§ 56). — Die Superlativbildung — *ísimo* ist nicht ein Rest aus lateinischer Zeit (§ 61). — Das Kapitel über die adverbiellen Ausdrucksmöglichkeiten (§ 66) bedarf der Ergänzung. — Den Unterschied von *aquí* — *acá*, *allí* — *allá* (§ 75) fasse ich anders; vgl. meine 'Einführung', S. 34.

Hamburg. F. Krüger.

Pascu, Rumänische Elemente in den Balkansprachen. (Bibl. dell' Archivum Romanicum, Serie II, vol. 9, 1924.)

Die Arbeit von Pascu betrifft die rum. Elemente im Bulgarischen, Serbischen, Griechischen, Albanischen und Türkischen. Die Gesamtzahl der rumänischen Wörter, die in diese Sprachen übergegangen sind, beträgt laut Pascu 452. Das ist nicht wenig, wenn wir die unbedeutende kulturgeschichtliche Rolle des rumänischen Volkes in Betracht ziehen, und, wäre das Verzeichnis richtig, so würden wir Grund haben, uns auf die reiche wissenschaftliche Ausbeute zu freuen. Leider muß die Freude, sobald wir das Verzeichnis näher betrachten, der Enttäuschung Platz geben, weil in ihm weit über die Hälfte der Worte falsch angeführt sind. Das Material von Pascu gliedert sich in zwei nach Zahl und Bedeutung ungleiche Teile. Diejenigen Worte, die Pascu aus den Arbeiten anderer Forscher entnommen hat, sind interessant und meistenteils richtig interpretiert. So ist für die serbischen Elemente der Verweis auf den Namen von Skok sehr autoritativ. Der Verweis auf Romanski führt uns mit Sicherheit auf die lateinischen Elemente in den Balkansprachen. Für das Griechische ist die Autorität von Meyer zu beachten. Hinter den meisten etymologischen Erklärungen steht aber [Pascu] allein, und diese Erklärungen sind auch meistenteils ganz irreführend. Die Fehler von Pascu sind verschiedenartig. Sehr häufig erklärt er Wörter aus dem Rumänischen, wo unbedingt die entgegengesetzte Erklärung zutrifft; nicht selten verbindet er Wörter, die vollständig verschiedenen und voneinander unabhängigen Ursprungs sind; viele balkanische Wörter werden weiter von ihm aus den rumänischen erklärt, obgleich sie in Wirklichkeit ohne rumänische Vermittlung auf das Lateinische zurückgehen. Im Albanischen will Pascu manche alte romanische Parallelformen aus dem Rumänischen ableiten.

Alle Irrtümer von Pascu aufzuzählen, ist hier unmöglich, und wäre dies auch für das Thema wenig instruktiv. Ich beschränke mich auf einige Beispiele, um die Art und Weise der wissenschaftlichen Arbeit von Pascu zu erhellen. Der Leser muß jedenfalls auf Überraschungen verschiedenster Art vorbereitet sein.

1. Pascu erklärt gr. *altarion*, kslaw. *altarĭ*, *oltarĭ* aus rum. *altar*. Jedoch erfahren wir aus Tiktin, daß das rum. Wort ein Neologismus ist. Es gibt dabei ältere und volkstümlichere Formen *oltarĭŭ*, *altarĭŭ*, diese letzteren gehen aber unbedingt auf das Slaw. zurück. Das griech. (> slaw.) Wort stammt direkt aus dem Lateinischen.

2. Das bulg. *reapa* ist ein altes allgemein slawisches Wort und kann daher nicht aus dem mrum. *arapă* stammen. Die mrum. Form *repă* sowie die entsprechenden alb. Formen gehen selbst auf das Slaw. zurück.

3. griech. *ῥόγα* — Zahlung, Lohn muß sehr alt sein, weil es auch im ukr. (*ruha*) vorkommt. Die mrum. Form *arugă* ist vom gr. *abzuleiten*.

4. gr. *ἄρμα*, pl. *ἄρματα* geht auf das lat. it. *arma* und nicht auf das mrum. *armă*. Ist das Wort im Mrum. überhaupt alt?

5. Pascu erklärt erstaunlicherweise auch das gr. *ασπρον* — kleine Münze aus dem mrum. *aspru*. Das Wort ist lat. > griech. > türk. > mrum. (vgl. Martinori, La moneta, S. 17).

6. Auch die sehr alten slaw. *ocĕlŭ* — Stahl und *ocĭtŭ* — Essig, die vielleicht durch die germ. Vermittlung auf das Lat. zurückgehen, erklärt Pascu aus dem Rum. Da aber das Rum. diese Wörter selbst nicht hat, so erfindet er zu dem Zweck rum. **aţeale* und **aţet*, die leider im Rum. unmöglich sind, weil hier *-ce-* und *-ci-* kein *ţ* ergeben.

7. mrum. *baer* kann nicht aus dem **bailum* entstanden sein, weil das letztere *bal'* ergeben würde. Dementsprechend bleibt die Erklärung des bulg. *baer* aus dem Rum. in der Luft hängen.

8. mrum. *broatic-rainette* hat nichts mit dem bulg. *butrak* — Knorren zu tun, welches mit dem slaw. Stamm *but* verbunden ist.

9. rum. *îmbuca* — essen ist vollständig verschieden von dem bulg. *pukam* — platzen (lautnachahmend).

10. serb. *bučina* — Kürbis < serb. *buča* < it. *boccia* hat mit rum. *bucium* — Trompete nichts zu tun.

11. serb. *bunica* — Bilsenkraut < aslaw. *blĭnŭ*, vgl. russ. *belena* steht mit der rum. Sprache in keiner Beziehung.

12. rum. *căpiţă* — meule de foin erklärt Pascu aus *capă* — Mantel + *iţă* und leitet davon ab: serb. *kapica* — petit bonnet, alb. *kapica* — meule de foin, bulg. *kapica* — gousse, silique. Hier sind vier Fehler zu verzeichnen: 1. stammt das rum. *căpiţă* aus dem slaw. *kopica* — meule de foin; 2. hat das serb. *kapica* < serb. *kapa* — Mantel mit dem rum. *căpiţă* nichts zu tun; 3. stammt das alb. *kapica* aus dem Slaw.; 4. ist das bulg. *kapica* ebenso wie das serb. Wort eine Verkleinerungsform zu *kapa* Mantel.

13. serb. *kar* (nur in Dubrovnik) < it. *carro* und nicht rum. *car*.

14. serb. *karoca*, *karuce*, bulg. *karuca* < it. *carozza*. Das rum. *căruţa* stammt wohl selbst erst aus dem Slawischen.

15. mr. *castru* — citadelle stammt aus dem gr. *κάστρον* < lat. *castrum* und nicht umgekehrt. Die rumänischen Hirten hatten doch keine Zitadellen!

16. serb. *kapun*, *kopun* < it. *cappone*, nicht rumänisch.

17. rum. *căciulă* ist wegen des *-l-* nicht erbwörtlich. Es stammt selbst aus den Nachbarsprachen.

18. serb. bulg. *čep*, ukr. *čip*, russ. *čop* ist ein ganz altes Wort und kann daher unmöglich auf das Rumänische zurückgehen.

19. slaw. *čereša* ist zu alt und zu verbreitet im Slaw., um aus dem Rum. erklärt werden zu können.

20. bulg. *st!* (Interj.) erklärt Pascu aus dem rum. *cit!*

21. rum. *ciupercă* stammt aus dem Slaw., vgl. bulg. *pečurka*, serb. *pečurka*, *pečurica*, ukr. *pečeryca*, russ. *pečerica* und nicht umgekehrt.

22. serb. *castigati* — straffen < lat. *castigare* und nicht rum. *cîştiga*.

23. serb. *cresta* ist it.

24. mrum. *crimă* ist ein Neologismus < gr. *κρίμα*, nicht umgekehrt.

25. slaw. *cikuta* < lat. *cicuta*. Im Rum. fehlt das Wort.

26. abulg. *komŭkati* geht auf das kirchenlateinische *communicare* und nicht auf das mrum. *cumnicare*.

27. rum. *curundă* ist ein neues Wort und stammt wohl selbst erst aus dem Slawischen.



28. bulg. *dŭrma* — Harke, *dŭrmi* — Lumpen, russ. *dermo* sind erbwörtlich. Das rum. *dîrmă* stammt aus dem Slawischen.

29. bulg. *drum* geht direkt auf das Griech. zurück.

30. bulg. *ženica* ist ein allgemeinslawisches Wort und hat mit den Macedorumänen nichts zu tun.

31. serb. *frigati* < it. *fricare*, nicht rum. *frige*.

32. Das Wort *flammula* wurde im Mittelalter im Griechischen von den Romanen entlehnt, von den Griechen ging es in das Mrum. über, und nicht umgekehrt.

33. serb. *gal* — schwarz ist ein altes slaw. Erbwort, mrum. *gal* stammt aus dem Serbischen.

34. serb. *greben* steht mit dem slaw. *grebenĭ* — Kamm, Gebirgskette in Verbindung. Pascu will es aus dem mrum. *grebenă* — nom d'une ville macedo-roum. erklären!

So viel aus den ersten Seiten der Arbeit von Pascu. Im weiteren will ich nur einige besonders bezeichnende Fälle herausgreifen.

Skok hat serb. *žukva* mit dem lat. *juncus* verglichen. Pascu erfindet dazu eine rum. Form **junc*, und noch eine rum. Etymologie ist fertig.

Aus dem Rum. erklärt Pascu weiter: *mama*, *tata* (Mutter, Vater), allgem. slawisches *lomaċa*, slow. *laudica* (wozu rum. **lavdă* erfunden wird), *marmor*, bulg. *martor*, bulg. *mŭnkam* (mummeln, lautnachahmend), allgem. slaw. *mura* (< lat.), bulg. neolog. *negŭr* (Neger), gr. *νοέμβρις*, bulg. *paska* (> rum. *pască*), bulg. *piškam* (piquer), gr. *πόρτα*, sogar *ἡ Ῥωμανία*, desgleichen allg. slaw. *malina!*, allg. slaw. *strop*, bulg. neol. *suma*, serb. *stup* (slaw. Erbwort), usw. usw.

Sogar die wichtigsten Irrtümer sind nicht aufzuzählen. Einfacher und auch nützlicher ist es, das Richtige zusammenzustellen.

Von den über 200 bulg. Wörtern, die Pascu aus dem Rum. erklären will, sind meiner Ansicht nach nur folgende richtig interpretiert:

mura, *vapa*, *aranija*, *aca*, *batut*, *bŭšŭka*, *buċeniš*, *buturaċ*, *kašer*, *ċerċeluški*, *skurtejka*, *ċutura*, *kraċon*, *kulastra*, *koptor*, *kostura*, *faša*, *fiċor*, *furka*, *furkulica*, *gega*, *gruń*, *duńa*, *gura*, *guša*, *lešija*, *lingur*, *komaj*, *maj*, *mamaliga*, *masa*, *maċuk*, *mut*, *pakura*, *petura*, *pujek*, *skrum*, *spuza*, *struga*, *sugare*, *šut*, *turma*, *tufa* (?), *urda*, *vada*, *vica* (?), *zestra*, *žgura*, *murgav*.

Ich erlaube mir, dieses Verzeichnis zu verdoppeln:

afara — draußen < rum *afară*, ds.

arnič — Baumwollengarn steht im Zusammenhang mit rum. *arniciŭ*, ds.

babana — altes Schaf < rum. *băbană* — altes Schaf, das nicht mehr lammt.

balmuš, *bel mŭž* — Gericht vom frischen Käse, Maismehl und Butter < rum. *balmuș* — Brei aus Maismehl und Schaf- oder Kuhrahm.

bač — Senner < rum. *baciŭ* — Senner, Käsemachen.

blŭnda — Blase, Geschwulst < rum. *blîndă* — Nesselausschlag.

bordej, *burdej* — Erdhütte < rum. *bordeiŭ*, ds.

brenduški — eine Pflanze < rum. *brîndușă* — crocus.

vižulija, *vižulja* (Vidinsko, Banat) — Sturm < rum. *vijelie*, ds.

vitriga — Schwiegermutter, *vitrig* — Schwiegervater (Vidinsko) < rum. *vitrig*, *vitreg* — Stief-.

vuntur — Adler < rum. *vultur*, ds.

gŭlka — Ohrendrüsengeschwulst < rum. *gîlkă* — Drüsengeschwulst.

dalavera — Geschäft (in der Geschäftssprache) < rum. *daraveră*, ds.

destur — genug < rum. *destul*, ds.

džumka — Geschwür, Beule < mrum. *ciumă* — Beule.

društă — Walkerei steht im Zusammenhang mit rum. *dirstă*, alb. *dεrstile* — Walkmühle.

zbanec, *zbanc* (Vidinsko) — Eisenreif < rum. *sbanț* — bande de fer.

zira — Molken < rum. *zer*, ds.

kaleš — mit schwarzgerundeten Augen, schön < rum. *galeș* — mit mattem, schmachtendem Gesichtsausdruck.

kalušar < rum. *călușar* — Art Tänzer.
kamašica (Tŭrnovo) — weibliches Oberkleid > rum. *cămășuță* — Hemdchen.
kapacina — Kopf < rum. *căpățînă*, ds.
kapuš — Schaflaus < rum. *căpușă*, ds.
karlik, karluga, kŭrlug — Schäferstab, Hacken < rum. *cîrlig* — Hacken, Hackenstange. (Übrigens ist auch die entgegengesetzte Einwirkung möglich.)
katun — Zigeuner; *katuna, katunarska koliba* — Zigeunerhütte; *katunar* — Rumäne < rum. *cătun* — Weiler.
karnače, kŭrnak — Bratfleisch < rum. *carne* — Fleisch.
karnacarya — Wurstwarenfabrik < rum. *cîrnățărie* — Wurstfabrik, Wurstwaren.
kjopav — hinkend < rum. *schiop* — lahm, hinkend.
konč (Vidinsko) — Kopfzierreifen der rumänischen Frauen < rum. *conciŭ* — hölzerner oder eiserner Reifen, den die verheirateten Frauen kranzartig tragen.
krecav (Banat) — kraushaarig < rum. *creț*, ds.
kulaša — Gebäck aus Sesam < rum. *culeașă* = Mămăligă.
levurda — alium ursinum ist mit rum. *leurdă*, ds. zusammenzuhalten.
lincura — Enzian < rum. *ghințură*, ds.
luturka (Tŭrnovo) — auf Kleidern gestickte Schmetterlinge < rum. *fluture* — Schmetterling.
malaj — Maisbrei (Tŭrnovo) < rum. *mălaĭŭ*, ds.
mandzara — Melkziege < rum. *mînzare* — Milchschaf.
menčó — Vielfraß < rum. *mincacios* — gefräßig.
mušija — Landgut < rum. *moșie* — Erbeigentum.
patul — Korb für Mais < rum. *pătul* — Heubrett, Maisscheune.
plasa — Fischnetz (a. Donau) < rum. *plasă* — Netz.
pošija — Kopfbinde < rum. *fășie* — Streifen (Stoff, Leder).
prefacut — heuchlerisch < rum. *prefăcut* — listig, falsch, heuchlerisch.
purecek (život) — Schlechtes (Leben) < rum. *purcea* — Ferkel.
ruška — braunes Schaf < rum. *roșcă* — Rotkopf.
talpa — dickes Brett < rum. *talpă* — Sohle, Sohlbalken.
toba — Trommel (Vidinsko) < rum. *tobă*, ds.
trŭsura — schlechter Wagen < rum. *trăsură* — Wagen.
urbalec — Gesichtsentzündung < rum. *orbălț* — Rotlauf.
florca — leicht gesinntes Mädchen < rum. *floarță* — Schmähwort für feile Dirnen.
flutura, flotora — Flitter < rum. *fluture* — Schmetterling, Flitter.
štim — Abfall der Wolle < rum. *știm* — laine qui reste en tampon dans le peigne.
Skorčev (Sumenski Vesti, 1920, 28. Februar und 6. März) führt weiter noch *cijtora* < rum. *țiitoare* — Maitresse, *pofta* < rum. *poftă* — Wunsch und *palarija* < rum. *pălărie* — Hut an.

Mit dem rum. *chiciură* steht wohl auch das bulg. *kičer* — Wald, *kičur* — Eiszapfen in Verbindung.

Für das Serbische sind aus dem langen Verzeichnis von Pascu folgende Wörter zu behalten:

jabušoliti, bale, vapa, aranija, blavor, batica, bešika, blanda, broska, motoruga, krnata, kičer, čula, čuliti, čutura, komaj, krecav, kunastra, skurtelka, kustura, do, faca, frula, frongata, frncela, laiiš, guntura, glindura, mrkatuna, guša, omsica, žentica, maj, šopte, pato, plaj, pule, hrnkaš, struga, sugare, mamaliga, mrginaš (?), *mačuga, mrdzela, muzara, mugara, murga, frzelin, šut, šasto, trze, turma, urda, zeci, duňa* (?) mit dazugehörigen Varianten.

Nachdem der serbische Wortschatz von Skok durchmustert worden ist, ist hier jedenfalls nicht viel Neues zu erwarten. Vorläufig müssen hinzugefügt werden:

bač — Senner < rum. *baciŭ*, ds.
balega — stercus pecorum < rum. *baligă*, ds.
benduška, brnduška — crocus < rum. *brîndușă*, ds.
brnka — erysopelos < rum. *brîncă* — Rotlauf.
burdel — Hütte < rum. *bordeĭŭ*, ds.
caranski — was den Rumänen gehört < rum. *țăran* — Bauer.
garda — ein Zaunwerk in der Donau zum Hausenfangen < rum. *gard* — Zaun.
goga — der Maurer (meist sind es Zinzaren) < mrum. *goga*, alb. *goga*.
katun — Sennerei < rum. *cătun* — Weiler.
putara — Hure < irum. *putară*, ds.
rea, reha — dünnstehende Wolle, *reav, rehav* — dünnhaarig (von Schafen) < rum. *rău* — schlecht.
tušica — Hautwolle < abgel. vom rum. *tușinez* — kurz scheren.

Skok erklärt das sorb. *cura* — Tochter aus dem rum. *fĭțoară*. Diese Ableitung halte ich für überflüssig, weil das serb. Wort slawisch ist (vgl. poln. *cura*, russ. *dočurka*, Tochter, Töchterchen), auch serb. *kočan* (cf. serb. bulg. *koč* — Widder) ist slawisch.

In dem serbischen Wörterbuch von Daničić gibt es ziemlich viel Personen- und geographische Namen rumänischen Ursprungs. Aus Rücksicht auf den Platz will ich von deren Aufzählung absehen. Auch unter den bulgarischen topographischen Namen gibt es manches rumänische Element, so z. B. Vakareli, Pasareli, Magura, Mošino, Murgaš, Podujeni, Balta, Vada, Bělaurica usw., welches zu dem bereits bekannten Material hinzuzufügen ist.

Die Übertreibungen von Pascu sind auch in bezug auf die griech. und alb. Sprache nicht kleiner. Im Albanesischen gibt es im ganzen vielleicht ein Dutzend Wörter, die rumänischen Ursprungs sind. Das Verzeichnis von Pascu erstreckt sich demgegenüber auf weit über 100 Worte.

Die griechische Sprache enthält allem Anschein nach etwas mehr rum. Elemente als die anderen Balkansprachen. Zu deren Bestimmung ist jedoch eine neue unbefangene Durchforschung des griech. Wortschatzes erforderlich, weil die Arbeit von Pascu auch in dieser Hinsicht irreführend ist. Zur Etymologie des rum. Wortes *murg* — dunkel bemerke ich beiläufig, daß es meiner Ansicht nach auf das aslaw. *mrŭk* zurückgeht, vgl. akirchslaw. *mraku* — caligo, *mrŭknąti* — obscurari. (Das obenangeführte Verzeichnis rumänischer Wörter im Bulgarischen ist weiter durch die rum. Elemente zu vergrössern, die in *Novo Selo*, dem Dorfe mit gemischter Bevölkerung, gebräuchlich und von Mladenov *(Sbornik za nar. umotv. 1901, s. 501 ff.)* verzeichnet worden sind. Es sind im ganzen ca. 50 Worte, die an anderen Orten Bulgariens nicht gebraucht werden.)

Charlottenburg. D. Scheludko.



Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik.

Zur Geschichte eines technischen Mittels.

(Fortsetzung und Schluß.)

Daß es sich so verhält, zeigen die beiden Gedichte *Der Main* und *Der Neckar:* Flüsse brauchen eben in erheblich höherem Maße die Bezeichnung, damit sie erkannt werden. Charakteristisch ist in beiden Fällen die Art, wie Hölderlin den Namen bringt: er spart ihn sich so lange wie möglich auf. Das ist vor allem im *Neckar* höchst wirkungsvoll: das Gedicht beginnt mit der Anrede 'In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf', es beschwört die Erinnerung herauf an die Hügel, wo des Himmels Luft oft dem Dichter der Knechtschaft Schmerzen löste, mit den Bergquellen eilte sein Herz hinab zum Fluß und mit ihm zu den Städten und Inseln des Rheins. Gewiß, jetzt steht ihm der Sinn weiter in die Ferne 'zum goldnen Paktol, zu Smyrnas Ufer, zu Ilions Wald'; bei Sunium möchte er landen, den Pfad nach Olympions Säulen erfragen, sich in der Meerluft der schönen Inseln Ioniens kühlen; er malt sich das frohe Leben aus, das er da mitgenießen wird, aber er schließt:

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgott einst, doch weicht mir aus treuem Sinn
  Auch da mein Neckar nicht mit seinen
  Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

Gegenüber Goethes starker Zurückhaltung, Schillers Einseitigkeit ist also bei Hölderlin deutlich der Wille vorhanden, sich der Ortsbezeichnung mit besonderer Wirkung zu bedienen; es geschieht aber im ganzen immer noch sparsam, und zwar so, daß die wohlklingenden klassischen Namen einen Vorrang vor den schlichten deutschen bewahren, die das Herz des Dichters aber dennoch jenen gleichstellt: auch im *Main*gedicht gehen die Gedanken erst nach Sunium und Olympion. Beachtenswert ist dabei, daß Hölderlin — anders als Schmidt — Namen, die schließlich nur ihm etwas sagen, vermeidet: gern werden Rhein, Main und Neckar genannt, aber in der *Herbstfeier* (Gedicht 3) bleibt der 'liebe Geburtsort' (Lauffen) ohne Namen, während in der fünften Elegie das 'glückliche Stuttgart', in der *Heimkunft* (Elegie 4) das 'glückselige Lindau' angeredet werden. Dennoch hebt mit Hölderlin die Zeit an, da die deutschen Ortsnamen in der hohen Lyrik eine Rolle spielen, wie man sie früher höchstens den klassischen zugebilligt hätte.

Diese neue Zeit ist natürlich die der Romantik. Unter ihrem Einfluß wurde das Gefühl für Wert und Würde der Heimaterde leidenschaftlich empfunden, ihre Menschen dachten nicht mehr

an eine Rechtfertigung des Gebrauchs der deutschen Flurnamen durch Gegenüberstellung der durch jahrhundertelange Überlieferung als poetisch geltenden klassischen, wie wir sie bei Hölderlin noch fanden, sie wollten auch nicht mehr die Betonung des Typischen, die Erweckung der allgemeinen Vorstellung, wie sie Goethe gab, noch weniger die feierliche Umschreibung — der Namen sollte diesen bestimmten Ort mit seinem ihm allein eigenen Reiz vors geistige Auge stellen. Keiner kann das besser veranschaulichen als Clemens Brentano; durch seine Dichtung strömt der Fluß seiner Jugend: 'zu Bacharach am Rhein' wohnt ihm die Zauberin, und wenn dies Lied Balladencharakter hat, so brauchen wir nur an *Heimatsgefühl* zu denken mit der Strophe:

> Treib nieder und nieder,
> Du heiliger Rhein!
> Du kommst mir ja wieder,
> Läßt nie mich allein —

oder an den *Schiffer im Kahne* mit seinem Anfang:

> Am Rheine schweb' ich hin und her
> Und such' den Frühling auf,
> So schwer mein Herz, so leicht mein Sinn,
> Wer wiegt sie beide auf!

Der Unterschied zu Goethischen Gedichten ähnlicher Stimmung drängt sich da förmlich auf; wer aber empfinden will, welche Wirkung Brentano gerade aus dem Namen herausholen kann, der lese das schönste der deutschen Rheingedichte, die *Rückkehr an den Rhein*, das der Dichter seinem Müller Radlauf in den *Rheinmärchen* in den Mund legt:

> Weiß ich gleich nicht mehr wo hausen,
> Find' ich auch die Mühle nicht,
> Hör' ich dich doch wieder brausen,
> Heil'ger Strom, im Mondenlicht.
> O willkomm! willkomm! willkommen!
> Wer einmal in dir geschwommen,
> Wer einmal aus dir getrunken,
> Der ist Vaterlandes trunken!

Das ist der Auftakt: nun folgt die Erinnerung an die Wanderschaft, auf der ihn nie und nirgends der Gedanke an den Strom losgelassen hat, der herrlicher als alle durchs Vaterland geht; es folgt der Preis des Schildes der Starken, des Trostes der Frommen — Erzmundschenk und Küchenmeister, das Ordensband der deutschen Erde wird er genannt, und endlich ertönt der Name:

> O willkomm! willkomm! willkommen!
> Echo, schlag die Freudentrommen,
> Daß der Vater Rhein auch höret,
> Wie ich bin zurückgekehret.

Das Aufsparen des Namens hatten schon Claudius und Hölderlin geübt, bei beiden aber hat die schließliche Nennung etwas Überraschendes: bei jenem schon formell durch die Anlehnung an den Rätselcharakter, bei diesem, weil sich des Dichters Geist unterm ionischen Himmel verträumt zu haben scheint, erst mit einem gewaltsamen Ruck macht er sich los, um uns zu versichern, daß er auch dort die Heimat nicht vergessen werde — Brentano will gerade zeigen, wie er nie vergessen hat und nie vergessen kann, all sein Denken und Fühlen kreist um den einen heimatlichen Strom, alles drängt förmlich auf die Nennung des Namens hin — nie hätte der Dichter auf sie verzichten können, wie es Hölderlin in *Heidelberg* tat.

Nun förderten auch die allgemeinen Zeitverhältnisse solche Verwendung deutscher Namen ganz beträchtlich, ist doch die Lyrik der Freiheitsdichter ohne stete Beziehung auf den heimischen Boden kaum denkbar. Schenkendorf, an sich wahrlich ein Dichter, der sich gern im Allgemeinen bewegte — man denke nur an sein Lied 'Freiheit, die ich meine' —, sang von der 'Burg, die an den Straßen Des falschen Frankreich liegt', der *Frühlingsgruß an das Vaterland* schließt in eine Strophe Rheinfall und Donauquell, Neckar und Main und vergißt in der nächsten auch den fernen Memelfluß nicht; aus Ernst Moritz Arndt fallen jedem sofort der Belege genug ein — es ist natürlich ein anderes, ob mit dem Namen auch eine besondere dichterische Wirkung erzielt wird. Beispiel und Gegenbeispiel mögen den Unterschied anschaulich machen.

Da ist zunächst Arndts *Lied vom Schill;* es erzählt den stürmischen Zug des Helden, Berlin, Dömitz und Dodendorf sind mehr Sache geschichtlichen Berichts als musikalischer Ton, dann aber:

> Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
> Wo der Wallenstein einstmals verlegen sich hat,
> Wo der zwölfte Karolus im Tore schlief —
> Wie liegen ihre Mauern und Türme so tief!
> — — —
> O Stralsund, du trauriges Stralesund,
> In dir geht das tapferste Herz zugrund ...

ich glaube, hier ist die gewollte und auch erreichte Wirkung durch den Ortsnamen unverkennbar, wobei die Frage, ob die doppelte Form gerade als glückliches Mittel gelten kann, dahingestellt bleiben möge.

Andererseits fällt auch manchmal ein Ortsname ziemlich eindruckslos zu Boden, aus dem mehr hätte gemacht werden können; man denke an das Lied *Auf Scharnhorsts Tod.* Wenn es da heißt:

Kugel, raffst mich doch nicht nieder?
Dien' euch blutend, werte Brüder,
Führt in Eile mich nach Prag!

so wird niemand von dem Städtenamen eine besondere dichterische Wirkung spüren. Aber an dem selbst liegt es wahrhaftig nicht; man stelle nur das Eichendorffsche *Wanderlied der Prager Studenten* daneben:

Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir ziehn in die Weite ...

und bedenke, daß hier der Name durch den Inhalt durchaus nicht unbedingt gefordert wird: man meint zu spüren, daß der Dichter auf seinen Klang nicht verzichten wollte, es hätte ihm etwas gefehlt, wenn er einfach 'Stadt' dafür gesagt hätte; natürlich sollte mit dem Klang auch dies bestimmte Bild, die Moldau und über ihr die Türme von Prag, vor dem geistigen Auge auftauchen.

Schuf das mächtig erstarkte Heimatsgefühl Ortsnamen, mit denen es sich verband, breiteren Raum als sie vorher hatten beanspruchen dürfen, so wurden andere durch die romantische Freude am seltsam-geheimnisvollen, dichterisch lockenden Klang eingeführt. Für das Gefühl sind die Träume bezeichnend, die sich für den Knaben Brentano an den Städtenamen Vaduz knüpften — Goethes Mutter schrieb ihm hellseherisch den Denkvers:

Das Himmelreich ist dein Vaduz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz —

für die Umsetzung des Gefühls in Dichtung gibt es kaum ein besseres Beispiel als jenes phantastische Land mit eigener Geschichte, Mythologie und Topographie, das sich die Freunde Mörike und Ludwig Bauer als Schauplatz ihrer Dichtung zusammenfabelten — der reife Mörike erinnert in seinem Verhalten zu den Ortsnamen an Goethe, aber doch hat er als Denkmal seiner Jugendsehnsucht in seine Gedichte *Weylas Gesang* ('Du bist Orplid mein Land ...') aufgenommen und damit dem alten Thule ein neues Symbol für das Reich in romantischer Ferne beigesellt.

Selbstverständlich handelt es sich bei unserem Thema nicht bloß um die Tatsache, daß man Ortsnamen in der Lyrik verwendete, sondern vor allem darum, daß durch sie ein dichterischer Eindruck erreicht wurde. Wir sahen schon, daß nicht immer von einem solchen die Rede sein kann, aber in den weitaus meisten Fällen können wir ihn doch feststellen. Er ist zunächst Sache des Künstlertums des einzelnen Dichters; man wird aber auch von einer gewissen Technik sprechen dürfen, und diese entstand oder wurde in ihrem Entstehen wenigstens gefördert durch die Gewohnheit der Romantiker, ihre Lieder als Einlagen in Er-

zählungen einzustreuen. Solcher Art ist das angeführte Eichendorffsche Gedicht, ebenso sein *An der Grenze* mit dem Kehrreim 'Vivat Österreich', mit Donau und Stefansturm im Text; dahin gehören außer einem guten Teil der genannten Lieder Brentanos noch eine ganze Anzahl anderer, vor allem aus den Rheinmärchen, darunter jener Aufmarsch des Roten und Weißen Mains und alles dessen, was in sie mündet, mit manchem Brentanoschen Reimkunststück. Die Verbindung mit der Erzählung macht so und so oft die Nennung eines Namens sachlich entbehrlich; wird er doch genannt, so mußte es für den Dichter naheliegen, ihn nicht als bloßes Füllsel erscheinen zu lassen, sondern ihm Eigenwert zu geben, und der kam dem Gedicht, wenn es, aus der ursprünglichen Umgebung losgelöst, durch sich selbst wirkte, zugute — wir sahen es am *Wanderlied der Prager Studenten,* sehen es vielleicht noch deutlicher bei einem Gedicht Wilhelm Müllers. Der hatte eine gewisse Neigung für Namen, die bisher in deutscher Lyrik kaum je erklungen waren. Aber wenn er Jasmund und Wittow nennt, wenn er in 'Arkonas Berge' und seinem Adlerhorst ein Sinnbild deutschen Landes und Schicksals sieht, so ist das durch den Sammeltitel *Muscheln von der Insel Rügen* vorbereitet, und ähnlich verhält es sich mit den Städte- und Inselnamen der *Griechenlieder*. Aber wie steht es mit jenem fröhlichen Liede von seiner Muse, die unter die Kellnerinnen gegangen ist (*Meine Muse*) und ihn nun zum Verweilen in 'des Schenken sein Haus' einlädt?

> Gar lang sind die Wege,
> Gar kurz ist die Zeit,
> Und auf den Karpathen
> Sind die Straßen verschneit.

Warum gerade auf den Karpathen? Das Gedicht findet sich unter den *Tafelliedern für Liedertafeln,* und ich weiß nicht, ob es einer Sängerrunde galt, die etwa angesichts der Karpathen becherte. Es scheint doch so, als ob hier die reine Freude am Namen und den romantischen Vorstellungen, die er hervorruft, sich zeigt — heute wirkt der Vers auf jeden Fall nicht zuletzt dadurch.

Doch das ist immerhin ein vereinzeltes Beispiel; die weitere Entwicklung in der Technik der Ortsnamenverwendung über die Romantik hinaus läßt sich am besten an Heine beobachten. Der junge Heine wußte sehr wohl mit diesem Mittel zu wirken, er tat es anscheinend mit voller Absicht, aber er blieb zunächst beim Tone Brentanos stehen, freilich — abgesehen von der *Harzreise* — losgelöst von irgendwelcher novellistischen Erzählung. Schon in den 'Liedern' der *Jungen Leiden* (Nr. 7) schauen Berg' und Burgen hinunter in den 'spiegelklaren Rhein', dann steht im *Lyrischen Intermezzo* (Nr. 11) die bekannte Strophe

Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem großen Dome
Das große heil'ge Köln,

und das letzte Gedicht des Intermezzos wiederholt den eigentümlich bestrickenden Klang mit der Zeile 'im Dom zu Köln am Rhein', läßt ihm noch 'Heidelberger Faß' und 'zu Mainz die Brück' voraufgehn. Gewiß, Heine bringt auch schon neue Namen, aber es sind in sich wohlklingende, poetische Vorstellungen erweckende, mögen sie in exotische Fernen führen, an die 'Ufer des Ganges' (*Intermezzo* 9) oder auf heimischen Fluren bleiben, wo Prinzessin Ilse im Ilsenstein wohnt (*Harzreise*) oder die Bergmannstochter den 'Schützenhof zu Goslar' preist; wer das Gedicht 'Zu Halle auf dem Markt' (*Heimkehr* 84) nicht hierher rechnen will, möge bedenken, daß es schon etwas politisch-satirischen Charakter trägt.

So finden sich denn einige andere, mehr prosaische Namen noch, wo komische Wirkung beabsichtigt ist: vor allem trifft das auf jenes Gedicht, das 'die Stadt Berlin' (*Heimkehr* 66) durch ein Wunder des lieben Gottes, als den sich der Dichter träumt, beglücken will, der Erzengel Gabriel soll den Freund als Zuschauer heraufholen:

Such' ihn nicht im Kollegium,
Such' ihn beim Glas Tokayer,
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch',
Such' ihn bei Mamsell Meyer;

das trifft auch auf das 'Lappland' zu, das in 'Wir saßen am Fischerhause' (*Heimkehr* 7) in berechnetem Gegensatz zum 'Ganges' steht — ja selbst in den *Nordsee*gedichten ist wohl von Norweg und Hekla, von Styx und Priamos' heiliger Feste die Rede, Bremen taucht jedoch erst im vorletzten Gedicht auf (es ist eigentlich das letzte, denn der folgende *Epilog* hat mit dem Thema dieser Rhapsodien nichts mehr zu tun) und da steht es für den geruhigen Hafen, bildet den Gegensatz zu den Rosen von Schiras, den Palmen von Beth-El, den Myrrhen von Hebron: Prosa gegen Poesie.

Am bezeichnendsten ist aber, daß der Dichter die Orte, die der Schauplatz seiner persönlichsten Erlebnisse sind, verschweigt oder romantisch umbenennt: Hamburg wird im ganzen *Buch der Lieder* nicht genannt, es ist 'die Stadt mit ihren Türmen' (*Heimkehr* 16) oder die 'große, geheimnisvolle Stadt' (ebd. 17), deren Nebelbild am Horizont erscheint — noch im letzten Liede des *Neuen Frühlings* bleibt es bei der Gattungsbezeichnung, nur daß jetzt der Fluß seinen Namen erhält: die Stadt spiegelt sich 'blöd' und kläglich in der Elbe'. Der satirische Ton, der hier



wieder hervortritt, hat wohl auch in früheren Tagen das bekannte 'Grüß' mich nicht unter den Linden' (*Elster II 10*) möglich gemacht, das Heine jedoch nicht in das *Buch der Lieder* aufnahm; im übrigen geht der Dichter aber nicht auf der Göttinger Promenade, sondern auf Salamancas Wällen (*Heimkehr* 80, 81) spazieren.

Mit der Übersiedlung nach Paris wird das anders; jetzt tauchen moderne fremde Namen auf, deren Klang durchaus nicht unmittelbar romantisch-dichterische Vorstellungen heraufbeschwört. Im Reim stehend werden sie zwar zu scherzhafter Wirkung benutzt, wie sie sich bei Saint Denis:Louis, Doña:Bologna (*Diana* 2, 3) ergibt, aber sie stehen auch ohne Reim wie in *Hortense* 7:

> Denkst du noch Montmorencys,
> Wie du auf dem Esel rittest
> Und von dem hohen Sattel
> Hinab in die Disteln glittest? ...

Hier handelt es sich vielleicht um einen tändelnden, aber nicht mehr um einen scherzhaften Tonfall, und bald ergibt sich aus Namen und Inhalt eine neue charakteristische Einheit. Man lese *In der Frühe* (*Romanzen* 9) mit dem Anfang:

> Auf dem Faubourg Saint Marceau
> Lag der Nebel heute morgen,
> Spätherbstnebel, dicht und schwer,
> Einer weißen Nacht vergleichbar ...

man prüfe, ob nicht ein gut Teil der dichterischen Wirkung gerade mit Hilfe der fast prosaischen Ortsnamen in der *Gedächtnisfeier* des *Lazarus* erzielt wird, wo Frau Mathilde auf Montmartre spazierengeht und am Barriere-Gitter die Fiaker stehen. Salamanca ist jetzt ein für allemal verschwunden: wenn Jugendträume erwachen, heißt es (*An Jenny, Elster* II 29):

> Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
> Studiert, als ich am ersten Mai
> Zu Göttingen die Nachricht hörte,
> Daß meine Braut vermählet sei.

Zur vollen Wirksamkeit gelangten diese Künste freilich erst durch die nicht unmittelbar lyrischen Gedichte Heines, durch die Balladen, dann durch den Stil des *Romanzero* und der satirischen 'Epen' *Atta Troll* und *Deutschland.* Man denke da nur an die Rundschau über deutsche Städte im dritten Gedicht des *Tannhäuser,* an die bizarre Freude im *Jehuda ben Halevy* an allerhand seltsamen Namen wie Babylon und Pumpeditha, an die Zusammenstellung des hebräischen Sängers mit den besten

> Lautenschlägern der Provence,
> Poitous und der Guienne,



Roussillons und aller andern
Süßen Pomeranzenlande
Der galanten Christenheit.

Deutlich ist hier die eigentümliche Mischung der Freude am poetischen Klange außergewöhnlicher Namen mit der Lust an einer komischen Wirkung, die erst der Zusammenhang hervorbringt. Ist der Name alles andere als wohlklingend, so ruft er manchmal selbst die gelle Note hervor, welche den gewünschten Eindruck erzeugt: wie platzt in der zweiten Strophe des *Atta Troll* nach der Schilderung des von dunklen, sich trotzig übergipfelnden Bergen umragten, von wilden Wasserstürzen eingelullten Tales plötzlich der Name 'das elegante Cauterets' hinein!

Solche Beispiele sind zahlreich genug, doch sei über ihnen nicht vergessen, daß Heine mit dem Mittel der Ortsnamen auch rein pathetische Klänge zu erzielen weiß. Er sagt es einmal selbst (*Atta Troll,* Caput IV):

Ronceval, du edles Tal!
Wenn ich deinen Namen höre,
Lebt und duftet mir im Herzen
Die verscholl'ne blaue Blume —

er bewährt es vor allem späterhin (Caput XX), als die wilde Jagd vorbeigebraust ist, als der Dichter dem Schicksal jener drei Valandinnen nachsinnt, die er im Geisterzuge sah. Da hören wir von den Tempeltrümmern 'irgendwo in der Romagna', wo Diana hause, vom stillen Eiland im Meere der Romantik Avalun, das der Fee Abunde Reich sei, und endlich besonders bezeichnend, dreimal als Strophenschluß wiederholt, von der 'Stadt Jeruscholayim', also mit deutlicher Bevorzugung der seltsamen und ungewohnten Form, als der Heimat der Salome. Noch ein, wie mir scheint, besonders charakteristisches Beispiel: Heinrich von Treitschke spricht einmal (*Deutsche Kämpfe,* Neue Folge S. 56) mit Bezug auf Heine von 'herrlichen Versen . . ., die noch einmal alles zusammenfaßten, was die Deutschen seit Winckelmanns Tagen über die Schönheit der hellenischen Welt gesungen und gesagt haben'; er nennt aus dem Gedächtnisse (denn das erste Wort stimmt nicht) eine Zeile aus dem Gedicht *Der Apollogott;* die betreffende ganze Strophe heißt:

Wohl tausend Jahr aus Gräcia
Bin ich verbannt, vertrieben —
Doch ist mein Herz in Gräcia,
In Gräcia geblieben.

Daß das ganze Gedicht Treitschke zusagte, wird wohl jeder, der es liest, etwas zweifelhaft finden; seine Erinnerung und damit sein Gesamturteil haftete an dieser Strophe, und ich möchte es für sehr wahrscheinlich halten, daß ihm dabei vor allem das



dreimal wiederholte, in deutscher Dichtung ungewohnte Gräcia Eindruck machte.

Diese Freude am bestimmten Ort und seiner Nennung ist aus der deutschen Romantik erwachsen; neben sie trat bei dem andern erfolgreichsten Lyriker jener Tage, bei Ferdinand Freiligrath, die Übernahme der *couleur locale* der französischen Romantik. Hier galt es, Szenen aus fernen Ländern und Erdteilen den Rahmen zu geben, in dem sie als selbstverständlich wirkten; der Dichter empfand selbst den Widerspruch zwischen seinem engen, ans Kontor gefesselten Dasein und der grellen Farbenpracht seiner Schilderungen, deren Echtheit er sich gewissermaßen selbst beweisen mußte; hinzu trat die Freude am ungewohnten Klang, am seltenen und reichen Reim, den die französischen Romantiker ja auf den Schild erhoben hatten. Wenn Heine mit Ortsnamen reimte, geschah es sehr häufig der komischen Wirkung halber, Freiligrath dagegen ging auf einen großartigen Eindruck aus und wollte ihn nicht zuletzt durch dies Mittel erreichen. Nur ein paar Beispiele: greiser:Geiser (*Moostee*), Gambia:sah, Äquator:Alligator, Dar-Fur:nur (*Schlittschuhlaufender Neger*), Zante:Levante, sie:Gallipoli, du:Karafu (*Griechin auf der Messe*) oder gar Sechellen:Wellen, Madagaskar:Laskar (*Vor einem Gemälde*) — solche Reime hatte man doch nimmer gehört, und wenn der Dichter sich nun gar des Alexandriners bediente, dann steigerte er seine Künste zu einem Grade, von dem eine Strophe des *Scheiks am Sinai* eine Vorstellung geben mag:

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
'Auf Algiers Türmen weht, o Greis, die Trikolore;
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt frühmorgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille: —
Die Franken kamen von Toulon!'

Man halte die bekannten Verse aus dem Gedicht *Die Auswanderer* daneben:

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn,

und man wird fühlen, wie dasselbe dichterische Mittel, nämlich Verwendung von Ortsnamen, hier dem Ausdruck inniger Empfindung dient, dort zum äußerlichen, bombastischen Klang geworden ist. Es forderte darum auch die Parodie heraus:

Liebchen, komm — vor dieser Zeit, der schweren,
Birg mit mir dich in den Kordilleren;
Von Konflikt und Militärpflicht frei
Atme hoch die Brust in Paraguay.
— — — — — —



> Liebchen, komm! den heimatlichen Bettel
> Werfen wir vom Popocatepetel,
> Und dem Kreischen nur des Kakadu
> Hören wir vom Titicaca zu —

so zu lesen in Richard M. Meyers *Deutsche Parodien* (München 1913) nach den *Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten;* allerdings kann die Form, die Meyer gibt, nicht aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammen, in die er die *Musenklänge* verlegt, wie Anspielungen auf Bismarck und Bebel in den hier weggelassenen Strophen beweisen.

Die starke Einwirkung Heines wie Freiligraths auf das jüngere Geschlecht ist bekannt genug und wurde durch die Hochflut der politischen Lyrik in den vierziger Jahren noch gefördert — in ihr spielten Personen- und Ortsnamen natürlich eine beträchtliche Rolle. Daß sich gerade Lyriker vom ersten Range vom Strom nicht mitreißen ließen, sei hervorgehoben: eine Realistin war Annette von Droste-Hülshoff, aber ihr westfälisches Land und die Gestade des Bodensees bleiben namenlos — nur die vier Gedichte *Der Säntis* bringen jedesmal die Benennung in der vierten Strophe. Oder Theodor Storm: wenn einer, wußte er eindrucksvoll und deutlich Landschaftsvorstellungen zu geben; aber sein Husum ist nur 'die graue Stadt am Meer', selbst seine politischen Gedichte — wenn man diese von tiefstem Heimats- und Volksgefühl getragenen mächtigen Verse so nennen will — meiden bestimmte Namen, und zwar absichtlich. Dafür gibt es einen hübschen Beleg in dem Briefe Fontanes an Storm vom 13. VIII. 1853. Im Jahrbuch *Argo* sollte *Abschied* erscheinen, aber der Dichter hatte wegen einer Strophe Bedenken. Fontane antwortete: 'Ich bin doch für die dritte Strophe und werde sie nur fortlassen, wenn Sie darauf bestehen. Die Deutlichkeit des Gedichts gewinnt dadurch außerordentlich. Wenn man nicht weiß, daß Theodor Storm in Husum lebt und auf dem Punkte steht, Schleswig zu verlassen; wenn man ferner nicht weiß, daß das Meer in der Nähe braust, daß der Dichter eine liebenswürdige Frau hat, die Constanze heißt, und vor vier Wochen seinen Jüngsten hat taufen lassen, so ist es nicht ganz leicht, sich sofort in einem derartig reichbelebten Gemälde zurechtzufinden...' In der Tat hat für die *Argo* Storm nicht auf seinem Gefühl bestanden; aber überzeugt war er nicht: in seinen *Gedichten* fehlt eben diese Strophe, von der im Briefe die Rede ist! Bei solchen Ausnahmen wird niemand das Folgende so verstehen, daß nun eine allgemeine geographische Überschwemmung in der Lyrik eingetreten wäre, aber hier und dort gab es doch so etwas wie einen Dammbruch.

Für unsere Beobachtungen sind Lyriker mit großem Publi-



kumserfolg charakteristisch, die keine bloßen Nachtreter Heines oder Freiligraths sind, mochten sie auch in ihrer inneren Kraft, ihrer wirklichen Selbständigkeit von ihrer Zeit überschätzt werden. Da ist Mirza Schaffy-Bodenstedt: seine Suleika heißt Hafisa und war eine gute Deutsche wie Marianne Willemer, aber jetzt muß auch der Schauplatz der Liebesgedichte orientalisches Kolorit tragen. 'Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur' (*Nachklänge* 1) ruft der Dichter, der Elborus mit schneebedecktem Gipfel und grünendem Abhang ist das Sinnbild seiner Liebe (*Hafisa* 7), Tiflis und seine schönen Mädchen sollen durch diese Lieder 'vom Kyros bis zum Rhein' berühmt werden (*Tiflis* 1, 2, *Hafisa* 10) — das alles entspricht der Verheißung des *Prologs*, daß 'die bergumragte Kyrosstadt, die Majestät des Ararat' im Gesange auferstehen sollen.

Immerhin legte hier die vorgebliche orientalische Herkunft des Poeten die Betonung seiner örtlichen Umgebung um des Zieles der Echtheit willen nahe; für die deutsche Landschaft waren Geschlechter von Dichtern mit einem verhältnismäßig beschränkten Vorrat ausgekommen: jetzt zeigte Scheffel sich schier unerschöpflich an immer neuen deutschen Namen. Man halte Hölderlins Ode *Heidelberg* und das allbekannte Lied an die Stadt 'von Weisheit schwer und Wein' nebeneinander: dort wird kein Name genannt, hier ist er das erste Wort, die Anrede, und unmittelbar darauf folgen noch Neckar und Rhein. Das ist in dieser Zuspitzung ein Zufall und doch sinnbildlich für die Änderung der Gesamthaltung; man braucht aber nur flüchtig Scheffels Gedichte zu durchblättern, um bald eine ganze Sammlung von Belegen für seine Neigung zur Lokalisierung seiner Lieder zu haben. Dabei wird auch deutlich, wie diese Neigung mit der Zeit wuchs: die Lyrika des *Trompeters von Säckingen* sind in unserer Beziehung noch nicht auffällig ergiebig: es bleibt zunächst meist beim Rhein, bis freilich Werners Lieder aus Welschland den grünen See von Nemi, Ponte Molle, die treffliche Bruck', den Scherbenberg und anderes aufmarschieren lassen. Die folgenden *Gaudeamus*lieder wollen dann aber nicht umsonst aus dem 'Engeren und Weiteren' stammen. Ich möchte hier nun nicht den Ton auf die Exotika legen wie die Heimatsstadt des schwarzen Walfisches oder die bituminöse Gegend, wo der Maid von Engeddi Unheil widerfährt, auch nicht auf die Odenwalddörfer, die der Rodensteiner zu Heidelberg im Hirschen verzecht, denn hier sind die Ortsnamen komischen Wirkungen dienstbar gemacht, und das kennen wir schon reichlich. Was Scheffel aber eigen angehört, ist, daß seine Wanderlyrik, sei sie heiterer oder ernster Stimmung, so gut wie grundsätzlich die Namen nennt. Der fahrende Scholar (*Wanderlied*) will ins 'Land der Franken' fahren, folg-

lich sieht er beim Aufstieg zum Staffelstein auch 'die Lande um den Main... von Bamberg bis zum Grabfeldgau' zu seinen Füßen liegen. Oft genug fanden wir früher, daß der Dichter nur in der Überschrift einen Namen nennt — auch Scheffel überschreibt *Alpenstraße, Runkelstein bei Bozen, Der Aggstein:* aber dann gehört auch dazu, daß der Leser hört, die Straße führe ins Engadin und der Piz Bernina überrage sie, es gehört dazu, daß nicht nur die Namen der Burgen im Text wiederholt werden, sondern wir hören auch, daß Runkelstein in 'der Talfer felsenges Tal' blickt oder Aggstein auf die Wachau niederdroht. *Frau Aventiure* endlich schwelgt geradezu in Ortsnamen, was zunächst einmal ein Vergleich zeigen kann. *Fahrender Schüler Psalterium* beginnt mit der modernisierenden Umdichtung einer horazischen Ode (I, 9), und wir wissen, daß Horaz Ortsnamen gern gebrauchte, aber Scheffel begnügt sich nicht mit des Römers Soracte, sein Salzburger Scholastikus ersetzt ihn durch den Watzmann und gibt gleich noch Salzach, Nonnberg und ein Faß Bozener Wein hinzu, also vier statt eines Namens! In diesen Liedern ist es in der Tat eine Ausnahme, wenn die Landschaft anonym bleibt: das Lied wird manchmal zur förmlichen Reiseschilderung, so im *Rennstieg* oder in *Bambergischer Domchorknaben Sängerfahrt,* die schier keinen Flecken der Fränkischen Schweiz vergißt von 'Vorchheim bei Kirchhêrenbach', wo sich der Franken Maimarktreigen schwingt, bis nach Moggast und Drameusel und dem gastlichen Kloster zu Beckheim.

Man sieht, musikalischer Wohlklang spielt bei Scheffel keine entscheidende Rolle, auch nicht geschichtliche Erinnerungen oder romantische Vorstellungen, die ein Name bei der Allgemeinheit sofort hervorruft. Derartiges findet sich natürlich, wie in den Wartburggedichten, im *Nordmännerzug* mit seinem 'O Island, du eisiger Fels im Meer', aber es tritt nicht beherrschend hervor. Freude am Klange ist wohl da, aber nicht als eigentlich bedingende Ursache; vor allem will die Wanderlust, die Liebe zur bunten Welt der Heimat, gewissermaßen den Beweis dafür bringen, daß sie sich nicht nur theoretisch betätigt: die Namen stehen dafür ein, nur der kann sie kennen, der die Flur durchstreift hat, besondere charakteristische Züge der Landschaft treten hinzu, die gesehen sein müssen. Das hat seinen Reiz, und es ist Scheffel gedankt worden; freilich verband sich damit auch der Nachteil, daß die Empfindung allzusehr an den zufälligen Eindruck gebunden wurde, daß etwas Baedekerhaftes sich geltend machte: nicht das Innere des Dichters will sich offenbaren, sondern der Ort mit seinem landschaftlichen Zauber, seinen lokalgeschichtlichen Erinnerungen veranlaßt ihn, sein Sprüchlein zu sagen.



Seitdem waren aber Ortsnamen, wenn diese Fülle auch nicht wiederkehrte, ein gar beliebtes Mittel deutscher Lyrik: man fühlte, wie sie dazu beitrugen, der Dichtung einen Ton erhöhter Wirklichkeit zu geben, sie dem Leser näherzubringen. Hier eine Strophe des *Neuen Tannhäusers* (Eduard Grisebach):

> Es war um Ostern: in die Welt
> Zog ich mit achtzehn Jahren;
> Ich bin gen Leipzig als Student
> Durchs Thüringer Land gefahren.

Sie zeigt, glaube ich, deutlich die Vereinigung von Heines Art in dem Gedicht *An Jenny* mit dem Wanderton Scheffelscher Lieder.

Dabei erhielten wieder schon in sich selbst melodisch klingende Namen die Vorhand — begreiflich genug, bedeuteten sie doch für den Dichter, der die Stimmung romantischen Erlebens — vielleicht vom Schreibtisch aus — wiederzugeben suchte, eine wesentliche Erleichterung. Auf Scheffels Spuren wandelte die Vagantenlyrik und Butzenscheibenpoesie — ein Beispiel mag zeigen, wie sie mit seinem Pfunde wucherte, die erste Strophe aus einem der *Vagantenlieder* von Franz Hirsch:

> Lässest mir fürder keine Ruh'
> Leonore von Poitou,
> Angliae regina,
> Schönste du in nah' und fern,
> Von Paris bis nach Palern,
> Von Mailand bis Messina —

hier hat wahrlich nicht bloß die deutsche Sprache gedichtet, wie Goethe einst meinte, sondern die Ortsnamen haben das Geschäft der Poesie übernommen.

Der Mißbrauch hebt freilich nicht den Gebrauch auf: die gut berechnete Verwendung solcher Bezeichnungen behält ihren Wert zur Erzeugung musikalischer Wirkungen. Keiner hat das besser gewußt als der Prinz von Schönaich-Carolath:

> Das Korn reift auf den Feldern,
> Es schnappt der Hecht im Strom,
> Der Wind streicht heiß durch Geldern,
> Hinauf gen Berg op Zoom — (*Der säumige Landsknecht*)

man freut sich lächelnd, auch in unseren Tagen die Reime Feldern: Geldern, Wäldern: Geldern bei Börries von Münchhausen (*Der Dolch*) wiederzufinden, und selbst Berg op Zoom taucht in seinen *Tollen Vettern* wieder auf. Doch um zu reiner Lyrik zurückzukehren, wer widersteht Schönaich-Carolaths Strophe (aus dem Liede *Du melancholisches Römerkind*):

> Doch siehe — schon sind verblüht und blaß
> Die Rosen der Romagna,
> Und im Herbstwind säuselt das welke Gras
> Weit über die Campagna.



Der gelungenen Beispiele finden sich noch mehr, doch soll uns gerade dieser Dichter eins geben, das nachdenklich stimmt. *Ver sacrum* ist eins seiner bezeichnendsten Gedichte, und als ich es kennenlernte, lag mir die erste Strophe mit ihrem musikalischen Klange einschmeichelnd genug im Ohr:

Wir saßen am Strande der Sarden,
Verleuchtend rollte das Meer,
Ein Duft von Blüten und Narden
Zog fern von Süden her ...

Ich glaube nicht, daß ich unrecht hatte, wenn ich mich dem Reiz der Verse hingab — der Reim Sarden: Narden war gewiß auffällig, vielleicht gesucht, aber irgendwie schien er dazuzugehören. Wer jetzt aber die Ausgabe der Werke aufschlägt, findet eine andere Fassung dieser Strophe; er liest:

Wir saßen am Strande der Syrten,
Es rollte und grollte das Meer,
Ein Duft von Narden und Myrten
Zog tief von Süden her —

diese Änderung, ob glücklich oder nicht, scheint doch deutlich zu zeigen, wie solch Ortsnamen nur äußerlich aufgesetzter Flitter sein kann, wie er mit dem eigentlichen Gefühl des Dichters nichts zu schaffen zu haben braucht: unwillkürlich taucht die Lust zur Parodie auf — wenn man schon Sarden und Syrten vertauscht, kann man da die romantischen Gegenden nicht durch näher liegende, prosaische Küsten- und Uferlandschaften ersetzen und dann die Wirkung der Reime proben?

Wir können jetzt wohl sagen, welche Bedingung der Verwendung der Ortsnamen in der lyrischen Dichtung gestellt ist: sie müssen ein selbstverständlicher Bestandteil, kein bloß äußerlicher Schmuck des Kunstwerks sein; der Reiz, den sie haben können, darf sich nur insoweit geltend machen, als er mit der Stimmung des Ganzen zur Einheit verschmilzt. Ein auffallender Name trägt die Möglichkeit in sich, gewissermaßen seine eigene Rolle zu spielen; je musikalischer er an sich ist, desto mehr kann er zur bloßen Klangwirkung werden und damit gesucht erscheinen; prosaische Bezeichnungen dagegen rufen sehr leicht einen komischen Eindruck hervor. Ist dieser beabsichtigt, so ist alles in Ordnung, weil dann die einzelne Note in den allgemeinen Ton eingeht; die schwierigste Aufgabe stellt wohl der Fall, wo ein auffallender und zugleich unbedingt prosaischer Name in ernster lyrischer Gefühlsdichtung verwandt wird — hier war einst der Werneuchener Schmidt gar kläglich gescheitert.

Aber die Zeit der Vorliebe für Ortsnamen sollte dem dichtenden Pfarrherrn noch eine verspätete Genugtuung bringen: was ihm versagt blieb, leistete ein wirklicher Dichter der Mark, Theodor Fontane. Der hatte seine besondere Freude an



Namensaufzählungen, sowohl an denen von Personen wie an denen von Orten. Für jene denkt man sofort an sein Gedicht *Nordische Königsnamen;* ein Seitenstück dazu wäre wohl die leider bloß geplante Ballade *Die Toten von Hemmingstedt* geworden, für die er Detlev von Liliencron am 18. Januar 1889 um Mitteilung von Namen bat, alldieweil ihm die Liste der Gefallenen, die dessen Prosaschilderung der Schlacht zum Schlusse bot, noch nicht ausgiebig genug war. Von Ortsnamen plaudert er in einem Brief an seine Tochter (25. VI. 1889): da erhebt er die Klage über die verzweifelte Prosa der märkischen Namen gegen diejenigen begünstigterer Landschaften, tröstet sich freilich auch gleich charakteristisch mit der Tatsache, daß die Leute am Rhein mit ihrem Unkel auch nicht viel Staat machen können.

Aber die Schwierigkeiten scheinen ihn gerade gereizt zu haben, und er fand den ganz eigenen Ton, der ernste Stimmung mit einem leichten Anflug heiterer Selbstbescheidung überglänzt. Denn ich denke hier nicht an humoristische Verse wie den Anfang des *Sommer- und Wintergeheimrats,* der ein berühmtes Reimproblem also löst:

Um die Sommerzeit sind sie wie andere Menschen
Aus Schwiebus, Reppen oder Bentschen,

auch nicht an den *Afrikareisenden,* der die Panke dicht an der Mündung genoß und sich, seitdem er mehr als ein Jahr lang immer noch lebendig am Landwehrkanal wohnt, gegen die klimatischen Gefahren Kameruns sicher glaubt; ich denke vor allem an die Einzugsgedichte, oder wenn diese unter den Begriff der Zeitpoesie fallen, an *Havelland,* das den dritten Band der Wanderungen 1873 einleitete, aber auch in die Gedichte aufgenommen wurde. Da ist Heimatstimmung, freudig empfunden nach den Eindrücken der vorangegangenen Jahre, den Bildern vom 'Ufer der Somme, der Seine, Loire'; im Blau des märkischen Stromes spiegeln sich dem Dichter Juliusturm und Schildhorn, Babelsberg und Schloß Tegel und so manche andere Stätten; die Landschaft mit ihren 'Lüchen, Brüchen, Horsten, Lanken', ihren schlichten Elsenbüschen und Wiesenblumen, das ist seine Landschaft:

Und an dieses Teppichs blühendem Saum
Die lachenden Dörfer, ich zähle sie kaum:
Linow, Lindow,
Rhinow, Glindow,
Beetz und Gatow,
Dreetz und Flatow,
Bamme, Damme, Kriele, Krielow,
Petzow, Retzow, Ferch am Schwielow,
Zachow, Wachow und Groß-Bähnitz,
Marquardt an der stillen Schlänitz,
Senzke, Lenzke und Marzahne,
Lietzow, Tietzow und Rekahne,



Und zum Schluß in dem leuchtenden Kranz:
Ketzin, Ketzür und Vehlefanz.

Goethe hätte zu diesem Kraftstück wohl auch das olympische Haupt geschüttelt und es nur als Kraftstück gelten lassen, genau so wie die *Nordischen Königsnamen* — vielleicht wirken Beispiele noch mehr, die ohne den leisen Zug von Ironie sind, der immerhin durch diese Aufzählung geht. Ich gebe zwei — man würde mehr finden können! In dem einen steht abermals der Name Rekahne, und gibt es viele, die noch prosaischer sind? Aber man lese *Adlig Begräbnis* und verweile bei der letzten Strophe:

Eine dreizehner Landwehrfahne
Der alte von Bredow trug,
Und Hans Rochow von Rekahne
Schloß ab den Trauerzug.

Und gar *Meine Gräber*. Wie verschmilzt da das Bild der märkischen Landschaft mit den Namen zu einem Ganzen, dessen Reiz gerade auf den ihr eigentümlichen, still-melancholischen Zügen beruht: an verfallenen, schwalbenumflogenen Hügeln schlängelt sich der Rhin vorbei, der Ruppiner Wall blickt über weiße, zerbröckelte Steine auf die weiten Haferfelder; mit gelben Mummeln bedeckt fließt die Oder träge zwischen ihren schilfigen Ufern, und selbst das prosaische Fremdwort steht an seiner Stelle, wenn es heißt:

Der dritte, seines Todes froh,
Liegt auf dem weiten Teltow-Plateau —

dazu gehören die Ziegel- und Schieferdächer, die vereinzelten Krüppelkiefern, Birken und Weiden, die vorüberrasselnden Züge: so vollendet sich das Stimmungsbild aus der Landschaft nahe der Großstadt mit dem Gegensatz zwischen der Hast des Lebens und der stillen Ruhe des Friedhofs, und wer wird leugnen, daß in allen diesen Strophen die alltäglichen Ortsnamen dazugehören?

Ich glaube, hier meine Darstellung schließen zu können. Mehr Beispiele für jüngere Verwendung der Ortsnamen ließen sich natürlich genug bringen, aber ich weiß nicht, ob sie Neues sagen würden. Die impressionistische Lyrik der Zeit des Naturalismus konnte grundsätzliche Bedenken gegen die Verwendung solcher Bezeichnungen sicherlich nicht erheben, sie ging ja von der charakteristischen Einzelheit aus und wollte sie in ihrer Besonderheit festhalten, daher heißt es bei Goethe (*Der Goldschmiedsgesell*)

Es ist doch meine Nachbarin
Ein allerliebstes Mädchen ...,

bei Otto Julius Bierbaum dagegen (*Jeanette*)

Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries,
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht ...

Andererseits konnten diese Dichter nicht daran denken, bloß formale Klangwirkungen zu suchen, daran hinderte sie schon ihr Abscheu gegen die Butzenscheibenpoesie, gegen alles, was nach herkömmlicher, gefällig-romantischer Dichtung aussah. Sie wurden also sparsam mit ihrem Zierat; die Kunst ihn anzuwenden brauchten sie indessen nicht mehr neu zu finden; es genügt festzustellen, daß sie bei Detlev von Liliencron weder im Scherz noch im Ernst verlorenging. Für jenen denke man an die Schlußverse von *Nach dem Balle*

> Ach, wie die Sonne köstlich schien!
> Wir fuhren schnell nach Gretna Green,
> Ich und die kleine Komtesse —

für den Ernst an *Unter den Linden,* jene Vision eines Erlebnisses auf der Feldwacht, die dem Dichter im Menschengewühl der Großstadt auftaucht. Zweimal steht der Straßenname an bedeutsamer Stelle, im ersten Verse und zum Schluß, hier gepaart mit einem örtlich noch engeren Hinweis:

> Unter den Linden, vorbei ist der Spaß,
> Trink' ich bei Hiller ein stilles Glas.

Auch aus unserer Zeit ließen sich bei Börries von Münchhausen, Agnes Miegel und anderen wirksame Beispiele anführen; nicht zu verkennen scheint mir aber, daß im Gebiete der reinen Lyrik die Ortsnamen augenblicklich zurückgetreten sind. Von vornherein haben Symbolismus und Expressionismus mit ihnen nicht viel zu schaffen; ich zweifle, ob eine Durchmusterung Stefan Georges und Rainer Maria Rilkes, Werfels und der jüngsten Generation gerade reiche Ausbeute liefern würde. Vielleicht müßte da die Aufmerksamkeit sich mehr auf die Frage richten, ob und welche Ortsnamen überhaupt gebraucht werden; der Ideengehalt dieser Namen wäre zu prüfen, und das könnte freilich auch zu anziehenden Einblicken in die lyrische Art unserer Zeit führen. Ich begnüge mich, die Möglichkeit anzudeuten; hier handelte es sich zunächst um den Versuch, überhaupt die Anwendung eines zweifellos kleinen technischen Mittels zu untersuchen, zu zeigen, wie es in Brauch und Mißbrauch seine bescheidene Rolle in der Literaturgeschichte gespielt hat; um so besser, wenn diese Rolle noch nicht ausgespielt ist, wenn die Ortsnamen noch neue Möglichkeiten in sich bergen oder auch in anderer Weise als in der vorwiegend technischen, die hier berücksichtigt wurde, einen Beitrag zur Kenntnis der Dichterpersönlichkeit liefern können!

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.





Zur Textgestaltung der mittelenglischen Bearbeitung von Susos Orologium Sapientiae.

(Schluß.)

355, 40. þere bygan many vanites growe vpon *hym* as hit were vpon *his* bakhalfe, and than *bygan* to aspire to temporel avauncementis] H. wollte unnötig he vor bygan to asp. einschieben; es ist aus den vorhergehenden Fürwörtern (vgl. Zupitza zu Guy 10) leicht zu ergänzen (ceperunt plurime vanitates quasi post tergum suum succrescere, et cepit ad promociones aspirare temporales 173, 11). — bakhalfe, das auch Caxton (vgl. Halliwell, Dict.) bietet, belegt NED von 1408—1575.

356, 10. A ladder streiȝt vpon hiȝe; in *þe whiche* þe forseyde ȝongelynge played] H.s Einschiebsel *þe wh.* entspricht dem lat. scala sursum erecta, in *qua* iuvenis predictus ludebat 173, 25.

356, 21. þe whiche woordis of þat *ȝongelynge* mowþe y-radde on þat olde boke so swetly sowneden in þe broþeres eeres] Entsprechend broþeres ist *ȝongelynges* zu lesen (fader kennt unser Denkmal 366, 16 als Gen.): Que verba ex ore *iuvenis* procedencia, de libro antiquo lecta, tam dulciter in auribus fratris resonabant 174, 1.

356, 46. Noȝt answerynge to *þe* resone of þe broþere] *þe* füge ich ein, da es sich um die vorher angegebene Begründung (was aboute to make resones 39) handelt.

357, 13. þe moost famouse *philosophir, of cristen doctrine* þat souereyne anker] Das Komma gehört hinter doctrine; vgl. famosissimus *doctrine cristiane phylosophus,* anachorita precipuus 175, 4.

357, 16. By þat olde boke is vndirstonde þe boke of *lyfe of fadres* and her collacyons] Statt lyfe schreibe ich *þe lyues* nach 'per que dantur intelligi *vite sanctorum patrum* et eorum collaciones' 175, 9; vgl. auch þe Colacyons of faders and þe lyues of faders 349, 24.

357, 19. *Forlet* übersetzt hier (175, 11) und 356, 17 (173, 32) *abolitus*. — 20. In *cyrnel* (nucleus 175, 12) hat H. den Vokal der ersten Silbe durch *u* ersetzt; vgl. auch k*y*rnelle (ae. cyrnel) bei Halliwell, Early English Miscellanies, selected from a MS of the 15th c., p. 70.

357, 39. Syþen hit is so, þat deþ ȝiuith noȝte to man, but raþer takith fro and pryueþ hym of þat he hath, wher-of profetith this doctryne of deth? = Sed queso dic michi, ad quid prodest hec doctrina moriendi, cum mors non habitus sed privacio esse cognoscatur 156, 10. Was kann H. veranlaßt haben zu sagen: 'Im Anfange fehlt wohl ein Satz?'





357, 44. *For a man to knowe* þat hee schalle dye ist das durch þat wiederaufgenommene Subjekt zu is comun to alle men = Scire se esse mortalem, omnibus conmune est 156, 14; ist etwa for und to zu verbinden? vgl. Forto dwelle a man by hymselfe, is to vndirstonde þat ... 354, 13, a man forto kunne dye, is forte haue ... 358, 3.

358, 4. His herte *and* (H., in Hs.) his soule = cor *et* animam 156, 17.

358, 18. *Chose* (choyse Hs.; über choyse als Subst. s. zu 347, 24) golde = *electum* aurum 156, 32. — 22. Of *this* (H., his Hs.) doctrine = doctrine *huius* 157, 3; vgl. zu 352, 28. 363, 35.

358, 35. Where-to was I borne in to this world, and why, after þat I was borne, *hadde* not perchyd anoon] H.s Vorschlag, *I* hinter *hadde* einzufügen, ist unnötig. — Zum Verlust des Inchoativvokals in *perchyd* (= perisched 360, 11) vgl. norche 325, 7 neben norysch 365, 43, norich 332, 34; ipunsched bei Trevisa (Mätzner, Spr. II 352, 7). — 39. To a *likynge* herte = cordi *iocundo* 157, 17.

358, 42. Now for sorow wryngynge myne handes I *ȝelde* outwarde goynge, desirynge to flee deth = Nunc pre dolore conplosis manibus *rugitum emitto*. Cupiens mortem effugere ... 157, 24] ȝelde ändere ich in *ȝelle* und verweise auf den Angstschrei 359, 3—7 sowie auf criynge and ȝellynge Angl. VIII 157, 43. IV 132, 20. *Outw.* (gewöhnlich out) *go* = sterben; vgl. þus was þe maner of my *oute-goynge* and ageyne-commynge, and for mennes amendemente I am turnyd fro *deth* to lyfe eb. VIII 121, 14.

359, 19. And ȝit þey drede not dethe; *whanne hit neyȝh*, þey ben blynde = nec tamen mortem timent *vicinam*. Ceci sunt ... 158, 14] Demnach ist hinter dethe ein Komma, hinter neyȝh ein Semikolon zu setzen.

359, 33. O who schalle mow ȝeue to me þat I myghte be *after myn olde dayes*, whan ... = Quis michi det ut sim iuxta dies antiquos, quando ... 159, 11] Aus Micha 7, 14 (Strange) stammen nur die Worte *iuxta dies antiquos* ('wie vor alters' Luther, 'wie in den Tagen der Vorzeit' Kautzsch).

360, 2. Spende ȝee in god *ȝoure* floure of *ȝoure* ȝouth = *Florem* iuventutis vestre cum deo expendite 159, 34] Das erste *ȝoure* in *þe* umzuwandeln liegt zwar sehr nahe (vgl. auch þe floure of ȝouþe 359, 49 = flore iuventutis 159, 31); doch macht mich das doppelte Fürwort Angl. IV 138, 9 foloyng *hys* ensaumpulles of *hys* lyfe bedenklich. — 9. I am kauȝte with þe *grynne* (H., gynne Hs.) of dethe = *laqueum* mortis incurri 160, 7. — 12. I hadde *mysvsed* (H., mysesed Hs.) hit in pryde = ipso in superbia *abusus* fui 160 10.

360, 14. Loo we alle dyen *and as* water fallith downe into þe erthe þat turneth not aȝen = Ecce omnes morimur, *et quasi* aque dilabimur in terram que non revertentur 160, 11] Danach dürfen

wir *and* nicht mit H. tilgen; zum Wechsel der Pluralendungen dy*en*, fall*ith* vgl. suche conceytes in errour of þoo þinges þat touch*en* þe feith, ry*seþ* of þat grounde þat ... 367, 44; ȝe alle þat see*n* my wrecchednesses, haui*th* (Imp.) compassyone 361, 7.

360, 15. And god wole noȝt mannes soule perische, but he *with-draweþ his streiȝte*, þat he be not fully loste = nec vult deus perire animam, sed *rectractat* cogitans ne penitus pereat 160, 12] H. hat *arm* hinter streiȝte eingeschoben. Ich verwandle *his* in *hym* = mannes soule (zum Geschlecht vgl. m. Bem. 334, 28 und das folgende he); zu Susos retractat läßt sich leicht als Objekt animam aus dem Vorhergehenden hinzudenken; zum Sinn vgl. þe goodnes of god, þat wole no man peryshe, disposed to delyuer my soule fro þe pitte of helle Angl. VIII 185, 9; streiȝte ist Adv. = sofort.

360, 25. þe partriche *is* constreyned vndir þe clawes of þe hawke is as halfe-dede] Das erste *is* hat H. mit Recht gestrichen; vgl. perdix, cum sub ungwibus accipitris conprimitur, quodammodo exanimis redditur 160, 22.

360, 32. Woo to me þat so longe suffred forto amende *mi* (me Hs.) life = Ve michi qui tam diu vitam *meam* corrigere distuli 160, 31; vgl. auch zu 366, 29.

361, 3. Hit schulde more haue avayled to me a besy kepynge of alle my wittis with clannes of herte, þanne, þat *loste* (H., laste Hs.) or be inordynate affeccione defouled and *ineffecte*, thritty ȝeeris ... = plus michi contulisset sollicita custodia omnium sensuum meorum cum animi puritate, quam hac *neglecta* vel per affectum inordinatum *infecta*, triginta anni ... 161, 31; demnach ist *ineffecte* in *infecte* (= infected) zu ändern.

361, 11. What-tyme þat ȝee *failen* (H., fallen Hs.) = cum *defeceritis* 162, 17.

361, 25. Putte in þy herte as þey thy soule were in purgatorye and hadde X ȝeere in þe fourneys of brennynge fyre, and oonly this ȝeer *is grawnted* the for thy helpe] H. wollte — vielleicht wegen des Moduswechsels — is gr. in i-grawnted ändern; vgl. aber Pone in corde tuo ac si anima tua sit in purgatorio, et decem annos fornacem ignis ardentis receperit, et solus iste presens annus in adiutorium tui ipsius *sit concessus* 162, 31.

361, 41. þerfore *þey wrecches (not)* to see byfore þe harmes þere-of] So H. im Text und in der Fußnote recche not. An der Hand des Lat. (ideo *miseri* previdere [providere Hss. EKM] dampna ipsius [d. i. mortis indispositae] *contempnunt* 163, 16) möchte ich schreiben *þey wrecches dispisen* (362, 10) to see ...; *þey* steht als Artikel 369, 38 they chosen disciples = electi discipuli 182, 31, Plur. *wrecches* 350, 34, Anglia VIII 164, 25.

361, 44. Alle prophecyen and byheten *þe* (Hs., him H.) *good*



= Omnes *que bona sunt* prophetando promittunt (ohne pers. Fürw.) 163, 19.

362, 4. (þey) *leuen to* mannes prudence = prudencie humane *innituntur* 163, 28. — 9. þey schulle crye and not *by harde* = clamabunt et non *exaudientur* 164, 2] Zu *by* = *be* vgl. þe semlynes of hir semelande wolde not late þe ioye of hir hert *by* hidde Angl. VIII 148, 34; she myghte not *by* hidde 153, 14; Ayenb. of Inw. (Mätzner, Spr.) 70, 20 f. 72, 10; Part. yby 77, 19 usw. — *harde* nur hier als Part. zu to he(e)re 352, 8 usw., to hir 344, 11. 358, 45. 362, 10.

362, 14. Of þe worlde now in his *helde* = mundi senescentis 164, 6] helde mit paragogischem h; das Umgekehrte haben wir bei owre (lat. hora) 336, 19, I aue (ic hæbbe) 380, 14, is = his 338, 17. 386, 34.

362, 32. þis þinge oonly *I-do* = Hoc tantum *facias* 164, 26; das jüngste Beispiel für idon (ae. ȝedôn) im NED stammt aus c. 1205.

362, 47. I schedde oute teerys *as the ryuere* = lacrimas *quasi torrentem* effundo 165, 14.

363, 6. The yen (bigynnen 5) *to goo inne* = oculi (incipiunt 23) *profundari* ac transverti 165, 24.

363, 14. þoo þinges þe whiche few folke *chargen* or dreden = ea que pauci *curare* presumunt 166, 5] Zur Bedeutung von chargen = to attach weight to (NED 20) vgl. 374, 7; Of love such is the fervent heete, That litil *chargith* his freend for to leete (Lydg., F. d. Merc. 259); he *chargeth* not gretly to be good ne to do good dede (Yorksh. Writers, ed. Horstmann II 90, 29).

363, 17. The deth-swete witnessith *þe kynde perysched* and ouercome þe spirite = sudor mortis *victam naturam esse* et iam succubuisse attestans 166, 6.

363, 35. þe leste peyne of *þis* (H., his Hs.) purgatorye þat we *mowe felen* passith alle-maner *jewes* of þat temporelle worlde] Mit H. mowe in nowe, jewes in iwels zu ändern, liegt kein Grund vor: þat *we mow felen* kehrt in der folgenden Zeile = quam experimur 166, 29 wieder; *jewes* ist = *juwes* (vgl. Anm. zu 339, 3); Suso 166, 27 sagt: minor affliccio purgatorii *huius quod patimur* superat *supplicium* quodcumque illius mundi temporalis 166, 27.

363, 39. Passynge alle oþere manere of turmentis hit greuiþ me most þe absence of þat blessed *face*] Dahinter fehlt wahrscheinlich *of god*; vgl. super omnia cetera tormentorum genera ledit nimium illius *divine faciei* felicissime absencia 166, 31.

363, 46. þow woldest teche me wisdam *and* (H., I Hs.) now I am brouȝte in to þe deth = Docere me sapienciam voluisti, *et* nunc usque ad mortem deductus sum 167, 6.

364, 13. Seþen y am so made aferde oonly of the *mynde,*

what schulde be of the *presence*? = In tantum quippe territus sum de sola *memoria:* quid ergo fieret de *presencia*? 167, 20. Darauf folgt *Tolle tolle* nunc a me lectisterniorum molliciem = wherfore now *do awey* fro me þe softnesse of beddynge, so daß das von H. vor *do* eingesetzte I zu verwerfen ist; er war auch nicht berechtigt, ein zweites *do awey* hinter fro me zu tilgen.

364, 37. Or þat þe *power* turne aȝen into his erþe whens *hee* cam fro, and þe spirite turne aȝen to þe lorde þat ȝaf *hym* (d. i. þe spir.) = antequam revertatur *pulvis* in terram suam unde erat, et spiritus redeat ad dominum qui dedit illum 168, 23] *Power* ist also nicht mit H. in body, sondern in *powder* (poudere 379, 17) zu ändern. *Hee* erklärt sich aus der Gleichstellung von powder und man (vgl. zu 334, 28), *hym* vielleicht aus *illum* der Vorlage. — 39. And þou *blesse* (H., blessed Hs.) god = Tu autem *benedic* deum 168, 25.

365, 1. þe companye with-oute noumbir *of hem* þat ben now loste þorowe þe myschief *of vndisposed deth*] Statt of (welches?) soll die Hs. das Sigel für and bieten; daß H.s Änderung richtig ist, zeigt *Illorum* turbam innumerabilem quos discrimen *mortis indisposite* iam perdidit 168, 32.

365, 40. Drye stickis ȝeuen *kynde* mater to bodily fire = arida ligna materiam *ydoneam* prestant igni materiali 176, 18. — 42. þis sacramente, þat is *noryschynge* of goostly hete] H. schlägt ohne Grund noryscher vor; vgl. hoc sacramentum caloris spiritualis *incentivum* 176, 20 und Mätzner, Gram. II 1, S. 271 Absatz vor β betreffs *of* nach einem Part. Präs.

366, 1. *þe desyred* (H., des. þe Hs.) *presence* of hym þat is loved = dilecti *desiderata presencia* 176, 24. — 5. þey maye haue *me* presente bodily *þe* (davor þat von H. gestrichen) *whiche* am presente euerywhere goostly = *me* corporaliter presentem possint habere, *qui* censeor esse ubique 176, 28.

366, 15. I *sette* on þe fader riȝte hande = *sedeo* ad dexteram patris 177, 3] H. will *sitte* für sette schreiben; vgl. aber zu 351, 36 und þair setles þat þai in can sete (NED); you must always be a 'settin' on our steps (Dick., Chimes I).

366, 29. Forto excyte *thi* (H., the Hs.) feruoure = ad excitandum fervorem *tuum* 177, 17.

366, 38. þouȝh hit so be þat þese ensaumples *be* raþere vnliknesse] H. wollte *be* in bere ändern; gemäß dem lat. licet *in* hoc exemplo maior sit dissimilitudo quam similitudo 177, 25 setze ich *in* vor þese ens. ein.

366, 42. Why maye not þe vertue of þe auctour and maker of kynde strecche *hym* to gretter meruailes = quare virtus auctoris nature non *se* extendat ad longe maiora 177, 29] Vertue ist scheinbar als Mask. (lat. se = hym) behandelt; auch hier (vgl. zu 364, 37)



sind zwei Begriffe — vertue und þe auctour of k. — ineinander übergegangen.

367, 21. þe vndirstandynge of euery blessed spirite *passeth* (H., passed Hs.) miche more þe vndirstandynge of euery wise man þan þe vndirstandynge of a wise man passeth þe vndirstandynge of an ydiot = longe plus intellectus cuiuslibet beati *excedit* intellectum cuiuscumque sapientis, quam intellectus sapientis intellectum alicuius ydiote 178, 22.

367, 30. Heere what seiþ here-of þe wise man in holy writte by þese wordes, *þere* as he seiþ: 'summe man þat ...] Kolon und Anführungszeichen sind hinter wordes zu setzen, (*as*?) *he seiþ* ist in Kommata einzuschließen und *is* hinter þere einzufügen oder aus *as* zu ändern; vgl. Audi de hoc concionatorem ecclesie dicentem. *Est* inquit *homo qui* ... 178, 31 nach Ecclesiastes 8, 16 f.

367, 44. Alle suche wittys and conceytes in errour *ryseþ* (H., reseyueþ Hs.) ofte-syþes of þat grounde þat ... = Tales dubitaciones et concepciones erronee *surgunt* ex hoc quod ... 179, 17.

368, 11. þat vertue (danach 2. þat von H. mit Recht gestrichen) withoute ende = virtus infinita 179, 29. — 24. With *most euydente* (H., m. euydence Hs.) persuasiones = *Evidentissimis* perswasionibus 180, 9.

368, 43. What-tyme þou seye an oþere man gladde, þou *haddeste* (H., haste Hs.) envy and madeste sorow = cum quemlibet letari videbas, *invidebas* ac ingemiscebas 180, 26.

369, 2. Comforte in *my* (H., his Hs.) tribulacyouns = de tribulacionibus *meis* consolacionem 181, 7. — 11. not oonly *as* (H., of Hs.) god allemyghty, but also as my broþere = non solum *ut* deum, sed ut fratrem 181, 23. — 22. þouȝ it be þat hee maye not *be sene* (H., sone be Hs., vgl. zu 347, 44) in þe sacramente = licet *videri* in sacramento non possit 182, 13.

369, 34. Symeone berynge þee in his armes myȝhte not see *þe* godhede but oonly with þe eyen of byleve, as I see now *presente*] Wie 366, 29 wird þe vor godhede für *þi* verschrieben sein; vor presente schiebe ich *þee* ein; vgl. nec Symeon te in ulnis portans videre poterat *tuam* divinitatem, nisi oculis fidei, sicut et ego nunc *te presentem* video 182, 27.

369, 38. As they (vgl. zu 361, 41) *chosen* (H., closen Hs.) discipuli = sicut *electi* discipuli 182, 31.

369, 42. See þat þis mysterye is done and made miche more conuenientlye vndir an oþere liknesse (d. i. vndir þe liknesse of brede and wyne 370, 1) *þan of* (H., *þan* f. Hs.) his propir persone = Nonne multo conveniencius sub aliena specie *quam sub* propria forma hoc agitur misterium? 183, 2.

370, 9. Whate arte þou in þyne *olde* beynge, þat arte so grete and so worthy?] Dem *olde* entspricht nichts bei Suso (qualis es



in ipsa tua essencia, qui talis es ac tantus? 183, 14); 374, 5 ist in sui ipsius essencia (192, 18) durch in his *owne* beynge wiedergegeben.

370, 19. *Affectuosly* (H., effectuosly Hs.) salwed and grete = *affectuose* salutatus 183, 24. — 26. Forto ȝelde alle þe *worschepis* þat is possibil to be ȝolden] Verträgt sich *worschepis* grammatisch mit dem folgenden *is*? Auch deferre honor*em* possibil*em* 183, 30 legt die Änderung in *worschep* nahe. — 28. *Whanne* (H., f. Hs.) þou comest vp = *Cum* ascendis 183, 32.

370, 40. I come *thristing* (tristing Hs.; vgl. thristeþ 332, 22) to þe welle of mercy = accedo *siciens* ad fontem misericordiae 184, 13. — 44. Hauynge delite of his swettist *presence* (H., presente Hs., vgl. zu 368, 24) = eius *presencia* dulcissima delectatus 184, 18.

371, 8. A close filthe = stercus involutum 184, 27. — 17. Zu wi*t*drawe vgl. wi*t* so many myracles 373, 5; die Hs. der Antonius-Legende (Anglia IV) schreibt stets *wit* und hat 136, 16 auch *wytdrawne.* — 27. þe melody made of þree-maner *proporcyouns* = melodya ex triplici *proporcione* conposita 185, 12.

371, 30. A maner bigynnynge of *lovynge* of þe blyssed spiritis = laudis quadam inchoacio(ne) spirituum beatorum 185, 14] *lovynge* gehört also zu ae. lofian, das unser Denkmal von love = ae. lufian manchmal in der Schreibung scheidet: vgl. loove 329, 4, louve 382, 35, loowynge 341, 30, lowvynge 370, 16.

372, 29. Alle þese *semen* (H., seuen Hs.) to þe grete = Magna hec tibi *videntur* 189, 24.

372, 32. þe grace schalle clarefye þe soule with his spirituel *liȝtenynge* (H., listenynge Hs.) = gracia animam spirituali *irradiacione* clarificabit 189, 27. — 39. *Euery* chosen *soules* = qu*am*libet elec*tam* anim*am* 190, 17] Euery als Attribut eines Substantivs im Plural kennt NED (2) erst seit 1558.

373, 11. But þis (H., *þus* Hs.) am I experte of in my-selfe = *Hoc* unum in me expertus sum 191, 3] *þus* für þis, durch NED bezeugt, steht auch 388, 15, brauchte also nicht geändert zu werden.

373, 21. His lorde, þat alþer-wisest and *with-oute reprehencyone,* alle thinge in þe beste manere disposynge = dominum sapientissimum et *irreprehensibilem,* omnia peroptime disponentem 191, 13] Komma fehlt bei H. hinter *repr.*

373, 25 f. With *more euydente* (H., m. euydence Hs.; vgl. zu 370, 44) experymentȝ = *manifestioribus* experimentis 191, 16. — þou wa*lk*este (H., wa*kk*este Hs.) forþ by feith = per fidem *ambulas* 191, 17.

373, 32. And þerfore, if þou wolte committe to experience þe misterye of this sacramente, nedith *feith and þe meritis of feith* most perysche and fayle = Si ergo vis sacramenti huius misterium




experiencie conmittere, necesse erit *fidem et fidei merita* de medio tollere 191, 22] H. hat vor *and* ein Komma; das Lat. aber zeigt, daß *feith and þe meritis of feith* nicht zu trennen ist. Sein Vorschlag, ne*dis* (Adv.) zu lesen, ist nicht nötig: *nedith* kann als Hauptsatz und alles Folgende als von *n.* abhängig gedacht werden; zum Fehlen eines hit vor n. vgl. as he went fro studye to studye, *befelle* vpon a time ... 326, 38; wherfore *suffyceþ* not for to spende one *owre* 336, 19; *byfell* a day, þat ... Anglia IV 123, 5.

373, 35. *Rennynge* þouȝtes þat ben dreedful = cogitaciones timidas *pretervolantes* 191, 24. — 44. Wherfore of these thinges þat ben seide *opunly, gadir* to thy mynde þat þis sacramente is soth = Igitur ex hiis *patenter collige,* quod hoc sacramentum verum est 192, 12] *Opunly gadir* ist also nicht durch Komma zu trennen.

374, 16. þat *welle* (H., wille Hs.) or yuel receyuen = *bene* vel male recipientes 192, 31. — 21 ff. Summe ben welle disposed, as þey þat ben *passynge* (= 'pre-eminent' NED) *lyvers*] Vgl. Quidam bene dispositi, sicut *perfecti* 193, 4 und *parfyte* (333, 15. 19), *holy* (375, 10) *lyveres.* — þe firste *men* (H., man Hs.) *deseruen* (H., desyren Hs.) euerlastynge deth = *Primi merentur* eternam mortem 193, 5.

374, 34. *Wasche* (rigavit 193, 15; H. wollte wesche) belegt NED als Prät. — 44. Hee *whos feiþ* (H., who seiþ Hs.) Jhesus commendith = ille *cuius fidem* laudabat 193, 25.

375, 14. Menne *of grete worchynges* (H. wollte worthynes) = homines *magnorum operum* 194, 3.

375, 19. (Hit is) to drede lest þat þat schulde *be* to vs into forȝevynge, turne in to soroweful *lassynge* = (est) timendum ne forte hoc quod deberet *cedere* ad veniam, *cedat* ad *ruinam* 194, 10] H. bemerkt zu lassynge: 'l. lastynge = blame?' Vgl. aber lassing (= Verkleinerung, Minderung: zum Komp. lasse 331, 37. 381, 6) bei Wycl. in Mätzner, Wb. und lessing (= abatement) NED. — Entsprechend Suso könnte man *turned* hinter *be* einfügen.

375, 22. Wherfore, what-tyme a man doth what hee maye in ablynge hym to grace, hit sufficiþ, ffor god askith not of man (a m.: Caxton) þat hee seeþ impossibile to hym] Caxton bei Halliwell, Dict. (ablyng) hat hit sufficith *to him,* das aber durch ideo quandocumque homo facit hoc quod potest, abilitando se ad graciam, *sufficit.* Nec requirit deus ab homine hoc quod sibi viderit inpossibile esse 194, 13 nicht gedeckt wird.

375, 34. þis heelful hoost is ordeyned to trewe cristen menne, *for þat* hee, þe wisdam of god, atte his laste soper seyde ...] *þat* wollte H. streichen, setzte vor *for* einen Punkt und könnte seine Veränderung des subordinierten Satzes in einen koordinierten damit begründen, daß Suso sagt: hec salutaris hostia sit fidelibus collata. *Nam* et dei sapiencia in ultima cena dicebat ... 195, 5.



375, 37. þis is my body, þat *schalle ȝeve* for ȝow] H. wollte I vor schalle einfügen; ich setze lieber *be* hinter *schalle*; vgl. Hoc est corpus meum quod pro vobis *tradetur* 195, 8; andere Part. Prät. ohne -n sind begunne 386, 11, fonde 353, 16, founde 370, 3, forȝeve 378, 17, drawe 371, 19. 376, 20. 388, 24, forsake 361, 33, stande 382, 16, vnderstande 338, 36. 357, 17. 366, 10, withstande 358, 16, halde 386, 40.

375, 44. þis *heuenful* sacramente = hoc *celeste* sacramentum 195, 16] H. ohne Grund heelful (376, 31 = salutare sacr. 196, 10); NED hat nur zwei Belege für heavenful, aus 1637 und 1884.

376, 9. þey fele not ne conne perceyuen myche *profyte* (H., parfyte Hs.) = non percipientes se multum *proficere* 195, 24. — 12. Zeigt dr*ey*nesse (ariditas 195, 27) die Diphthongierung des langen i wie þei = þi 329, 13. 338, 30, þei-selfe 333, 29, oder ist es für dryenesse (327, 8) entstellt? Vgl. auch in hire right syde and in hir lift seyde 330, 7.

376, 32. þe pite of god worcheþ þe hele of soule oftesyþes *in moste siker* what-tyme þat þe soule onely *loueþ* vpon þe foundemente of feith = divina pietas salutem anime sepius secretissime et *fidelissime* operatur, cum solo fidei subsidio anima *innititur* 196, 11] H. wollte and statt *in* schreiben; da Suso hinter sepius (= oftesyþes) kein et hat, schlage ich *in moste siker manere* vor. *Loueþ* ist in *leueþ* zu ändern: vgl. zu 362, 4; auch 368, 21 (= 180, 7) und 369, 24 (= 182, 15) gibt ae. lêfan lat. inniti wieder. — *soule* ohne Artikel z. B. auch Anglia VIII 163, 25 she sorowed not oonly in soule.

376, 39. Soo þat þere-by *the loued* (Hs., H. ohne Grund louing) *soule* be putte to excercise of vertue in þe scole of meeknes = ut sic *anima dilecta* in humilitatis scola exercitetur 196, 17.

376, 41. One thinge þat þou schalte take hede to: þat is to seye þat þis taste of deuocyone is not þe dewe effecte of feith, *þat longith* to þis tyme here in þis worlde] Unum est quod debes attendere, scilicet quod hic spiritualis gustus non est fidei debitus effectus, *neque* est presentis temporis 196, 18 zeigt, daß *ne* (oder nor) *þat hit longith* zu schreiben ist.

377, 8. It is better forto go þere-to *by stirynge of drede*] Gemäß melius est accedere *ex amore, quam abstinere* ex timore 196, 32 schiebe ich *by stirynge of love þanne absteyne þere-fro* (375, 28) hinter þere-to ein.

377, 30. For *þe firste* men felen and receyuen onely þe sacramente goostly and þe vertue þere-of effectuoslye = Nam illi quidem solum sacramentum, isti autem sacramentum et eius virtutem percipiunt 197, 19] H. wollte firste in laste ändern; damit wird Susos Gegensatz von *illi* und *isti* nicht wiedergegeben; ich schlage vor, *but þe laste þe sacramente* hinter *goostly* einzuschieben; goostly und effectuoslye hat der Engländer sinngemäß hinzugefügt.



377, 42. þou haste þe sentences of faders, *þat is to seye,* þat so longe-tyme dwellith goddis body as ben hole þe spices of þe sacramente] H. wollte is to tilgen; *þat is to seye* übersetzt aber hier (197, 31) wie z. B. auch 386, 10 (224, 23) *videlicet*; 376, 42 steht es für scilicet (196, 19).

378, 14. Bowe, I beseche the, þyne heuene and come downe to me, soo þat I *be knitte and oned* (so auch 343, 36 = ȝeâned; oonyng Pecock, Faith 169, 4. 170, 5) *to þe, be* made one spirite wiþ þe! = Inclina queso celos tuos et descende ad me, ut *tibi coniunctus et unitus* tecum pariter unus efficiar spiritus 198, 16. Danach ist *beknitte*, das NED nur aus Goldings Ovid belegt, zu lesen und davor ein Komma zu setzen, so daß erst be made das Prädikat zu dem vor dem Partizipialsatz stehenden I ist. Caxton dagegen (vgl. Halliwell, Dict. unyed) bietet: soo that I *be* knyt and unyed to the, *and be* made one spirite wyth the.

378, 40. With grete *reuerence* disposest vs = cum magna *reverencia* disponis nos 200, 20] Danach ist H. nicht berechtigt, *reuerence* in prouidence zu ändern; NED kennt *r.* = the study or consideration of sth nur aus Gower.

379, 15. But what, schalle I *seye* not þerfore *love* þe and preyse þe? = Sed numquid ideo te non *laudabo*? 201, 6] H. wollte *seye* streichen: es läßt sich mit *love* = lof secȝean verbinden, wenn nicht etwa zu schreiben ist But what schalle I seye? Schalle I not þerfore love þe ...? Zum Abirren des Auges von gleichen Worten vgl. zu 377, 8. 30.

379, 16. See wee not þat froskes, genderit of þe poudere of erthe, in standynge watirs and pittis criynge, *in her manere and as they mowen,* lovyne and preysen þe? Die Kommata hinter cr. und mowen habe ich gesetzt und verweise auf Nonne rane, ex putredine generate, coaxitantes in paludibus, te laudare cupiunt, *prout sciunt et possunt*? 201, 7. Caxton bei Halliwell, Dict. (frosh) hat the statt þat, frosshes und gendrid of powder of the erthe.

379, 19. *Creature* nur hier = creatorem 201, 8; vgl. aber z. B. auch Anglia VIII 131, 35 þe soule maye turne ageyne to hir creature, eb. 163, 23 wrecchyd men provoken her creature.

380, 2. þere ben many þe whiche loven and preysen me *with criynge woordes,* with displesynge dedys] H. nimmt hinter woordes eine Lücke an und wollte schreiben but displesen me with dedys; entsprechend Sunt nonnulli qui *verbis declamatoriis* me laudant, factis vero displicibilibus irritant (202, 9) schlage ich vor *but irritate* (vom NED aus dem 16. Jahrh. belegt) with displ. dedys.

380, 15. Now I offre me alle-holye to þy wille, here-to þat, wheþer so euer fallen to me good or yvel, I wolde love þee = nunc me totum voluntati tue offero, *animum habens promptum* ad hec, ut si quevis mala seu adversa michi evenirent, te vellem laudare



202, 20] *a. habens pr.* ist fortgeblieben; ich schiebe *takyng hede* vor dem sonst unverständlichen here-to ein.

380, 21. þoo ȝeerys in þe whiche I *myghte* (H., f. Hs.) lyve I wolde offre to þe = reliquos annos quibus vivere *poteram* domino meo cuperem offerre 202, 26.

380, 24. I coueyte to be enfourmed how I schalle mowe come to þat poynte þat I maye in alle tymes, in as miche *as hit is possibil,* contynuelly *to loue* thee, *worschep* thee and *preyse* the] Von maye mache ich die reinen Inff. *w. and pr.* abhängig, den präpositionalen *to loue* von possibil und streiche daher das Komma hinter possibil; es ist aber nicht undenkbar, daß schon to l. von maye abhängt (vgl. Zupitza zu Guy 1925/6), und dann behält das Komma seine Gültigkeit. Suso 204, 3 peto informari, qualiter ad hoc perveniam, ut omni tempore quadam incessabili iugitate, von wo der Engländer auf 204, 20 *quantum possibile est* valeam laudare übergesprungen ist, bietet für die letztere Auffassung einigen Anhalt, da von possibile est kein Inf. abhängt.

380, 31. After þe sentences *þat þou knowest to þe* of faders = secundum *notas tibi* patrum sentencias 204, 25.

381, 20. *For* (H., froo Hs.) þese and alle oþere benefices I coveite þat ... = *pro* hiis omnibus et aliis beneficiis opto ut ... 206, 21. — 24. þey reioyced hem þat þey were confermyd in þy lovynge and praisynge, *þe yvel spiritis departed fro þe*] H. schlägt vor: and departed fro þe yvel spiritis; vgl. aber gaudebant se in tua laude confirmatos, *malos* vero *a te detrusos* 206, 24.

381, 34. Now wolde I knowe ... how I *myghte turne* into þe lovynge and praisynge of þe not onely good þinges but also yvel þinges, as been ydel sterynges wrouȝte by þe wicked aungellys; and generally *ȝive* to þy preisynge alle þinges, wroȝt, herde and seen, and *felyng,* perceyued and knowen = nunc vellem scire ... qualiter non solum bona sed eciam mala, ut videlicet inmissiones malignas per angelos malos factas, atque universaliter omnia visa et audita et *sensibiliter* percepta, in laudem possim convertere mei creatoris 206, 32] Danach verwandle ich H.s Semikolon in ein Komma, da wie *turne,* so auch *ȝive* von *myȝhte* abhängt, schreibe *by felyng* = sensibiliter und tilge das Komma dahinter.

381, 45. Alle suche affeccyons, as is ioye of sperite and likynge, sterynge þee to inwarde gladdenesse or ellis *hit fallith oþere-while* to swete teeres = omnes tales affecciones, ut est gaudium et exultacio, te ad hylaritatem quandam provocantes, vel eciam *ut interdum fieri solet* ad dulces lacrimas 207, 8] Danach füge ich *as* vor *hit f. o.* ein und setze diese Worte in Kommata.

382, 14. þat my sowle maye fulfille þe place and offys of þis wicked spirite by þe whiche hee schulde haue loved þe if hee hadde stande in euerlastynge blysse, I coueyte and desyre þat ...] *if hee*

h. st. ist in Kommata zu setzen; vgl. ut anima mea huius maligni spiritus locum vel officium, quo te in perpetuis eternitatibus laudare debuerat, *si perstitisset,* subripere valeat in tantillo ut... 207, 21.

382, 17. þese *fewe* abhomynabil þowȝtis] *fewe* ändert H. sinngemäß in *fowle*; Suso (207, 24 has *abhominandas* cogitaciones) hat zwar nur ein Attribut, vgl. aber zu 334, 30 und fowle and abhomynable 339, 5.

383, 7. Goostly likynge here is a-manere *enterludy ernest* of heuenly ioyes = leticia spiritualis est quasi quoddam preludium celestium gaudiorum 208, 32; zu *ernest* = foretaste (NED) vgl. askynge of her *erneste* of þat weddynge 384, 39 = arram desponsacionis ab ea petendo 221, 8; ernes (arram 218, 24) 383, 36.

383, 16. þat hit scholde be *loved* and preysed] Betreffs *loved* vgl. zu 371, 30 und *amari* ac laudari 216, 33.

383, 18. To þe moo þat þy lover *cominith* þe with-oute envie, þe more parfitely hee schalle haue þee in hym-selfe = *quanto* quivis amator te *pluribus* sine invidia *communicaverit,* tanto perfeccius te in semetipso possidebit 217, 5] Zu com*i*nith von H. aus comith mit Querstrich über o geändert, vgl. Part. com*i*nede 326, 10, to þe com*i*ne vnderstandyng 325, 36. Nach comm*u*n 388, 39 (= communicare 230, 4), com*u*nate 362, 23 (= multitudo 164, 17), 374, 9 (= communitas 192, 25) wäre auch comm*u*nith möglich.

383, 42. Now schalle I schewe the, how my love maye be contynuelly renewed *by hetynge* = qualiter amor meus *iugiter* renovari valeat demonstrabo 220, 5.

384, 1. Of this doctryne, þe whiche is groundid and *founde* vpon þe stoone of þe apostles trewþe = doctrine super firmam petram katholice et apostolice veritatis *fundate* 220, 7] Also ist *founded* statt founde zu setzen. — 4. *þeye* schullen be partyners and heyres nimmt das Subj. *alle þoo* 1 auf (*hii* erunt heredes 220, 6. 10): to vor alle ist also mit H. zu streichen.

384, 10. Noon *difficulte* (H., afficulte Hs.) = nichil *difficultatis* 220, 14. — 16. Hee þat wole not do it, *þerfore* (H., and þ. Hs.) synneþ not nor trespasseþ = qui autem hoc non facit, *pro tanto* non peccat nec delinquit 220, 20. — Darauf folgt *Wherfore* alle oþere þinges euery disciple of wisdame schalle forsake, and leve fleschely loue = *Ante omnia igitur* quilibet sapiencie discipulus debet amorem carnalem relinquere 220, 21] Es fehlt infolge Abirren des Auges (vgl. zu 379, 15) *byfore* (= *ante*) hinter *Wherfore* (= igitur); *forsake and leve* zeigen den bekannten (vgl. zu 334, 30) Pleonasmus des Engländers (für *relinquere*) und sind nicht durch Komma zu trennen.

384, 26. *þey* (H., ȝee Hs.) schullen = debe*nt* 220, 31.

385, 1. Mannes mynde fallith lightely fro good purpos þat *beþ* (H., boþ Hs.) begunne = animus humanus facilime a ceptis labitur



223, 2. — 2. þe (H., ȝee Hs.) devoute worschepers of euer-lastynge wisdame mowen ... = sapiencie eterne devoti cultores poss*unt* ... 223, 4.

385, 9. This schalbe her entente ... þat þey be not combred and gnared with þis fonned worlde, *warely and wisely*, so þat þey be preserued and kepte fro alle peryles = Hec debet esse eorum intencio ... ne ab hoc mundo stultissimo irreciantur, *sed caute et sapienter ambulando* a cunctis periculis preserventur 223, 9] Vor dem sonst unverständlichen *w. a. w.* könnte *but þey shul(len) walke* ausgefallen sein.

385, 22. And þat *þis* (H., is Hs.) devoute exercises be þe more acceptabil to pitevous sowlles ... = Et ut *hoc* exercicium magis gratum devotis mentibus fiat ... 223, 22 | *þis* scheint mit dem Plur. exercice*s* (lat. exercici*um*) in Widerspruch zu stehen; vgl. aber *þis* seruyse*s* 385, 9; affyng (= hauing) *þis* deuell*es* in hys handes and *þam* betyng Angl. IV 135, 9; *þis* spret*is* (= spiritis) eb. 11.

386, 5. Hee apperynge to summe creatour*s* (H., creatour*e* Hs.), hath complayned with a pitevous voyce and criynge to *hym* = divina sapiencia *non nullis* apparens conquesta est voce querulosa 224, 20] creatours (= creaturs vgl. zu 330, 34) wird also durch *non nullis* gestützt; dann ist aber hym in *hem* zu ändern.

386, 41. þanne ben wonte forto come to-gedir frendes and feest *eche* (f. Hs.) oþere lustely and with grete excesse = Tunc amici convenire consweverunt, et solacia mundana ac peritura *sibi invicem* facere 225, 19.

387, 11. þat *of a flesche custome* be made deuocyone, as hit is ordeyned by holy chirche of þe firste daye of *Nouembre* = ut *ex iniquo principio* confletur sancta devocio, sicut et de prima die mensis *augusti* noscitur ab ecclesia factum esse 225, 31] *Nouembre* dürfte falsch sein, da der Zusammenhang darauf hinweist, daß die Kirche die durch die Entwicklung der Natur gebotene freudige Stimmung der Gläubigen sich zunutze macht und der 1. Nov. für Feiern in der Natur nicht mehr geeignet ist. Lammas (1. Aug.) ist in England noch immer ein Feiertag, bei dem weltliches und religiöses Empfinden sich mischen. — Ist *flesche cust.* in *fleschely* (387, 13) *cust.* zu ändern? Vgl. aber NED flesh 12 und fleyshe lust neben fleses l. Hending X.

387, 19. Recommendynge hem to her spouse *affectuosly* (effectuosly Hs.; vgl. zu 370, 19) = seipsos eidem *affectuosius* recommendando 226, 5. — 28. *so* (will H. unnötig in þe ändern; vgl. zu 338, 36) reuerente and best-loued moder = *tam* reverenda et dilecta mater 226, 15; þe kann daneben bestehen. — 34. *Affore* alle oþere preyers, aber *post* omnes oraciones 226, 19.

387, 35. Hee schalle aske of hir, þat, þat hee hath wel done, by hir be keped and *ratifyed* = ab ea petat, ut, quod bene factum



est, per eam conservetur et *gratificetur* (Hs. B *ratificetur* 226, 21)] Danach kann man schwanken, ob *ratifyed* in *gratifyed*, das NED erst aus dem 16. Jahrh. belegt, zu ändern ist, oder das schlecht bezeugte *ratificetur* dem Engländer vorgelegen hat. Daß er der Hs. B (Codex Bibliothecae Gymnasii Confluentini) nahegestanden, bezeugen noch andere Stellen: 361, 33 Euerychon hauen lafte me *in* þese veniabil brennynge flawmes = Singuli me ultricibus flammis (*in* u. fl. Hs. B; vgl. aber auch me ulceribus plenum *in* flammis Hss. DK) derelinquunt (Hs. L derelinquerunt) 163, 9. 385, 13 atte þe borde þey schul sey a pater noster, and after mete anoþere or ellis *de profundis*: ein *de prof.* kennt in diesem Zusammenhang außer B nur noch Hs. E (Codex Berolinensis 'sub Anno domini Millesimo CCCCXXVI') 223, Anm. 5, es könnte aber auch aus 385, 25. 32 dem Engländer in den Sinn gekommen sein; vgl. auch zu 389, 18.

388, 15. þou mayhte consyder, þat *þus* (vgl. zu 373, 11) myne ful profitabil doctryne, *þat* semith but symple in spekynge, but sooþly hit is ful of alle goostly fruyte in worchynge; *And þerfore hit* schalle be taken of þe with souerayne deuocyone] Das Ungefüge dieses Satzbaues läßt sich am leichtesten durch Streichung des *þat* nach doctryne gefälliger machen; das Lat. (considerare libet quod hec mea perutilis doctrina, simplicitate quidem sermonis inculta, sed revera omni fructu spirituali operose fecunda, tibi erit devocione precipua suscipienda 228, 27) braucht meinen Vorschlag nicht zu entkräften; denn *And þerfore hit* zu streichen, damit ein inculta wiedergebender Relativsatz (þat semith — spek.; but — worch. müßte als eingeschobener Satz in Klammern gesetzt werden) bestehen bleiben kann, erscheint mir zu gewaltsam.

388, 21. *Hit* maye not displese to any man *by riȝte resoune examyned* = nulli poterunt *hec iusto examine probata* displicere 229, 2. — 25. Firste *rere* (H., þere Hs.) a deuocyone to thy selfe, and after ... = primo devocionem tibi *haurias*, deinde ... 229, 6.

389, 6. þe aungel of pees kepe hem *in* prosperite, heelful of body and sowle falle to hem = Angelus pacis ipsos custodiat, *et* prosperitas anime et corporis eis arrideat salutaris 230, 14] Demgemäß schreibe ich *and* statt in und schließe heelf. — sowle als Attribut zu prosp. in Kommata ein.

389, 18. Alle þe company and multitude of blessid spirites schullen be *make* (vgl. imake NED, 14. Jahrh.) drunken of grete plente of goddes hows, seiynge *þe kynge of blesse and lorde of vertues* in *thy* godhede = illa agmina beatorum spirituum ab ubertate domus dei deebriantur, Te *regem glorie dominumque virtutum* in decore suo (*tuo* Hs. BM) conspicientes 230, 26] *kynge* bis *vertues* ist als Attribut zu *þe* (lat. Te) in Kommata einzuschließen.

334, 22. fulle of þe lyfe (= lebensmüde; vgl. NED full 4c) ist

nicht zu ändern; auch W Shoreh. (ed. Konrath 116, 33) nennt sich f[o]ul of lyve.

Zu den schon oben hie und da gegebenen Nachträgen zum NED füge ich noch folgende hinzu:

abacche (ae. on bæc; NED belegt nur den gutturalen Verschlußlaut; Mätzner, Wb. kennt obacch aus Orm). 355, 10 wille thou not folowe þe multitude of hem þat beþ goon *a.* (qui iam *retro* conversi sunt: 172, 12) after þe desyres of her herteis (daneben abakke 331, 41, abacke 365, 12).

amyke (lat. amicus, -a; NED nur c. 1495 Digby Myst.). 330, 40 whye assayest not wheþer þou mayht haue hire in to þi *a.* or loue? 371, 4 þe hows where her loued *a.* or spouse dwellith. 384, 19 euery disciple of wisdame schalle take into his spowse and *a.* þat feyre wisdame of god. 387, 10 ȝonge folke kutten downe bowes and setten hem byfore þe dores where þey trowe to haue *amykes.* 387, 16 þis goodly *a.* passith alle erthely creatures.

tellen deynte of (NED belegt nur to make dainty of = to set great store by, Mätzner, Wb. I *tolde* no *deynte of* her love aus Chaucer). 337, 44 wismene *telle* not more *deynte of* fayre schrynes þat havene in hemselfe butte erþe or oþere fowele þinges þanne þei done of ...

hynde-fowne (= hind-calf) belegt NED erst aus dem 17. Jahrhundert. 348, 10 A ȝonge *h.-f.* sekeþ refute of þe modere.

melancholy als Adj. belegt NED erst aus dem 16. Jahrhundert, m.-complexion aus 1655. 334, 38 þe derke clowde of *malencolye* complexione.

prostracion (NED zuerst 1526). 361, 6 any oþer man hadde bisyed hym by *prostracyons* forto gete rewarde. 384, 36 þis weddynge schalle be done also with-oute-forth by summe signes, as by three *prostracyons.*

sadded (= confirmed, strengthened; NED zuerst 1520). 333, 2 þe sowle þat is not ȝit fullye *saddete* and stablete in þe moste parfyte degre of loue.

Berlin. G. Schleich.



Die französischen Satzortsnamen.

(Schluß, s. Archiv Bd. 152, S. 51 ff.)

II. Asserierende Hauptsätze.

Cocheris, Orig. et form. d. noms de lieu sagt S. 33: 'Beaucoup de noms de lieu proviennent de l'état plus ou moins bon de la terre,' er führt aber trotz des 'beaucoup' nur vier, eigentlich nur drei Fälle dieser interessanten Benennungsweise an, und ich weiß nicht, welche weiteren er im Sinne hatte: *Tout-y-va* (Yonne), *Tout-y-croit* (Basses-Pyrénées), *Tout-li-faut* (Eure-et-Loir), *Tout-y-faut* (Charente inf., Yonne). Ein *Tout-y-va* ist im Yonne-Wörterbuch nicht verzeichnet. Ein *Tout-li-faut* findet man im Eure-et-Loir-Wörterbuch als *Toulifault*. Ein *Tout-y-croit* (= *croît*) steht im Basses-Pyr.-Wörterbuch und ebenso ein *Tout-y-faut* im Yonne-Wörterbuch. Letztere Bezeichnung ist offenbar die häufigste, denn von so benannten Örtlichkeiten, darunter ein Dorf, habe ich mir noch fünf im Dep. Deux-Sèvres (zwei als *Toutifaud*), sieben im Dep. Dordogne, eine im Dep. Ain und zwei im Dep. Aube angemerkt, wozu noch die Straße in Reims kommt, auf die schon Darmesteter S. 187 A. 6 aufmerksam gemacht hat, und ferner wellige Heiden, die in den Dep. Charente-inf. und Gironde liegen (s. Joanne). Natürlich ist damit nicht gesagt, daß nicht noch weitere vorhanden sind. Es ist nun auch ein Personenbeiname, ohne voraufgehenden eigentlichen Namen, in T. I, 140 unten belegt (Darm. S. 187, Pachnio S. 34), aber es ist keineswegs wahrscheinlich, daß etwa der Ortsname von diesem *Tout-li-faut* stammt; auch das Umgekehrte anzunehmen ist nicht nötig, da unsere Bezeichnung für einen ganz mittellosen oder sehr unglücklich ausgefallenen Menschen durchaus denkbar ist. — Von weiteren hierhergehörigen Ortsnamen ist m. W. bis jetzt nur *Dieulefit* von Darmesteter S. 195 A. 1 aus dem Dep. Drôme und *Dieulivol* von Mowat, Études d'onomatologie comparée S. 38 (nach Joanne im Dep. Gironde) nachgewiesen. Das erstere ist zum Jahre 1360 zuerst bezeugt, und ich kann noch *Dieu-le-fit* aus dem Dep. Ain (s. Dep.-Wörterbuch) hinzufügen; das zweite vermag ich nicht nachzuprüfen, verstehe es auch so geschrieben nicht und fasse es als *Dieu-l'i-vol* 'Gott will ihn da' (sc. den Ort oder vielmehr die erste Siedelung). Auch hier steht ein Personenbeiname *Dex-le-fist,* mit voraufgehendem eigentlichen Namen, daneben (Darm. S. 195 A. 1, Pachnio S. 68), und Mowat spricht von einem Familiennamen *Dieuteveut,* den ich aus alter Zeit nicht nachweisen kann, aber auch hier braucht man kaum den Personennamen als das Ursprüngliche und den Ortsnamen als daraus geflossen anzusehen, da auch Örtlichkeiten nicht eben unangemessen so bezeichnet werden konnten. — Eine Querstraße des 'Quai des Grands Augustins' in

Paris heißt heute rue *Gît-le-Cœur*. Mir fehlen die Hilfsmittel, um zur Geschichte dieser merkwürdigen Benennung, auf die ich erst spät gestoßen bin, etwas Näheres mitzuteilen; die Pariser Lokalforscher werden gewiß darüber Bescheid wissen, und so darf sich der Linguist wohl mit der Vermutung begnügen, daß ein *Ci-gît-le-Cœur* das Primäre sein wird. — In T. I, 32 findet sich die Überschrift 'Contreval la riviere jusques au coing de la meson de Phelippe Paon'; zu dieser bemerkt Géraud S. 205: 'Ce titre désigne l'extrémisé orientale du quai de la Mégisserie, à laquelle on donna plus tard le nom de 'Vallée de Misère' et qui du temps de Sauval se nommait rue *Trop*[1]*-va-qui-dure* ou *Qui-m'y-trouva-si-dure*. Uns geht hier nur die erste Bezeichnung an, da sie einen asserierenden Hauptsatz darstellt, und die, da Sauval im 17. Jh. lebte, nach Géraud also zu jener Zeit üblich war. Wie erklärt sie sich? Ich verstehe: 'Ordentlich schreitet zu wer aushält,' d. h. den schlimmen Geruch von den Gerbereien, die dort, nach dem Ausdruck *mégisserie* zu schließen, in größerer Zahl vorhanden waren.

Im Mirakel vom hl. Valentin heißt es: 'Au chastel c'on dit *Bel-le-Voy* Vueil droit aler' (Monmerqué et Michel, Th., fr. au m. â. S. 325 oben). Ich deute diese Bezeichnung 'als schön sehe ich es' (sc. das Schloß), obgleich ich keine Parallele für eine solche Voranstellung eines prädikativen Adjektivs im Akkusativ anführen kann. Fast scheint es, daß eine Individualbildung vorliegt, und dies möchte ich um so eher annehmen, als ich eine heute so benannte Örtlichkeit nicht nachzuweisen vermag.

Hatten wir es bisher im asserierenden Hauptsatz mit einer 3. und einer 1. Person zu tun, so dürfte im folgenden eine 2. Person vorliegen. Wenigstens kann ich nicht umhin, *Marivas* hierher zu stellen, denn ich glaube, daß darin ein asserierender Hauptsatz steckt. In T. I, 93—94 sind zwei Pariser Straßen *Le grant Marivas* und *Le petit Marivas* namhaft gemacht, und so auch in T. II, 105, nur daß hier die erstere einfach *Marivas* heißt. Géraud bemerkt dazu S. 237, daß die modernen Benennungen *rue de Marivaux* und *petite rue de Marivaux* seien. Nach der Zeit, in der Géraud dies schrieb (1837), ist der Name verschwunden,[2] und heute heißt

[1] Aus dem *trop* kann man nicht auf ein höheres Alter der Bezeichnung schließen, da *trop* im alten Sinne von 'sehr' auch noch im 17. Jh. häufig war, s. A. Haase, Syntaxe franç. du XVII[e] siècle, S. 256.

[2] Den Lauten nach ist sie wieder aufgetaucht in der weit davon entfernt gelegenen Straße *rue Marivaux*; diese ist nach dem Schriftsteller genannt, dessen Name schwerlich etwas mit dem alten *Marivas* zu tun hat, sondern der nach meiner Ansicht von einem Ortsnamen herkommt: Die Dep.-Wörterbücher für Aisne, Moselle und Pas-de-Calais verzeichnen mehrere *Marival* und *Marivaux*, und die älteren Belege *Marieval*, *Mariae vallis* (1452) zeigen die Grundlage an, soweit nicht direkte Französierung von *Marienthal* vorliegt.



die erstere Straße 'rue Nicolas Favel',[1] während die zweite m. W. überhaupt nicht mehr existiert. Mir ist nicht bekannt, daß sich jemand mit der Bedeutung unseres Namens befaßt hätte. Die wiederholt und ausschließlich in den Steuerlisten überlieferte Form *Marivas* scheint mir mit Bestimmtheit dafür zu sprechen, daß die spätere Form *Marivaux* nur eine Entstellung oder Umdeutung von nicht mehr recht verstandenem *Marivas* sein kann, und dazu kommt noch der Umstand, daß eine Ortsbezeichnung *Marivas* im Dep. Aube schon z. J. 1199 urkundlich so bezeugt ist (s. das Dep.-Wörterbuch). Jene Form *Marivaux*[2] ist allerdings schon aus der Zeit der Steuerlisten nachzuweisen, denn sie begegnet in Guillots Gedicht (V. 394), das in das Ende des 13. oder den Anfang des 14. Jh.s gesetzt wird,[3] muß also schon damals neben *Marivas* gebraucht worden sein. Ich verstehe nun *Marivas* als *Mar-i-vas* 'zum Unheil gehst du dahin'; das wäre für vielleicht unsichere und verrufene kleinere Straßen keine unpassende Bezeichnung gewesen. Einen Beleg für *mar aler i* habe ich gerade nicht zur Hand, aber *m. venir i* begegnet schon Rol. 1057 und *m. entrer i* Mon. Guill., 2e réd. 2354. Gewöhnlich erscheint *mar* mit dem Futur oder dem Perfekt des Verbums, aber auch das Präsens kommt vor, so Chanç. de Guill. 113, 474, Aim. de Narb. 1106, 1420. Man könnte vielleicht einwenden, daß in der alten Zeit kein Personenbeiname anzutreffen ist, welcher die 2. Sing. eines Verbums aufweist, allein dies bedeutet kein Gegenmoment, da mit geringen Ausnahmen ein Eigenname dem Beinamen vorangeht und daher eine 2. Person nicht eintreten kann.[4] Eine kräftige Stütze für meine Auffassung erblicke ich in der Tatsache, daß auch die Provinz *Marivas* seit früher Zeit kennt (s. oben), und noch heute existieren im Dep. Aube gemäß dem Dep.-Wörterbuch zwei Pachthöfe *Marivas*; von diesen zerfiel der zweite ursprünglich in zwei, welche *le Grand-Marivas* und *le Petit-Marivas*

---

[1] Halphen, Paris sous les premiers Capétiens S. 95. Der Vf. meint, daß die *rue de Marivas* früher *rue de Malines* hieß, weil in einer Kopie (13. Jh.) einer unedierten Urkunde von 1216 von Häusern *in vico de Malines* die Rede ist und die später eingetragene Überschrift diese Häuser *in vico de Marivaus* lokalisiert. Es sei mir gestattet, zu bemerken, daß eine *rue de Malines* mir recht verdächtig vorkommt; sollte nicht ein Schreib- oder Lesefehler für *Marives* oder *Marrives* = *Marives* = *Marivas* vorliegen?

[2] Wenn Halphen a. a. O. 'Plus tard rue de *Marivaus* ou *Marivault* sagt, so weiß ich nicht, woher er die letztere Form geschöpft hat.

[3] Weiter in dem anonymen, den gleichen Gegenstand behandelnden und bei Géraud S. 568 abgedruckten Gedicht V. 345.

[4] In den wenigen urkundlich bezeugten Fällen, in denen ein Personenbeiname aus einem asserierenden Hauptsatz besteht, erscheint die 3. Sing. (s. Darmesteter S. 194, 195 A., 189, 197 A., Pachnio S. 34, 49) und ebenso bei den literarischen Namen *Fol-s'i-prent* im Folq. de Cand. 1850 u. ff., *Fol-i-bee*, *Fol-s'i-fie*, vgl. Romania VIII, 169 und Tobler, VB. I2, 237 ff. Das gleiche gilt für das Appellativ *Sot-l'y-laisse*, das Nyrop, Gr. hist. III, 277 anführt.

hießen (die Karte von Cassini zeigt *Grand-Marivat* und *Petit-Marivat*), Bezeichnungen also, die merkwürdigerweise mit denen in Paris zusammenfallen. — Auf die Gefahr hin, mich zu weit vorzuwagen, sei schließlich noch auf *les Granges-Marivet* (Haute-Marne), zu welcher Örtlichkeit das Dep.-Wörterbuch keine Daten gibt, hingewiesen und unter allem Vorbehalt gefragt, ob nicht *Marivet* = *Mar-i-vet* sei und die Benennung etwa Dieben zur Warnung dienen sollte. Es entgeht mir nicht, daß in demselben Departement auch *les Granges-Huguet* begegnet, aber kann *Marivet* ein Eigenname sein, und woher sollte er kommen? Ausgeschlossen ist nicht, daß *Marivet* erst aus einem **Marives* mißverständlich erwuchs (vgl. oben *Marivat* für *Marivas*) und sich festsetzte, so daß denn ursprünglich wieder eine 2. Sing. (*ves* für älteres *vais*) vorliegen könnte.

Ich möchte diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne darauf hinzuweisen, daß auch im Rumänischen Ortsnamen vorkommen, die aus asserierenden Hauptsätzen bestehen, s. J. Jordan, Rumänische Toponomastik § 62 und Archiv 148, 322.

III. Wunschsätze.

Wie wir als Personenbeinamen die Taufnamen *Dieu-le-Croisse, Diex-le-beneïe, Dieu-le-gart,*[1] *Dex-le-salt, Bien-li-viengne* haben (Pachnio S. 67—68), so fehlt es auch bei Ortsbezeichnungen nicht an Wunschsätzen. Schon Mowat S. 38 und Darmesteter S. 195 A. 1 haben *Dieulouard* = *Dieu lo wart* namhaft gemacht, das schon z. J. 1028 bezeugt ist (s. Wörterbuch des Dep. Meurthe). Ich füge hinzu die Bezeichnung einer Festung *Dieu-l'Accroisse* (Eure; 1265 *Dex-Lacreisse*[2]) sowie *Dieu-s'en-souvienne* für einen Pachthof und eine Gemeinde im Dep. Meurthe (1342 *Dieu-en-souveigne*). Obwohl, wie wir oben sahen, die Personenbeinamen *Dieu-le-gart* und *Diex-le-croisse* danebenstehen, so brauchen wir doch keine direkte Übertragung von diesen her anzunehmen, denn unsere Ortsbenennungen sind auch ohnedem durchaus annehmbar und verständlich.

Eine besondere Behandlung erfordert noch das alte *Dieu-limire* in Reims, das in der heutigen *Porte Dieu-Lumière* erhalten ist. Longnon, Dict. top. du dép. de la Marne, sagt: 'hôpital situé jadis dans la banlieue de Reims,' aber gleich die erste und älteste

---

[1] Nyrop, Gr. hist. II § 136, 1 erwähnt als Familiennamen *Dieutegard*, den ich aus dem Mittelalter nicht belegen kann. Im 16. Jh. begegnet in der Gallia Christ. IX, 501 Stephanus *Dieutegard*, und Pachnio S. 68 bemerkt, daß *Dieu le gard* zu lesen sei, da Gall. Chr. X, 1340 wieder Stephanus *Dieu le gard* vorkomme, aber wenn die beiden Stephanus sich auch zeitlich nahestehen, so geht doch aus dem Wortlaut der Stellen hervor, daß sie nicht dieselbe Person sein können.

[2] Vielleicht ist das Ursprüngliche *Dex la creisse* (vgl. oben *Dex-le-creisse*), wobei *la* auf *forterece* gehen würde.

Stelle z. J. 1233, auf die er verweist (Arch. admin. de Reims I, 567[1]) zeigt uns *Dieu-li-mire* als eine Vorstadt von Reims. Erst i. J. 1258 erscheint ein Prior de *Diu-li-mire* (Arch. admin. I, 787) und z. J. 1262 ein hospitale de *Deo medico* (eb. I, 811). Ob es richtig ist, daß, wie der Herausgeber der Arch. de Reims I, 11—12 sagt, die Priorei Saint-Bernard ursprünglich ein Hospital *Dei merito* oder *Deo medico* gewesen sei, muß ich dahingestellt sein lassen, immerhin beweist, soweit ich sehe, keine Urkunde, daß der Name des Hospitals älter gewesen ist als derjenige der Vorstadt. Das ist nicht ganz gleichgültig für die Erklärung der Bezeichnung. Warin und Longnon scheinen *Deo medico* für das Ursprüngliche zu halten. Das kann ich nicht recht glauben, schon weil dann bei einer Übertragung in die Volkssprache ein *le mire* zu erwarten gewesen wäre, während immer *li* erscheint, vielmehr erblicke ich in *Dieu-li-mire* einen Wunschsatz 'Gott lohne ihm', mithin in *Deo medico* — von *Dei merito* ganz zu geschweigen — umgekehrt eine Ausdeutung des nicht mehr ganz verstandenen und mit *mire* 'Arzt' in Zusammenhang gebrachten *Dieu-li-mire*. Ist meine Deutung richtig, dann könnte aus ihr folgen, daß wir einen Personenbeinamen vor uns hätten, dessen ursprünglichste Form *Diex-li-mire* gewesen wäre. Aber nun beginnen wieder die Schwierigkeiten. Allerdings existiert in der alten Sprache die Wunschformel *Diex le vos mire*, und zwar läßt sie sich erheblich häufiger belegen, als es nach God. V, 259b scheinen könnte, z. B. noch durch M.-R., Rec. I, 71 und durch verschiedene Stellen aus dem 'Moniage Guillaume'; auch bringt God. gerade *Diex li mire* (also ohne *le*) bei, zwar erst aus Froissart, Poés. I, 108, V. 744, doch kann ich es schon aus Crestiens Gral (Abdr. von Baist) V. 6928 nachweisen, vgl. auch Aiol 3510: *Damedex, se li plaist, il li merisse.* Indessen wie soll man sich die Entstehung des Namens vorstellen? Liegt ein sogenannter 'selbstverschuldeter' Name vor, d. h. hat ein dankbares Gemüt oft 'Gott lohne ihm (ihr)' gesagt und sich dadurch diese Bezeichnung zugezogen? Oder soll man die Existenz eines Taufnamens mit dem schönen Sinn annehmen, daß die Eltern dem Kinde Gottes Lohn für das wünschten, was es später Gutes tun würde (vgl. etwa *Diex-le-beneïe* oder *Bonne-li-donne* bei Pachnio 67, 68)? Beides wäre ja möglich, und der Umstand, daß solcher Name nicht vorzukommen scheint, brauchte nicht irrezumachen, denn bei *Boieldieu* u. a. liegt die Sache ebenso. Es ist also denkbar, daß nach einem Manne jenes Namens, der etwa zuerst vor den Toren von Reims auf einem dort erworbenen größeren Gelände ein Haus gebaut hatte, der erst im Entstehen begriffene Vorort und auch ein Hospital benannt wurde, allein es ist doch auch noch eine andere Möglichkeit sehr

[1] Die Ziffer 967 in der Table génér. des Archivs ist ein Druckfehler.



in Erwägung zu ziehen, und ich halte sie fast für das Wahrscheinlichere: jener Bürger kann einen ganz anderen Namen gehabt haben, vermachte aber der Kirche einen Teil seines Terrainbesitzes und stiftete ein Krankenhaus; dies trug ihm den Dank der Kirche in der Form ein, daß sie das Geschenkte *Diex-li-mire* nannte, eine Bezeichnung, die bestehen blieb.

IV. Verallgemeinernde Konzessivsätze.

Verallgemeinernde Konzessivsätze als Personenbeinamen sind m. W. nicht belegt,[1] wohl aber gibt es einige Örtlichkeitsbezeichnungen dieser Bildung, voran *Quincampoix*, das durch die 'rue Quincampoix' in Paris allgemeiner bekannt ist. Jeder weiß, daß diese Straße = *Qui qu'en poist* ist und 'Wem (*qui* = *cui*) es auch deswegen leid sein möge' bedeutet; das war leicht zu erkennen, denn die ältesten Belege, Urkundenstellen von 1203, 1211, 1225,[2] die beiden Pariser Steuerlisten von 1292 und 1213, Guillots Gedicht über die Straßen von Paris,[3] das Dit des marcheans[4] zeigen jene Form.[5] Aber wie ist es zu jenem Namen gekommen? Bei Barbazan-Méon II, 264 heißt es zu V. 382, daß ein urkundlich in Paris z. J. 1253 begegnender *Nicolas de Kiquenpoist* der Straße den Namen gegeben haben kann, und Tisserand et Leroux-de-Lincy, Paris et ses historiens S. 209 führen die gleiche Bemerkung aus Le Beuf, Histoire de la ville et de tout le diocèse de Paris an. Diese Vermutung scheitert u. a. an der Tatsache, daß, wie wir oben sahen, die Straße schon z. J. 1203 nachzuweisen ist.[6] Ich selbst

---

[1] *Quequebele* in T. II, 54 und *Quequevel* nebst *Quiquevant* für einen sarazenischen König im Ogier (s. Langlois, Table) sind mir undurchsichtig.

[2] Halphen, Paris sous les premiers Capétiens (1909) S. 104.

[3] Barbazan-Méon, Rec. II, 264 V. 382.

[4] M.-R., Rec. II, 125.

[5] Den einzelnen Phasen in der Umgestaltung zu *Quincampoix* kann ich hier nicht nachgehen und möchte nur folgendes bemerken: Ein *m* vor *p* begegnet zuerst an der Urkundenstelle von 1211; die regressive Nasalierung in der ersten Silbe (vgl. Balcke, Der anorgan. Nasallaut im Franz. in Beiheften zur Zs. Nr. 39 S. 32) und die Schreibung mit *x* zusammen scheinen sich noch nicht im 13. Jh. zu finden, doch treffen wir für das im Dep. Eure gelegene *Quincanpois* schon i. J. 1300 auf die Form *Quinquenpoix*, und schon lange vorher erscheint eine Baulichkeit z. J. 1206 als *Quinquempoist* (Delisle, Catal. d. actes de Philippe-Auguste Nr. 990).

[6] Umgekehrt wird in dem *Kiquenpoist* von N. de K. der Straßenname zu erblicken sein; so ist in T. II, 105 ein die Straße *Marivas* bewohnender Gastwirt als *André de Marivas* aufgeführt, während ich mir ein *Jehan de Paris* eb. S. 115 so erkläre, daß die betreffende aus Paris stammende Person vorher auswärts gelebt und sich dort so genannt hatte, zurückgekehrt aber das *de Paris* beibehielt. Allerdings ist auch möglich, daß unser Nicolas aus einem der vielen *Quiquenpoist* der Provinz nach Paris zugewandert war. Man vergleiche übrigens auch einen *Reginaldus de Quiquampoit* z. J. 1277 (Arch. de l'Hôtel-Dieu de Paris ed. Brièle S. 407 und *Renaud de Quiquempoist* in T. I, 9).



habe in Zs. f. frz. Spr. XXV, 130 A. 2 daran gedacht, daß von einem Personenbeinamen auszugehen sei, der zu den sogenannten 'selbstverschuldeten' zu rechnen wäre.[1] Da ja vielfach Pariser Straßen schon in der alten Zeit nach Personen benannt wurden, so braucht der Umstand, daß ein Beiname *Quiquenpoist* nicht bezeugt ist, an sich ebenso wenig dagegen zu sprechen, wie dies bei dem Namen *Boieldieu* der Fall ist. Allein bei genauerer Betrachtung ist auch meine Vermutung zurückzuweisen, und die Sache bekommt ein anderes Gesicht, wenn man nicht außer acht läßt, daß viele sonstige *Quiquenpoist* zur selben Zeit wie die Pariser Straße in Nordfrankreich bestanden haben und zum Teil noch bestehen. Wenn schon Joanne 5 *Quincampoix* oder *Quinquempoix* für die Dep. Oise, Manche, Seine-inf. und Sarthe verzeichnet (darunter ein Tal bei Cherbourg), denen man noch Schloß und Wald *Kinkempois* bei Lüttich anschließen kann (Ritter, 9. Aufl.), so überrascht ungemein ein Blick in die bisher erschienenen Departement-Wörterbücher des nördlichen Frankreich; sie allein zeigen eine sehr große Zahl *Quincampoix, Quinquempoix, Quincanpois, Quinquempois,* Örtlichkeiten aller Art, von denen verschiedene verschwunden sind: 6 in Eure-et-Loir, 4 in Mayenne, 4[2] in Eure, 4[3] in Aisne, 3[4] in Marne, 2 in Haute-Marne, 2 in Pas-de-Calais, 2[5] in Aube, 1 in Vienne, 1 in Yonne, 1 in Calvados, 1 in Deux-Sèvres. Dazu kommen noch aus alter Zeit ein *Quincampoix*[6] im Dep. Seine-et-Oise, eine Scheune *Quinquempoist,*[7] die unweit von Pontoise gelegen zu haben scheint, eine Kapelle *Quiquenpoit*[8] (Oise, cant. Creil) und die Burg, welche nach den Annalen von Winchester Richard Löwenherz i. J. 1196 in der Normandie errichtete und die 'Romano idiomate' *Kikenpeist*

---

[1] Ich habe gelegentlich von *Boieldieu* a. a. O. eine Anzahl von solchen aus der altfranzösischen Zeit zusammengestellt. Pachnio S. 69—71 hat dieselben vermehrt, und sie lassen sich noch weiter vermehren. Für das Deutsche vergleiche man Bähnisch, Die deutschen Personennamen (Natur und Geisteswelt Nr. 296) und auch Kleinpaul, Die deutschen Personennamen, bearb. von H. Naumann (Sammlung Göschen) S. 109.

[2] Darunter ein 1458 bezeugtes *Quinquenpot*, das doch nur = *Quinquenpoist* sein kann und an dessen Stelle 1236 eine mir unverständliche, vielleicht nur verschriebene Form *Quinquenpel* (moulin de) erscheint.

[3] Bei einem derselben finden wir z. J. 1208 ausnahmsweise das ursprüngliche *Cuiquenpoist.*

[4] Darunter eine Mühle, deren Name *Quinquampont* offenbar aus *Quinquampoist* umgestaltet worden ist, vgl. *Quiquenpas* z. J. 1545 für das *Quincampoix* Nr. 6 im Dep. Eure-et-Loir.

[5] Auch hier ist ein *Quinquenpont* dabei, s. die vorige Anmerkung.

[6] Als terra de *Quiquempoit* z. J. 1304 bezeugt, s. Guérard, Cart. de l'égl. de Notre Dame IV, 92.

[7] Delisle, Catal. d. actes de Philippe-Auguste Nr. 990.

[8] So steht im Text bei Longnon, Pouillés de la province de Reims II, 476c und nicht, wie die Table besagt, *Quinquenpoit.*

genannt wurde.[1] Unserem Quincampoix zur Seite stehen, wenn auch viel schwächer vertreten, *Quicangrogne, Quincangrogne, Quincangrousse* und *Quiquenparle*, die gleich hier erwähnt seien, weil sie mit Quincampoix kulturgeschichtlich eng zusammenhängen: *Quicangrogne,*[2] *Quiquengrogne* (Aisne, Meurthe, Loire-inf.), *Quincangrogne, Quinquengrogne* (Eure [2], Loire-inf., Haute-Marne, Calvados), *Quincangrousse* zu afrz. *groucier* (Deux-Sèvres) sowie die beiden dicken Festungstürme in Avignon *Quiquenparle* und *Quiquengrogne*, welche auf einem Siegel einer Urkunde von 1226 abgebildet sind.[3] Ob in den Namen der kleinen Orte *Quiquère* (Maine-et-Loire, nach Joanne), *Quiquière* (Drôme) sowie *Quiquendon* (Puy-de-Dôme, nach Joanne), verallgemeinernde Konzessivsätze stecken, wie es fast den Anschein hat, vermag ich nicht zu sagen, da mir historisches Material dazu fehlt.[4] — Joanne sagt in seinem Wörterbuch unter *Quiquengrogne* von *Quincampoix* und *Quincangrogne*, daß es Wörter seien 'désignant des localités, dans lesquelles les des forteresses ou des moulins seigneuriaux avaient été bâtis, malgré l'hostilité plus ou moins déclarée des habitants', und damit hat er gewiß recht, nur drängt sich unwillkürlich die Frage auf, was zuerst solchen Namen empfing, Festungen oder 'moulins seigneuriaux', d. h. Bannmühlen. Wir sahen oben, daß i. J. 1196 eine neu gebaute Burg *Kikenpeist* genannt wurde, aber die gleiche Bezeichnung für eine Mühle reicht mindestens ebenso weit hinauf, da in einer Urkunde vom 1. Nov. 1195 bis 20. April 1196 Philipp August seinem Kaplan die Mühle *Quiqenpoit* in der Normandie überläßt,[5] und wenn man in den vorliegenden Dep.-Wörterbüchern bei 'Quincampoix' die Örtlichkeiten prüft, so stellt sich heraus, daß ca. drei Viertel von ihnen Mühlen sind oder waren, und nur die übrigen Pacht-

---

[1] A. Cartellieri, Philipp August III, 140 A. 3. Wo die Burg des genaueren gelegen hat, scheint unbekannt zu sein.

[2] *Quicangrogne* (*Quiquengrogne*) hat sich in Aisne, Meurthe und zum Teil in Loire-inf., trotzdem für Aisne i. J. 1612 *Quinquengrogne* geschrieben erscheint, der anorganischen Nasalierung zu entziehen gewußt. Beiläufig führt Joanne das *Quicangrogne* in Aisne als '*Quiquengrogne* ou *Quiquengronne*' auf.

[3] Petit-Dutaillis, Étude sur la vie et le règne de Louis VIII (1894), 305. Ich habe oben die französischen Formen angeführt; natürlich müssen die provenzalischen, deren Beleg ich nicht zur Hand habe, anders gelautet haben.

[4] Bei *Quiquière* in Drôme heißt es im Dep.-Wörterbuch: '1575 Quatremonts ou *la Quinquière*'.

[5] Delisle, Catal. Nr. 455. Cartellieri, Philipp August III, 140 A. 3 bemerkt, daß die Lage der Mühle nicht bekannt zu sein scheint; immerhin dürfte sie nicht weit von Vernon gelegen haben, das im Text erwähnt wird, jedenfalls im heutigen Dep. Eure, s. auch das Wörterbuch des Dep. Eure, wo unter *Quinquempois* auf unsere Urkunde verwiesen wird und es dann in einem für mich dunklen Tenor heißt: '*Kequenpoist* 1195 (ch. de Ph.-Aug.).' Ich habe mir übrigens für jene Mühle früher angemerkt, daß sie viermal im Cart norm. de Phil.-Aug., Louis VIII ... (Soc. d. antiq. de Normandie XVI) vorkommt, doch kann ich diese Notiz nicht mehr nachprüfen.




höfe, Schlösser oder Weiler,[1] manchmal zweierlei zusammen. Allein es wäre gewagt, daraus etwa auf ein primäres *Quiquenpoist* für Mühlen zu schließen, und wir müssen unsere Frage um so eher fallen lassen, als die Ursprünge und die Geschichte der Bannmühlen in Frankreich, soweit ich sehe, noch ziemlich im Dunkeln liegen.[2] Haben nun aber Burgen und Mühlen aus gleichen Motiven heraus ihren trotzigen und selbstherrlichen Namen empfangen? Bei Burgen und befestigten Schlössern wird man doch annehmen können, daß sie im Hinblick auf äußere Feinde und gleichsam in Herausforderung derselben so genannt wurden, während man bei herrschaftlichen Bannmühlen nur die Umwohner im Auge haben konnte, welche im Kreise einer Bannmühle ansässig, gegen bestimmte Bezahlung in jenen Mühlen mahlen lassen mußten, und die gewiß durch solche Bezeichnung der Mühlen geärgert werden sollten. Den Konzessivsatz selber, der die Bezeichnung bildet, haben sich die Landes- oder Lehnsherren nicht ausgedacht, sondern fanden ihn in der Umgangssprache vor, wo er, wie wir aus den schriftlichen Denkmälern schließen können, früh geläufig gewesen sein muß. Schon in der 'Chançun de Guillelme' 1315, 1335, 1350 erscheint dreimaliges *qui que en peist*,[3] und besonders tritt die Erweiterung mit *ne qui non* als *qui qu'en poist ne qui non* in den Nationalepen auf, z. B. Rol. 1279, Mon. Guill. 1910, 2654, 4251, Folq. de Cand. 109, 464, 786, 2512, 3055, 3658, 5670, 8949, 9743, 11454 (im letzten Beispiel: *cui qu'en poist ne qui 'n rie*), Aim. de Narb. 1558, 2792, Narbonnais 7718 (hier *qui qu'en poist ne cui chaille*), Aiol 8408, Par. la duch. S. 177, Ans. de Cart. 2967, 7777, Guib. d'Andrenas 658.

Kehren wir jetzt zur Pariser *Rue Quincampoix* zurück. Es versteht sich, daß für eine Straße in einer Stadt das Motiv der Namengebung, das wir oben kennengelernt haben, nicht Platz greifen konnte. Nun finden wir im Dep. Pas-de-Calais z. J. 1525 eine *rue de Quinquempoix* verzeichnet, s. das Dep.-Wörterbuch, wo unter *Quincampoix* Nr. 2 gesagt ist: 'anc. hameau, c^ne^ de Bourdon' und dann nichts weiter als obige Notiz folgt. Allein wie soll man verstehen? Etwa, daß eine nach einem benachbarten Quinquempoix

[1] Es ist bekannt, daß die Schlösser sich später mehrfach in Pachthöfe umwandelten, Weiler aber, die um Burgen oder Schlösser lagen, haben offenbar den Namen behalten, nachdem diese selbst verschwunden waren.

[2] Die älteste Hindeutung für eine Bannmühle in Nordfrankreich scheint für d. J. 1093 vorzuliegen, s. Thévenin, Études sur la propriété au moyen âge in Revue histor. XXXI, 251. Für Deutschland s. C. Koehne, Das Recht der Mühlen bis zur Karolingerzeit (1904) S. 48 und R. Schroeder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte[6] (1922) S. 222 A. 20. C. Koehne, Die Mühle im Rechte der Völker in 'Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie', 1914, war mir nicht zugänglich.

[3] Vgl. Cercamon II, 54: *cui que plass' o cui que pes.*

führende Straße gemeint sei (vgl. z. B. die Berliner Straße in Charlottenburg)?[1] Dann wäre *rue* ausnahmsweise nicht im Sinne von 'Straße in einem Orte' zu nehmen, sondern von 'Weg im allgemeinen', wofür God. X, 5996 wenigstens ein Beispiel gerade aus dem heutigen Dep. Pas-de-Calais beibringt, und dann könnte man zur Not daran denken, daß die Pariser Straße nach einem außerhalb von Paris gelegenen Ort, zu dem sie hinführte, genannt worden sei.[2] Aber man erkennt leicht, wie wenig wahrscheinlich diese Annahme ist, ganz abgesehen davon, daß die uns aus alter Zeit bekannten Quincampoix in den heutigen Dep. Oise und Seine-et-Oise viel zu weit von Paris lagen, als daß sie in Frage kommen könnten. Vielmehr werden wir zu der Vermutung gedrängt, daß innerhalb von Paris im 11. oder vielleicht noch 12. Jh. an einer der Stellen unserer Straße ein befestigtes Bauwerk, möglicherweise nur ein Turm, oder aber eine Mühle gelegen haben, deren Name auf dem gleichen Wege wie die anderen oben betrachteten Quincampoix entstand, und deren Existenz nur nicht beurkundet ist.

V. Relativsätze.

Es sind uns aus alter Zeit viele Personenbeinamen überliefert, die aus Relativsätzen und teilweise langen Relativsätzen bestehen, z. B. *Qui de riens ne s'esmoie*, *Qui moinne le sommier a la forge* (Darmesteter S. 188—89, Pachnio S. 36 u. ff.), aber es geht immer der eigentliche Name voraus,[3] und so haben wir auch im alten Paris eine Straße *Bertaut-qui-dort* und außerdem einen Straßennamen, bei dem ein Appellativ vorangeht: *La rue ou l'on cuist les öes* (T. I, 53, 70, T. II, 58, 59, 74), in T. II, 76, 92 und in Guillot's Gedicht V. 364 einfach *La rue aus öes* genannt, heute *La rue aux Ours*. Aber Bezeichnungen, die mit dem Relativpronomen oder mit *ou* 'wo' beginnen, begegnen äußerst selten. Was den letzteren Fall angeht, der ja sonst nicht unerhört ist, wie 'Wo

---

[1] Der Vf. des Dep.-Wörterbuches scheint freilich nicht so zu verstehen, denn sonst müßte man bei seiner Angabe 'anc. hameau' fragen, woher er weiß, daß die Straße nach einem Weiler führte und nicht nach einer Mühle oder einem Schloß. Andererseits erkennt man nicht, wie er sich die Bezeichnung 'rue de Quinquempoix' erklärt, wenn er sich diese *rue* innerhalb eines Quinquempoix selbst denkt.

[2] Wenn *rue* vorangeht und es nicht, wie mehrfach, nur *Quiquenpoist* heißt, folgt meistens ein *de*, so T. I, 69, T. II, 74, 198, doch fehlt es T. II, 72.

[3] Der christliche afrikanische Name *Quodvultdeus* (Darmesteter S. 187 A.) zeigt allerdings nur einen Relativsatz, hat indessen auf gallischem Boden in der Vulgärsprache keine Fortsetzung oder Parallele gefunden. Auf der anderen Seite kann man sagen, daß der Relativsatz, wenn er, abgelöst, zum Familiennamen wurde wie bei *Quinefaut*, *Quinement* (Dauzat, Noms de pers. S. 104), kein Beziehungswort hat, aber doch nur, weil das Relativ nicht mehr gefühlt wurde.



der Fuchs den Enten predigt' in Straßburg zeigt, so kenne ich keinen in Frankreich, oder sollte man etwa die alte Pariser Straßenbezeichnung *Si comme en vet en Glatingni* (T. I, 144) hierher ziehen? Géraud, der S. 303, ohne etwas dazu zu bemerken, *Ci comme on vet en Glatigny* schreibt, scheint diese Bezeichnung mit der 'rue de Glatigny' zu identifizieren,[1] und es ist ganz schön, wenn er uns darüber unterrichtet, daß sie aus bestimmten Gründen im 16. Jh. *Val d'amour* hieß, allein für das grammatische Verständnis des Satzes ist uns damit nicht geholfen, denn bei einem *Ci* schwebt doch das *comme* in der Luft. Als Vergleichungssatz ist er mir rätselhaft, während man sich bei einem 'Wo man nach Glatingni geht' (vgl. das hier in der Anmerkung Gesagte) wenigstens etwas würde denken können,[2] wenn ein *si comme* im Sinne von 'wo' zu belegen wäre. Einen gewiß beziehungslosen Relativsatz haben wir dagegen in *Qui-m'y-trouva-si-dure,* einer Bezeichnung, die, wie wir unter Nr. II (Asserierende Hauptsätze) sahen, neben *Trop-va-qui-dure* für den östlichen Teil des 'Quai de la Mégisserie' im 17. Jh. üblich war, und die um so ergötzlicher ist, als hier die Straße als redend gedacht erscheint: 'Einer, der mich sehr hart fand,' d. h. nachdem er glücklich vorbeigekommen ist oder mich verlassen hat. Wenn meine oben vorgetragene Deutung von *Trop-va-qui-dure* das Richtige trifft, so wird sie auch hier Anwendung finden können: der üble Geruch ist der Anlaß zu der Benennung gewesen.

Verzeichnis der Ortsnamen.

(I = Archiv Bd. 151, II = Archiv Bd. 152.)

Abbi-pazienza I, 272 A. 3

Baigne-bœuf I, 264
Baigne-chat I, 264
Baille-hôe I, 263, 272
Bapaume I, 269
Bel-le-voy II, 194
Botavant II, 59
Boutangrogne II, 60
Boutavant-la-grange II, 59
Boutavent II, 59
Boute-en-chasse II, 59
Brise-miche I, 263
Brise-pain I, 263
Canta-aussel II, 52
C.-aussels II, 52, 55
C.-auzeillo II, 55
Cantacabra II, 55 A. 2
Cantacapra II, 55
Cantacorpo (de) II, 51
Canta-grils II, 53, 55
C.-lause II, 53
C.-loup II, 54
Cantalupis (terra de) II, 51
Cantans pica II, 51
Cantante lupo (de) II, 51
Canta-rane II, 54
Cantaudie II, 57
Cantauzel II, 52
Cante-cigale II, 53
C.-cocu II, 53
C.-cogul II, 53
C.-coq II, 53
C.-corps II, 54
C.-cort II, 54
C.-couyoul II, 53
C.-gal II, 53
C.-galline II, 53
C.-graille II, 54
C.-greil II, 53
C.-grel II, 53
C.-gril II, 53
C.-laube II, 55
C.-lauvette II, 55

[1] Aber was ist dann 'Glatingni', das in T. I, 144 in der Rubrik *C'est Glatingni* (T. II, 144: *en Glatigny*) erscheint? Übrigens begegnet dieses *Glatingni* urkundlich als *Glategni* schon i. J. 1218, und Halphen, Paris sous les premiers Capétiens S. 87 erklärt, wie mir scheint, mit Recht dieses als die 'rue de Glatigny' die heute in dem neuen Hôtel-Dieu aufgegangen ist.

[2] Vgl. die Überschrift *Sus l'yaue devers Glatigny* in T. II, 144.



C.-leux II, 54, 55
C.-loube II, 55
C.-loubo II, 55
C.-loup II, 54
C.-mel II, 52
C.-merle II, 52
C.-merles II, 52, 55
C.-molins II, 56, 59
C.-perdrix II, 54
C.-pie II, 54
C.-raine II, 54
C.-rane II, 54
C.-ranne II, 54
Canto-gal II, 53
Champ-pucelle II, 56 A. 2
Chandaloue II, 56 A. 2
Chantaloude II, 53
Chantaussel II, 55
Chantauzel II, 55
Chantavril II, 56
Chante-alouette I, 262; II, 53
Ch.-avoine II, 56
Ch.-barbe II, 56
Ch.-baron II, 56
Ch.-beau II, 59
Ch.-bon II, 59
Ch.-brane II, 57
Ch.-brune II, 56
Ch.-buzin II, 56
Ch.-caille II, 53
Ch.-cheu II, 53
Ch.-cigale II, 53
Ch.-clair II, 59
Ch.-coguol II, 53
Ch.-coq II, 53
Ch.-cor II, 54
Ch.-corps II, 54, 55
Ch.-coucou II, 53
Ch.-cougol II, 53
Ch.-couriol II, 57[1]
Ch.-duc II, 53
Ch.-égrijole II, 55
Ch.-fauvette II, 53
Ch.-faye II, 56
Ch.-fin II, 59
Ch.-foin II, 54
Ch.-gain II, 56
Ch.-gairie II, 56
Ch.-gal II, 53
Ch.-geai II, 54
Ch.-géal II, 53 A. 4
Ch.-geline II, 53
Ch.-grail II, 54
Ch.-greil II, 53
Ch.-grel II, 53
Ch.-grelet II, 53
Ch.-grelle II, 53
Ch.-greou II, 59 A. 1
Ch.-greu II, 59 A. 1
Ch.-gril II, 51, 53 u. A. 3
Ch.-grillet II, 53
Ch.-gris II, 53 A. 3; II, 55
Ch.-grive II, 53
Ch.-grolle II, 54
Ch.-gros II, 59
Ch.-groux II, 54 A. 3
Ch.-grue II, 54
Ch.-heux II, 53, 55
Ch.-jail II, 53 A. 4
Ch.-jal II, 53
Ch.-jay II, 53 A. 4
Ch.-lauvette II, 55
Ch.-lauze II, 53
Ch.-lays II, 56
Ch.-leu II, 54
Ch.-lo II, 54
Ch.-loche II, 55
Ch.-lou II, 54
Ch.-louas II, 56
Ch.-loube II, 55
Ch.-loubet II, 55
Ch.-loup II, 51, 54
Ch.-loupe II, 55
Ch.-louve II, 55
Ch.-louzel II, 57
Ch.-manche II, 56
Ch.-mel II, 52, 54 A. 2
Ch.-merle II, 51, 52
Ch.-mesle II, 51, 52
Ch.-messe II, 52
Ch.-mialou II, 57
Ch.-miaule II, 60
Ch.-mule II, 55
Ch.-nag II, 57
Ch.-notes II, 56
Ch.-oisean II, 55
Ch.-ouant II, 53
Ch.-perdrix II, 54
Ch.-pie II, 54
Ch.-pierre II, 56
Ch.-pinson II, 53
Ch.-poule II, 53
Ch.-poulet II, 53
Ch.-pucelle II, 56
Ch.-raine II, 51, 54
Ch.-rane II, 54
Ch.-rave II, 56
Ch.-reigne II, 54
Ch.-reine II, 54
Ch.-renard II, 54
Ch.-Reynard II, 54 A. 5
Ch.-reyne II, 54
Ch.-roc II, 56
Ch.-toile II, 56
Chantoiseau II, 52
Chantouan II, 53
Chantouillet II, 56
Chantraine II, 54
Chantrenard II, 54
Chantrenne II, 54
Chantrud II, 57
Chicourt II, 59
Chiecourt II, 59
Chie-loup II, 58 A. 3
Chiloup II, 58 A. 3
Chiloux II, 58 A. 3
Coupe-gorge I, 267
Coupe-gueule I, 267
Coupe-oreille I, 267
Coupe-sarte I, 267
Courbe-Essart I, 267
Crèpe-loup I, 262
Crevacuore I, 267
Crevalcore I, 267
Crévéchamps I, 269
Crèvecœur I, 267
Crèvecœur (Porte de) I, 267
Crève-pourceau I, 267, 268
Crève-tête I, 267
Crieve-cuer I, 269
Cuiquenpoist II, 199 A. 3
Cul de pet I, 273

Dieu-l'Accroisse II, 196 u. A. 2
Dieu-le-fit II, 193
Dieu-li-mire II, 197
Dieulivol II, 194
Dieulouard II, 196
Dieu-Lumière (Porte) II, 196
Dieu-s'en-souvienne II, 196
Dieutegard II, 196 A. 1
Donnemain - St. - Mamès I, 270

Gît-le-cœur II, 194
Glategni (Glatigny, Glatingni) II, 203 A. 1

[1] L. eb. *quirol* statt *quiral*.



Grata-cap II, 57 A. 3
Gratadoux II, 59
Grata-lauze II, 58
Grate-champ II, 57 A. 3
Gr.-chat II, 58
Gr.-chien II, 57
Gr.-chiens (Les) II, 55, 57
Gr.-cuisse II, 57 A. 3
Gr.-dos II, 57 A. 3
Gr.-ferre II, 57 A. 3
Gr.-galine II, 58
Gr.-haye II, 58
Gr.-lard II, 57 A. 3
Gr.-lauze II, 58
Gr.-lèbre II, 58
Gr.-loube II, 57
Gr.-loup II, 57
Gr.-lour II, 57 A. 4
Gr.-louve II, 57
Gr.-merle II, 58
Gr.-noix II, 57 A. 3
Gratentour II, 59
Grate-paille II, 57 A. 3
Gr.-panche II, 57 A. 3
Gr.-perdrix II, 58
Gr.-pouil II, 58
Gr.-pouils II, 55; II, 58 u. A. 1
Gr.-rane II, 58
Gr.-sac II, 57 A. 3
Gr.-saule II, 57 A. 3
Gr.-seigle II, 57 A. 3
Gratte-loup II, 57
Gratte-pelle II, 60

Hueleu I, 262

Kikenpeist II, 199, 200
Kinkempois II, 199
Kiquenpoist II, 198 u. A. 1

Marieval II, 194 A. 2
Marival II, 194 A. 2
Marivas (Le grand) II, 194
Marivas (Le petit) II, 194
Marivaux II, 194 A. 2, 195
Mirabeau I, 264
Mirabel I, 264
Mirabella I, 265 u. A. 2
Miraboup I, 264; II, 60 A. 1
Miramar I, 265
Miramare I, 265
Miramas I, 264; II, 60 A. 1
Miramon I, 265
Miramont I, 264
Mirapeis (Mirapeix) I, 266
Mirapes I, 266
Mirapoup I, 264; II, 60 A. 1
Miraumont I, 264
Mire I, 265 A. 1
Mire (la) I, 265 A. 1
Mirebeau I, 264
Mirebel I, 264
Mirecourt I, 265 A. 3
Mire-Dames I, 267
Mire-la-Mer I, 265
Mire-l'Étang I, 265
Miremont I, 264
Mirepeisset I, 264, 266
Mirepeix I, 264
Mirepoix I, 264
Mireval I, 264
Mouille-crotte I, 263
Mouille-longe I, 263
Mouille-pied I, 263
Mouille-piet I, 263

Pend-larron I, 262
Pend-loup I, 262
Pende-lupum I, 262; II, 51
Pet (rue du) I, 273
Pisse-chien II, 58
P.-fontaine II, 58
P.-leu II, 58
P.-leux II, 58
P.-loube II, 58
P.-loup II, 58
P.-navache II, 58
Pissenval II, 59
Pisse-oison II, 58 u. A. 6
P.-polle II, 58 u. A. 6
P.-pourcel II, 58
P.-saume II, 58
P.-vache II, 58 u. A. 5
P.-vieille II, 58
Poile-con I, 272, 273
Poil-en-cul I, 273
Portat bovem I, 261 A. 5
Porte-bœuf I, 261
Porte-faix I, 261
Portejoie (Portegoie) I, 261
Porte-malheur I, 261
Portus gaudii I, 261
Pousse-peni I, 272—3; I, 272 A. 7

Quicangrogne II, 200 u. A. 2
Qui-m'y-trouva-si-dure II, 194, 203
Quincampoix (rue) II, 198 u. A. 5, 201 f.
Quincampoix II, 198 ff. u. A. 5
Quincangrogne II, 200
Quincangrousse II, 200
Quincanpois II, 198 A. 5 u. 199
Quinquampoix II, 199
Quinquampont II, 199 A. 4
Quinquempois II, 199
Quinquempoist II, 198 A. 5 u. 199
Quinquempoix II, 199
Quinquengrogne II, 200 A. 2
Quinquenpel II, 199 A. 2
Quinquenpoist II, 199 A. 2
Quinquenpoix II, 198 A. 5
Quinquenpot II, 199 A. 4
Quinquière (la) II, 200 A. 4
Quiquampoit II, 198 A. 6
Quiquempoist II, 198 A. 6
Quiquempoit II, 199 A. 6
Quiquendon II, 200
Quiquengrogne II, 200 u. A. 2
Quiquengronne II, 200 A. 2
Quiquenparle II, 200 u. A. 3
Quiquenpas II, 199 A. 4
Quiquenpoit II, 199
Quiquère II, 200
Quiquière II, 200

Rue (La) ou l'on cuist les ões II, 202

Si comme en vet en Glatigny II, 203

Taille-pain I, 263
Tenegaudia I, 260
Tirabolays I, 271
Tira-cul I, 271
Tire-bail I, 271
T.-bœuf I, 271
T.-bouras I, 271
T.-bourdet I, 271

T.-chape I, 271—2
T.-chèvre I, 271
T.-clanchette I, 271
T.-corde I, 271
T.-cos I, 271
T.-coste I, 271
T.-cul I, 271
T.-fer I, 271
T.-gan I, 271
T.-gerbe I, 271
T.-mont I, 271
T.-peine I, 261
T.-peyre I, 271
T.-pied I, 271
T.-poil I, 271
T.-truie I, 271
T.-vache I, 271
T.-vit I, 271, 273—4
T.-volet I, 271
Tirwhit I, 273
Torna-mira II, 60
Toulifault II, 193
Tourne-boup II, 270
T.-bourse I, 270
T.-bride I, 271
T.-bu I, 270
T.-but I, 270
T.-col I, 270
T.-dos I, 270
T.-feuille I, 261
T.-mire II, 59, 60
T.-talon I, 270
Toutifaud II, 193
Tout-y-croit II, 193
Tout-y-faut II, 193
Trace-nonain I, 272
Trace-putain I, 272, 273
Tranche-pain I, 263
Trémont I, 271
Trewhitt I, 273
Trois-poils I, 263
Trop-va-qui-dure II, 194, 203
Trousse-nonain I, 272
Trousse-poil I, 263
Trousse-vache I, 263, 272
Tyrewyt I, 273
Tyrwhitt I, 273

Wo der Fuchs den Enten predigt II, 202—203

Jena. O. Schultz-Gora.



14 Poèmes saturniens von Paul Verlaine, ins Deutsche übertragen.

II.

10. Monsieur Prudhomme.

[Messein I, 36; Vanier I, 44; fehlt im Choix. Frühere Übersetzungen: 1907 Schaukal, 1911 Hauser, 1912 von Kalckreuth, 1922 Max Lehrs.]

Gesetzt, Familienvater, Dorftyrann! Der Kragen,
Bis übers Ohr geht er dem Mann. Und sorgenfrei,
Doch tot, blickt seiner Augen dummes Einerlei.
Und seine Hauspantoffeln Frühlingsfarben tragen.

Was schert ihn Eiche, Buche? was der goldne Wagen
Am Himmelsdom? was Vogelsang und Kuckucksschrei?
Was grüner Rasenflächen stille Träumerei?
Herrn Biedermann beschäftigen viel tiefre Fragen:

Ob nicht Herr Dingsda wär' ein Mann fürs Töchterlein?
Botaniker ... versorgt ... hat Geld ... ein Bäuchlein fein ...!
Mit Versemachern, beutelleer, die Hungers darben,

Mit solchen bärtig-faulen Pelzen kommt ihm bloß.
Die sind wie Schnupfen: einmal da, wer wird ihn los?
Auf seinen Hauspantoffeln glänzen Frühlingsfarben.

[Il est grave: il est maire et père de famille.
Son faux-col engloutit son oreille. Ses yeux,
Dans un rêve sans fin, flottent insoucieux
Et le printemps en fleurs sur ses pantoufles brille.

Que lui fait l'astre d'or, que lui fait la charmille
Où l'oiseau chaute à l'ombre, et que lui font les cieux,
Et les prés verts et les gazons silencieux?
Monsieur Prudhomme songe à marier sa fille

Avec Monsieur Machin, un jeune homme cossu.
Il est juste-milieu, botaniste et pansu.
Quant aux faiseurs de vers, ces vauriens, ces maroufles,

Ces fainéants barbus, mal peignés, il les a
Plus en horreur que son éternel coryza,
Et le printemps en fleurs brille sur ses pantoufles.]

Von den vorhandenen Übersetzungen sind diejenigen von Lehrs, Kalckreuth, Hauser nicht schlecht. Allerdings hat Lehrs in den ersten acht Versen nur weibliche Reime, während Verlaine hier wie fast überall eine Abwechslung im Geschlecht der Reime fördert. Auch zerreißt er die lyrische Stimmung der zweiten Strophe, indem er in ihr die beiden letzten Zeilen umstellt. Gegen Kalckreuth ist schon Ernsteres vorzubringen. Es ist klar, daß ein Hauptreiz des

Gedichts darin liegt, daß sein Schlußvers 'Et le printemps en fleurs brille sur ses pantoufles' schon den Schluß der ersten Strophe bildet, nur mit der Umstellung von brille und sur ses pantoufles. Dem entgegen haben die entsprechenden Zeilen Kalckreuths 'Sein buntgestickter Schuh, wie farbenfreudig gleißt er' und 'Auf seinen Morgenschuhn, da prangt der Lenz in Blüten' nichts Gemeinsames an sich. Bei Hauser ist wie bei Lehrs die Nichtbeachtung der Verlaineschen Form zu tadeln. Hauser verschränkt die Reime in der ersten Strophe anders als in der zweiten Strophe, eine Freiheit, die gegen das Wesen des Sonetts verstößt und die sich Verlaine nie gestattet hätte. Dann gibt Hauser das franz. faux-col durch 'falscher Kragen' wieder. Ein solches Bekleidungsstück gibt es im Deutschen nicht, es müßte denn ein Gummi- oder Papierkragen gemeint sein. Aber, wie gesagt, die drei besprochenen Übersetzungen sind nicht schlecht. Ganz versagt diesmal der sonst oft recht starke Schaukal, der das Lyrische der zweiten Strophe ganz ins Komische zieht und dabei die völlig aus der Luft gegriffenen Feststellungen macht: 'Im Wald ist's feucht; ein Vogel ist kein Kater'. Warum er diese Behauptung vom Stapel läßt, ist klar. Er hatte als Reimwort der ersten Zeile 'Familienvater' genommen. Und da ihm als viertes Reimwort kein passendes einfällt, so muß eben 'Kater' herhalten. Und nun ist das Verhängnis nicht mehr aufzuhalten. Die dem Wort 'Kater' anhaftende komische Note zwingt ihn nunmehr, das Tief-Sentimentalische der zweiten Strophe auszumerzen und ihr in ihrer Gesamtheit einen Anstrich ins Komische zu geben. Es vernichtet damit das speziell Verlainesche des Gedichts, das gerade in der Verschmelzung des Harmlos-Ironischen mit einem starken Naturgefühl besteht. Ja, ja, die bösen Reime!

11. Çavitri.

[Messein I, 38; Vanier I, 46; Choix 43. Frühere Übersetzungen: 1896 Schaukal; 1903 Haendler; 1907 Jaffé; 1911 Hauser.]

Çavitri tat den Schwur, zu retten den Gemahl:
'Es sollten drei der Tage, Nächte drei vergehen,
Ihr Körper, ihre Füße, Lider sollten stehen
— So will's Vyaça — unbeweglich wie ein Pfahl'.

Nicht, Kurya, dein Sonnenbrand, das Schlafgift nicht,
Das Tschandra nächtlich über Flur und Felder schüttet,
Zermürbte Çavitri. Ihr Herz blieb unzerrüttet,
Ihr Fleisch und Geist blieb stark, nicht zuckte ihr Gesicht.

Ob uns der schwarze Meuchler stellt, VERGESSENHEIT,[1]
Ob uns des NEIDES bittrer Pfeil dringt bis zum Herzen,

[1] Verlaine begann frühzeitig Abstrakta, sofern er sie personifizieren wollte, mit einer Majuskel zu versehen: so hier und besonders reichlich in dem unter





Wir wolln wie Çavitri stumpf sein und tot den Schmerzen,
Ihr gleichend, eins nur sehn: des Ziels Erhabenheit.

[Pour sauver son époux, Çavitri fit le vœu
De se tenir trois jours entiers, trois nuits entières,
Debout, sans remuer jambes, buste ou paupières:
Rigide, ainsi que dit Vyaça, comme un pieu.

Ni, Curya, tes rais cruels, ni la langueur
Que Tschandra vient épandre à minuit sur les cimes
Ne firent défaillir, dans leurs efforts sublimes,
La pensée et la chair de la femme au grand cœur.

— Que nous cerne l'Oubli, noir et morne assassin,
Ou que l'Envie aux traits amers nous ait pour cibles,
Ainsi que Çavitri faisons-nous impassibles,
Mais, comme elle, dans l'âme ayons un haut dessein.]

Die Übersetzungen von Schaukal, Haendler, Jaffé, Hauser sind weder gut noch schlecht. Bei Schaukal bewegt zwar Çavitri nicht Brust, nicht Lid; aber das Wichtigste, das Nichtbewegen der jambes, ist ausgelassen. Das in seiner ersten Strophe berechtigte 'so sagt die Sage' ('ainsi que dit Vyaça') kehrt bei ihm in der zweiten Strophe wieder, hier völlig am Unplatze, weil es ganz abschwächend an dieser Stelle wirken muß. Haendler bietet besonders in der zweiten Strophe recht Starkes. Merkwürdigerweise aber versagt er, ebenso wie Jaffé, Hauser, in der dritten Strophe, wo er, wie die beiden andern, gegenüber den kräftigen Ausdrücken Verlaines: 'L'Oubli, noir et morne assassin; l'Envie aux traits amers qui nous a pour cibles' etwas ganz Pflaumenweiches bietet. Am schwächsten ist hier wohl Hauser, der auch rhythmisch ganz anders als Verlaine wirkt.

12. Un Dahlia.

[Messein 1, 43; Vanier 1, 51; Choix 38. Frühere Übersetzungen: 1901 Franz Evers; 1902 Emil Singer; 1911 Otto Hauser.]

Die Brüste hart wie Stahl, kohlschwarz das Augenpaar,
Das sich so langsam öffnet wie das einer Kuh,
Der Rumpf wie Marmor glänzend: Dirne, das bist du!

Saftstrotzend, eine Blume, doch des Duftes bar!
Und deines Körpers Griechenschönheit, tot ist sie,
Entrollt sie, makellos, auch ihre Harmonie.

Und nimmer riechst du wie ein Weib, wie Fleisch, wie so
Die Dorfmagd riecht, die schwitzend Heu umstülpt und Stroh!
Du thronst, ein Götterbild, hast Weihrauchdufts nicht acht.

Nr. 14 gegebenen Épilogue. Diese Majuskeln werden dann bei den Symbolisten so häufig, daß sie direkt ein äußeres Kennzeichen ihrer Dichtungsart werden. Da bei uns der große Anfangsbuchstabe eine andere Aufgabe hat, so konnte die von Verlaine beabsichtigte Personifizierung dieser Abstrakten nur dadurch kenntlich gemacht werden, daß sie durchweg in Majuskeln gedruckt wurden.



So ragt im Königskleid die Dahlie in die Luft!
Zu stolz zum Stolz, erhobnen Haupts, doch ... ohne Duft,
Und reizt uns fast, füllt Jasmin rings die trunkne Nacht.

[Courtisane au sein dur, à l'œil opaque et brun
S'ouvrant avec lenteur comme celui d'un bœuf,
Ton grand torse reluit ainsi qu'un marbre neuf.

Fleur grasse et riche, autour de toi ne flotte aucun
Arome, et la beauté sereine de ton corps
Déroule, mate, ses impeccables accords.

Tu ne sens même pas la chair, ce goût qu'au moins
Exhalent celles-là qui vont fanant les foins,
Et tu trônes, Idole insensible à l'encens.

— Ainsi le Dahlia, roi vêtu de splendeur,
Elève, sans orgueil, sa tête sans odeur,
Irritant au milieu des jasmins agaçants!]

Eins von den ganz seltenen Gedichten, in denen Verlaine nur männliche Reime verwendet, offenbar, um die marmorne Härte der Kurtisane zu schildern. Von den früheren Übersetzungen ist diejenige von Franz Evers ganz schlecht. Er versteht das sentir in 'tu ne sens même pas la chair' nicht; er merkt nicht, daß hier die Bedeutung 'nach etwas riechen' vorliegt und, indem er die nach Weib riechenden Heumägde ganz unterdrückt, übersetzt er: 'Dich foltert nicht dein Fleisch, der köstliche Geruch, / der noch an Siechen lockt, des Leibes süßer Fluch'. Wie er auf die 'Siechen' gekommen sein mag, das wissen die Götter. Halte-là! ich weiß es auch: celles-là qui vont fanant les foins ... faner oder besser se faner? das ist doch so etwas wie 'Verwelken'. Verwelken tun kranke Leute, also 'Sieche'. Nun steht doch aber noch les foins da. Über solche Kleinigkeiten sieht man am besten hinweg. celles-là qui vont fanant les foins ist eben gleich celles-là qui vout se fanant comme les foins. Und wer sentir la lavande, le rance, la malice nicht kennt, braucht auch faner les foins nicht zu verstehen. Übrigens muß das sentir (la lavande, le rance, la malice) wirklich etwas sehr Schwerverständliches sein; denn auch Singer übersetzt hier: 'Du kannst selbst nicht spüren deines Fleisches Duft'. Allerdings leistet sich Singer auch sonst starke Stücke. Am Schluß sagt er von der Dahlie: 'Sie steht zum Ärger mittendrin / Im empfindlichen Jasmin'. Heiliger Leierkasten! Agaçant = empfindlich! Solche groben Schnitzer passieren Hauser nicht. Allerdings 'Idole insensible à l'encens' ist nicht: 'ein Götze, unkund (sic!) des Weihrauchs zu seinen Knien'. Aber er zeigt in diesem Gedicht eine wahre Meisterschaft, Poetisches in glatt Prosaisches zu verwandeln. Tu ne sens même pas la chair = du hast selbst keinen Hautgeruch; les impeccables accords de la beauté = die fehllose Eurythmie (höchst modern!) der Schönheit.

13. Il Bacio.

[Messein I, 45; Vanier I, 51; Choix 33. Erstübersetzung.]

Im Zärtlichkeiten-Garten bist du, KUSS, die Rose!
Bist auf der Zähne Tasten der Begleitakkord
Zum süßen Lied, das aus dem Herzen quillt, das dort
Mit Engelstimme Amor singt, der Virtuose.

Du KUSS voll Klang, voll Liebreiz, Göttlichkeit, du bist
Ein Wollustrausch für dir ergebene, fromme Zecher.
Heil dir! Es schlürft der Mensch aus deinem heil'gen Becher
Sich all das trunkne Glück, das unerschöpflich ist.

Wie Wein vom Vater Rhein und wie Musik und Töne,
So tröstest du, so lullst du ein; und alles Leid
Erstirbt, kommst du einher im Purpurfaltenkleid ...
Des preise Goethe, Shakespeare, dich in klassischer Schöne.

Ich, das Pariser Sängerlein, ich kann ja dir
Nicht mehr als diesen Strauß kindlicher Strophen pflücken!
Sei lieb! Und steig als Dank auf Lippen voller Tücken,
Die ich nur kenne, nieder, KUSS! und lächle mir.

[Baiser! rose trémière au jardin des caresses!
Vif accompagnement sur le clavier des dents
Des doux refrains qu'Amour chante en les cœurs ardents,
Avec sa voix d'archange aux langeurs charmeresses!

Sonore et gracieux Baiser, divin Baiser!
Volupté non pareille, ivresse inénarrable!
Salut! L'homme, penché sur ta coupe adorable,
S'y grise d'un bonheur qu'il ne sait épuiser.

Comme le vin du Rhin et comme la musique,
Tu consoles et tu berces, et le chagrin
Expire avec la moue en ton pli purpurin ...
Qu'un plus grand, Goethe ou Will, te dresse un vers classique.

Moi, je ne puis, chétif trouvère de Paris,
T'offrir que ce bouquet de strophes enfantines:
Sois bénin et, pour prix, sur les lèvres mutines
D'Une que je connais, Baiser, descends, et ris.]

14. Épilogue.

[Messein I, 66; Vanier I, 75; fehlt im Choix. Erstübertragung.]

I.

Die Sonne strahlt am lichtern Dom in kühlrer Frische.
Gewiegt in Herbsteswindes leichtem Schaukeltanz
Verneigen sich im Takt des Gartens Rosenbüsche ...
Uns hüllt wie einer Schwester Kuß der luft'ge Glanz.

Für heut verließ NATUR den königlichen Sessel
Voll Glanz, voll ruhiger Heiterkeit und Ironie.
Zum Menschen, ihrem Knecht, ob er sich bäumt der Fessel,
Der Narr! steigt durch der goldnen Räume Weite sie.

Mit ihres Mantels Saum, benäht mit Sternenreben,
Geruht zu trocknen sie der feuchten Stirnen Schweiß.
Ihr ewiger Körper, ihre ewige Seele geben
Geruhige Kraft ins weiche Herz, das ach, so heiß.

Entlaubter Äste fröhlich-schaukelndes Behagen!
Der weite Horizont, und seltsam Lieder drin!
Der Vögel Flug, der Wolken lust'ges Jagen — — —!
Wie tröstend das befreit! Nun denke nach, mein Sinn!

[Le soleil, moins ardent, luit clair au ciel moins dense.
Balancés par un vent automnal et berceur,
Les rosiers du jardin s'inclinent en cadence.
L'atmosphère ambiante a des baisers de sœur.

La Nature a quitté pour cette fois son trône
De splendeur, d'ironie et de sérénité:
Clémente, elle descend, par l'ampleur de l'air jaune,
Vers l'homme, son sujet pervers et révolté.

Du pan de son manteau que l'abîme constelle,
Elle daigne essuyer les moiteurs de nos fronts,
Et son âme éternelle et sa forme immortelle
Donnent calme et vigueur à nos cœurs mous et prompts.

Le frais balancement des ramures chenues,
L'horizon élargi plein de vagues chansons,
Tout jusqu'au vol joyeux des oiseaux et des nues,
Tout aujourd'hui console et délivre. — Pensons.]

II.

[Messein I, 67; Vanier I, 76; fehlt im Choix. Erstübersetzung.]

Es ist vollbracht! das Buch ist da! Ihr TRAUT-GEDANKEN,
Ihr streiftet meines Himmels Grau im Feuerkleid
Der Flügel, und ihr Wind ward Kuß der Stirn des Kranken!
Fliegt wieder heim zum Blau der ALL-UNENDLICHKEIT!

Du GLOCKENVERS, du REIM, weittönend durch die Hallen,
Ihr ZAUBERRHYTHMEN, ihr ERINNERUNGEN, ihr
So schönen, und ihr GAUKELTRÄUME und vor allen
Du BILDERKRANZ, vom heißen Wunsch erblüht in mir . . .,

Jetzt heißt es scheiden! Unsern Bund zu neuen
Zu beßrer Zeit, ist unsre Herrin KUNST bereit.
Lebt wohl, ihr Weggefährten all, ihr lieben, treuen!
Fliegt wieder heim zum Blau der ALLUNENDLICHKEIT.



Auch wir, wir haben unsern Lauf mit Ruhm vollendet:
Der junge Hengst, den unsre Lust erkor dazu,
Ob er, erregt vom ersten Lauf sich reckt und wendet,
Dem tut jetzt not der Schatten und des Stalles Ruh.

Auf dein Panier, o DICHTKUNST, hatten wir geschworen,
Du warst uns einz'ger Stern und einz'ge Passion,
Du warst uns Führerin, dich hatten wir erkoren,
Dir, Mutter, trauend, nie ... der INSPIRATION.

[Donc, c'en est fait. Ce livre est clos. Chères Idées
Qui rayiez mon ciel gris de vos ailes de feu
Dont le vent caressait mes tempes obsédées,
Vous pouvez revoler devers l'Infini bleu!

Et toi, Vers qui tintais, et toi, Rime sonore,
Et vous, Rhythmes chanteurs, et vous, délicieux
Ressouvenirs, et vous, Rêves, et vous encore,
Images qu'évoquaient mes désirs ancieux,

Il faut nous séparer. Jusqu'aux jours plus propices
Où nous réunira l'Art, notre maître, adieu,
Adieu, doux compagnons, adieu, charmants complices!
Vous pouvez revoler devers l'Infini bleu.

Aussi bien, nous avons fourni notre carrière
Et le jeune étalon de notre bon plaisir,
Tout affolé qu'il est de sa course première,
A besoin d'un peu d'ombre et de quelque loisir.

— Car toujours nous t'avons fixée, ô Poésie,
Notre astre unique et notre unique passion,
T'ayant seule pour guide et compagne choisie,
Mère, et nous méfiant de l'Inspiration.]

III.

[Messein I, 68; Vanier I, 77; fehlt im Choix. Erstübertragung.]

Dich INSPIRATION, dich Fürstin, dich umfreite
Egeria, mit tiefem Blick, den Feuersglut belebt,
Dich GENIUS, Erato dich, die stets bereite,
Dich ENGEL alter Bilder, der auf Goldgrund steht,

Dich MUSE, deren Wort ist wie das Weltgewichte
(Du sprichst, und es erwächst aus simplem Hirn spontan
Ein ganzer Wundergarten neuester Gedichte;
Beblümt ist Weg und Steg, doch nur von Löwenzahn),

Dich TAUBE, HEILIGER Geist und erster Pfingsten Feier
(Ein IRRESEIN, wenn's paßt, wenn's ziemt, VERZÜCKUNG dann)
Dich Gabriel, Apoll, dich Laute bald, bald Leier,
Ja, EINGEBUNG, dich betet der Primaner an.

Doch was uns not tut, uns, den Dichtern LETZTER WEIHEN,
Die wir nicht Gläubige, doch Gotterfüllte sind,
Um deren Häupter Aureolen nicht gedeihen,
Die keine Beatrice führt und leitet lind ...,

Was uns not tut, die Worte wie Goldbecher feilen,
Die wir glutheiße Verse hämmern, selber kalt,
Die wir nicht zwei zu zwei harmonisch abends eilen
Verzückt zum 'blauen See' und wo das 'Echo schallt'...,

Was uns not tut, ist KÖNNEN, heiß erkämpft, und nützen
Kann nur gezähmter Schlaf bei Kerz- und Lampenschein.
Gleich Doktor Faust auf alten Stichen, heißt's zu stützen
Die Stirn. Wir brauchen WILLEN und HARTNÄCKIGKEIT.

Wir brauchen WILLEN, heiligen, ewigen, absoluten,
Der sich ans Ziel ankrampft: der Kondor sich verbeißt
So in des Büffels Flanken, die furchtdampfend bluten,
Bis er zum Gold des Himmels hoch die Beute reißt.

Was uns not tut, ist heißes Mühen, Streben, Sorgen,
Ist unerhörtes Straffen, Hieb und Stich und Streich,
Sind Nächte, herbe Arbeitsnächte, bis am Morgen
Das WERK sich langsam, langsam hebt, der Sonne gleich.

Die INSPIRIERTEN mögen — laßt sie phantasieren —
Sich drehn in jedem Wind: die Birken machen's so.
Ihr Schächer! KUNST heißt nicht: die Seele profanieren.
Ist oder ist sie marmeln nicht, die Venus von Milo?

So laßt uns mit dem Meißel der GEDANKEN formen
Des SCHÖNEN Block, den unbefleckten Paros-Stein,
Daß unsrer fleißigen Hand entwachs' in edlen Formen,
Vom Sternenkleid umwallt, ein Bild, so göttlich-rein,

Daß einst, wenn dann die lichte Tochter dunkler ZEITEN,
Die Sonne NACHWELT, unser Werk erwärmt und hellt,
Es, gleich der Memnonssäule, hin zu fernsten Breiten
Des Schöpfers Namen tönt, ja bis zum Sternenzelt.

[Ah! L'Inspiration superbe et souveraine,
L'Egérie aux regards lumineux et profonds,
Le Genium commode et l'Erato soudaine,
L'Ange des vieux tableaux avec des ors au fond,

La Muse, dont la voix est puissante sans doute,
Puisqu'elle fait d'un coup dans les premiers cerveaux,
Comme ces pissenlits dont s'émaille la route,
Pousser tout un jardin de poèmes nouveaux,



La Colombe, le Saint-Esprit, le Saint Délire,
Les Troubles opportuns, les Transports complaisants,
Gabriel et son luth, Apollon et sa lyre,
Ah! l'Inspiration, on l'invoque à seize ans!

Ce qu'il nous faut à nous, les Suprêmes Poètes
Qui vénérons les Dieux et qui n'y croyons pas,
A nous dont nul rayon n'auréola les têtes,
Dont nulle Béatrix n'a dirigé les pas,

A nous qui ciselons les mots comme des coupes
Et qui faisons des vers émus très froidement,
A nous qu'on ne voit point les soirs aller par groupes
Harmonieux au bord des 'lacs' et nous pâmant,

Ce qu'il nous faut, à nous, c'est, aux lueurs des lampes,
La science conquise et le sommeil dompté,
C'est le front dans les mains du vieux Faust des estampes,
C'est l'Obstination et c'est la Volonté!

C'est la Volonté sainte, absolue, éternelle,
Cramponnée au projet comme un noble condor
Aux flancs fumants de peur d'un buffle, et d'un coup d'aile
Emportant son trophée à travers les cieux d'or!

Ce qu'il nous faut à nous, c'est l'étude sans trêve,
C'est l'effort inouï, le combat nonpareil,
C'est la nuit, l'âpre nuit du travail, d'où se lève
Lentement, lentement, l'Œuvre, ainsi qu'un soleil!

Libre à nos Inspirés, cœurs qu'une œillade enflamme,
D'abandonner leur être aux vents comme un bouleau;
Pauvres gens! l'Art n'est pas d'éparpiller son âme:
Est-elle en marbre, ou non, la Vénus de Milo?

Nous donc, sculptons avec le ciseau des Pensées
Le bloc vierge du Beau, Paros immaculé,
Et faisons-en surgir sous nos mains empressées
Quelque pure statue au peplos étoilé,

Afin qu'un jour, frappant de rayons gris et roses
Le chef d'œuvre serein, comme un nouveau Memnon,
L'Aube-Postérité, fille des Temps moroses,
Fasse dans l'air futur retentir notre nom!]

Charlottenburg. Franz Nobiling.

Kleinere Mitteilungen.

Zu Lessings Emilia I, 4.

(Lessing und Seneca.)

Der Maler Conti sagt bekanntlich: 'Oder meinen Sie, Prinz, daß Rafael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden?' Die Stelle scheint auf einer Lesefrucht zu beruhen, denn in den Exzerpten aus den Controversien des älteren Seneca findet sich als rhetorische Schulfrage das Thema 'Phidias amissis manibus'. Es wird folgender komplizierter Fall fingiert, der nach antik-sophistischer Art hin und her erwogen wird, um die angehenden Redner, die zugleich Juristen waren, in alle Kniffe ihres Berufs einzuweihen und für den forensischen Kampf vorzubereiten. Da ergibt sich folgender Fall, der rein hypothetisch in den Lehrhallen zu Corduba oder Rom behandelt wurde: Die Einwohner von Elis nahmen bei sich den Phidias aus Athen auf, damit er ihnen den olympischen Zeus schaffe. Es wird ein Vertrag geschlossen, daß die Eleer den Athenern entweder den Phidias zurückgeben oder hundert Talente für ihn zahlen sollten. (Das Wortspiel: Hundert Talente für ein Genie! sei schamhaft gewagt.) Der Zeus wird fertiggestellt, die Eleer klagen den Phidias aber an, er habe Gold unterschlagen. Nach einem Gesetz werden ihm dafür die Hände abgehauen. Als er in diesem Zustand nach Athen zurückkehrt, wird die Annahme verweigert und die hundert Talente vertragsmäßig eingefordert. Um die Berechtigung dieser Forderung dreht sich nun der Rhetorenstreit. Derartig ausgeklügelte Fälle dienten als Übung des Scharfsinns. Den Hintergrund bildeten wohl Künstleranekdoten und böswilliger Klatsch der Aristokraten, die einst dem Perikles und seinem Kreis etwas hatten anhaben wollen; die römischen Rhetoren fingen das kritiklos auf und modelten es für ihre Zwecke um. Zuerst spricht der Sachwalter des Phidias für die Athener. Der Tenor ist: Ihr seid Frevler (sacrilegi), die ihr die geheiligten Hände abgeschlagen habt. Der Gott sah das Blut seines Bildners. Ich rufe Zeus, seinen Gott, als Zeugen an. Andere tröstet die Kunst im Unglück, dich stieß sie hinein. Auf Phidias' Händen beruht unser Vertrag. Ohne sie sollen wir ihn zurücknehmen, den ihr ohne sie nicht angenommen hättet? Wir gaben ihn euch, Götter zu schaffen; ihr gebt ihn uns zurück, der sie nicht einmal mehr anbeten kann. Schämt ihr euch nicht, euer Zeusbild einem 'Frevler' zu verdanken? Der Mann lebt, der Künstler ist tot. Ihr gebt des Phidias Strafe, nicht ihn selbst zurück. Die Hände, die Götter schufen, können jetzt nicht einmal mehr Menschen bitten. Er schuf den Zeus so, daß die Eleer wollten, daß dies sein letztes Werk bliebe. Die Hände gaben wir, die Hände fordern wir. Aus Elis stammen Zeuge, Kläger und Richter; der Angeklagte aber ist Athener. Ich rufe die Götter an, die er schuf, und auch die, die er noch hätte schaffen können. — Darauf antworten die Eleer: Wir hatten ja einen Tempel und wir hatten Elfenbein; wir suchten den Künstler zur Bearbeitung des geweihten Materials. Er sollte noch andere Tempel für uns schmücken. Aber es war für uns minder nötig, die Götter zu schmücken, als sie zu schützen! — Den rein materiellen Kontrast der Hand und des übrigen Körpers verfeinert Lessing zum Gegen-





satz von geistigem Konzipieren und technischem Ausführen. Sonst ist die Übertragung von Phidias auf Rafael wohl klar. Lessing hat sich mit Seneca dem Sohn öfters beschäftigt, hat ihn textkritisch behandelt und auch die Tragödien philologisch untersucht. Wenn es nicht absurd klingt, möchte man sogar sagen, daß Lessings pointierter, in Antithesen und Spitzfindigkeiten schwelgender Stil gerade in Seneca eine eigenartige Analogie findet, was noch genauer zu untersuchen wäre. Vielleicht schlummert hier noch Quellenmaterial zu Lessings Stil, den Albert Fries so feinsinnig geprüft und dargestellt hat. Vom jüngeren Seneca war es aber kein weiter Weg zum Vater, dessen 'Controversiae' mit ihrer tüftelnden Logik und haarscharfen Begriffsspaltung ganz nach dem Herzen Lessings sein mußten.

Berlin-Grunewald. Carl Fries.

Kant und F. Hebbel: ein Lesefehler.

In Friedrich Hebbels Tagebüchern lesen wir unter dem 6. Januar 1847[1] folgende Stelle: 'Den Abend werde ich zu Hause zubringen, und in Kants physikalischen Aufsätzen fort lesen, die mir das Universum auf eine höchst faßliche Weise aus einander legen. Ich habe mich seit einiger Zeit mit den Werken dieses außerordentlichen Mannes beschäftigt und zunächst ein sehr klares Bild seiner selbst gewonnen, mich nebenbei aber auch mehr und mehr in dem mir längst aufgestiegenen Zweifel befestigt, ob die nach ihm hervor getretene Philosophie den allgemein-menschlichen Bildungsprozeß nicht mehr verwirrt, als gefördert hat. "Campe hat sich so gegen mich vergessen, daß ich mich schämen muß, daran zu denken!"'

Was an diesen Worten auffällt, ist einmal das Unvermittelte, mit dem der letzte Satz, ohne durch Absatz oder Gedankenstrich getrennt zu sein, sich an den Bericht über das Kantstudium Hebbels anschließt, sodann die Schwere des Vorwurfs gegen den Hamburger Verleger Julius Campe, von dem er bereits am 10. Februar (1847) einen Brief 'voll erfreulicher Nachrichten'[2] erhält, endlich die den Satz einschließenden Anführungsstriche, die auf ein Zitat deuten. Ein solches liegt in der Tat vor, und zwar stammt es aus Immanuel Kants Biographie von Friedr. Wilh. Schubert, Leipzig 1842, in Kants Sämtlichen Werken, herausg. von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert, XI, 2, der von Hebbel für seine Kantstudien benutzten Ausgabe.[3] Schubert berichtet S. 200 von der am 31. Januar 1802 erfolgten Entlassung des langjährigen Dieners Kants, 'dessen Trunksucht und Untreue trotz zahlloser Ermahnungen Kants und Versprechen seinerseits ihn nur täglich mehr hatte sinken lassen und ihn sogar verleitet hatte, selbst Hand an seinen Herrn zu legen', und führt dann die Worte an, die Kant in bezug hierauf zu seinem Freunde und Pfleger Wasianski äußerte: 'Lampe hat sich so vergessen, daß ich mich schämen muß daran zu denken.'[4]

Man wird annehmen können, daß Hebbel die Worte deshalb den Angaben über seine Kantstudien hinzufügte, weil er das Tragische in dem Leben des

[1] Hebbel, Sämtl. Werke, hist.-krit. Ausg., besorgt von Rich. Maria Werner. II. Abt. Tagebücher, Bd. III, S. 160.

[2] Tagebücher III, 198. [3] III, 177.

[4] Bei Wasianski, Imm. Kant in seinen letzten Lebensjahren, Königsberg 1804, S. 111: 'Lampe hat sich so gegen mich vergangen, daß ich es zu sagen mich schäme.'



großen Denkers empfunden hat, der in der Schwäche und Hilflosigkeit seines Alters der Brutalität eines rohen Trunkenboldes preisgegeben war. Die irrtümliche Lesung des Namens durch die Herausgeber der Tagebücher ist erklärlich, da Hebbels Schrift, wie die Handschriftproben in Hermann Krumms Ausgabe der Tagebücher zeigen, zwischen den großen Buchstaben C und L keinen Unterschied macht.

Königsberg. M. Lehnerdt.

Kap-Holländische Amtssprache in Südafrika.

Als Britannien das Kapland den Niederländern, deren Sprache dort 150 Jahre geherrscht hatte, fortnahm, führte es Englisch als einzige Amtssprache, auch in den staatlichen Schulen, ein; und erst 1882 wurde Holländisch im Landtag erlaubt. Die Buren entwickelten aber einen von den Niederlanden abweichenden Dialekt, das *Afrikaans,* das seit Jan Hofmeyr literarische Pflege fand. Als 1909 Britannien mit dem Kap die früheren Kolonien und annektierten Burenstaaten zur Südafrikanischen Union vereinigte, erhielt Holländisch neben Englisch als Amtssprache Gleichberechtigung. Ein Ergänzungsgesetz von 1925 schließt nunmehr in jenes Holländisch das Afrikaans ein, das also künftig eine Amtssprache wird. Aus *Manchester Guardian Weekly,* 17. Juli 1925, p. II. F. Liebermann †.

Nennius, der Britenhistoriker.

'War Nennius ein Ire?' betitelt sich ein Aufsatz von Max Förster. (Abhandl. aus ... mittl. Gesch .... Festg. ... Hch Finke. Münster 1925.) Er verneint die Frage. Denn nichts beweise ein Gaelicismus in Nennius' Latein oder die Benutzung irischer Quellen; und hinfällig sei der Grund, den ich aus einem Keltologen zitiert hatte, nämlich die Namensform, die vielmehr nur auf altbritischem Boden sich verstehen lasse. Nennius war also ein Kymre.

F. Liebermann †.

Die Quellen von Ben Jonsons 'Volpone'.

Das Studium der Quellen Ben Jonsons ist besonders anziehend und gewährt einen Einblick in die Schaffensweise des gelehrten Dramatikers, der Stoffmotive, die er in allerlei Büchern kennengelernt hat, mosaikartig für seine Werke verwendet und dem Zweck gemäß umgestaltet. Derartig ist auch der 'Volpone' gearbeitet. Der Hauptgedanke, die Ausnutzung von Erbschleichern durch den vermeintlichen Erblasser, fand B. J. in einer Reihe von Sittenschilderungen der römischen Kaiserzeit, es scheint damals etwas ganz Gewöhnliches gewesen zu sein. Siehe Herford-Simpson, *Ausgabe,* II, S. 50 ff. Ganz genaue Parallelen zu den einzelnen Episoden hat man aber nicht gefunden. Für die von der Frau, die ihr habsüchtiger Gatte dem Wollüstling zuführt, welche bei B. J. der Angelpunkt der Katastrophe wird, hat man auf eine Reihe von Stellen hingewiesen, die dem Gang der Handlung bei B. J. nur entfernt ähnlich sind. Holthausen, *Anglia* XII, 519—25 verweist auf Kap. 140 der Satiren des Petronius Arbiter (ed. Fr. Buechler, Berolini 1862, S. 202). Hier führt aber eine Erbschleicherin dem Eumolpius ihre Tochter zu, um ihn zu gewinnen. H. verweist ferner auf Könige I, 1—4, wo die Knechte Davids raten, dem alternden König, der



nicht warm werden konnte, ein Weib zuzuführen, das er aber nicht mehr benutzen kann. Volpone verliebt sich aber in die schöne Celia, und sein diensteifriger Parasit Mosca gewinnt ihren Gatten Corvino zur Preisgabe seiner Gattin, indem er ihm sagt, die Ärzte hätten V. geraten, mit einem jungen, hübschen Weib zu verkehren, um sich am Leben zu erhalten. Köppel, *Quellenstudien zu den Dramen B. J.s* (Münchener Beiträge z. rom. u. engl. Phil. XI, 1895), S. 8, folgt Holthausen, ebenso Aronstein, *Ben Jonson* (Literarhist. Forsch. 34, 1906) S. 112. Dagegen wendet sich J. Quincey Adams jr., *Mod. Phil.* II, 289 und findet in Horaz, *Sat.* II, 5 eine nähere Parallele, neben der er nur Könige I, 1—4 gelten läßt. Hier rät Teiresias dem Ulysses auf seine Frage, wie er wieder zu dem durch die Freier verpraßten Gut kommen könne, Erbschleicher zu werden, und falls der Erblasser ein Hurer sei (Z. 75 ff.), ihm die eigene Frau Penelope zuzuführen. Bedenken des Ulysses, ob dies gelingen werde, zerstreut Teiresias. John D. Rea, *Ausg. des V.* (Yale Studies in English LIX, 1919) glaubt bei Erasmus von Rotterdam, *ΜΩΡΙΑΣ ΕΓΚΩΜΙΟΝ* 455, eine nähere Ähnlichkeit gefunden zu haben, doch erwähnt dort die Narrheit bloß unter den vielen Arten von Narren auch einen, der 'sponsam suam prostituit'.

Hingegen ist die Erzählung bei Gower, *Confessio Amantis* V, 2643 bis 2825 (nach der Ausgabe von Macaulay) weit ähnlicher. Die C. A. war 1483 von Caxton und 1553 und 1554 von Berthelette gedruckt worden. Diese Erzählung stammt aus den Sieben weisen Meistern von Rom, *Seneschalus,* allerdings nicht der lateinischen und von Wynkyn de Worde (gedr. 1520, hg. G. L. Gomme, *Villon Soc.*, London 1885) und John Rolland von Dalkeith (1578, neugedr. D. Laing, *Bannatyne Club,* Bd. 57, Edinburgh 1837) übersetzten lat. *Historia Septem Sapientium* (hg. nach der ältesten Innsbrucker Hs. von G. Buchner, Erlanger Beiträge zur engl. Phil. V, Erlangen 1889), sondern der mittelenglischen Fassung (nordengl. hg. K. Campbell, *Albion Series,* Boston, Mass., 1907, südengl. hg. H. Weber, *Metrical Romances,* Edinburgh 1810, III, S. 1—155; mittelländisch hg. Wright, *Percy Soc.* 16), welche der frz. Version A (nach der Klassifikation von G. Paris, *Deux Redactions,* Soc. des Anc. Textes fr. 1876; nicht vollständig herausgegeben, aber diese Erzählung im großen und ganzen gleichlautend mit dem von Leroux de Lincy, *Roman de Sept Sages* und H. P. B. Plomp, *De middelnederlandsche Bewerking,* Utrecht 1899 hg. Text) folgt. Hier wird einem kranken König von Ärzten geraten, zur Heilung ein junges Weib beizuschlafen; der König beauftragt seinen Seneschal, ihm ein solches zu bringen, koste es, was es wolle. Der Seneschal (bei G. Stewart) befiehlt seine eigene, zuerst widerstrebende Frau unter Drohungen zum König. Als dieser am Morgen herausbringt, wer bei ihm war, droht er dem Seneschal Tod an (bei Gower), dieser aber entflieht, oder (S. w. M.) wird verbannt. Der König heiratet die Frau. In der lat. Historia fehlt der Rat der Ärzte und die Erzählung ist mit einer Eroberung Roms verknüpft. Die Erzählung bei Gower steht Ben Jonson sicher näher als alle anderen bisher herangezogenen.

Innsbruck. K. Brunner.

Zu Byrons Briefwechsel.

Zu den Briefen, die Prothero nicht nach dem Original drucken konnte, sondern aus Moores Life of Byron (1833) übernehmen mußte, gehört auch



ein Brief, den Byron am 22. April 1823 an den damals in Genua weilenden 22jährigen französischen Gardeleutnant Grafen Alfred d'Orsay — einen Verehrer der Lady Blessington, die offenbar die Bekanntschaft vermittelte — geschrieben hat. Darum sei vermerkt, daß das Original dieses Briefes auf der Bibliothèque Nationale zu Paris als 'manuscript anglais No. 66' leicht zugänglich ist. Vgl. G. Raynaud, Catalogue des manuscripts anglais de la Bilbiothèque Nationale, Paris 1884.

Moore hat den Brief genau wiedergegeben, nur die Interpunktion und die Verwendung der Kapitale geändert. Fortgelassen hat er, wie stets, die Anschrift (*A Monsieur Le Comte A. d'Orsay, Hotel de la Ville, Genes*) sowie einen Teil der Unterschrift (*I have the honour to be Your obed*ient [so scheint mir statt Moores *obliged* das flüchtig geschriebene und abgekürzte Wort zu lesen] *and faithful Serv*ant *Noel Byron).*

Paris. Max Förster.

Hieronimus Münzers 'Itinerarium Gallicum et Germanicum'

Im 48. Bande der *Revue hispanique* (1920) hat L. Pfandl den auf Spanien bezüglichen Teil des Reiseberichtes des Nürnberger Arztes Hieron. Münzer vom Jahre 1494/5 nach dem *Cod. lat. 431* der Münchener Staatsbibliothek herausgegeben.[1] Die überaus verdienstvolle Arbeit Pfandls wurde von mir fortgesetzt; als dringend nötige Ergänzung folgt in nächster Zeit die Herausgabe von Münzers Bericht über seine Hinreise nach Spanien durch die Schweiz, das Rhonetal und die Provence bis nach Perpignan, sowie die Rückreise durch die Gascogne über Toulouse, Poitiers, Orléans nach Paris und von hier durch die Normandie und Flandern an den Niederrhein bis zur Rückkehr in die Heimat. Dieser Teil der Handschrift, der den obenstehenden Titel führen mag, wird zweifellos zur Kenntnis der Persönlichkeit des Reisenden nicht minder beitragen als zu einer willkommenen Beschreibung Frankreichs im ausgehenden 15. Jahrhundert. Ein kurzer Auszug aus dem Inhalt des 76 Blätter umfassenden Teilberichtes möge hier folgen.

Anfang August 1494 brach Münzer mit drei Gefährten von Nürnberg auf, das gerade von der Pest heimgesucht wurde. Über Nördlingen, Ulm und Ravensburg ging es nach Konstanz, Zürich und Bern; bis hierher befleißigt sich der Bericht lakonischer Kürze; erst bei der Erwähnung Murtens wird der Autor ausführlicher und teilt uns sogar die poetische Inschrift am Beinhaus zu Ehren der 1476 Gefallenen mit, deren Zahl auf 24000 (!) angesetzt wird. Von Freiburg, Lausanne und Genf hören wir kaum Nennenswertes. Bei Lyon setzt Münzer mit genaueren Angaben ein; wie überall in seinem Bericht interessieren ihn die Kirchen und Klöster mit ihren Reliquien weit mehr als profane Dinge, die wir so gern erfahren möchten. In Avignon erwähnt er wohl die Sehenswürdigkeiten: die Rhonebrücke, den Palast der Päpste und die Stadtmauer, aber weit wichtiger erscheint ihm, das Epitaphium des 1387 gestorbenen Petrus von Lützelburg mitzuteilen; ebenso verführt ihn der Besuch von St. Maximin zu einem Bericht über die dort verehrte hl. Maria Magdalena, der durch zwei Hymnen illustriert wird. Der Weg führt die Reisenden zur Hafenstadt Marseille und dann westwärts nach Arles, wo wiederum eines Heiligen, Ludovicus

[1] Eine spanische Übersetzung hiezu, mit ausführlichen Anmerkungen versehen, lieferte Jul. Puyol im *Bol. R. Acad. Hist.* 84 (1924).



Allemand (geb. 1390), mit Hymnen gedacht wird; allerdings vergißt Münzer auch nicht das alte römische Theater zu erwähnen und einen Vergleich mit dem Kolosseum in Rom oder dem Veroneser Theater anzustellen, die er beide früher gesehen hatte. Über St. Gilles, einen der besuchtesten Wallfahrtsorte des Abendlandes, kam man nach Montpellier, das infolge der Pest von Lehrern und Schülern verlassen war. Am 16. September erblickten die vier Deutschen Narbonne, und am nächsten Tage überschritten sie bei Perpignan die spanische Grenze.

Hier setzt Pfandls *'Itinerarium hispanicum'* ein, über dessen Bedeutung man Näheres in der *Revue hispanique* (a. a. O.) finden wird. Nachdem Münzer die Halbinsel durchzogen hatte, verließ er hinter Roncesvalles Anfang Februar 1495 spanisches Gebiet und betrat die Landschaft Béarn, deren Namen ihn zu dem Schluß verleitet, die Bewohner von Béarn (*Berna*) seien aus der Gegend von Bern eingewanderte Schweizer. In Toulouse erregten außer den stattlichen Kirchen und Klöstern einige Mühlen seine Aufmerksamkeit. Durch kleinere Städte, wie Fronton, Cahors, Gourdon, Brive u. a., und an zahlreichen Flüssen vorbei, deren Namen Münzer bei der Niederschrift in der Heimat öfters verwechselt oder gar vergessen hat, geht es nach Limoges. Nicht weit davon berühren die Reisenden das Schlachtfeld, auf dem Chlodwig die Goten besiegt hatte (507). Poitiers wird erreicht, und sofort erzählt unser Autor die Legende des hl. Hilarius und fügt dessen 'prosa' über die Trinität hinzu. Tours, die Stadt des hl. Martin, beherbergt eine Unmasse Reliquien, die unseren frommen Wanderer in hellstes Entzücken versetzen. In Amboise wird ihm durch Vermittlung eines Kollegen aus der Ärzteschaft Gelegenheit geboten, den Dauphin Charles Roland, der bald darauf in zartestem Alter sterben sollte, aus der Ferne zu sehen; als ihm dann dieser Kollege zwei Flaschen roten und weißen Weines schickt, verfehlt Münzer nicht, schmunzelnd die Freude seiner Genossen über diese 'propina' zu erwähnen; daß er selbst kein Asket war, geht aus einer anderen Stelle hervor, in der er uns erzählt, daß er dem Göttertrank fleißig zugesprochen habe. Noch eine Begegnung stand ihm in Amboise bevor: er traf dort den als Einsiedler lebenden, vom König und von jedermann als heilig angesprochenen Franciscus de Paula, mit dem er eine längere Unterredung hatte. Über Orléans — der Jeanne d'Arc wird nirgends gedacht außer in einem nichtssagenden Nachtrag — zog man nach Paris, wo man am 29. März ankam.

Ausführlich berichtet Münzer von dieser Stadt mit den vielen Kirchen und Klöstern, Brücken und Straßen, Markthallen und Schlössern, ohne die Universität zu vergessen. Die kostbaren Reliquien der Sainte Chapelle werden ebenso peinlich genau rubriziert wie die von Saint-Denis. Über vierzehn Tage blieb Münzer in Paris, um dann flußabwärts nach Rouen zu ziehen, das ihm vornehmlich durch seinen Hafen und die Tuchwebereien auffällt. Über Dieppe wendet er sich in einem Umweg nach St.-Josse-sur-mer, wo man alljährlich an Pfingsten die eigentümliche Sitte der 'milites S. Jodoci' feiert und vor geraumer Zeit auch einige Deutsche in diese Genossenschaft von Pilgern aufnahm. Kirchen und Klöster mit ihren Reliquien werden in Abbéville, Amiens, Arras und Lille aufgezählt, in letzterer Stadt übrigens auch die starken Befestigungen.

Am Sonntag Okuli (22. März) kommt Münzer in das reiche Brügge, das er uns eingehend schildert. Stand die Stadt doch immerhin in einem

gewissen aktuellen Interesse, da 1488 Kaiser Maximilian I. dort von den aufständischen Bürgern in Haft gehalten worden war. Das Temperament der Flamen stellt uns Münzer als zum Extremen geneigt hin; die Frauen seien trotz aller religiöser Inbrunst als 'vere filie Veneris' zu betrachten. Ein Ausflug nach dem Seehafen Sluis verlockt Münzer zu einem Exkurs über Seestürme und Walfische. Auch Gent erregt seine Bewunderung, obwohl es durch die vielen Kriege bitter zu leiden hatte und durch ungeeignete Verwaltungsmaßnahmen sich selbst ruiniert. Das berühmte Genter Altarbild der Brüder van Eyck ist Münzers Aufmerksamkeit nicht entgangen. Wenig weiß er von Antwerpen *vulgo Antorff* zu berichten. In Mecheln trifft er Maximilians zweite Gemahlin, Bianca Sforza, mit Maximilians Kindern aus erster Ehe. In raschem Tempo eilt nun Münzer über Diest und Maastricht auf Lüttich zu, wo man noch die Folgen der Zerstörung von 1468 durch Karl den Kühnen sehen kann; auch berichtet er, daß der Weltreisende John de Mandeville hier sein Leben beschlossen habe.

Am 3. April betritt Münzer bei Aachen deutschen Boden; Köln wird eingehend beschrieben. Von nun an werden die Aufzeichnungen immer knapper. Koblenz, wo Nikolaus von Cusa längere Zeit gelebt hatte, Mainz und Worms sind die nächsten Etappen. In letzterer Stadt hält sich gerade der Kaiser auf, um dort einen Reichstag abzuhalten '*ad pacandum discordias Germanie*'. Am Ostersonntag ist Münzer der Gast des greisen Würzburger Fürstbischofs Rudolf von Henneberg, mit dem er einige Stunden in angeregter Unterhaltung verbringt, ohne zu ahnen, daß der vierundneunzigjährige Kirchenfürst in wenigen Tagen das Zeitliche segnen würde. Über Ochsenfurt und Kitzingen zog man nach Neustadt an der Aisch, wo die Witwe des Markgrafen Albrecht Achilles ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Am 15. April langte Münzer in seiner Heimatstadt Nürnberg an, wo er Frau und Tochter wohlbehalten antraf.

Gewiß mag man Münzers Reisebericht Trockenheit vorwerfen; aber man bedenke, daß sein Werk, wie auch Pfandl betont, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. 'Stellenweise Lückenhaftigkeit und Ungleichmäßigkeit des Gesamteindrucks auf der einen Seite, alle Reize einer kunstlos schlichten, in hohem Grade subjektiven Erzählung auf der anderen gehen damit Hand in Hand.' So mag auch dieser Teil der kostbaren Handschrift dazu beitragen, die Kenntnis der darin geschilderten Städte und Länder zu Ausgang des Mittelalters zu vermehren.

München. Ernst Werner.

Zum altprovenzalischen Wortschatz II.

13. *tan* ... *no* ... mit konzessivem Sinn.[1]

In einem Liebesgedicht des Trobadors Cadenet (Appels Ausgabe S. 32) heißt es I, 5—7:

Non ai poder, *tant no*·m pes ni m'albir,
ni null respeig, vas cella cui dezir,
qe dels malstraigz null gazardo mi renda.

[1] Hierzu sei für das Altfrz. auf Tobler, *VB.* I², 131 (Nr. 19) verwiesen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die hier folgenden Bemerkungen auch insofern als eine Ergänzung zu Toblers Ausführungen betrachtet werden können, als sie der Entstehung des konzessiven Sinnes von *tan* ... *no* ... nachgehen.

Appel übersetzt, gewiß zutreffend, den zweiten Teil des ersten Verses mit 'mag ich so sehr auch meinen Geist bemühen'. Die Wörterbücher verzeichnen diesen Gebrauch von *tan* ... *no* ... nicht, und man könnte die Wendung bei Cadenet als eine singuläre, individuelle Erscheinung auf sich beruhen lassen, wenn sie nicht im Jaufre recht häufig begegnete. Da die Entstehung des Versromans und Cadenets dichterische Haupttätigkeit zeitlich nicht weit auseinanderliegen, so kann man wohl annehmen, daß die Redewendung damals üblich, ja vielleicht ein Modeausdruck war. Da Breuer sie aber im Glossar gar nicht erwähnt und auch Stimming da, wo er die häufiger wiederkehrenden Ausdrucksweisen des Jaufre zusammenstellt (*Ztschr.* XII, 323 ff.), nicht von ihr spricht, so seien hier zunächst die in dem Roman vorkommenden Beispiele aufgeführt, wie ich hoffe, in Vollzähligkeit. 1. König Artus' Hände haften unlöslich an den Hörnern des Untiers: *Mas anc non poc las mans partir Dels corns — tan non las a tiradas — Plus que si* (lies *s'i*) *fosson claveladas* 267 'so sehr er sie auch gezogen hat'. 2. Aus dem Kampf Jaufres mit dem Kriegsknecht am Engpaß: *E Jaufre fon fels et iratz, Car lo serven non pot consegre, Tant no·l pot encausar ni segre* 1812 'mochte er ihn auch noch so sehr verfolgen'. 3. Ähnlich heißt es von Augier, der vergeblich versucht, seinen Zorn an Jaufre auszulassen: *Tal dol a que no·l pot consegre, Tant no·l pot encausar ni segre* 4698. 4. Brunessens Ritter heißt Jaufre aufstehen und sich, da er durch sein Eindringen in den Garten den Frieden gestört hat, seiner Herrin ergeben (Text nach *A*): *E totz* (= *tost?*) *venretz a sa merce De ma domna, non es* (= *etz*) *tan mals* 3431 'möget ihr auch noch so tapfer sein'. 5. Jaufre kämpft mit dem Teufelsritter; aber dem Unverwundbaren gegenüber ist seine ganze Tapferkeit fruchtlos: *Ne·l cavalier no·l gic anar Un pes enan — tant non es* (sc. Jaufre) *pros — Que no·l torn atras mais de dos* 5407 'Der Ritter ließ ihn (Jaufre) nicht einen Schritt vorrücken, ohne ihn dafür, mochte er (Jaufre) auch noch so tapfer sein, mehr als zwei zurückzudrängen.' 6. Höhnende Anspielung Melians auf ein im Roman nicht erzähltes schimpfliches Erlebnis Keus (s. o. Nr. 8 zu *se garder de*): *Ben leu trobet ab vos perdon Cel que·us feri ab lo baston El col tal* (sc. *colp*) *qui·us para d'est mes, Ja tant ben no·us en gardares* 6642 'wenn ihr es auch noch so sehr zu verbergen suchen werdet'. 7. Artus ist der Schirmherr der Jungfrauen. Wehe dem, der einer von ihnen ein Leid zufügt! *Car senpre cobra gizardon — Ja tant non er tant mals ni tan pros* 7925 'denn er (der Übeltäter) empfängt sogleich seinen Lohn (= Strafe), mag er auch noch so tapfer und trefflich sein'. 8. Die Jungfrau hat an Artus' Hof vergeblich um Hilfe gebeten: *Mas anc conseill non la* (= *lai*, d. h. am Hofe) *trobei — Tant no·l queri ni·l demandei — Ab cavallier ni ab son fill* (d. h. bei niemandem) 8048 'mochte ich auch noch so sehr darum bitten und betteln'. 9. Jaufre rüstet sich zum Kampf mit dem Unhold Fellon: *Cavallier cuitz que a trobat Fellons — non es* (sc. *Fellons*) *tan ergoillos — Tal que·l laissara consiros* 9003 'Fellon hat jetzt, denke ich, mag er auch noch so überheblich sein, einen Ritter gefunden, der ihn betrübt (auf dem Kampfplatz) lassen wird.' 10. Jaufre erinnert den König an Keus freche Bemerkung: *Mas ieu car li* (d. h. dem Keu) *vendera·l gap, Seiner reis, si non fos per vos, Non es tan mal ni enuios* 9532 'mag er auch noch so bösartig und verdrießlich sein'. 11. Von einem wunderbaren Jagdfalken heißt es: *Que encontra el no·s pot tener Auçel, tant non a de poder* 10184 'mag dieser auch noch so

stark sein'. 12. *No·s* (= *·us*) *cal doptar D'el ni d'autre, si Dieus mi gar, Que·us posca negun dan tener,* *Tant non auria de poder* 10 448 'Weder von ihm noch von einem anderen, wenn er auch noch so viel Macht besäße, braucht ihr Schädigung zu fürchten.' 13. *Ab tant la maire del mezel E del jaan, que del verzier En portet la filla d'Augier, Cant Jaufre la·l tolc e·l mes mort — Non era tan mal ni tan fort —, Venc ves Monbrun vivassamen* 10 726 '... als Jaufre sie ihm entriß und ihn tötete, obgleich er so tapfer und stark war ...'

Es ist den Lesern provenzalischer Lyrik eine vertraute Erscheinung, daß gerade Sätze, die mit *tan* eingeleitet sind oder in denen ein solches an wichtiger Stelle steht, den logisch geordneten Bau der Rede durchbrechen, indem sie als Hauptsätze unverbunden in das Satzgefüge hineingestellt werden. Auch der Jaufre bietet Beispiele dafür; etwa: *E vauc queren coma marida Un cavallier c'a nom Jaufre, En cui ai mon cor e ma fe — Tant n'autz dir de bona lausor — Qu'el m'acor' ab Nostre Seinor* 8075 oder *Mas merce Dieu e de mon sen, Jeu trobei — tant anei queren — Jaufre l'enseinat e l'adreitz* 10 140. Während der kühl Denkende sagen würde: *Jeu n'autz dir tant de bona lausor qu'ieu ai mes en el mon cor e ma fe* oder *Anei queren tant qu'ieu trobei Jaufre,* geht die erregte Rede sprunghaft vor und holt gleichsam Vergessenes, syntaktisch unverbunden, in einer Art Ausruf nach. Dadurch kommt das mit *tan* Verbundene in einen gewissen Gegensatz zu dem Rest der Aussage. Diese Gegensätzlichkeit bleibt bestehen, wenn, wie in den oben zitierten Beispielen aus Cadenet und Jaufre, das *tan* verneint wird; durch diese Verneinung wird demnach die eigentlich zu erwartende Voraussetzung, aus der sich die übrigen Tatsachen als Folge ergeben sollen, geleugnet. Aber die Sprunghaftigkeit des Gedankengangs ist bei diesen Fällen mit verneintem *tan* eine noch höhere. Denn — um etwa Beispiel Nr. 1 zu betrachten — es soll nicht tadelnd gesagt werden, daß König Artus nicht genügend gezogen hätte, um von den Hörnern loszukommen; sondern im Gegenteil, es wird als selbstverständlich, allerdings stillschweigend, vorausgesetzt, daß er aus Leibeskräften gezogen, aber den gewünschten Erfolg nicht erreicht hat. Diese Gedankenverbindung ist es nun gerade, die in der Syntax der nicht erregten Sprache durch das konzessive Satzverhältnis ausgedrückt wird,[1] und so erklärt es sich, daß der Satz mit *tan ... no* einem Konzessivsatz gleichkommt.

Die stillschweigende Voraussetzung nun, daß die Handlung des das *tan* aufweisenden Satzes in möglichster Intensität ausgeübt worden ist, braucht aber nicht notwendigerweise an die parataktische Satzgestaltung, wie sie die obigen Beispiele zeigen, gebunden zu sein, sondern kann auch da vorliegen, wo der Sprechende sich der hypotaktischen Ausdrucksweise, eines *tan* mit folgendem (konsekutivem) *que* bedient. Etwa: *Que anc tant no·ill sabron querer Merce que lor poges valer, Tro que venc aquest cavallier* 1633. Mit *tant no·ill sabron querer merce* soll gewiß nicht gesagt werden, daß die vom Lanzenritter Gefangenen nicht ihre ganze Redekunst aufgeboten hätten, den Sieger um Gnade zu bitten, sondern nur, daß es unmöglich war,

[1] Auch im modernen Französisch wird ja bei *tout* mit dem Gerundium oder mit einem *que*-Satz ohne syntaktische Kennzeichnung, nur durch das Nebeneinanderstellen zweier Tatbestände das konzessive Verhältnis hergestellt.





Gnade bei ihm zu finden. Ähnlich 6475: *Ez anc no·l sabrun* t a n t *clamar Merce* q u e *la·i pocsen trobar, Tro Jaufre l'ac pres e vencut.* Es ist aber bezeichnend, daß hier das Verb des *tan*-Satzes nicht eigentlich die Tätigkeit angibt, deren 'so hoher' Grad geleugnet werden soll, daß es also nicht heißt: *Ez anc tant no·l clameron merce que* ..., sondern daß diese Tätigkeit als Infinitiv abhängig von *sabron* erscheint, daß also nach Meinung des Autors doch ein Unvermögen, das gewünschte Ziel zu erreichen, festgestellt werden soll. Die beiden Beispiele präsentieren sich demnach in dem korrekt-logischen Gewande eines konsekutiven Satzgefüges, und so nahe sie auch den Beispielen mit asyndetisch eingeordnetem *tan*-Satz stehen mögen, so kommt doch bei ihnen der Gedanke der Einräumung gerade wegen ihres regelmäßigen Baues fast gar nicht zum Ausdruck. Entfernen sich diese beiden Beispiele also kaum von der ursprünglichen Bedeutung reiner Konsekutivsätze, so stehen ihnen unter den anderen, parataktisch gebildeten doch wieder zwei — Nr. 2 und 3 — insofern nahe, als sich gleich dem *sabron* der zuletzt behandelten Sätze in ihnen eine Form von *poder* findet, von der das die eigentliche Tätigkeit ausdrückende Verb als Infinitiv abhängt. Es wird also auch hier, wenigstens der Form nach, ein Unvermögen mit den nötigen Folgen festgestellt; aber die asyndetische Konstruktion rettet hier die konzessive Natur des *tan*-Satzes, die der Zusammenhang durchaus fordert.

Endlich sei noch ein Beispiel angeführt, das ebenfalls von den dreizehn ersten abweicht, und zwar insofern, als es bei durchaus konzessivem Sinn auf das *tan* einen *que*-Satz konsekutiver Art folgen läßt. Jaufre will ein Kind retten, das ein Aussätziger geraubt hat und mit dem er in einem Hause verschwunden ist. Jaufre dringt in das Haus ein: *Pueis vai per la mason cercant, Si poiria trobar l'enfan, Que·l mezel, son vezent, lai mes; Mas* t a n t *n o n quer* q u e *n'atrob ges* 2522. Wörtlich: '... aber so sehr sucht er nicht, daß er irgend etwas davon findet.' Sinn: '... aber mag er auch noch sehr suchen, er findet von ihm keine Spur.' Wie in den dreizehn Beispielen, würde auch hier die wörtliche Übersetzung die Tatsachen, wie sie ja auch in den beiden ersten Versen zum Ausdruck kommen, völlig entstellen.

So zeigt es sich, daß sich manche der besprochenen Fälle mehr, manche weniger von dem Ausgangspunkt, dem konsekutiven Satzgefüge, entfernen. Bei allen aber schimmert der ursprüngliche Zusammenhang noch hindurch, und es kann deshalb nicht wundernehmen, wenn es eine Anzahl von Beispielen gibt, die als Übergangsformen weder die eine noch die andere Bedeutung ganz klar erkennen lassen und die man konsekutiv oder konzessiv deuten kann.

Bei dieser Gelegenheit sei auf eine andere Art von *tan*-Sätzen hingewiesen, die ebenfalls zeigen, wie dieses *tan* infolge seiner demonstrativ-exklamatorischen Natur dazu neigt, den logisch geordneten Bau von Sätzen zu durchbrechen. Es handelt sich um einen seinem Hauptsatz vorangestellten Nebensatz konditionaler Art, auf den nun nicht der zu erwartende Hauptsatz unmittelbar folgt, sondern ein von *tan* beherrschter Satz, von dem nun erst wieder der Inhalt des eigentlichen Hauptsatzes als Konsekutivsatz abhängt. Überall aber erscheint in diesem entthronten Hauptsatz diejenige Verbalform, die dem bedingten Satze zukommt, also meist das Konditionalis. Beispiele: 1. *S'en breu no·ill pren merces,* t a n *soi cochatz Dels mals dun sui per s'amor tormentatz Q'eu tem morir desiran son cors gai,* Sordel Gr. 437,

31; IV, 5—7 (De Lollis S. 188). 2. *E s'eu leis conquerre pogues, Quan la remir, tan bela·m par Que de gaug cugera volar,* P. Vid. Gr. 364, 30; I, 6—8 (Anglade S. 136). Hier wird das Anakoluthische noch dadurch erhöht, daß vor den *tan*-Satz ein dazugehöriger Nebensatz (*Quan la remir*) gestellt ist. 3. *Qu'ieu ai fag dels pecchatz tanz Per ma folla follensa, Que s'ieu vivia mil anz En aspra penedensa, Tant sai los faillimenz granz Qu'eu non agra guirensa, S'ab merce Deus no·m perdon' e·m rete,* Lanfr. Cig. Gr. 282, 17; II, 1—8 (Bertoni, *Trov. d'It.* 331). Vgl. hierzu *Litbl.* XXXVI, 358, wo Bertonis Irrtum in der Auffassung der Konstruktion berichtigt ist. 4. *E s'ieu en disses desonor, Jeu n'ai dich tan de be qu'om no·l creiria,* Isabella (El. Cairel), Gr. 133, 7; III, 4—5 (Jaeschke 133). 5. *Mas s'il saubes cum m'auci malamen Lo mals d'amor e la pena q'ieu trai, Tant es valens e de fin pretz verai E tant si fai lauzar a tota gen Q'ieu cre n'agra merce, mon escien, Qu'il es la flors de las meillors q'ieu sai,* Ramb. Buv. Gr. 281, 1; III, 3—8 (Bertoni, *Trov. d'It.* 216). Hier hängt das Bedingte als Objektssatz (*n'agra merce*) von dem Konsekutivsatz (*Q'ieu cre*) ab, und dieser seinerseits erst wieder von dem *tan*-Satz; bedingter und bedingender Satz sind also noch um ein Glied weiter voneinander getrennt. 6. *Mas se neguns me fos dejosta E vis co·m faisia malament Puiar en l'angarda batent, Las mans liadas tras lo dos: Non a neguns lo cor tan gros Que non plores de pïetat,* Jaufre 6596—6601.

Wenn derartig anakoluth gebaute Konditionalsätze, bei denen sich ein *tan*-Satz zwischen bedingenden und bedingten Teil drängt, wie man sieht, nichts Seltenes sind, so sind sie aber doch nicht auf *tan* als das Anakoluth bewirkende Agens beschränkt; sondern es gibt auch anders geartete, bei denen der bedingte Satz durch ein anderes Einschiebsel zu Nebensätzen verschiedenster Form herabgedrückt wird. Auch hierfür ein paar Beispiele. a) Der bedingte Satz wird Relativsatz: 1. *Si tolre fos caritatz ..., Assatz son de pozestatz Que pogron caber Ab Dieu per aital poder,* P. Card. Gr. 335, 33; II, 8 (Kolsen, *Zwei prov. Sirventese etc.* S. 1). Die unrichtige Auffassung der Stelle durch den Herausgeber ist *Ztschr.* 40, 370 berichtigt, ebenda (Anm. 1) auch das folgende Beispiel zitiert: 2. *E s'eu podi' acabar So que m'a fait comensar Mos sobresforcius talens, Alixandre fo niens Contra qu'eu seria,* P. Vid. Gr. 364, 43; II, 1—4 (Anglade S. 68). 3. *Mas se·l bos reis Phelips no s'en entrametia, Tals chanta er de mi q'adonc en ploraria,* Vesq. de Clarm. Gr. 95, 2; VI, 2—3 (Kolsen, *Trobadorgedichte* S. 13). b) Der bedingte Satz wird indirekter Fragesatz: 4. *S'eratz fis amaire, Be sai qual penriatz,* Guigo-Jori Gr. 196, 2; I, 13 (Schultz-Gora, *Prov. Studien* 96). c) Der bedingte Satz wird Objektssatz: 5. *E s'ieu per ma forfaitura Fos, dompn', aissi malmenatz, Eu vos pliu tot so c'om jura Q'ieu fora desesperatz,* Cadenet Gr. 106, 12; II, 1—4 (Appel S. 54). 6. *Ja, se·m volgues midons del tot aucir, Non cuig tan gen m'onres ni m'acuillis,* Daude Prad. Gr. 124, 17; IV, 1—2 (Kolsen, *Trobadorgedichte* S. 15). 7. *E quan totz despuillatz se son, An faitz dels draps tal un molon Desotz lo rei que s'el cazes, Non crei que gran mal se fezes,* Jaufre 407—10. 8. *E se cavallier çai passes, Pe cho que la lança toques, Be·us dic que mal me fora pres, Si entreseignas non feses Tals que mon seigner o ausis,* Jaufre 1545—49.

14. *tan* als Verstärkung von Konjunktionen.

Levy verzeichnet im *S. W. B.* VIII, 46 *tan tro, tan tro que* 'so lange bis'.

Dabei verweist er auf Raynouard, der ein Beispiel für *tan tro que* habe, und fügt selbst einen sicheren Beleg für *tan tro* und einen nicht ganz beweiskräftigen für *tan tro que* hinzu. Ersterer stammt aus 'Jaufre', wird nach Appel, *Chr.* 3, 233 zitiert und ist in Breuers Ausgabe V. 3249. Diese, wie es scheint, einzige Stelle für *tan tro* im Jaufre nennt Breuer im Glossar nicht, dagegen (s. v. *tant* und *tro*) zwei weitere für *tan tro que* (2518, 4329) und eine für *tan entro que* (2675). Der Roman bietet aber noch mehr Fälle des Vorkommens dieser Konjunktion. a) *tan tro que*: 1. *Et anc no·l pucc far estancar, Tant tro que sol aues manjat* 1307. 2. *E enantz qu'il fosson partit, E els viron venir lo nan Ab la bella lansa el man, E son per auzir estancat, Tant tro que·l nan aia contat De la lansa per que l'aporta* 1590. 3. *Ez ieu irai lo tant cercar, Tro que puesca l'onta venjar* 2871—2. 4. *E Jaufre a tant cavalcat Tot iorn, tro que fon vespre bas* 4884—5. 5. *Ez a* (sc. *Artus*) *m'en enviat sa jus A la domna que la defenda, Tant tro que hom son dreitz li renda* 9026. b) *tan entro que*: 6. *Et enantz qu'el s'en torn, Quera·l tant entro que lo trop* 2167. 7. *Ez a li tant ditz e pregat, Entro que lo·i ac autreiat* 10932.

In einigen dieser Beispiele (Nr. 3, 4, 7) findet sich das *tan* von *(en)tro que* getrennt, so daß man hier dem *tan* noch eine gewisse selbständige Bedeutung zuerkennen kann. Aber auch in diesen Fällen, und in noch stärkerem Maße in den übrigen, scheint das *tan* doch nicht mehr viel anderes als eine Verstärkungspartikel gewesen zu sein, die angewendet wurde, weil für jene Zeit die einfache Konjunktion *(en)tro que* schon zu abgegriffen war. Man könnte auch von einem Ineinanderfließen der beiden sinnverwandten Konjunktionen *tan que* und *(en)tro que* sprechen; immer aber bliebe als wirksame Ursache das Verblassen der einen oder beider Konjunktionen bestehen.[1] In der Vermutung, daß *tan* dazu dienen sollte, einer etwas abgeschwächten Konjunktion wieder Kraft und Fülle zu verleihen, wird man bestärkt, wenn man dieses Wort auch da findet, wo es ursprünglich noch viel weniger am Platze gewesen sein kann als bei *tro que*. Es heißt V. 9275: *E mentre tan que li'scudier Torcon ez ensellon destrier, La domna lor fes totz disnar* und 9771: *E mentre tan que:l cavallier Venon, Lucans, le boteillier, Venc ab XX millia donzels.* Wäre *mentre* Präposition, so könnte man *mentre tan que* als 'während so viel daß, während dem daß' erklären. Da aber *mentre* lediglich Konjunktion ist und *mentre que* und *tan que* schließlich nicht so identisch sind, daß sie füreinander eintreten und miteinander verschmelzen können, so kann hier *tan* wiederum nur zur Auffüllung des *mentre que* gebraucht sein. Hat *tan* nun aber diese Funktion wirklich gehabt, so darf man sie wohl auch in folgendem Beispiel für *mas tan que* wiedererkennen. Der König hat soeben das Abenteuer mit dem gewaltigen Zaubervogel bestanden. Die Königin und Gawain eilen zu ihm. *E demandon li s'a nul mal. E·l reis ditz: 'Non, si Dieus mi sal, Mas tant*

[1] Diese Tatsache liegt auch wohl am Grunde jener im Jaufre wiederholt begegnenden Häufung von Adverbien, besonders temporaler Art: *E Brunesentz a comandat C'om ades mantenen lo prenda* 3623; *Ez aqui mezeis mantenen Garniron se fort tost e jen* 10369; *Pueis Jaufre comanda l'apres* 10771. Vielleicht ist auch eine Konstruktion wie *E ja enans non er deman, Tro que de vos sia venjada* (3606—7) ähnlich zu erklären, da ja auch hier *enans que* oder *tro que*, jedes für sich, zum Verständnis genügt hätte, dem Autor aber offenbar nicht nachdrücklich genug war.

que paor ai aguda; Mas, merce Dieu, tost l'ai perduda 10049. Es könnte scheinen, als wenn das *tan* noch einen selbständigen Sinn besäße und *mas tant que* mit 'nur insofern als' übersetzt werden müßte. Aber die Antwort des Königs würde dann wenig zu der an ihn gestellten Frage passen. Denn wenn man gefragt wird, ob einem irgend etwas weh tue, kann man doch wohl kaum antworten: 'Nein, nur insofern als ich Angst gehabt habe.' Es muß deshalb m. E. bei *mas tant que* = *mas que* 'aber' bleiben und *tant* als verstärkend auch hier aufgefaßt werden. Denn Artus will doch sicherlich sagen: 'Nein, wahrhaftig, Schmerzen habe ich keine; aber Angst habe ich gehabt, doch auch diese ist mir schnell vergangen.'

15. *volontier* 'eifrig'.

Es hat den Anschein, daß *volontier* alle Sinnesschattierungen annehmen konnte, die sein Grundwort *volontat* besaß. So gehört zu *volontat* 'Absicht' ein *volontiers* 'absichtlich', wie dies deutlich aus V. 4144 hervorgeht: *Qu'el e tuit li cent cavallier Devon jurar que volontier, Ni ab lor vol ni ab lor grat, No n'aion aquel enviat.* So faßt auch Levy, *S. W. B.* VIII, 830 die Stelle, während sie Breuer im Glossar nicht erwähnt, in der Inhaltsangabe S. XXV aber 'mit Willen' schreibt. Nun kann aber *volontat* auch 'Eifer' bedeuten: *E Simon de gran volontat Venc ves el* ... 3361; *E venc de mout gran voluntat Ves Fellon* ... 9149 (beide Stellen bei Breuer im Glossar). Diesem Sinne von *volontat* entspricht der von *volontiers* 'eifrig, nach Herzenslust', wie er an folgenden drei Jaufrestellen vorliegt: *Mas qui pot avenir primiers, Pren lo* (es ist von den Rittern Brunessens die Rede, die den Jaufre auf den Befehl ihrer Herrin vor sie tragen) *ez aquo volontiers, Qui per canbas, qui per costatz* ... 3538 ('gern' wäre hier sinnlos); *E manjeron mout volontier* 9209, wozu zu vergleichen ist, was zwei Zeilen weiter steht: *E cant agrun assatz manjat, Pron, a tota lor volontat; E cascun manjet voluntiers* 10495, und dazu wieder: *E cant agron assatz manjat, Pron, a tota lor volontat* 10505—6.

Berlin. Kurt Lewent.



Beurteilungen und kurze Anzeigen.

H Hempel, Nibelungenstudien. I: Nibelungenlied, Thidrikssaga und Balladen. (Streitbergs Germ. Bibl. II: Untersuch. u. Texte 22.) Heidelberg, Winter, 1926.

Es ist der erste mit Aufbietung eines umfänglichen gelehrten Apparates unternommene Versuch, Heuslers Rekonstruktion einer Entwicklungsgeschichte der altdeutschen Nibelungendichtung in wesentlichen Punkten als unhaltbar zu erweisen und zu korrigieren.

Der Hauptgegensatz, an dessen Austragung vor allem die Lösung wichtiger literarhistorischer Probleme geknüpft erscheint und der allein im folgenden ausführlicher erörtert werden soll, ist der: Nach Heusler ist ein verlorenes deutsches Epos von 'der Nibelungen Not' anzunehmen, das um 1160 herum geschaffen wurde und ausschließlich II, die Tragödie vom sogenannten Burgundenuntergang, das heißt die Rache der Kriemhild an ihren Brüdern und deren Gefolgsleuten für die Ermordung Sigfrids behandelte, nicht aber auch I, die Voraussetzung und Vorgeschichte dieser Rache, die Ermordung des Helden selbst, das ist die Tragödie von Sigfrid und Brünhild; dieses Not-Epos habe die Grundlage gebildet für die beiden erhaltenen Darstellungen des Burgundenuntergangs: für die im zweiten Teil des uns vorliegenden, in der Zeit um 1200 entstandenen Nibelungenliedes und für die in dem inhaltlich entsprechenden Abschnitt der um die Mitte des 13. Jh.s entstandenen norwegischen Thidrikssaga, wo allerdings zugleich auch eine noch ältere, vorepische, das heißt liedmäßige Gestaltung der Fabel verwertet wurde; dagegen sei die Tragödie von Sigfrid und Brünhild sowohl im ersten Teil des Nl.s als auch in dem inhaltlich entsprechenden Abschnitt der Ths. auf eine nur diesen Gegenstand behandelnde Liedfassung zurückzuführen. Hempel dagegen glaubt an ein dem Nl. und der Ths. zugrunde liegendes mhd. Epos, in dem nicht nur wie in dem erhaltenen Epos von 2379 Strophen der Rache der Kriemhild (II) die Ermordung Sigfrids (I) vorangestellt, sondern überdies noch wie in dem norwegischen Prosaroman Sigfrids Jugendgeschichte enthalten war: wie er in der Obhut des zwergischen Schmiedes heranwuchs, den Drachen bekämpfte, in dessen Blut badete und dann der Brünhild einen ersten Besuch abstattete; ja, auch die Erzählung der Ths., wie die unschuldig verleumdete und von ihrem Gatten, dem König Sigmund, verstoßene Sisibe den Sigurd in der Waldwildnis gebar und wie dann eine Hindin das Knäblein säugte, sei aus dem älteren Epos herübergenommen, und ebenso der Sagabericht, wie ein elbisches Wesen mit der Mutter der Burgundenkönige den Hogni erzeugte und dieser als Halbbruder Gunnars und dessen Geschwister zur Welt kam. Endlich werden noch die beiden Alberich-Episoden des Nl.s, die in der Ths. nicht überliefert sind, dem älteren Epos zugesprochen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Hempel mit seiner Opposition gegen Heuslers prinzipielle Zweiteilung des dem Nl. und der Ths. gemeinsam zugrunde liegenden Quellenmaterials nicht vereinzelt dasteht. Es sei hier von den sonstigen Opponenten abgesehen und nur auf Karl Droege, Zs. f. d. A. 62 (1925), 185 ff. und Friedrich Neumann, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 5 (1927), 142 hingewiesen, von welchen dieser nach und jener vor Hempel gegen Heusler die Annahme des älteren Epos postulierte, das bereits die Tragödie von Sigfrid und Brünhild mit der vom Burgundenuntergang verband. Es ist jedenfalls merkwürdig: Heusler ist es, von dem gesagt werden kann, daß er die Lach-

mannsche Liedertheorie mit starker Hand endgültig beseitigte. Und doch läßt sich heute schon wieder Heuslers Position mit der Lachmanns in mancher Hinsicht vergleichen: wie Lachmann es tat, so glaubt Heusler an einen unmittelbaren Zusammenhang des vorliegenden mhd. Buchwerkes mit der für den mündlichen Vortrag bestimmten Lieddichtung, insofern als er eben wenigstens als Quelle für den ersten Teil des Epos ein Brünhildlied annimmt. Wie sie gegen Lachmann stand, so steht gegen Heusler eine Front von Unitariern, insofern als seine Gegner die von ihm durchgeführte Zweiteilung des Quellenmaterials anfechten.

Hempel hat auf den Seiten 121—214 seines Buches den, wie schon gesagt, weitaus umfänglichsten gelehrten Apparat für den Kampf aufgeboten. Die hier angestellten Untersuchungen scheinen mir auch zu manchem einleuchtenden Einzelergebnis zu gelangen. Daß aber die ganze Argumentation, die in vierfach gegliederter Schlachtordnung vorgeführt wird — I. Allgemeines zur Geschichte der epischen Gattung und der Sigfriddichtung; II. Analyse der Sigurdsage in der Ths.; III. Entlehnungen aus epischen Quellen französicher Abkunft; IV. Kritik der Heuslerschen Auffassung — irgendwie geeignet ist, ihren Hauptzweck zu erfüllen, die Heuslersche Zweiteilung des dem Nl. und der Ths. gemeinsamen Quellenmaterials zu widerlegen, muß ich mit aller Entschiedenheit in Abrede stellen, und dieses Urteil wollen die folgenden Darlegungen erhärten.

Im vierten Abschnitt auf den Seiten 203—214 versucht Hempel die Stichhaltigkeit der von Heusler für die Zweiteilung des gemeinsamen Quellenmaterials vorgebrachten Gründe zu erschüttern. Wie mir scheint, hat Hempel zwar auf einige Schwächen von Heuslers Argumentation hingewiesen, aber damit doch keineswegs diese glatt aus dem Wege geräumt. Zu der von Heusler durchgeführten Vergleichung der Proportionen, der Personen- und Szenenzahlen in beiden Teilen von Ths. und Nl. mit dem Ergebnis, daß I nur im Nl., II jedoch auch in der Ths. epische Formkriterien aufweise, bemerkt Hempel wohl nicht ganz mit Unrecht, daß eine Zahlenstatistik im philologischen Beweisverfahren vielfach ein recht trügerisches Beweismittel darstellt, daß oft schon bei ihrer Feststellung und dann mehr noch bei ihrer Ausdeutung der Willkür ein ziemlich weiter Spielraum gegeben ist. Wenn nach Heuslers Abmessung I:II in der Ths. ihrem Umfang nach sich wie 1:3½ verhalten, so bin ich durchaus mit Hempel der Meinung, daß man dieses Verhältnis nicht ohne weiteres auf das Quellenmaterial projizieren darf, weil eben das Verfahren des Sagamannes in beiden Teilen offenkundig ein sehr ungleiches war: während in I besonders die Werbung um Brünhild stark verkürzt wiedergegeben ist, sind in II vor allem durch die Einbeziehung der Soester Lokaltradition die Verhältnisse des Raumes und der Zeit und damit eben auch der Darstellung stark ausgeweitet worden. Die eine von Heusler hervorgehobene Verschiedenheit in der Struktur bleibt aber auf jeden Fall unverkennbar: daß für das Drama in II ein viel reicherer Personalapparat aufgeboten wird als für das in I. Und als erst recht willkürlich und irreführend erscheinen mir die von Hempel auf S. 213 gefällten Urteilssprüche, daß in der Sagadarstellung der Brünhildfabel die Schilderung des Aufbruches zur Jagd und dann die 'reiche Ausmalung' von Sigfrids Tod in ihrer 'behaglichen Breite' dem Liedstil widersprechen, und daß das Normalmaß für diesen an den entsprechenden Szenen des färöischen Brinhildar táttur festzustellen sei. Dagegen muß eingewendet werden: erstens, daß man auch hier überall mit der Möglichkeit von Einzelzutaten und Neuarrangements des auf mehr realistische Milieuschilderung bedachten Sagamannes zu rechnen hat, und zweitens, daß es ganz verkehrt ist, die Proportionen einer zersungenen, erst zu Beginn des 19. Jh.s aufgezeichneten nordischen Tanzballade auf ein hochdeutsches Heldenlied, das im 12. und 13. Jh. von Berufsvortragskünstlern deklamiert wurde, zu übertragen.



Auch die Schlußfolgerungen, die Heusler an die Verwendung der Figuren Giselhers und Folkers im Nl. und in der Ths. knüpft, werden von Hempel abgelehnt. Nun glaube ich allerdings, daß Hempel durchaus im Recht ist mit seiner S. 207 im Gegensatz zu Heusler begründeten Auffassung, daß Giselher in dem gemeinsamen Quellenmaterial nur in II eine Rolle spielte, in I aber überhaupt gar nicht erwähnt wurde. Auch ich bin längst der Meinung, daß an den beiden Stellen der Ths. (im folgenden zitiert nach den Band-, Seiten- und Zeilenzahlen der Ausgabe von Bertelsen) II 266 21 und II 266 25 bis 267 1, wo von vier Verfolgern Sigurds auf der Jagd gesprochen wird, die Vierzahl nicht als Relikt einer älteren Darstellung aufzufassen ist, nach der auch Giselher an der Jagd teilnahm, sondern daß vielmehr ein wenig aufmerksamer Bearbeiter die Vierzahl an diese beiden unmittelbar benachbarten Stellen aus der dazwischenliegenden II 266 23—25, wo von vier Teilnehmern an der Jagd gesprochen wird, verschleppt hat. Der mechanisch verschleppende Bearbeiter, gewiß kein anderer als der Sagamann selbst, hat in seiner deutschen Quelle die vier Jagdgenossen Sigfrid, Hagen, Gunther und Gernot vorgefunden. Daß ursprünglich in der Tragödie von Sigfrid und Brünhild der König Gunther neben seinem Gefolgsmann Hagen nicht zwei Brüder, sondern bloß einen hatte, muß an sich von vornherein als das Wahrscheinliche bezeichnet werden. Für einen zweiten Bruder bot der motivische Zusammenhang der Fabel keinerlei Verwendungsmöglichkeit. Neben der Rolle des Mörders war nur noch die Rolle des von der Mordtat abmahnenden Beraters zu vergeben, und diese wird eben von Haus aus dem Gernot zugekommen sein. Nichts hindert die Annahme, daß sie noch in der gemeinsamen Quelle der Ths. und des Nl.s auch wirklich von ihm gespielt, vom nordischen Sagamann gestrichen und vom Autor des mhd. Epos in 866, 868 und 872 auf Giselher und Gunther verteilt wurde. Sonst erscheint Giselher im ersten Teil des Nl.s nie in wirklich motivischer Verknüpfung mit der Handlung, sondern immer nur als Statist, offenkundig erst von der Hand des letzten Arrangeurs zur Herstellung einer rein äußerlichen Kontinuität des Personalbestandes leichthin eingefügt. Wie Giselher, so tritt auch Folker im ersten Teil des Nl.s als bloßer Statist und im entsprechenden Abschnitt der Ths. überhaupt nicht auf. Von beiden Figuren ist anzunehmen, daß sie im gemeinsamen Quellenmaterial nur zum Personalbestand der Tragödie von der Rache für die Ermordung Sigfrids, nicht aber auch zu dem der Tragödie von Sigfrid und Brünhild gehörten. Dieser Sachverhalt wird aber immer ein schwerwiegender Grund für die Annahme bleiben, daß in dem gemeinsamen Quellenmaterial diese beiden Tragödien noch zwei voneinander getrennte, selbständige poetische Einheiten waren, wie sie es ja doch ganz unzweifelhaft von Haus aus gewesen sind. Wenn Hempel S. 206 den Autor eines älteren Epos annimmt, der nicht nur zum erstenmal die beiden poetischen Einheiten verschmolz, sondern auch zum erstenmal in die zweite die neuen Gestalten Giselher und Folker einführte, so macht er gerade den allerunwahrscheinlichsten Fall zur Voraussetzung. Denn es ist doch eben das Allerunwahrscheinlichste, daß gerade derselbe Mann, der I und II zu einem Buche vereinigte, durch so charakteristische Neugestaltungen in II dieses von I noch weiter differenzierte, statt umgekehrt die bestehenden Differenzen nach Möglichkeit auszugleichen. Dieses Bedenken wird von Hempel nicht beseitigt, sondern eigentlich nur konstatiert mit den Worten: 'Man darf nicht sagen, seine [Giselhers] Gestalt sei erfunden zu einer Zeit, als Teil II noch selbständig existierte. Wir müssen die Möglichkeit ins Auge fassen, daß ein Epiker einen Teil des ihm vorliegenden Werkes mit neuen Gestalten bereichert, ohne diese in alle Teile der Dichtung einzuführen. Das ist möglicherweise auch bei Folker geschehen ...' Der sich ganz ungezwungen ergebende Gedankengang ist vielmehr der folgende: Die Verschiedenheit im Personalbestand derselben Figurengruppe zwischen I und II der Ths. ist

an sich ein deutlicher Hinweis auf eine Verschiedenheit der poetischen Konzeption. Hätten I und II bereits im gemeinsamen Quellenmaterial des Nl.s und der Ths. eine buchepische Einheit gebildet, so wären wohl auch bereits von deren Autor und danach ebenso vom Sagamann Giselher und Folker schon im Zusammenhang von I irgendwie erwähnt worden. Wenn sie aber nur in I des Nl.s, und zwar hier als bloße Statisten erscheinen, so ist das wieder ein deutlicher Hinweis darauf, daß erst dessen Verfasser aus den zwei Tragödien die buchepische Einheit schuf und daß im gemeinsamen Quellenmaterial des Nl.s und der Ths. I und II noch selbständige poetische Einheiten waren.

Der Auffassung Heuslers, daß I und II im gemeinsamen Quellenmaterial des Nl.s und der Ths. auch dadurch voneinander verschieden waren, daß Hagen in I als rein menschlicher Gefolgsmann Gunthers, in II aber als dessen von einem elbischen Vater erzeugter Halbbruder auftrat, setzt Hempel die Meinung entgegen, daß Hagens elbische Erzeugung und sein Halbbrudertum von dem Verfasser des älteren Epos als rein dekorative Motive ganz oberflächlich eingefügt wurden und nur an wenigen Stellen dieser Dichtung zur Geltung kamen. Diese Meinung hängt eng zusammen mit der neuen Ortnit-Nibelungen-Hypothese, die Hempel in dem Abschnitt 'Entlehnungen aus epischen Quellen französischer Abkunft' entwickelt, und es ergibt sich daher die Notwendigkeit, zunächst die Grundlagen nachzuprüfen, auf denen das ganze Beweisverfahren dieses Abschnittes aufgebaut ist.

Ich muß bekennen, daß meines Erachtens die auf den Seiten 144—203 vorgebrachten Ausführungen als Beweismittel für Hempels Theorie von dem älteren Kolossalepos überhaupt gar nicht in Betracht kommen, da sie insgesamt von höchst willkürlichen, ja von vornherein als ganz unwahrscheinlich zu bezeichnenden Voraussetzungen ausgehen. Der grundlegende Gedankengang ist ungefähr der folgende: Hempel glaubt eine Reihe von Motiven in der Sigfridgeschichte, besonders der Ths., aber auch des Nl.s, auf den Einfluß der französischen Epik zurückführen zu müssen; da er sich nun bloß die deutsche Buchepik als die Domäne dieses Einflusses vorstellen kann, so ist er der Meinung, damit auch das ältere, die ganze Sigfridgeschichte berichtende Kolossalepos erwiesen zu haben. Ich will zunächst ganz davon absehen, daß ich den Nachweis des französischen Einflusses an sich in allen den erörterten Fällen für mehr oder weniger anfechtbar halte, und daß es mir auch keineswegs von vornherein als ausgemacht erscheint, daß von dem französischen Einfluß nur die deutschen Schreib- und Leseepen, nicht aber auch für den mündlichen Vortrag bestimmte deutsche Dichtungen der erzählenden Gattung berührt werden konnten. Vor allem muß gesagt werden, daß doch der ganze Gedankengang überhaupt nur dann anwendbar ist, wenn es sich um Motive handelt, deren Zugehörigkeit zu dem gemeinsamen Quellenmaterial des Nl.s und der Ths. erweisbar oder wenigstens wahrscheinlich ist. Gerade von den Motiven aber, die Hempel mit besonderer Ausführlichkeit bespricht, muß von vornherein gesagt werden, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht dem gemeinsamen Quellenmaterial angehörten, denn es sind Einzelheiten, die nur in einem der beiden Denkmäler überliefert sind und in diesem als Zutaten letzter Hand in durchaus befriedigender Weise sich erklären lassen.

Was nun Hempel auf S. 145—168 über die Geschichte von Hagens Geburt in der Ths. vorbringt, scheint mir nur geeignet zu sein, das von Heusler in der Braune-Festschrift S. 54 f. mit wenigen Strichen klar gezeichnete Bild zu verwirren. Es ist durchaus glaublich und wahrscheinlich, daß seit alter Zeit in der Heldendichtung die beiden Vorstellungen nebeneinander bestanden haben: die von dem menschlichen Gefolgsmann Gunthers, der in der Brünhilddichtung (I) die Ehrenstellung seines Herrn in der menschlichen Gesellschaft verteidigte, und die von dem dämonischen Halbbruder Gunthers,

der in der Dichtung vom Burgundenuntergang (II) das dämonische Wesen des fluchbeladenen Hortbesitzes der Sippe verkörperte. Die dämonische Halbbruderschaft war aber in einer solchen Dichtung natürlich bloß gegebene Voraussetzung, das heißt, daß in ihr zwar Hagen als Gunthers Halbbruder und Sohn eines elbischen Vaters, des *Aldrian* = *Albrian* = *Alberich*, eingeführt wurde, daß sie aber nicht ein besonders erzählendes Kapitel enthielt, in dem berichtet war, wie dieser Dämon mit der Mutter Gunthers einen Sohn erzeugte und wie dieser heranwuchs. Bei einer engeren Verschmelzung von I und II mußte natürlich die Verschiedenheit ausgeglichen werden. Dabei kam es mehrfach zu dem Kompromiß, daß man sowohl an der menschlichen Natur als auch an dem Verwandtschaftsverhältnis festhielt: so ergab sich der normal-menschliche, legitime Bruder, der zum Beispiel im eddischen Liederzyklus und im Seifridslied begegnet. Wenn nun im Nl. der menschliche Gefolgsmann und in der Ths. der dämonische Halbbruder durchgeführt erscheint, so ist daraus zu schließen, daß im gemeinsamen Quellenmaterial noch beide Vorstellungen nebeneinander standen, daß hier I mit dem menschlichen Gefolgsmann und II mit dem dämonischen Halbbruder noch zwei getrennte poetische Einheiten darstellten. Und dieser Schluß läßt sich auch durch weitere Beobachtungen und Erwägungen stützen und bestätigen. Der Autor des mhd. Epos, der den Wormser Hof als ein Musterbeispiel für höfische Zucht und Sitte vorführen wollte, hat natürlich den Bastard in der königlichen Familie nicht dulden wollen und deshalb den menschlichen Gefolgsmann seiner Brünhildliedquelle durchgeführt. Aber an Einzelheiten ist doch erkennbar, daß er im zweiten Teil seines Buchwerkes unter dem fortwirkenden Einfluß einer Burgundenfalldichtung mit dem Albensohn gestanden ist. In Strophe 1734 ist offenbar eine Beschreibung des Äußeren Hagens zum Teil verwertet worden, die ursprünglich den Eindruck der Erscheinung des schreckhaften Dämons charakterisieren sollte. Vor allem aber verdient der Umstand Beachtung, daß, während zu Beginn des Epos bei der Einführung Hagens auf seine Herkunft gar nicht eingegangen wird, gerade im zweiten Teil fünfmal der Hinweis auf seinen Vater *Aldrian* wiederkehrt. Natürlich wollte der Epiker diesen als gewöhnlichen Menschen aufgefaßt wissen, und wenn der Redaktor C^* regelmäßig *Adrian* einsetzte, so hat er dies offenbar getan, um auch den Namen von dem des bekannten dämonischen Wesens zu unterscheiden. Der Autor der Ths. hat umgekehrt gerade an den ihm aus der Burgundenfalldichtung bekannten Motiven der Halbbruderschaft und elbischen Herkunft Hagens Gefallen gefunden und sie in seinem Prosaroman nicht nur durchgeführt, sondern auch dadurch fester verankert, daß er einen Bericht über den Hergang der Zeugung durch den elbischen Vater einführte. Auf die mit dem Problem der Überlieferung der Ths., das Hempel S. 110—120 erörtert, zusammenhängende Frage, wieso es kommt, daß dieser Bericht in der Haupthandschrift des Denkmals in zwei stark voneinander abweichenden Fassungen (I 319_{6}—322_{8} und 323_{2}—324_{4} = 282_{3-10} + 351_{1-13}) steht, soll hier nicht eingegangen werden. Mit allem Nachdruck aber sei hervorgehoben, daß es nicht die leiseste Spur von einem Anhaltspunkt für die Meinung gibt, dieser Bericht sei auf das gemeinsame Quellenmaterial der Ths. und des Nl.s zurückzuführen. Es ist vielmehr von vornherein sehr wahrscheinlich, daß es sich da um eine Zutat des Sagamannes handelt, den wir ja überall um die Herstellung einer weitläufigen Genealogie bemüht sehen. Er war es natürlich auch, der zugleich den Namen *Alldrian* auf den menschlichen Stammvater der Wormser Herrscherdynastie übertrug und dafür den elbischen Erzeuger Hognis unbenannt ließ. Es ist ein geradezu bizarrer Einfall Hempels, auch für diese Namenübertragung den älteren Epiker verantwortlich zu machen und anzunehmen, daß der Verfasser des Nl.s den Namen wieder auf seinen ursprünglichen Eigentümer zurückübertragen habe. Man vergegenwärtige sich nur die kuriose Kompliziertheit

eines solchen Hergangs und vor allem die Unwahrscheinlichkeit zur höchsten Potenz, daß gerade der letzte Epiker, der ja auch nach Hempels Auffassung das Albentum Hagens vorsätzlich tilgte, den echten Namen seines elbischen Vaters wieder einführte. Daß erst der Sagamann den Namen auf den Stammvater der Wormser Dynastie übertrug und daß noch in seiner Quelle Hagens Vater Aldrian hieß, ist sogar aus der Überlieferung ganz unmittelbar noch zu erschließen. Das Kapitel mit der Einführung König Alldrians und seiner Familie und mit dem Bericht über Hognis Erzeugung und Geburt steht unmittelbar vor der Schilderung des großen Gastmahls, das König Thidrik veranstaltet. Erst an viel späteren Stellen des Sagawerkes wird König Alldrian wieder erwähnt. Zu Beginn der sogenannten Niflungasaga wird II 257 7 von seinem Geschlecht (*kyni Alldrians*) und II 258 17 von Grimhild als seiner Tochter (*dottor Alldrians konungs*) und der Schwester Gunnars und Hognis gesprochen. An zwei anderen Stellen aber, und zwar an II 107 18 in der Geschichte von Walther und Hildgund und an II 290 13 in der Erzählung, wie die Niflungen ins Hunnenland ziehen, wird Hogni ausdrücklich als *Alldrians son* bezeichnet, was im Widerspruch mit dem früheren Bericht steht, nach dem er ja von einem unbenannten Alben erzeugt wurde. Die Einführung dieses Widerspruches beruht natürlich auf dem fortwirkenden Einfluß der Burgundenfalldichtung, aus der ja die Formel *Aldrianes kint* als Bezeichnung Hagens auch in den zweiten Teil des Nl.s eingegangen ist. Mit dieser Erkenntnis ist auch die Erklärung der beiden gleichfalls zur Erzählung des Zuges ins Hunnenland gehörigen, von Hempel S. 161 als rätselhaft bezeichneten Stellen II 282 9 und 283 7 angebahnt, an denen dem Hogni eine elbische Mutter vorgeworfen wird. Der Kompilator hielt zwar an seiner früheren Erfindung des menschlichen Königs Alldrian als des Vaters der Geschwister Gunnar, Gernoz, Gisler und Grimhild fest, ließ dann aber unter dem fortwirkenden Einfluß der Burgundenfalldichtung auch den Hogni als *Alldrians son* erscheinen. Daraus ergab sich ihm die neue Vorstellung, daß er und die anderen von demselben menschlichen Vater abstammen, und um einem Widerspruch zu dieser ihm neu sich ergebenden Vorstellung auszuweichen, hat er, als er dann bei der Darstellung der Fahrt ins Hunnenland zur Bearbeitung der Stelle seiner Vorlage kam, die eine Anspielung auf Hagens elbischen Vater enthielt, diesen durch die elbische Mutter ersetzt. Bei einer so weitschichtigen und komplizierten Kompilation, wie sie die Ths. darstellt, ist es nicht unbegreiflich, daß die Konzeption späterer Stellen ohne genaue Anpassung an eine frühere geschah. Vielleicht bestand die Absicht, bei einer geplanten ausgleichenden Schlußrevision mit der später neu sich ergebenden Vorstellung die frühere, ältere Kombination in Übereinstimmung zu bringen, wozu es aber dann aus irgendwelchen Gründen nicht gekommen ist. Die Widersprüche zwischen den verschiedenen Angaben über die Herkunft Hagens in der Ths. sind also wohl erklärbar unter der Voraussetzung, daß in der unmittelbaren Vorlage des Sagamannes der elbische Vater Hagens Alldrian hieß und daß dieser Name auf den menschlichen Stammvater der Wormser Königsdynastie erst vom Autor des vorliegenden Denkmals übertragen wurde. Wie diese Namenübertragung, so ist ihm aber auch überhaupt die Einschaltung eines erzählenden Berichtes über den Hergang der elbischen Erzeugung Hognis zuzuschreiben. Natürlich hat er diesen Bericht nach einer literarischen Schablone gestaltet, die er aus dem reichen, für seine Kompilation angesammelten Quellenvorrat herausgriff. Hempels Annahme, daß das Muster in einer Ortnitdichtung zu finden war, ist gewiß naheliegend. Aber für die Entscheidung der Frage nach den Quellen des älteren Epos kommen die von Hempel angestellten Untersuchungen über die Geschichte von Hagens Geburt in der Ths. überhaupt gar nicht in Betracht, da eben kein Grund vorliegt, den Bericht in dem gemeinsamen Quellenmaterial der Ths. und des Nl.s vorauszusetzen.





Dann ist die Erwähnung Hertnids in der Ths. I 314_6 gewiß nicht auf eine Entlehnung des älteren Epikers aus der Ortnitdichtung zurückzuführen, sondern mit Panzer, 'Sigfrid' 46, als Einschaltung wieder erst des Sagamannes selbst aufzufassen, der die einzelnen Glieder seiner Riesenkompilation miteinander zu verbinden bemüht war. Hempels Einwand S. 169 dagegen, die Äußerung Mimes zu Sigurd, er habe die Waffen, die er nunmehr ihm geben wolle, eigentlich für den König Hertnid von Holmgard angefertigt, stelle keine Verbindung mit der später berichteten Hertnitgeschichte dar, weil in dieser die Schenkung der Waffen keine Rolle spielt, ist durchaus unbegründet. Die Mitteilung, daß Mime, der zwergische Schmied, dem Hertnid Waffen liefern wollte oder sollte, bedarf an sich keiner weiteren Ergänzung und soll im Zusammenhang des vielsträngigen Prosaromans offenbar nur die Vorstellung von der Gleichzeitigkeit des Wirkens der Helden Sigurd und Hertnid lebendig machen.

Auch Hempels Ansicht, daß die Alberichszenen des Nl.s auf Entlehnungen des älteren Epikers aus einer Ortnitdichtung beruhen, ist unbedingt abzulehnen, und wieder muß vor der Verwirrung gewarnt werden, mit der die auf S. 170—178 versuchten Konstruktionen die von Heusler in der Braune-Festschrift 73 und in dem Buch 'Nibelungensage und Nibelungenlied' (2. Aufl.) 146—147 klar formulierten Erkenntnisse bedrohen. Der Bericht Hagens in den Strophen 87—100 des Epos ist nach einer besonderen, die Hortfabel behandelnden Liedquelle gestaltet, in der neben Nibelung und Schilbung auch der dämonische Zwerg Alberich als Gegner Sigfrids auftrat, und dieselbe Sonderquelle war es, die der Epiker auch für den Kampf zwischen Sigfrid und Alberich in seiner achten Aventüre benutzte, wie Sigfrid von Island aus sein norwegisches Nibelungenreich aufsucht, um von dort Recken zu holen, die dem Anhang der Brünhild Widerpart leisten sollen; an sich aber ist diese achte Aventüre eine vom letzten Epiker frei erfundene Episode. Das will nun Hempel nicht glauben, weil er von der fixen Idee beherrscht ist, daß der Verfasser des Nibelungenliedes kein 'stoffindender' Autor war. Auf breiter Grundlage kann natürlich dieses allgemeine Vorurteil hier nicht widerlegt werden, doch seien zur Unterstützung der Ansicht Heuslers in dem besonderen Fall die folgenden Erwägungen beigebracht. Der an sich so seltsame Hergang in der 8. Av., daß Sigfrid mit seinem Untergebenen Alberich eigentlich ganz grundlos und anscheinend aus purer übermütiger Laune zu kämpfen anfängt, und daß dieser nicht sofort seinen Herrn erkennt, erklärt sich durchaus befriedigend als das Ergebnis eines Kompromisses zwischen dem ernsten Kampf Sigfrids mit Alberich, der in der Quelle des Epikers erzählt war, und dessen eigener Absicht, einen ganz harmlosen Besuch Sigfrids bei Alberich zu schildern. Aber auch dieser ganze Besuch an sich ist im Zusammenhang der Darstellung höchst ungeschickt verankert. Die Furcht vor etwaigen Feindseligkeiten von seiten des zahlenmäßig so überlegenen Anhangs der Brünhild ist nicht nur ein blindes Motiv, sondern kommt auch reichlich verspätet, denn die vier Reisegesellen Sigfrid, Gunther, Hagen und Dankwart stehen ja von allem Anfang an der vielköpfigen Reckenschar der Königin gegenüber. Wer nun diesen Besuch Sigfrids in seinem Nibelungenreich so gewaltsam dem Zusammenhang eingefügt hat, der muß auf sein Ergebnis, die Assistenz der nibelungischen Recken Sigfrids, bei den folgenden Ereignissen besonderen Wert gelegt haben. Dieser Autor hat offenbar eine Gelegenheit herbeigezwungen, bei der sich Sigfrid an die Spitze einer stattlichen Schar von Gefolgsleuten stellt, damit er dann auch in Worms, wo er ja bisher nur über zwölf Recken verfügte, bei seiner Hochzeit mit Kriemhild standesgemäß auftreten kann. Und daß dieser Gesichtspunkt den Tendenzen des höfischen Epikers um 1200 entspricht, zu dessen besonderen Liebhabereien die Inszenierung höfischer Prunkfeste mit einem Massenaufgebot an Gefolgsleuten gehört, wird auch Hempel nicht in Abrede stellen wollen. Somit



läßt sich auch mit positiven Gründen wahrscheinlich machen, daß der Verfasser des Nl.s selbst die achte Aventüre ersonnen hat. Die von Hempel hervorgehobenen Berührungen zwischen Nl. und Ortnit, die er auf die Einwirkung eines älteren, verlorenen Ortnitepos auf das ältere, verlorene Nibelungenepos zurückführt, sind dann natürlich mit der Konstatierung der an sich selbstverständlichen Tatsache zu erklären, daß das erhaltene Nibelungenbuch vom Verfasser des erhaltenen Ortnitbuches gekannt und benutzt worden ist.

Auf den Seiten 179—199 und dann 230—264 behandelt Hempel ausführlich verschiedene Fassungen der Sage von der unschuldig verleumdeten und wieder zu Ehren gebrachten Frau, nach deren Schablone in der Ths. die Erzählung von Sigurds Geburt und Jugend gestaltet ist. Hempel zeigt, daß neben der Genofevalegende vor allem auch die Bertasage zum Vergleich mit der Sisibegeschichte der Ths. heranzuziehen ist. Aber so verdienstlich die Diskussion der Verwandtschaftsverhältnisse der in Betracht kommenden Redaktionen auch sein mag, sie kann doch in keinem Fall die von vornherein bestehende höchste Wahrscheinlichkeit irgendwie herabmindern, daß erst der Autor der Ths. es war, der nach der bekannten literarischen Schablone die Geschichte von Sigmund und Sisibe, der Geburt und Jugend Sigurds neu konzipierte. Denn es ist doch einerseits gerade diesem Kompilator großen Stils bei seiner weitausgebreiteten Literaturkenntnis die Verwendung einer solchen literarischen Schablone wohl zuzutrauen, und andererseits läßt sich im Nl. nicht die geringste Spur davon nachweisen, daß in der Vorlage des Epikers ein analoger Bericht gestanden hat. Auch Hempels Sisibekapitel ist daher kein Beitrag zur Klärung der Frage nach der Beschaffenheit des dem Nl. und der Ths. gemeinsam zugrunde liegenden Quellenmaterials.

Was die Berührungen der Darstellung der Ermordung Sigfrids im Nl. und in der Ths. mit verschiedenen Zügen des altprovenzalischen *Daurel et Beton* betrifft, so sieht Hempel S. 199—201 die Annahme, daß die romanische Dichtung erst auf das zu erschließende ältere deutsche Epos und nicht bereits auf ein deutsches Lied eingewirkt habe, darin bestätigt, daß der *Brinhildar táttur,* der mit der deutschen Liedtradition in Zusammenhang steht, die in Betracht kommenden Züge nicht enthält. Dagegen ist aber einzuwenden, daß die färöische Tanzballade doch unter keinen Umständen als exakte Wiedergabe des mhd. Heldenliedes angesehen werden darf und daß der Einfluß romanischer Poesie auf die Produktion und Reproduktion der Spielleute gewiß nicht unvorstellbar ist. Meine Meinung, die ich an anderer Stelle begründen will, ist es freilich, daß in diesem Fall überhaupt nicht die deutsche von der romanischen, sondern umgekehrt diese von jener beeinflußt wurde.

Und nun gar die Kampfspiele, die zwar nur im Nl. überliefert sind, aber ganz offenbar vom Verfasser der Ths. durch eine für ihn höchst charakteristische Neuschöpfung ersetzt wurden und im gemeinsamen Quellenmaterial gewiß vorhanden waren! Hempels Gedankengang S. 201—203, weil Schaftschießen, Sprung und Steinwurf wie im Nl. so auch in Eilharts Tristan 7739 ff. erscheinen und hier aus dem französischen Tristan übernommen seien, so ist dessen Einfluß auf ein älteres deutsches Epos und somit dieses selbst zu statuieren, ist doch nichts anderes als eine Phantasiegroteske, deren Abenteuerlichkeit nur noch gesteigert wird durch die Überlegung, daß zwar die fünf Leibesübungen Lanzenwurf, Steinwurf, Sprung, Laufen und Ringen für das germanische Mittelalter wohl bezeugt sind, deren Einschränkung auf die Dreizahl aber als 'eine literarische Stereotypie' zu gelten habe, für die man eine französische Quelle verantwortlich machen müsse. Hier ist diese doch als eine hartnäckige Zwangsvorstellung der gelehrten Forschung nicht mehr zu verkennen!

Im zweiten Abschnitt seiner Argumentation trägt Hempel auf S. 127—144



eine 'Analyse der Sigurdsage' in Ths. vor. Auf alle die zum Widerspruch herausfordernden Einzelheiten dieses Kapitels kann hier nicht eingegangen werden. Zumal was die von Hempel im Gegensatz zu Heusler wieder vertretene Meinung betrifft, daß auch nach deutscher Tradition der Werbung um Brünhild für Gunther eine Verlobung zwischen ihr und Sigfrid voranging, so muß ich eine gründliche Widerlegung auf andere Gelegenheit versparen. Hier soll nur das Endergebnis der Hempelschen Analyse kurz beleuchtet und kritisiert werden. Auf S. 142 f. heißt es: 'So ergab sich erstens, daß die Sigurdsage der Ths. keine Zusammenarbeitung zweier deutscher Quellen, sondern nur gelegentliche Einschaltung nordischer Elemente in eine recht ausgedehnte deutsche Vorlage zeigt. Zweitens, daß die verschiedenen Stücke der Sigurdsage teilweise so fragmentarisch, reduziert und nichtssagend sind, daß sie nur als Teile eines größeren Zusammenhanges lebensfähig sein konnten, und daß auf solchen übergreifenden Zusammenhang auch Wechselbeziehungen an mehreren Stellen deuten, die ich als Verklammerungen bezeichnet habe.' Darauf folgen zwei Listen mit einer nochmaligen Zusammenstellung zuerst der zehn ausgeschiedenen nordischen Zusätze und dann der fünf festgestellten Verklammerungen. Das erste Ergebnis, die nordischen Elemente in der Sigurdgeschichte der Ths. oder, anders ausgedrückt, der Einfluß der eddischen Tradition auf den Sagamann, ist als allgemeine Tatsache eine längst feststehende Erkenntnis, auf die Stellungnahme zu Einzelheiten aber muß, wie schon gesagt, hier verzichtet werden. Zu dem zweiten Ergebnis aber drängt sich die prinzipielle Frage auf: Wieso läßt sich denn mit dem Nachweis verschiedener fragmentarischer und reduzierter Stücke eines größeren Zusammenhanges und deren künstlicher Verklammerung überhaupt die Annahme begründen, daß die Vorlage bereits eine poetische Einheit darstellte? Der beobachtete Sachverhalt deutet doch vielmehr zunächst nur darauf hin, daß der überlieferte Zusammenhang das Resultat einer Verschmelzung verschiedener Einheiten ist. Und wenn man nun nicht wie Hempel den Blick auf das Phantom eines älteren Kolossalepos geheftet hat, so hat man keinen vernünftigen Grund, den Hergang auf eine Vorstufe zurückzuverlegen und wen anderen als eben den Sagamann selbst für den Verschmelzer zu halten. Es ist doch von vornherein ungemein wahrscheinlich, daß eben dieser Kompilator es war, der mit Rücksicht auf seine Gesamtkomposition einerseits die vielen gesammelten Einzelstücke mehrfach zu verklammern bemüht war und andererseits auch oft recht erheblich zu reduzieren sich veranlaßt sah. Drei von den Verklammerungen, die Hempel konstatiert, sind Bemerkungen der Brünhild, in denen sie sich über Sigurds früheren Lebenswandel verächtlich äußert. Aus ihrem Hinweis II 262 18, daß Sigurd als *einn vallari* nach Worms gekommen sei, glaubt Hempel allerdings auch einen Widerspruch zur Darstellung der Ths. selbst erschließen zu können, nach der Sigurd in Gesellschaft von Thidrik, Gunnar und Hogni als ein durch seine Teilnahme an der Bertangenfahrt bereits berühmter Held nach Worms kommt. Allein der Ausdruck *vallari* ist hier nicht mit Hempel S. 139 in der Bedeutung 'Bettler' aufzufassen, sondern als eine, wenn auch natürlich mit herabsetzender Tendenz gewählte Bezeichnung für den in der Fremde herumziehenden, abenteuernden Recken im Gegensatz zu dem an seinem Herrschersitz waltenden Fürsten. Es handelt sich also doch um eine Verklammerung mit den früher in der Ths. selbst berichteten Abenteuerfahrten des Helden. Die Anspielung der Brünhild auf die Hindin in II 260 2 kann nach dem Ergebnis der voranstehenden Darlegung nur als Verklammerung mit der erst vom Sagakompilator selbst eingeführten Geschichte der Geburt und Kindheit Sigurds angesehen werden. Und in II 262 21 war es gewiß wieder erst der Sagamann, der der Brünhild die höhnische Bemerkung, daß Sigurd bei seinem ersten Besuch in ihrer Burg von seinen Eltern nichts wußte, in den Mund legte und so die Verklammerung mit einem früheren Abschnitt schuf, dessen

Inhalt aus einem Gedicht mit der Fabel von der aus dem Zauberschlaf erweckten Schildmaid genommen ist. Den motivischen Zusammenhang dieser Fabel hat aber der norwegische Kompilator I 315 gewiß erheblich verkürzt und verändert, weil er ihn in vollständiger und ursprünglicher Fassung der von ihm hergestellten Gesamtkomposition nicht eingliedern konnte. Hier überall sehen wir den Sagamann selbst am Werk und können, ja müssen wir von der Tätigkeit eines älteren Epikers ganz absehen.

Das erste Kapitel des Hempelschen Beweisganges führt den Titel 'Allgemeines zur Geschichte der epischen Gattung und der Sigfriddichtung' und umfaßt die Seiten 122—127. Hier treten uns Hempels vorgefaßte Meinungen als die Leitsätze entgegen, die dann durch die folgenden Darlegungen um jeden Preis bewiesen werden sollen. Er teilt die Epiker des Hochmittelalters in 'produktive' und 'unproduktive' ein und versteht unter Produktivität 'die Schöpfung und freie, höchst unbekümmerte Umschöpfung der Stoffe, Aufbau unter Verwertung heterogener Bestandteile', Fähigkeiten, die speziell den Spielleuten eignen sollen. Die anderen, die höfisch ritterlichen Poeten, 'sie waren vollbeschäftigt mit der Durchbildung ihrer Stoffe. Sie suchten Mängel der Komposition zu beseitigen, verfeinerten Stil und Darstellung, merzten Roheiten aus und strebten nach psychologischer und ethischer Durchdringung und soziologischer Treue.' — 'Gerade die deutschen höfischen Dichter empfanden, über die französischen Kollegen hinausgehend, die "Unproduktivität" förmlich als eine moralische Pflicht ihrem für wahr gehaltenen Stoffe und dem Publikum gegenüber ...' Die beobachteten Phänomene, an denen diese Entwicklung von Hempel erkannt wurde, sind vor allem die Tristanepen: in Frankreich folgte auf den produktiven Verfasser des ersten Tristanepos, das dem deutschen Eilhart vorlag, der 'unproduktive' Thomas, den dann der deutsche Gotfrid an 'Unproduktivität' noch übertraf. Und nach diesem Schema, das, nebenbei bemerkt, mit der denkbar unglücklichsten Verwendung der Termini 'produktiv' und 'unproduktiv' belastet ist, soll nun offenbar alles andere abgewandelt werden. In der Anm. 2 auf S. 124 sehen wir sogar Shakespeare in die Reihe der 'Unproduktiven' einrücken. Die voranstehende Anm. 1 verkündet, daß auch Crestiens 'produktive Haltung' ja nur ein Glaubenssatz ist, womit Hempel offenbar sagen will, daß er Crestiens Epen zu den 'unproduktiven' Erzeugnissen rechnet und annimmt, daß ihnen verlorengegangene 'produktive' Stoffsammlungen als Buchepen vorangingen. Und so sind eben nach Hempel auch hinter erhaltenen 'unproduktiven' Epen wie Nibelungenlied und Kudrun die verlorenen 'produktiven' buchepischen Urbilder zu postulieren. Auf eine nähere Kritik dieser höchst willkürlichen Schematisierungen und Verallgemeinerungen kann ich mich hier nicht einlassen. Bleiben wir bei den Nibelungen! Der Autor des vorliegenden Epos um 1200 wird als 'nicht produktiv' klassifiziert und erscheint somit zu unserem nicht geringen Erstaunen im Lager eines Hartmann, eines Wolfram, eines Gotfrid. Wer Gefühl und Verständnis für Sprachkunst hat, muß sich der Kluft bewußt werden, die zwischen diesen und jenem gähnt, und schon darum den Verdacht schöpfen, daß der Verfasser des Nl.s wohl eher zu der 'produktiven' Spezies gehört. Hempel verspricht S. 126 in einem zweiten Teil seiner Arbeit, der später folgen soll, weiter auszuführen, daß wir 'in der Reinigung und Vereinheitlichung der Charaktere insbesonders' das Verdienst des letzten Epikers 'nicht leicht hoch genug veranschlagen können'. Ich verspreche an anderer Stelle das Gegenteil zu zeigen, nämlich, daß die heillosen Widersprüche gerade in den überlieferten Charakterzeichnungen das Ergebnis einer nach Hempels Terminologie als höchst 'produktiv' zu bezeichnenden Flickarbeit des letzten Epikers sind. Seine höfischen Tendenzen betreffen bloß Äußerlichkeiten der Form und des Inhalts, ein wirklicher feiner Künstler ist er nicht gewesen. An dem einen Beispiel der achten Aventüre ist im vorigen gezeigt worden, daß, wie und warum er ein solches Stück einschaltete.



Auf die Frage nach den Gründen, die zur Beseitigung oder Nichtaufnahme von 'Sigfrids Jugendsage' im letzten Epos veranlaßten, gibt Hempel S. 125 die Antwort: 'Vor allem sollte also der Held einer echt höfischen Erziehung teilhaftig werden, etwa wie Tristan. Ferner aber konnte der Dichter, der aus dem alten Stoff eine Tragödie der großen Charakterkonflikte schaffen wollte, diese ethisch völlig indifferenten Geschichten nicht brauchen.' Mir scheint die zweite Behauptung geradezu unrichtig und die erste für die Beantwortung der gestellten Frage keineswegs entscheidend zu sein. Der maßgebende Gesichtspunkt des letzten Epikers war vielmehr die Absicht, einen biographischen Kriemhildroman zu liefern. In welchem Ausmaß ihm die Verwirklichung dieser Absicht gelungen ist, braucht uns hier nicht zu kümmern. Daß sie bestanden hat, ist doch ganz unverkennbar: der Falkentraum der Kriemhild mit seiner Andeutung auf ihr ganzes weiteres Leben steht an der Spitze, ihr Tod bildet den Schluß der Dichtung. Sigfrids höfische Erziehung ist doch im Grunde ebenso wie die sonstigen spezifisch höfischen Angelegenheiten und Veranstaltungen bloßes Schnörkelwerk, das ausschließlich einer zur Handlung gar nicht recht passenden Milieuschilderung dient. Die Handlung setzt mit Strophe 44 ff., dem Beginn der dritten Aventüre, ein, mit Sigfrids Entschluß, die Kriemhild zur Frau zu gewinnen, also in dem Augenblick, in dem eben auch die Entfaltung des Schicksals der Hauptperson anhebt. 'Sigfrids Jugendsage' ist nicht berücksichtigt worden, weil sie eben als Quelle für die Kriemhildbiographie nicht in Betracht kam.

Die biographische Tendenz als eine die Buchepik des Hochmittelalters beherrschende Idee scheint mir überhaupt nicht genügend gewürdigt zu werden. Alle diese Bücher wollen doch mehr oder weniger eine Vita komponieren und glorifizieren. Der Kudrundichter war nur ein besonders gründlicher Biograph, wenn er Nachrichten über die Großeltern und Eltern seiner Heldin ihrer Geschichte voranschickte. Als Lebensläufe präsentieren sich auch die Epen von König Rother, Herzog Ernst, Oswald, Orendel, Salman und Morolf, die doch auch Hempel als die nächstverwandten Zeitgenossen des von ihm angenommenen älteren Epos wird gelten lassen wollen. Ein Lebenslauf ist vor allem auch der Tristanroman, auf den sich ja Hempel mit besonderer Vorliebe bezieht. Kann Hempel ein in Betracht kommendes Analogon zu der von ihm rekonstruierten Komposition seines älteren Epos nachweisen? Ein Werk mit einem umfänglichen, motivenreichen Anfangsstück ohne Kriemhild und einem ebensolchen Schlußstück ohne Sigfrid wäre weder ein Kriemhild- noch ein Sigfridepos. Es fällt ganz heraus aus dem traditionellen biographischen Schema des Buchepos und muß auch aus diesem Grunde als durchaus unwahrscheinlich bezeichnet werden.

Auch im Lager der Gegner der Heuslerschen Theorie von der Zweiteilbarkeit des Quellenmaterials unseres Nl.s dürfte Hempels älteres Kolossalepos mit 'Sigfrids Jugendsage' nicht viel Anhängerschaft finden. Die meisten werden sich wohl so wie Neumann mit der Annahme begnügen, daß der letzte Epiker die Tragödie von Sigfrid und Brünhild mit der vom Burgundenuntergang bereits verbunden vorfand. Sie haben dann die Voraussetzung eines nicht erhaltenen älteren Buchwerkes zu verteidigen, das man sich doch nur mit Heusler als einen Doppelgänger des überlieferten vorstellen kann. Daß ich durchaus überzeugt bin von der Stichhaltigkeit der Argumente, die gegen diesen Doppelgänger und für die Verschiedenheit der Quellen in I und II sprechen, ist der Grundgedanke der voranstehenden Ausführungen gewesen. Andererseits erscheint es mir doch nicht unberechtigt, wenn Neumann gegen die Annahme eines älteren Buchepos, das den Burgundenfall ohne Sigfrids Tod enthält, einwendet: 'Ein Epos darf nicht eine Geschichte voraussetzen, wenn seine Haupthandlung von ihr unterbaut ist.' Man wird auch in der Tat unter den für den Vergleich in Betracht kommenden Buchwerken kein analoges Kompositionsbeispiel nachweisen können und auch hier einen Wider-

spruch zur feststehenden buchepischen Tradition konstatieren müssen. Meine Meinung will ich an anderem Orte mit ganz anderen Mitteln ausführlich begründen, hier aber doch kurz andeuten: Ich glaube wohl an die ältere Nibelungennot ohne Sigfrids Tod, aber ich glaube nicht, daß sie als ein Buchepos vom Autor verfaßt und vom Publikum aufgenommen wurde. Diese Dichtung, die auch keinen vielseitigen Lebenslauf, sondern den einsträngigen Ablauf einer Katastrophe in allerdings reicher, aber weniger episch als dramatisch orientierter Ausgestaltung vorführte, gehört meiner Meinung nach noch zu der für den mündlichen Vortrag bestimmten Gattung erzählender Poesie. Dieses Gedicht, von dem kein Pergamentstreifen erhalten ist, war eben noch kein Schreib- und Leseepos. Ob man es nun ein 'Vortragsepos' oder ein 'Vortragslied' nennen will, ist eine Frage zweiten Ranges. Gewiß war es ein recht umfängliches Stück. Aber der Einwand, daß die Vortragsstücke des deutschen Hochmittelalters, die einen sinnvoll aufgebauten Fabelzusammenhang wiedergaben, also vor allem die Heldenlieder der Spielleute, kurze, sprunghafte Rhapsodien waren oder bereits den fragmentarischen Charakter einer nordischen Tanzballade hatten, ginge von einer durch nichts zu beweisenden Voraussetzung aus. Zugunsten meiner Hypothese darf wohl auch der Umstand geltend gemacht werden, daß sie die Möglichkeit ergibt, die Quelle für I und II in dieselbe Sphäre zu rücken: der Epiker und der Sagamann hätten danach nicht nur für die Tragödie von Sigfrid und Brünhild, sondern auch für die vom Burgundenuntergang ihre Vorlage aus dem Repertoire der Vortragskünstler des Hochmittelalters geschöpft.

Auf den Seiten 31—109 seines Buches untersucht Hempel 'die Quellen des Burgundenfalles in der Thidrikssaga'. Daß in der Ths. mit der Darstellung der Not-Dichtung ein zweiter, das gleiche Thema behandelnder Bericht verquickt und überdies Soester Lokaltraditionen hereingezogen wurden, sind längst feststehende Forschungsergebnisse. Hempel glaubt nun, daß nicht der Verfasser der Ths., sondern schon vor ihm ein Soester Bearbeiter es war, der die beiden Fassungen verband und die lokalpatriotische Ortsbindung einführte, daß sich erst im Anschluß an diese bereits kompilierte Bearbeitung mit dieser Ortsbindung die weiteren Soester Lokalüberlieferungen herausbildeten und daß diese spätere Soester Tradition schließlich vom Sagamann gleichsam als Nachtrag in dem berühmten Kapitel 394 der ganzen Darstellung angehängt wurde. Die Annahme dieses recht komplizierten Hergangs hat ihre unmittelbare Grundlage in Hempels Überzeugung, daß die Soester Lokaltradition auf Einzelheiten nicht nur der Not-Dichtung, sondern auch des zweiten für die Darstellung verwendeten Gedichtes von Grimhilds Rache Bezug nimmt, und sie beruht in letzter Linie auf Hempels Abgrenzung dieser beiden Originalquellen. — Die Anmeldung und Begründung meiner Einwände gegen diesen Teil der Arbeit muß ich durchaus auf andere Gelegenheit versparen.

An dieser Stelle soll nach so viel Widerspruch nun auch Zustimmung laut werden. Durchaus einleuchtend erscheint mir vor allem, was Hempel auf S. 7—12 und dann 100—104 gegen die von Heusler angenommene bayrische und für rheinische Herkunft der dem zweiten Teil des Nl.s vorausliegenden Gedichte vom Burgundenuntergang vorbringt; hier boten mir seine Darlegungen vielfach willkommene Bekräftigungen eigener Ergebnisse. Auch sonst vermittelt das Buch besonders durch die Einbeziehung weiter abliegenden Quellenmaterials mannigfache Belehrung, und überhaupt verdient des Verfassers energisch ernster Forscherwille, der durch die ganze Arbeit hindurch deutlich erkennbar ist, rühmende Anerkennung.

Wien. Dietrich v. Kralik.



Aurelius Pompen, *The ship of fools.* The English versions of a contribution to the history of the early French renaissance in England. With 4 plates. London, Longmans, Green & Co., 1925. XIV, 346 p.

Sebastian Brant veröffentlichte *Das Narrenschiff* 1494. Er förderte, empfahl und vermehrte dessen Paraphrase in lateinischen Distichen durch seinen Schüler Locher. Diese brachte schon in ihrem Erscheinungsjahr 1497 Rivière in französische Verse, die Drouyn 1498 in Prosa stark kürzte, indem er bisweilen selbst Locher einsah. Aus Drouyn (und wie dieser für buchhändlerischen Lohn) übertrug Watson für Wynkyn de Worde, den Drucker Margaretens, der Großmutter Heinrichs VIII., das Werk in englische Prosa. Letzterem Buche, das Mai oder Juni 1509 erschien, folgte im Dezember, aber ohne Beziehung zu Drouyn oder Watson, Barclays Dichtung. Barclay, ein Schotte von Geburt, der seinen König Jakob hier bedichtet und mit [!] England als Christenheit-Beschützer erhofft, aber keine schottische Sprachspur verrät, war damals Stiftskaplan in Devonshire; er wurde später Franziskaner. Er bildet das Hauptthema im vorliegenden Buche seines allgemein, und besonders philologisch, staunenswert gelehrten und hingebend fleißigen Ordensbruders, der auch historisch und literarisch weitblickend und gesund urteilt. [Barclay gab wohl den Anlaß dazu.] — Im Gegensatz zur herrschenden Meinung weist P. nach, daß Barclay den Brant, obwohl er dessen *Doche oversene* zu haben behauptet, nicht gelesen [vielleicht nur die Bilder im Original gesehen] und kein Deutsch verstanden hat. Er braucht anderwärts *Dutch* für Niederländisch, im Gegensatz zu Deutsch; er belegt die Aussprache von *qu* wie *qw* durch *qwade*, ein um 1500 nur im niederländischen Dialekt des Deutschen noch erhaltenes Wort. Er übersetzt zumeist nur aus Locher, bisweilen auch aus Rivière, den er vor jenem kennenlernte. Unter dem vielen, was er diesen beiden zufügt, begegnet nichts, was er allein mit Brant gemein hat, ausgenommen den Stoff, den er wie letzterer aus Vulgata schöpfen konnte. Also nicht [unmittelbar] deutschen Geist brachte diese Übersetzung nach England. Denn Locher, obwohl nur ein Fünftel kürzer als Brant, läßt von dessen Gedanken zwei Drittel, von Sarkasmen neun Zehntel, von konkreten Anspielungen, volkstümlichen, kraftvollen sprichwörtlichen Wendungen fast alles fort und verwässert dessen hochmoralischen ernsten Zorn zur humorlosen Stilübung des pedantischen Latinisten, dem klassische Form über Naturwahrheit geht. Deutscher Geist also wirkte nach Pompen auf das seit 1066 in der Kultur französierte England erst seit Luther: die Reformation unter Heinrich VIII., soweit überhaupt religiös, *pretended* [?] immer nur *to be made in Germany.* — Brant und Locher, begeisterte Humanisten, vollenden dennoch ihr Thema nicht in klassischer Form; die Narrenschiffbücher verbleiben im Geiste des Mittelalters; Barclay setzt Chaucer, dessen Stanze er nachmacht, und Lydgate fort; die Renaissance folgt in England erst zwei Menschenalter später. Nicht weltliche Weisheit wie die Antike lehren, sondern christliche Moral predigen Brant und sein Gefolge. Die Humanisten bewunderten freilich allgemein Brants Wirken; ob sie aber sein Deutsch viel lasen? Beim Volk und bei Predigern hatte das Werk unerhörten Erfolg, aber außerhalb Deutschlands gerade nur in unkünstlerischer, entstellter Übersetzung, teilweise wohl bloß dank der Holzschnitte.

Pompen trägt den Stoff des Narrenschiffs nicht in der Ordnung eines jener Bücher vor, sondern unter zehn als Notbehelf von ihm eingeführten Kategorien, die den Inhalt, wie er gesteht, nur unvollständig decken. [Der Preis des Schottenkönigs steht unter 'Religion'.] Doch hilft das *Register* von Wörtern, Sachen und Namen, einzelnes aufzufinden. Jene Kapitel sind überschrieben: 'Sieben Todsünden; Sünden gegen Himmlisches; Ungerech-

tigkeit; Klug und unklug Handeln; Religion und Klerus; Jurist und Arzt; Frauen; Stände; Törichte Gelehrsamkeit; Zeitsitten'. Voraus gehen eine reiche Bibliographie, eine literarhistorische Einleitung und die Liste aller Ausgaben der behandelten Quellen, deren Verschiedenheit in der Reihenfolge des Stoffes aus einer fleißigen Konkordanz mit Brant am Schlusse des Werkes erhellt. Jenen zehn Kapiteln folgen drei fernere: Pro- und Epiloge der Quellen; sodann die einheitliche Idee der Satire, nämlich Narrheit, Schlaraffenland und das später in Frankreich auch für andere Stoffe ausgenutzte allegorische Schiffsmotiv; endlich das Ergebnis für die literarhistorische Stellung der behandelten sechs Autoren zur Renaissance. Zur Orientierung empfiehlt sich, dieses Ende des Buches zuerst zu lesen. — Unter jeder jener Kategorien exzerpiert P. (um dem Leser das Aufschlagen der zum Teil höchst seltenen Texte zu sparen, die er in vier Ländern mühevoll zusammenlas) zunächst Brant; alsdann vergleicht er mit Brant, unter wörtlichem, oft seitenlangem Zitat, die fünf Übersetzer, am ausführlichsten Barclay. Nur selten zieht er heran Badius, der Brants Holzschnitte und Randnoten erklärte, und den bei Marnef 1499 gedruckten Locher-Übersetzer in französischer Prosa, weil beide Bücher England nicht beeinflußten. Daß Badius und Barclay gemeinsam ein Gedicht Gaguins [über ihn auch p. 195, 221] bringen, erklärt P. daher, daß beiden ein französischer Locherdruck von 1498 vorlag, der es enthält.

Manches aus Brant, was schon bei Locher, also auch Franzosen und Engländern, fortblieb und letztere folglich nicht charakterisieren kann, behandelt P. dennoch; wenn er so seinen zu engen Buchtitel überschreitet, mehrt er dankenswert unser Verständnis des Narrenschiffs. Er ergänzt den Nachweis der Quellen Brants und erklärt z. B. *Neidhart* als Gestalt des Fastnachtspiels, *Sapienz[a]* als Roms Universität und die Kartäuser-Verteidigung aus Brants Freundschaft mit Johanna Lapide. Brant trat für Rezeption römischen Rechts ein und predigte den Volkshaß gegen Juristen; diesen aus jener herzuleiten, warnt also P. mit Recht. — Brant verfiel auf die Allegorie des Schiffes vielleicht erst, nachdem er über die Narren sein Buch halb fertig hatte, möglicherweise von einem Bilde angeregt, und vergaß die Einkleidung zum Schaden der künstlerischen Einheit der Dichtung oft. Seine Gefolgschaft führt sie weiter, aber auch nicht fest, durch. Das satirische Motiv der Narrheit verfolgt P. in der Literatur bis um 1375 hinauf; er hält es für eine Reaktion gegen das Rittertum. Mir scheint es teilweise zu wurzeln in antiker Dichtkunst, Moralitäten, Volksfesten und Spielen an Höfen und geistlichen Schulen.

Die Übersetzer des deutschen Humanisten in England und Frankreich verstehen oft seine Anspielungen auf klassisches Altertum oder deutsches, besonders in Namen wie der heilige Grobian, nicht oder falsch. Wo das Original den Kaiser als Schützer der Christenheit anrief, setzt der Fremde stellenweise je seinen König in patriotischer Absicht ein. Beispiele für jene Irrtümer unterdrückt P., wie er wiederholt beteuert, in Menge und bringt, glaub' ich, dennoch dieses Guten zu viel: seinem sachkundigen, gewissenhaften Allgemeinurteil hätte man hierüber auch ohnedies vertraut. — Alles richtig Übertragene mag nur literarische Arbeit sein; als Geschichtsquelle darf nur das Abweichende gelten mit der gegen Satiriker und Moralprediger nötigen Kritik: sie übertreiben und verallgemeinern Schattenseiten; sie wiederholen gern, ohne bestimmte Einzelheiten, die Abneigung des Volkes.

Daß die 17 000 predigenden französischen Verse der Locher-Übersetzung von Rivière herrühren, wird u. a. mit seinem Stil begründet: er reimt in sicher bezeugten Gedichten wie hier gern verschiedene Wörter von Gleichklang (*cens* : *sens*) oder Komposita gleicher Endsilbe (*repos* : *propos*). Er zitiert Boccaccio, *De genealogia deorum*. — Drouyn erwähnt einen Schänder der h. Messe, in dem P. den 1491 hingerichteten Langlois erkennt, und



Edouard filz du roy d'Angleterre, pouvre serviteur à Paris, recueilly du conte de Flandres: eine Vermengung englischer Kronprätendenten und ihrer Beschützung durch Burgund im 15. Jahrhundert. Drouyn fügt dem Rivière hinzu, der Edelmann, der nur dem Bauer das Recht zur Blasphemie bestreite, gehöre nicht ins Paradies: das ist, nach P., ein Zitat aus dem Franziskaner-Prediger Michael Menot. — Watson unterdrückt nationalistisch den Preis Frankreichs und des Königs oder verschiebt ihn auf England. Das frz. *empêche* überträgt er durch *empeshed.* Er meldet, Alexander der Große *made his cronycles hymselfe in Latin.* Prosa und Motto-Verse kopierte aus ihm *The boke of three fooles,* das als Skeltons Werk galt, bis Brie den Irrtum nachwies. — Ein echtes Gedicht Skeltons ist *Phyllyp Sparowe*; Barclay nennt es verächtlich; ob er gegen ihn auch sonst stichelt, wo er über eitle Laureaten und unzüchtige Pfarrer herzieht, bleibt fraglich. Er wurde nur vielleicht von Skelton nachgeahmt; p. 3. 125[4].

Die Einzelzüge von Barclay, die P. beibringt, *justify a new biography*; p. 310[3]. Barclay schreibt weitschweifig, halb als Übersetzer, halb als Prediger, 14 000 Verse in geschickter Form, die bisweilen im Binnenreim lyrisch klingen, anderwärts an Volkstümliches, Sprichwörtliches (s. *Register*: *Proverbs*) erinnern, doch ohne die Gaben des Satirikers: leidenschaftliches Gefühl, tiefere Beobachtung, feinere Seelenkunde, witzigen Ausdruck oder dichterischen Schwung. Mut f o r d e r t er wenigstens vom Moralisten, der dem König und Papst *folye and errour* vorhalten müsse auf Gefahr des Martyriums hin. Da er dieses Gedicht als Erstlingswerk bezeichnet, ist nicht er der anonyme Übersetzer von *Chasteau de labour.* — Sein Wortschatz findet sachkundige Erörterung, z. B. *belling the cat, (e)state* Hochgestellter, Adliger, *Beghard* (woraus *beggar,* wie *Lollard* im 16. Jahrhundert den technischen Sinn verliert. Die Herkunft der Mährischen Brüder von Wycliff kennt Barclay nicht). Die *escheters* scheinen mir nicht Testamentsexekutoren, sondern Fiskalbeamte für *escheat,* Heimfall an die Krone. — Barclay haßt persönlich neben jenem Skelton auch einen der Vogelbeize frönenden Kollegen, einen Schinder der Armen, die ungenannten harten Steuereintreiber, Kronbeamten und Juristen. Nur vermuten läßt sich, ob er hier bestimmte Einzelne meint. — Selten nur bringt Barclay eine historische Einzeltatsache: die Rote Rose strafte den mit unschuldigem Blut befleckten Richard III. — Einiges erhellt die Kultur: Universitäten, von Engländern besucht, sind Paris, Bologna, Padua, Caen, Köln; die von Locher genannten deutschen Städte läßt er fort. — Westminster ist der Ort geschlechtlicher Ausschweifung. Mit Trunkenheit (die bei den Engländern also nicht erst, wie P., ein Holländer, vermerkt, seit ihrem Kriege in den Niederlanden Nationallaster wurde) hängt nächtliche Ruhestörung mehr zusammen als mit Serenadensingen vor Liebchens Fenster. Statt des Weines der Trinker setzt der Engländer Bier ein. Fluchen ist eine den Engländern besondere Untugend. [Sie heißen in Frankreich um 1430 *Goddams.*] Falschheit kam nach England aus Frankreich und Deutschland [!]. — Trachtenluxus belastet den Grundbesitz mit Hypothek. *It is necessary of riches for to have plenty,* über die man bei Lebzeiten fromm verfüge, da auf Fürsorge der Testamentsexekutoren für des Verstorbenen Seele kein Verlaß bleibe. [Wie schon Brant Verschwendung ärger denn Geiz tadelt, scheint mir dieser Kapitalsinn ein Zeichen der Neuzeit gegen des Mittelalters *largesse*-Ideal.] Den *bonde chorle* mahnt Barclay nicht mehr als ein Zwerggut zu beanspruchen und lieber als gegen mächtige Herrschaft aussichtslos zu prozessieren, *within his bondes his body to preserve.* Er beklagt die Teuerung des Rechtsgangs und mißtraut den Richtern selbst an *Common pleas.* Appellation gegen Königs Urteil erscheint als *treason.* Der Gehenkte bleibt am Galgen, bis der Körper zerfällt. — Juden gelten Mohammedanern ähnlich [offenbar nur weil sie damals in England fehlten]. — Genug der Beispiele, wie hier manches der Kulturhistoriker zu

verzeichnen findet. P. erklärt fast alles mit weitsichtigen Noten, die bisweilen zu Exkursen wachsen, so über Tracht, Bucheinband in Samt und Seide, Studium der Philosophie, Grammatik des Sulpitius, Astrologie, Pfründenpluralität, Stiftskapitel mit *Secundarius*. — Für die Kunstgeschichte folgt P. zumeist Weisbach und Schreiber; er bringt Faksimiles des Basler Meisters und der englischen Vergröberung. Oben über dem Bilde steht mit Musiknoten *Gaudeamus* [dort noch auf vier, hier schon auf fünf Linien]; über dieses Lied vermag P. die Lehrbücher dreier Sprachen aus Liturgik zu berichtigen.

Berlin. F. Liebermann †.

Willy Neuling, Die Stellung der drei großen Dominien im britischen Reich nach dem Kriege. (Sozialwissenschaftliche Forschungen IV, 4.) Berlin, de Gruyter, 1927.

Die Untersuchung des Verfassers behandelt für jede einzelne der drei Kolonien Kanada, Australien, Südafrika 1. die politischen Grundprobleme, 2. das Parteisystem, 3. die Wirtschaftspolitik, 4. die Stellung zum englischen Reichsganzen. Sie gibt einen erschöpfenden und brauchbaren Überblick über die Probleme der einzelnen Landesteile. Aus dem Inhalt sei hervorgehoben die eigene Handelsflotte von Kanada und das Fiasko des analogen Versuches für Australien, Kanadas vergeblicher Versuch, durch seine Schiffe auf den Großen Seen sich aus der Umklammerung durch amerikanische Tarifpolitik zu befreien, Südafrikas deutlicher Übergang zum Schutzzoll in den letzten Jahren und die überaus verschiedenartige Haltung gegenüber dem Einwandererproblem: Australien scheint neuerdings energisch englische Einwanderer heranzuziehen, findet deren aber nicht genug, so daß es auch zu etwa einem Viertel in den letzten Jahren mit Südeuropäern vorliebnehmen mußte. Kanada sucht ebenfalls die Einwanderung zu fördern, ist aber auch Nichtangelsachsen gegenüber recht weitherzig. Die Einwanderung ist jedoch nicht imstande, die Menschenabwanderung nach den Vereinigten Staaten ganz zu ersetzen. Südafrika sucht alle europäische Einwanderung zu hindern, falls es sich nicht um Leute mit großem Eigenkapital handelt. Hier ist also die Bevölkerungszunahme am allergeringsten. Die eigentliche Darstellung reicht nur bis 1925, in einem Anhang wird sehr vorsichtig auf die Ergebnisse der Reichskonferenz vom Dezember 1926 Bezug genommen. Der Verfasser erkennt in rühmenswerter Weise an, daß wirtschaftliche Motive in der Kolonialpolitik nicht das einzige sind, und glaubt, daß die politischen Kräfte stark genug sein werden, die wirtschaftlichen Momente zu überwinden, die nach Loslösung streben. Wahrscheinlich hat er mit dieser Auffassung recht, wenn er auch wohl die Ergebnisse vom Dezember 1926 etwas zu optimistisch beurteilt.

Berlin. W. Dibelius.

Felix Boillot, Les impressions sensorielles chez La Fontaine. Les Presses Universitaires de France, 1926. XV, 373 S.

Die Gestalt La Fontaines ist heute mehr denn je umstritten; während ihn die einen als den '*plus français des poètes*' feiern und in ihm den Repräsentanten eines traditionalistischen Nationalismus verehren (Thérive, Le retour d'Amazan ou une histoire de la littérature française, S. 264 ff.), ist er den anderen ein universelles Genie, das nicht nur, wie Banville sagte, immer '*une fenêtre ouverte sur le ciel*' hatte, sondern auch, 'eingesponnen in eine Art träumerischen Genusses der sinnlichen Welt' (Voßler), zu einem unmittelbaren Vorläufer der Romantik wird. Wieder anderen ist er 'zeitlebens



ein großes Kind geblieben, das mit allem gespielt hat, außer seiner Kunst', und das gerade wegen der 'spielerischen Leichtigkeit, mit der es die lastende Erdenschwere von sich streift', an der Schwelle zum Rokoko-Zeitalter steht (Neubert). Diese sich widersprechenden Auffassungen über ein und dieselbe Dichterpersönlichkeit beweisen, daß L. F.s Kunst noch wirklich lebendig und wie jedes Lebendige nicht unter eine eindeutige Formel zu bringen ist, und daß noch so gut wie jeder feste Grund und Boden fehlt, um ein endgültiges Urteil über seine Kunst zu fällen, was, wie bekannt, gerade deutsche Literarhistoriker nicht hindert, auf Schritt und Tritt 'Endgültiges' zu sagen.

In solcher Wirrnis tut das obengenannte Buch wohl, das in gewollter Bescheidenheit einen 'catalogue analytique' darstellen will, der durch vertiefte Forschung und durch die Mannigfaltigkeit genau umrissener Beobachtungen versucht, jener '*chose insaisissable*', die man Wahrheit nennt, näher zu kommen. Man mag zu der von Boillot eingeschlagenen psychologischen Methode, von der er glaubt, daß sie an die Erkenntnis des geheimen Mechanismus der Dichtersprache heranführt, stehen wie man will; man wird zugeben müssen, daß sein Beitrag zur Methodik der Sinneseindrücke eine Reihe interessanter Feststellungen enthält, die manches neue Licht auf L. F.s Kunst werfen. Daß L. F., der wie kaum einer die Fähigkeit der objektiven Betrachtung der Außenwelt besaß, als vorwiegend '*visueller Typ*' erkannt wird, kann nicht wundernehmen; um so mehr fällt es auf, daß er nicht farbig sieht. Er ist kein Kolorist; wesentliche Farben, wie Blau, Gelb, Violett, fehlen überhaupt in seiner Farbskala, und wenn der maître des eaux et forêts die Landschaft zeichnet, so tut er es wie ein Maler des Klassizismus. Er ist Genremaler, und seine Landschaften treten nicht in den Vordergrund; Farben-, Licht- und Schattenwirkungen sind nicht beabsichtigt. Landschaft, Flußufer, Wiese sind 'fleuris' oder 'fleurissants'; konventionelle Ausdrücke, die nicht bestimmte Farben bezeichnen, sondern nur Farbiges andeuten, genügen meist zur Kennzeichnung; sie sollen verhindern, daß die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers vom Mittelpunkt des Interesses, von der Handlung, abgelenkt wird. Erst wenn es darum geht, Handlung zu charakterisieren, stellt sich der eigentliche Farbbegriff ein. So ist für L. F. die Farbe nie Selbstzweck, sondern nur '*un moyen littéraire dont il a usé avec autant de grâce que de discrétion*' (S. 27). L. F. ist eben im Grunde Dramatiker; deshalb treten nicht nur die Farben-, sondern auch die Gehörs-, Geruchs- und Geschmackseindrücke bei der sinnlichen Erfassung der Welt zurück hinter den Bewegungsempfindungen. Bewegung als Ausdruck innerer und äußerer Handlung ist als Grundbedingung allen Lebens das Hauptmittel dramatischer Darstellung. Es ist bekannt, mit welcher Gewandtheit L. F., der wie sein Fuchs in der Fabel immer '*cent ruses au sac*' hatte, die Möglichkeiten der ästhetischen Wirkungen, die in der Beherrschung dieses Darstellungsmittels liegen, erkannte. Weniger bekannt ist aber die Spiegelung dieser Fähigkeit des Dichters in dem metaphorischen Gebrauch der von der Bewegung genommenen Ausdrücke. In der Zusammenstellung und Erhellung dieser Metaphern, wie überhaupt in den Kapiteln über den bildlichen Stil L. F.s liegt m. E. die Hauptbedeutung der Boillotschen Schrift. Daß hier der ernste Versuch gemacht wird, die Entwicklung des bildlichen Ausdrucks bei L. F. zu verfolgen und in der Abstraktion erstarrte, formelhaft gewordene Metaphern von noch lebendigen Bildern zu trennen, die Etappen aufzuzeigen, die 'la naissance de la mort des images' scheiden, ist um so anerkennenswerter, als diese durch viele Serien von Beispielen belegte Arbeit ganz und gar nicht monoton wirkt, was man nicht von allen Arbeiten ähnlicher Art sagen kann. Freilich machen sich hier mehr als an anderen Stellen des B.schen Buches die Grenzen der psychologischen Methode bemerkbar. Es genügt nicht, diese oder jene Gruppe von Bildern als vorherrschend bei L. F. zu erkennen und das Sinnesgebiet zu bezeichnen, welchem sie angehören; es wäre notwendig gewesen, durch

Vergleichung mit Vorläufern und Zeitgenossen, also auf historisch-genetischem Wege, die Besonderheit von L. F.s Bildkunst zu begreifen. Wenn B. dieses Verfahren bewußt ablehnt (S. 324), weil er meint, auf diesem Wege nur solche Metaphern zu entdecken, die Werken der Literatur entstammen, während die Bildhaftigkeit der gesprochenen Sprache jeder Forschung sich entziehe, so ist doch zu bedenken, daß die den Literarhistoriker interessierende Neuschöpfung von Bildern durchaus innerhalb des Gebietes der Literatur vor sich geht, während der in der Umgangssprache vorhandene Bildschatz doch gewöhnlich nur erstarrtes und formelhaftes Gut, dessen Bildkraft nicht mehr oder nur noch schwach gefühlt wird, enthält. Und welchen Sinn hat denn die Metaphernforschung innerhalb der Literaturwissenschaft, wenn nicht den, die dem Dichter persönlich angehörenden Bilder, die unter dem Zwange irgendeiner Erlebnisintensität erzeugten Urbilder, zu sondern von dem ihm durch Bildungsgut oder Milieu zugeflossenen Bildschatz, um so die Besonderheit seines dichterischen Stils einerseits und seiner dichterischen Persönlichkeit andererseits zu erkennen. Hier bleibt freilich dem Forscher fast alles zu tun; denn es fehlt bisher nicht nur jeder Kanon, der ihn sicher seinen Weg führen und ihm als wissenschaftliche Grundlage zur Wesensbestimmung, Deutung und Wertung der Bildsprache dienen könnte, sondern es fehlt auch so gut wie jede Vorarbeit (vgl. die immer noch gründlichste Zusammenstellung des Materials von Schultz-Gora in Germ.-rom. Monatsschrift Bd. IV (1912). Doch auch mit den bescheidenen Mitteln, die bisher zu Gebote stehen, hätte B. für L. F.s Bildsprache mancherlei erreichen können, wenn er die historisch-vergleichende Methode nicht verschmäht hätte; denn gerade für die Entwicklung des bildlichen Ausdrucks in der klassischen und vorklassischen Zeit liegt eine ziemlich gute Materialsammlung in Einzeluntersuchungen vor.[1] So wäre es nicht uninteressant gewesen, aufzuzeigen, wie L. F.s dichterisches Genie die klassisch-formelhafte Bildsprache seiner Zeit, der ein individueller Ausdruckswille fremd ist, an vielen Stellen durchbricht und mit lebensvollen Bildern bereichert, die das Gepräge persönlich geformter Dichtung tragen. Es hätte sich gezeigt, daß er, was auch sonst für seinen Stil kennzeichnend ist, es versteht, die beinahe zum handwerklichen Kunstmittel erstarrte Bildformel seiner Zeit durch eine besondere Wendung, durch ein Beiwort oder ein Verbum neu zu beleben und so eine Bildsprache zu schaffen, die durch ihre gefühlswarme Unmittelbarkeit einen besonderen Reiz erhält. B. hat nichts von alledem versucht, sondern sich im wesentlichen damit begnügt, eine Materialsammlung zu geben, die nur hier und da durch ein paar Bemerkungen unterbrochen wird.

Zu diesen Bemerkungen ist folgendes zu sagen:

S. 53 spricht Verf. von den Bildern, in denen L. F. Abstraktes durch Ausdrücke der Bewegung wiedergibt; er meint, es sei schwer, den Grad von Originalität zu bestimmen, der in diesen Bildern dem Dichter zuzusprechen sei, und fährt dann fort: *'elle (sc. l'originalité) est nulle, cela est évident, dans une phrase comme: Et son âme agitée Roule mille pensers qu'en ses yeux on voit peints.'* — So ganz augenscheinlich ist es doch nicht, daß jede Originalität in diesem Bilde fehlen soll. Wenn es auch noch ein weiter Weg ist von hier bis etwa zu dem Flaubertschen *'Le mystère de Tanit roulait au fond de vos yeux plus limpides que les globules des fleuves'* aus Salammbô, so sind mir doch aus klassischer Zeit keine Stellen bekannt, in denen die

[1] Zu den von Schultz-Gora a. a. O. genannten Werken ist jetzt noch für diese Zeit hinzuzufügen: v. Heydekampf, Voitures Briefstil, Diss. Greifswald 1913; Lehmann (J.), Baïfs dichterische Vorstellung von Meer und Wasser. Zur Geschichte des literarischen Renaissancestils. Diss. Greifswald 1917; Sainéan, La langue de Rabelais, 2 Bde., Paris 1922/23; Arnavon (J.), Notes sur l'interprétation de Molière, Paris 1923.



Seele als Bewegerin der Gedanken erscheint, und auch Littré führt unter rouler no 5 nur Beispiele an, wo als Subjekt zu rouler eine Person genannt ist. Da hätte man also ganz gern die Belege erfahren, die den Verf. zu seinem Urteil veranlassen, um so mehr, als L. F. das Bild, das in rouler liegt, nicht ungeschickt fortführt und die Gedanken der Seele sich im Ausdruck der Augen widerspiegeln läßt. Der Vers *'Pour me rendre à vos lois mon zèle a galopé'* erscheint dagegen dem Verf. wegen des 'galoper' als sehr originell. Ich weiß nicht, ob er das Boileausche *'le chagrin monte en croupe et galope avec lui'* kennt; immerhin wäre es doch wünschenswert, zu erfahren, w a r u m hier L. F. als besonders originell gelten soll.

Zu S. 195: *un héros des plus huppés.* 'huppés' scheint doch gar nicht mehr als Metapher empfunden worden zu sein, da schon afrz. Stellen das Wort so verwenden, daß man an den Schopf des Wiedehopfes nicht mehr denken kann (s. Littré, huppé, Hist.). Die Grundvorstellung 'behaubt, mit einem Schopfe versehen' ist ganz verblaßt; huppé heißt dann nur noch 'schlau, vornehm, stattlich'. Doch selbst wenn L. F. noch das Bildhafte des Ausdrucks spürte, wäre zu sagen gewesen, daß er nicht gerade originell darin ist, denn außer dem bei Littré aus Racine verzeichneten Beleg kennt auch Rabelais die übertragene Verwendung dieses Wortes.

Zu S. 298: *'d., sensation gustative substituée à sensation thermique et visuelle'* ist hinzuzufügen die Stelle aus Fabl. XI, 4: *Lieux que j'aimais toujours, ne pourrai-je jamais, Loin du monde et du bruit, goûter l'ombre et le frais?*

Zu S. 299 f. *les paroles miellées* ... Man könnte nach der auf S. 300 gegebenen Erklärung dieses Bildes glauben, L. F. hätte hier ein besonders originelles Bild geschaffen. Bekanntlich ist 'miel' und seine Ableitungen ein beliebtes Metaphernwort der klassischen Zeit, das gerade auf die betörende Süße der Rede und des Wortes gern angewendet wird (s. Littré, miel, no 2); es hat sich über Chénier hin bis zu den Romantikern erhalten, freilich nicht ohne schon bei dem ersteren eine wesentliche Verstärkung der Bildkraft zu erfahren (s. Koppetsch, Die Metapher bei André Chénier, Diss. Königsberg 1908).

Zu S. 300 ... *elle est trop dessalée* ... Mit der Bemerkung, daß diese Metapher manchem Leser als *'modernisme inattendu'* erscheinen wird, ist doch nichts gesagt. Es wäre hier vielmehr angebracht gewesen, darauf hinzuweisen, daß auch Molière 'dessalée' auf eine Frauenperson, allerdings als Substantiv, aber in sonst gleichem Sinne wie L. F. bildlich anwendet (G. Dandin I, 6); zudem hätte man gern erfahren, was der Verf. zu der hier vorliegenden Bedeutung von 'dessalée' als 'schlau, gerissen' meint, einer Bedeutung, von der doch schon Littré sagte, daß sie ziemlich schwer zu erklären sei.

Zu S. 334. Es ist doch wohl ein wenig kühn, wenn Verf. das von den Klassikern häufig verwendete Bild der *'noirs aquilons'* neben das Dantesche ... *dove il Sol tace* ... oder das ... *genti, che l'aer nero si gastiga* ... stellt und meint, L. F. habe mit seinen *'noirs aquilons'* das Bild 'spontan' neu gefunden.

Zu S. 335 ... *mots dorés* ... Hier soll das Nebeneinander einer Klangvorstellung (mots) und einer Farbvorstellung (dorés) identisch sein mit dem von den Romantikern und vor allem von V. Hugo gepflegten Verfahren der Transposition eines Begriffes aus einem Sinnesgebiet in ein anderes. Das ist doch wohl zuviel behauptet; denn L. F. übernimmt nur ein fertiges Sprachbild, das zu seiner Zeit allgemein geläufig war und auch schon im 16. Jahrhundert häufig vorkommt (s. Littré unter doré no 5 und Hist.), während die Romantiker in so kühnen Transpositionen, wie sie sich etwa V. Hugo erlaubte, wirklich originell sind (s. z. B. Feuilles d'Automne XVII: *l'été, quand il a plu, le chant est plus vermeil*).

So lassen sich im einzelnen mancherlei Ausstellungen an dem B.schen Buche machen; im ganzen ist es aber unstreitig eine verdienstvolle Arbeit, mit der es lohnt sich auseinanderzusetzen und die auch für den deutschen La-Fontaine-Forscher manchen Nutzen haben kann. Hoffentlich gelingt es ihr, eine Reihe von schiefen Vorstellungen zu brechen, z. B. die von Hatzfeld in seiner 'Einführung in die Interpretation neufranzösischer Texte' S. 13 ausgesprochene, wo es heißt, bei L. F. sei 'stets' eine 'Waldstimmung' gegenwärtig (s. dazu Boillot, S. 101 ff.).

Ilmenau. Alfred Götze.

A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie. S.-A. aus der Festschrift für L. Gauchat. Aarau, Sauerländer, 1925. S. 221—53.

Es ist eine rechte Erholung, in unserer mehrfach so konstruktions- und synthesenlustig gewordenen Wissenschaft doch auch Aufsätze wie den vorliegenden anzutreffen. Man sieht an ihm wieder aufs deutlichste, wie erfreuliche Ergebnisse ruhige Sammelarbeit und scharfes Durchdenken der Erscheinungen zeitigen können. Die erste, bei weitem umfangreichere der beiden Untersuchungen befaßt sich mit dem vieldeutigen *par exemple,* dem schon Tobler in VB. IV, 91 ff. einen Artikel gewidmet hatte. Zunächst gelingt es Verf., *p. e.* schon etwa hundert Jahre früher nachzuweisen, als es Tobler getan hatte; er bringt Belege aus Marivaux, Collé, Fagan, Crébillon fils, de Laclos und macht wahrscheinlich, daß es in den feinen Kreisen der Hauptstadt aufkam. Sodann stellt er, immer die verdienstvollen Ausführungen Toblers nach Gebühr würdigend, auf Grund eines erheblich reicheren Materials und unter genauer Beobachtung der Abstufungen und Übergänge die Bedeutungsentwicklung von *p. e.* erneut dar. Es handelt sich dabei besonders darum, zu verstehen, wie *p. e.* vom bekräftigenden Sinne zum verneinenden gekommen sein mag, einen Punkt, für den schon Ricken die Erklärung Toblers bezweifelt, aber seinerseits eine unzutreffende Deutung gegeben hatte. Wenn Tobler *p. e.* in dem Beispiel *Pourquoi te lèves-tu, petite? — Pour rentrer, tante Michelonne! — Non, par exemple! tu n'as rien raconté* mit 'von heimgehen Dürfen, Lassen, woran Du "zum Beispiel" denken magst, kann vorderhand keine Rede sein' erklärt und dann von einer 'Verdichtung und Verkümmerung von Gedanken' spricht, so sagt B., daß die Zwischenstufen einerseits ein Satz mit einfachem *non,* andererseits ein Satz mit dem verwunderten, auch abwehrenden Ausruf *p. e.* sind, und daß erst aus der Verbindung der beiden Sätzchen das *non, par exemple* erwachsen ist, das 'schließlich zur einfachen Negationspartikel erstarrte, nachdem es anfänglich, im Anschluß an Entscheidungsfragen, sowohl ablehnende Antwort als auch Mißbilligung einer überflüssig oder töricht erscheinenden Frage enthalten hatte'. Weiterhin wird nun auch der Typus c) bei Tobler (*Une bonne grand'mère d'au moins 70 ans. Encore jolie, par exemple, et encore fraîche*), in welchen B. die letzten Beispiele zu Toblers Typus b) einreiht, in einer von T. abweichenden Art erklärt, nämlich aus den Zwischenstufen, auf denen *p. e.* einen adversativen Charakter hat und ein Gegenbeispiel einführt.

Ich gestehe, daß mich die Deutungen von B., die ich natürlich hier nur skizzieren konnte, vollkommen überzeugt haben, und ich kann nur ein paar Kleinigkeiten anschließen. Den Beispielen aus jüngster Zeit für einfaches *p. e.* (S. 231—32) mag man die bei Vautel, Mon Curé chez les Riches auf S. 12, 26, 35, 122, 230 stehenden hinzufügen, ingleichen Vautel, Je suis un affreux bourgeois S. 29, 100, 160, 189, 238. In *Ah! non, par exemple!* (S. 237) sei auf ein Beispiel mit nachgestelltem *non* bei Anet, Ariane S. 64 (*Ah! par exemple, non!*) hingewiesen. Daß man *donc* in der eigentümlichen Ver-



wendung, von der Tobler handelt, als Konkurrenzpartikel von *p. e.* anzusehen habe (S. 237), will mir nicht einleuchten. S. 232 ist von *pour cela, oui!* die Rede, und es heißt dann, man vermisse es bei Ebeling (Probleme 123), Ebeling scheine nur vulgärfranz. *pour ça non* aus Maupassant zu kennen. Das ist kaum richtig gesagt, denn Ebeling spricht von dem Fall, daß *pour* vor dem Infinitiv steht; diesen bezeichnet er als vulgärfranzösisch und erklärt das *pour* als dasselbe wie in *pour ça non,* das er freilich aus Maupassant zitiert, das er aber nicht vulgärfranzösisch nennt und über dessen zeitliche Ausdehnung zu handeln ihm an jener Stelle nicht oblag. Auch S. 227 dürfte ein Mißverständnis vorliegen, wenn es heißt, daß es nach Ebeling scheinen könnte, Konstruktionen wie *pour un homme agité, c'est un homme agité* fänden sich bloß im modernen Vulgärfranz. und in Dialekten, denn Ebeling führt ja ein (zum Vergleich gebrachtes) Beispiel aus Zola, Fécondité, an. Es fällt auf, daß B. auf S. 223 bemerkt: 'Auch hier deutet Tobler (S. 96) elliptisch' (von mir gesperrt), da doch letzterer S. 95 gerade gegen 'Ellipse' Einspruch erhebt; auch sonst gebraucht B. diesen Ausdruck, für den ich 'unausgesprochen Gebliebenes' vorschlagen möchte, was zwar umständlicher ist, aber keiner unzutreffenden Auffassung Raum läßt.[1]

Der Aufsatz behandelt noch einen zweiten Punkt: mfrz. *pouir,* das bei Cotgrave als 'Platz haben' verzeichnet ist. Hier zeigt B., daß das Verb nicht, wie Thomas meinte, = *potiri,* sondern = *potere* ist, und weist unsere Form als dialektisch im Altfranzösischen nach. Die Bedeutung 'Platz haben', die natürlich keine Schwierigkeiten macht, begegnet noch im 17. Jh., und B. belegt sie mundartlich aus der Westschweiz. Lehrreich ist auch die Anm. 2 auf S. 251, wo gegenüber Suchier das trans. *pooir* im Auc. 14, 5 richtig als 'überwältigen' gedeutet wird. Ein zweites Beispiel für solche trans. Verwendung finde ich im Alexanderroman S. 344, V. 30: *le menor* (sc. Hammer) *ne peusent* .XV. *bon chevalier* 'den kleineren hätten nicht 15 tüchtige Ritter zwingen, d. h. heben können'.

Nach dem vorliegenden Aufsatz muß man lebhaft wünschen, dem Verfasser noch recht häufig auf dem Gebiete der französischen Lexikographie zu begegnen.

Jena. O. Schultz-Gora.

Valentin Grode, Das Ubersinnliche bei George Sand. Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, hg. von Behrens, Heft 18. Gießen 1926. 62 S.

Das Jahr 1926 hat als fünfzigstes Todesjahr der George Sand manches gebracht, was die 'Dame de Nohant' in den Mittelpunkt eines Interesses rückt, das schon zu erkalten drohte. In Frankreich vor allem war man eifrig an der Arbeit. Das Musée Carnavalet in Paris widmete ihr einen besonderen Raum, wo neben kleinen Andenken, die sich in Familienarchiven fanden, vor allem ein Überblick über die noch vorhandenen Porträte der George Sand gegeben wird, unter denen besonders die von Delacroix, Charpentier und Couture auffallen. Eine Enkelin, Mme Lauth-Sand, stellte der 'Revue des deux mondes' und der 'Revue de Paris' zwei in ihrem Besitz befindliche und bisher unbekannte Tagebücher der 'Aurore' zur Verfügung. Auch sonst wurde zum 8. Juni in Zeitungen und Zeitschriften mancherlei gesagt, was seinen Wert über die 50-Jahr-Feier hinaus behalten

[1] Wenn ich Toblers Meinung recht verstehe, lehnt er den Ausdruck 'Ellipse' deswegen ab, weil 'Auslassung' leicht die Vorstellung erwecken könnte, daß der Sprechende etwas bewußt auslasse. Zwar handelt ja Tobler in VB. I^3, 106 ff. von 'Stellvertretung und Auslassung', aber er übernimmt hier die termini von Diez, und gleich unter a) heißt es: 'unausgesprochen'.



wird, und nun kommt, gewissermaßen als deutsche Ehrung für die 'femme auteur', die vorliegende Arbeit aus dem Gießener Seminar. Sie bringt freilich nichts umwälzend Neues; das wird man nach so gründlichen Arbeiten, wie etwa die von Karénine, auch nicht erwarten. Immerhin stellt sie doch — und das ist bisher nicht geschehen — den Umfang fest, den das Element des Übersinnlichen im Werke der G. S. einnimmt, und zeigt auf Grund eingehenden Quellenstudiums, wie die begeisterte Bewundrerin E. T. A. Hoffmanns im ganzen doch mehr der Radcliffe und ihrer Schauerromantechnik folgt als dem deutschen Meister des Übersinnlichen. Von der Radcliffe übernimmt sie vor allem die Sucht, das Übernatürliche auf natürliche Weise zu erklären, und wirkt dadurch meist banal.

Die schwache Seite der Grodeschen Arbeit liegt darin, daß das Übersinnliche im Werke der G. S. nicht klar genug als aus *zwei verschiedenen* Quellen stammend erkannt wird: der englische Schauerroman und andere literarische Vorbilder dieser Art sind die eine, das Folklore die andere. Überhaupt wird die Bedeutung, die der Volksaberglaube des Berry für die Entwicklung des Übersinnlichen bei G. S. hat, gegenüber der anderen Quelle unterschätzt, und so ist es kein Wunder, daß gerade die ländlichen Romane, die voller volkstümlicher Phantastik stecken, in der Besprechung viel zu knapp wegkommen. Doch auch bei knappster Behandlung hätte eben ein Hinweis darauf nicht fehlen dürfen, daß das Übersinnliche etwa der Wäscherinnenszene in 'Jeanne' oder des Hexenwesens in der 'Petite Fadette' etwas ganz anderes ist als das Übersinnliche im Radcliffe-Stil, wie es sich etwa in 'Consuelo' findet. Erst aus der Verschmelzung dieser heterogenen Elemente entsteht der für G. S.s Werk charakteristische Typus des Übersinnlichen, und es wäre interessant und lohnend gewesen, den literarischen Quellen des übersinnlichen Elementes, das sich auf ländlichen Aberglauben gründet, ebenso nachzugehen wie dem anderen Zweig des Übersinnlichen; denn es ist bekannt, daß G. S. im wesentlichen nur so weit einen Blick für heimisches Volksgut hatte, als sie durch andere darauf hingewiesen oder zu eigener Beobachtung angeregt wurde. Man würde sich daran erinnern müssen, daß die Schloßbibliothek von Nohant nicht nur Perrault, Florian, Ossian, Nodier und die Fälschungen eines La Villemarqué enthielt, sondern daß G. S. auch Kenntnis hatte von den 'Chants et Chansons populaires de la France', die Du Mersan 1843 herausgab, und von den 'Instructions relatives aux poésies populaires de la France' des Ampère aus dem Jahre 1853. Allerdings wäre wohl durch eine solche Untersuchung der Rahmen der vorliegenden Arbeit gesprengt worden.

Zum Schluß noch einige kleine Berichtigungen: zu Seite 13: Nicht 'Mouny-Robin', sondern 'Jeanne' ist der erste Versuch der G. S., eine Beschreibung der Sitten und Gefühle des heimischen Volkes zu geben, denn 'Jeanne' wurde bereits im Laufe des Jahres 1840 geschrieben, obwohl sie erst 1847 erschien. — Was G. S. in der Einleitung zu 'Mouny-Robin' über ihre Bedeutung als Folkloristin sagt, darf man nicht allzu wörtlich nehmen (vgl. den Artikel von A. van Gennep 'George Sand Folkloriste' im 'Mercure de France' vom 1. Juni 1926, der dem Verfasser überhaupt manchen wichtigen Hinweis hätte geben können). — Im Verzeichnis der besprochenen Werke George Sands auf Seite 62 sind versehentlich die 'Mystères d'Udolphe' der Radcliffe mit aufgeführt worden.

Ilmenau. Alfred Götze.

Floris Delattre, Dickens et la France. Paris, J. Gamber, 1927. VI u. 219 S. 8°.

Untersuchungen wie die vorliegende sind reizvoll und besonders dankbar, denn ihr Autor kann auf das Interesse der Literaturfreunde zweier

Nationen rechnen. Da die Beziehungen Dickens' zu keinem anderen Lande so intensiv und vielseitig waren wie zu Frankreich, kann Verf. aus dem vollen schöpfen. Wie man aus den sorgfältigen Quellenangaben ersieht, wurde das reiche Material gut ausgenutzt. Von den vier Kapiteln des Buches ist das erste, das die persönlichen Beziehungen des Dichters zu Frankreich schildert, weitaus das interessanteste. Dickens hat das Land nicht als flüchtiger Reisender besucht, er hat sowohl in Paris als auch in Boulogne wiederholt für längere Zeit Aufenthalt genommen, wobei er mit literarischen Größen wie V. Hugo, Chateaubriand, Lamartine, G. Sand, Scribe, Dumas père usw. in Berührung trat. Er wurde wie kaum je ein anderer Ausländer gefeiert und hatte sogar die Genugtuung, eines seiner Stücke ('L'abîme') aufgeführt zu sehen (1862). In seinem Urteil über die Franzosen verteilt er Licht und Schatten. Aus seiner englischen Haut zu fahren, macht er allerdings nicht den geringsten Versuch, weswegen uns manche Urteile einseitig erscheinen. Unter den Ausstellungen vermisse ich die Klage über den Schmutz,[1] die der Dichter auch in Italien[2] ertönen läßt.

Daß er sich im Gegensatz zu anderen Engländern unter Franzosen wohlfühlte, geht eindeutig aus seinen Äußerungen hervor. Vielleicht hätte Verf. gutgetan, auf D.' sanguinisches Temperament hinzuweisen. (Es ist z. B. erwiesen, daß der Dichter am besten im raschen Gehen konzipierte.) Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für die französische Sprache, die er spricht und schreibt, freilich nicht ganz fehlerlos.

Eine Erkenntnisquelle hat sich Verf. entgehen lassen: die Durchmusterung von D.' Bibliothek, in der sich Gesamtausgaben von Montaigne, Rabelais, Molière, Béranger, Mme de Staël finden.[3] Die Porträtreihe der Franzosen aus des Dichters Werken könnte ergänzt werden.[4]

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den Übersetzungen und Kritiken. Die ersten minderwertigen Übersetzungen hatten wenig Erfolg. Erst die von der Firma Hachette besorgte Übertragung der Gesamtwerke schlug ein, obgleich auch diese Ausgabe keine Meisterleistung darstellt.

Die zahlreichen Stimmen der Kritik sind zunächst schwankend im Urteil. Das französische Lesepublikum, eingeschworen auf Scotts historische Romane, befreundet sich nur sehr langsam mit den D.schen Gegenwartsromanen, die in einem ungewöhnlichen volkstümlichen Milieu spielen. Die bürgerliche Lesewelt wehrt sich zunächst gegen diese Demokratisierung des Romans. Ausschlaggebend für die Wertung des Dichters wird erst Taine, der im vierten Bande seiner Histoire de la Littérature anglaise warm für Dickens eintritt.[5]

Nachdem einmal die Aufmerksamkeit des französischen Lesepublikums auf den Dichter gelenkt war, wurde sehr viel über ihn geschrieben. Von zustimmenden Kritiken seien genannt die von Brunetière und de Wyzewa.

Im dritten Abschnitt untersucht Verf. den Einfluß des Dichters auf die französischen Realisten und Naturalisten. Eine treffliche Parallele zwischen Dickens und Balzac, die sich persönlich nicht gekannt, wird gegeben.

---

[1] Vgl. F. Schweizer, Die Ausländer in den Romanen von Dickens (Diss. Gießen 1920) S. 31.

[2] Vgl. Ines Marani Toro, Dickens e l'Italia (Roma, Maglione e Strini) S. 3.

[3] Vgl. Schweizer, op. cit. S. 18; F. Fiedler, hier, Bd. 140, S. 65 ff.

[4] Vgl. bei Schweizer, op. cit. S. 7 f. das lange Verzeichnis der bei Dickens vorkommenden Franzosen. Die Zwillingsbrüder A. Evrémonde in A Tale of two cities verdienen wenigstens eine kurze Erwähnung (vgl. op. cit. S. 22, 33, 41).

[5] Diese Würdigung fand auch im Ausland einen Widerhall (vgl. J. M. Toro, op. cit. S. 5).



Spuren eines D.schen Einflusses finden sich bei Balzac nicht, wohl aber steht Champfleury D. sehr nahe, wenn auch nicht von Nachahmung gesprochen werden darf. Mit dem Naturalismus hat D. nur das volkstümliche Milieu gemein, er ist von ihm getrennt durch die gemütliche Anteilnahme an dem Schicksal seiner Geschöpfe (émotivité). Es ist begreiflich, daß man nach Überwindung des Naturalismus sein besonderes Augenmerk wieder D. zuwendet, dessen Einfluß nun auch bei neueren Erzählern festzustellen ist, so z. B. bei Anatole France in seinem gemütvollen Roman 'Sylvestre Bonnard,'[1] besonders aber bei Alphonse Daudet (Le petit chose, Jack usw.).[2]

Diesem Dichter ist das vierte und letzte Kapitel gewidmet, eine Zugabe des Verfassers außerhalb des Rahmens des eigentlichen Themas. Daudets Verhältnis zu England und seine Wertung durch die englische Kritik werden gründlich untersucht. Daudet weilte nur einmal auf zwei Wochen in London und ließ sich feiern als der in England populärste französiche Erzähler (*The French Dickens*). Seine oft betonte Abhängigkeit von D. wird auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, wobei die Divergenzen kräftig hervorgehoben werden. Das Gemeinsame der beiden Dichter beruht auf ähnlichen Schicksalen und einer daraus sich ergebenden übereinstimmenden Weltanschauung.

Delattres Buch, hervorgegangen aus Vorträgen, die der Verf. in England hielt, ist fesselnd und mit wohltuender Wärme geschrieben. Man verspürt noch den Kontakt zwischen dem Vortragenden und den Hörern. Es fördert unsere Kenntnis von Dickens und ist zugleich ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der franz.-englischen Literaturbeziehungen.

Klagenfurt. R. Riegler.

V. Klemperer, Die moderne französische Literatur und die deutsche Schule. Leipzig-Berlin, Teubner, 1925. 97 S.

Der Titel des kleinen Buches ist kein glücklicher. Wenn denn schon drei zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen entstandene Aufsätze und Vorträge vereinigt werden sollten, so wäre am besten die Überschrift des zweiten Aufsatzes 'Romanische Kulturkunde im französischen Unterricht' als Gesamttitel gewählt worden; denn der dritte Aufsatz 'Die neueste französische Literatur und die deutsche Schule' kann schon deshalb nicht das Wichtigste darstellen, weil das hier Behandelte mehr als problematisch ist, so daß es eher den Charakter eines Anhanges trägt. Auf der anderen Seite hat die erste Betrachtung, eine Vergleichung des Volkscharakters von Franzosen und Deutschen, für die Schule eine viel größere Bedeutung, als ihr der Verfasser laut Vorwort zuschreibt; denn sie dient der Schule nicht nur 'indirekt', sondern sehr direkt, ja, sie mußte meines Erachtens in den Mittelpunkt gestellt werden. Es wird hier dargelegt, daß der Franzose ein vom Deutschen sehr verschiedenes Wesen ist, daß seine Besonderheit sich scharf in seiner Literatur ausprägt und daß diese Literatur unter Verarbeitung und Assimilierung fremder Elemente, deutscher im 19. Jahrhundert, italienischer und englischer im 16. und 18. Jahrhundert,

---

[1] Die auffallende Ähnlichkeit dieses Buches in Anlage und Ton mit Raabes 'Chronik der Sperlingsgasse' ist wohl auf die gemeinsame Beeinflussung durch D. zurückzuführen.

[2] Hingegen ist 'Tartarin de Tarascon' von den 'Pickwick Papers' gänzlich unbeeinflußt, zu welchem Ergebnis auch K. Böhm gelangt in seiner Untersuchung: Der Humor bei A. Daudet in den Tartaringeschichten und bei Dickens in den Pickwickiern. (Zs. f. franz. u. engl. Unterricht, Bd. 24, S. 129—139, 219—231.)



ihre Eigenart unverrückt bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Das stimmt durchaus zu dem Erfahrungssatze, daß sich Charaktere von Menschen und Völkern nicht ändern und daß es bei dem Gesetze bleibt, 'nach dem sie angetreten'. Man sage nicht, daß es für solche offenkundige Wahrheiten keiner besonderen Ausführungen bedurfte. Wie viele und zum Teil verhängnisvolle Beispiele haben wir vor, in und auch nach dem Kriege von einer unrichtigen Beurteilung des Franzosentums erlebt, und wie schwer ist es, den Deutschen zu bewegen, nicht von sich auf den Franzosen zu schließen! Es ist also wichtig, Charakter und Wesen eines fremden Volkes beizeiten zu erkennen, insonderheit desjenigen, mit dem wir am meisten zu tun haben und immer wieder zu tun haben werden, und es erscheint als sicher, daß Kulturkunde zunächst in diesem Sinne an der Schule zu treiben ist. Der Schüler einer mittleren Klasse vermag gewiß die Grundunterschiede aufzufassen. Darin, daß es sich dabei vorerst um eine mehr äußere Zusammenstellung handeln müßte, würde ich kein Unglück sehen, im Gegenteil, und selbst E. Schön verschmäht, falls ich ihn recht verstehe, eine derartige Übermittlung nicht, wenn er sagt: 'Daß wir allerdings *auch* die Aufgabe haben, einige entscheidenden Merkmale des Gesamtgeistes, einiges für den französischen Menschen Wesentliche unseren Schülern zu überliefern, daran halte ich fest' (N. Spr. XXXIV, 364). Es versteht sich, daß der Lehrer nicht verfehlen wird, aus kleinen Lesestücken die Züge herauszuheben, die das Gesagte zu illustrieren und so anschaulicher zu machen geeignet sind; vgl. Schwabe in N. Spr. XXXIV, 352.

Aber dabei braucht man in dem, was man nun einmal 'Kulturkunde' genannt hat, nicht stehenzubleiben, soll es auch nicht, wie mir scheint, und Gertrud Wacker hätte da in ihrem hübschen Büchlein 'Kulturkunde im spanischen Unterricht' (Leipzig, Teubner, 1926) noch einen Schritt weiter gehen können: es muß auch die Geistesart des fremden Volkes gekennzeichnet werden. Allerdings tauchen hier nicht unerhebliche Schwierigkeiten auf, die teils in der Formulierung der Forderungen des Kulturkundlers liegen, teils in der Sache selbst. Es mag noch gehen, wenn es bei Schön heißt: 'Gegenstand der Kulturkunde ist es, die wesentlichen Strukturmerkmale einer Volksindividualität aufzuweisen, die konstituierenden seelischen Kräfte, die den Rohstoff des Erlebens zu den bestimmten typischen Kulturformen gestalten. Der Schüler soll im kulturkundlichen Unterricht lernen, Kulturerscheinungen nach bestimmten Kategorien zu sehen.' Allein es wird einem doch schon recht bange, wenn man liest: 'Fremdsprachliche Kulturkunde ist das Ziel einer Unterrichtsweise, welche die in Wertrichtungen sich offenbarenden Kulturmerkmale einer einzelnen Persönlichkeit wie eines Volksganzen zu erkennen strebt.' Freilich spricht Schön in der Vorrede zur Oberstufe seines kulturkundlichen Lesebuches nicht mehr von 'Wertstrukturen' und 'Werttypen', sondern nur noch von 'Wesensschau des Franzosentums' und 'kulturpsychologischer Betrachtung' (s. Archiv 152, 150), indessen wirken seine Ausführungen in N. Spr. XXXIV, wo er auch noch mit 'Kulturkreisen' operiert, beiläufig mit diesem schönen Worte eine andere Vorstellung verbindend, als man es für gewöhnlich tut, wieder wenig beruhigend. Was sagt nun Klemperer? 'Der Schüler soll zur Erkenntnis der geistigen Eigenart der Struktur eines Volkes erzogen werden' (S. 40). 'Es soll dem Schüler ein Einblick in die entscheidenden Grundzüge und Zusammenhänge der geistigen Struktur Frankreichs gegeben werden' (S. 56). Wie Kl. sich die praktische Auswertung denkt, wird dann an verschiedenen Beispielen erläutert, zunächst an Corneilles 'Horace'. Die Betrachtung dieses Stückes ist interessant, aber doch anfechtbar, insbesondere muß gegen den Schlußsatz Einspruch erhoben werden: 'Und nun wird man den Schüler darauf lenken, welch eine Rolle geistig und sprachlich das Römertum Corneilles in der französischen Revolution gespielt hat, und

welch eine Rolle in den romantischen Dramen Hugos[1], und schließlich welch eine Rolle in den Jahren des Weltkrieges. Und wie oft der 'tote' Corneille mit dem 'dekadenten' Franzosen im Schützengraben gestanden hat.' Auch angenommen, diese äußerst strittige Gedankenreihe wäre richtig, muß sie doch erheblich über das Verständnis eines Schülers der oberen Klassen — nur um diese handelt es sich hier natürlich — hinausgehen. Ähnlich verhält es sich mit anderen Beispielen, wo man sachlich Kl. zustimmen kann: dem Schüler klarzumachen, daß in Molières 'Femmes savantes' nicht die echten Preziösen verspottet werden, halte ich für recht schwierig, und den Lehrer möchte ich gern sehen, dem es gelänge, ihm die summarische Charakteristik nahezuführen, die Kl. von der französischen Romantik entwirft, d. h. ihm eine halbwegs deutliche Anschauung von dem Fragenkomplexe zu geben, dessen Kenntnis dem Verständnis vorangehen muß. Auf S. 58 warnt Verf. mit Recht vor dem Ästhetizismus und in N. Spr. XXXIII, 442 ff. vor noch anderem, aber das Realisierbare behält er nicht genügend im Auge.

Dasselbe gilt auch von dem im dritten Aufsatze[2] 'Die neueste französische Literatur und die deutsche Schule' Vorgetragenen. Zwar heißt es S. 45 ziemlich vorsichtig: 'Man sollte jüngste moderne Literatur nur sehr behutsam und in nicht allzu hohem Maße heranziehen', aber dann empfiehlt Kl. doch für die Schullektüre die Dichter der Neuromantik, die er in drei Gruppen einteilt (die dritte Gruppe 'lauscht auf das sehnsüchtige Suchen der Seele'). Und dazu tritt noch die Forderung, daß der Schüler da nicht nur das Beste in die Hand bekommen soll, sondern z. B. auch Farrère, damit er 'die Geisteslage der Masse des französischen Volkes erfahre'. Entweder muß sich seit der vorigen Generation, während derer ich jahrelang an der Schule unterrichtete, die Fassungskraft des Schülers gewaltig gesteigert haben, oder es bedarf eines Zauberkünstlers von Lehrer. Gewiß teile ich den Standpunkt des Literarhistorikers Klemperer, daß auch die mittleren Erzeugnisse in der Literaturgeschichte zu behandeln seien, wie es aber möglich sein soll, auch hiermit den Schüler bekannt zu machen, bleibt mir um so dunkler, als Kl. will, daß 'keine noch so moderne Dichtung, die man dem Schüler vorlegt, aus der langen und großen Entwicklung gerissen werden darf', also man doch wieder weiter ausholen müßte. Sachlich bin ich hier aufs neue mit dem Literarhistoriker Klemperer einverstanden, der mit Recht betont, daß 'jedes wie immer gerichtete französische Buch der französischen Tradition verpflichtet sei'. Derartiges kann man in Seminarübungen auch an Werken allerneuester französischer Literatur den Studierenden zu zeigen versuchen, und damit komme ich zu dem, was Kl. S. 57 ff. sagt. Es ist nicht zutreffend, von dem 'ewigen Kampf der Alten und Jungen zu reden', vielmehr handelt es sich darum, möglichst das Richtige zu erkennen zu suchen und sich von Extremen fernzuhalten, bei denen Zeit und Kraft unnütz verlorengehen. Mit anderen Worten, es kommt beim Universitätsunterricht darauf an, daß man wohl überlegt, was man den Studenten zu bieten habe. Natürlich kann der Dozent, wie oben bemerkt, auch an neuesten Stoffen Übungen vornehmen, aber dagegen habe ich mich allerdings gewandt — übrigens nicht 'leidenschaftlich' —, daß er fünfstündige Kollegs über die modernste Literatur hält, und ich wende mich noch dagegen, denn, wie Kl. selbst an anderer Stelle (S. 45) sagt, sind

[1] Nach S. 66 sind der 'Cid' und 'Hernani' 'brüderlich verwandt'; dies wird als 'heute jedem geläufig' hingestellt, aber darum wird es noch nicht richtiger.

[2] Diese Betrachtung ist etwas heteroklit; wenigstens gehört m. E. ein Bericht über eine Reise nach Paris und Eindrücke in Frankreich, auch als 'Nachprüfung' angesehen (S. 79), nicht dahin.



wir da notwendigerweise alle Tastende; was ich aber in einem großen Kolleg vortrage, muß über das Tasten hinausgehen.

Doch kehren wir zur Schule zurück. Es wird allem Obigen gegenüber schwer, nicht von einer gewissen Verstiegenheit zu reden, und inzwischen hat schon Voretzsch, Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität, die Überspanntheit der Forderungen angegriffen. Glücklicherweise beginnen auch Schulmänner selbst Warnungen auszusprechen, so Rieder in N. Spr. XXXII, 45, so Kuttner im Archiv 152, 147 ff., so W. Schwabe, der in N. Spr. XXXIV, 357 nur noch von 'kulturkundlicher Richtung' geredet wissen will und geradezu heraussagt: 'Nach meiner Erfahrung ist es eine ausgemachte Tatsache, daß die Wesensstruktur des fremden Geistes als ein Betätigungsfeld für selbsttätiges Erkennen, also als Arbeitsgebiet in der Schule nicht in Frage kommt.' Kl. spricht übrigens auch nicht von Selbsttätigkeit, soweit ich sehe, und würde die Erkenntnis, daß davon tatsächlich nicht die Rede sein kann, unter den Kulturkundlern erst allgemein, dann wäre eine bessere Grundlage gewonnen, und es würde nur mehr darum gehen, auf welche Weise die Vermittlung der Einsicht in die Geistesart eines fremden Volkes an den Schüler der oberen Klassen — von 'Nachkauen' des letzteren braucht deshalb noch nicht gesprochen zu werden — stattzufinden habe. Darüber, daß es am Lektürestoff geschehen müsse, kann kein Zweifel herrschen, und auch wohl darüber nicht, daß dieser Stoff der Literatur in engerem Sinne zu entnehmen sei. Für Kl. fallen sogar Kulturkunde und Literaturgeschichte fast zusammen (N. Spr. XXXIII, 445), und wenn auch Lerch anderer Meinung ist (Lit.- und Unterh.-Blatt der Kölnischen Zeitung Nr. 434 a, 1927), so bleibt es doch das Natürlichste, zu literarischen Erzeugnissen zu greifen, einfach weil sich hier das Wesen eines Volkes mehr oder weniger deutlich spiegelt. Aber die unterrichtliche Schwierigkeit ist auch jetzt keinen Augenblick zu unterschätzen. Wenn schon der in zusammenhängender Folge vortragende Universitätsdozent sieht, wie wenig leicht es ist, dem Studenten die Natur des französischen Klassizismus zu verdeutlichen, so ist es für den Lehrer, der doch nur das eine oder andere Werk eines Schriftstellers, also z. B. ein Stück Corneilles, mit den Schülern betrachten kann, erst recht keine Kleinigkeit, daraus die Züge zu entwickeln und anschaulich zu machen, welche für das Volk oder die Epoche besonders kennzeichnend sind. Dazu kommt, daß er auch sehen muß, Zeit übrig zu behalten, um die individuellen Züge eines Dichters, mit denen er sich vom Hintergrund seines Volkes und seiner Zeit abhebt, absondernd herauszustellen, und weiterhin dem Eigenwert einer Dichtung etwas Rechnung zu tragen (vgl. Litt in Erziehung I, 46). Letzteres führt zwar etwas ins Ästhetische hinein, ist aber m. E. nicht ganz auszuschalten, wiewohl die Urteile der Literarhistoriker selber hier nicht selten stark auseinandergehen; es bedeutet keinen großen Schaden und liegt in der Unvollkommenheit alles menschlichen Erkennens überhaupt, wenn der subjektiven Auffassung des Lehrers mehrfach ein gewisser Spielraum bleibt. Handelt es sich um die Klassik, so sind einige Bemerkungen über den Alexandriner und wenigstens eine Skizze von der Struktur der klassischen Tragödie unerläßlich. Das ist 'allerhand', wie der Thüringer sagt. Im übrigen nutzt es letzten Endes nicht viel, anzugeben, wie man sich die Behandlung einer Dichtung als die fruchtbarste denkt, falls nicht der Lehrer die geeignete Persönlichkeit ist. Ist er diese, so wird er auch nicht verfehlen, bei anderen Erscheinungen als Corneille die keltischen Züge zu betonen, bei anderen wieder den germanischen Einschlag, und bei noch anderen das allgemein Menschliche (vgl. Lerch, a. a. O.), denn auch Ähnlichkeit und Gleichheit sollen nicht verschwiegen werden. — Zum Schluß sei es erlaubt, noch eine Frage aufzuwerfen, die, wenn ich nicht irre, von den Kulturkundlern kaum





berührt wird und auf die auch Kl. nicht zu reden kommt, nämlich ob bei der Wahl der Lektüre nicht zu sehr die Versdichtung bevorzugt wird gegenüber der Prosa, auf welcher doch eigentlich der Schwerpunkt der französischen Literatur liegt. Spricht sich hier französische Geistesart nicht noch deutlicher aus? Die *raison*, die Nüchternheit, das klare, stets das Wesentliche erfassende Denken und daher auch die klare, oft rapide, aber immer übersichtliche und begrenzte Darstellung, sei es in der einfachen Erzählung, sei es in der Behandlung schwierigerer Stoffe? Doch ich will aus dem Rahmen einer Besprechung nicht zu weit hinaustreten.

Ich habe Klemperer mehrfach widersprechen zu müssen geglaubt, aber seine Schrift ist darum doch lesenswert und bietet manches Wertvolle. Ich weiß ihr noch besonders Dank, da sie mir Anlaß gegeben hat, mich zum Problem der Kulturkunde auszusprechen und zu sagen, was ich da auf der Schule für erreichbar halte.

Jena. O. Schultz-Gora.

Eugen Lerch, Romain Rolland. München, Max Hueber, 1926.

Man kann sich fragen, ob ein neues Buch über Rolland einem Bedürfnis entspricht, da wir schon die Bücher von Seippel, Jouve und vor allem das ausgezeichnete Buch von Stefan Zweig haben; besonders da Rolland noch auf der Höhe des Schaffens steht und somit eine abschließende Beurteilung noch nicht möglich ist. Aber das Buch Lerchs, das zu Rollands sechzigstem Geburtstag erschienen ist, zeigt eine warme Begeisterung für sein Thema, so daß es uns willkommen sein soll.

Lerchs flüssig geschriebene Arbeit behandelt in elf Kapiteln und einem Anhang Leben und Werk des Dichters. Da Rollands Beurteilung im allgemeinen feststeht, zeichnet Lerch sein Bild im ganzen ebenso, wie es Zweig und die anderen gesehen haben; auch ich sehe ihn ganz ähnlich an, und so wird man in dem Buche nicht viel Neues, aber auch wenig Angreifbares finden. Ich beginne meine Kritik mit einigen Einzelheiten, Kleinigkeiten, wenn man will. Lerch geht mit großer Ausführlichkeit auf die Chronologiefragen, die sogenannten Anachronismen im Jean-Christophe ein, die aus der Duplizität der Quelle, Beethoven und Autobiographischem, entstanden sind. Lohnt hier der Aufwand? Wer Jean-Christophe richtig als einen Bildungsroman und ein Bekenntnisbuch liest, wird diese Fragen als recht irrelevant einschätzen. Ebenso ein zweites breit behandeltes Problem: ob Rollands Kritik an der deutschen Kultur richtig ist. Mag sie objektiv unrichtig sein, subjektiv ist sie richtig gemäß der künstlerischen Einstellung Rollands, wie das schon Curtius dargelegt hat. Rolland will ja gar kein Regulativ geben, sondern bloß zeigen, wie Jean-Christophe und damit er selber Deutschlands Kultur sieht nach seinem immanenten Gerechtigkeitsgefühl. Nicht richtig scheint mir die Ame enchantée zusammen mit dem maître Breugnon in ein Kapitel 'Heiterkeit' eingereiht zu sein. Sie gehört vielmehr in die tragische Nähe des Jean-Christophe, wie durch den neuerschienenen Doppelband 'Mère et fils', den Lerch noch nicht kennen konnte, ganz evident geworden ist. Auch die Parallele der Ame enchantée und der Garçonne möchte ich ablehnen; es sind doch zwei inkommensurabele Dinge. Noch eine Kleinigkeit: Pierre et Luce wird von Lerch, wie auch vom Übersetzer und anderen, nicht von Zweig, mit Peter und Lutz wiedergegeben. Bin ich bloß ein so eingefleischter Philologe, daß mir Lutz als Mädchenname und Wiedergabe von Luce mißfällt? Am schwächsten ist das letzte Kapitel ausgefallen: die Parallelisierung Rollands mit Rousseau. Natürlich, im großen ist das Analogon da, beide sind 'Erneuerer der Gesinnung'. Was aber Lerch hinzubringt, um die Ähnlichkeiten zu vermehren, ist schief gesehen und gezwungen. Die Temperamente differieren in Entscheidendem. Die Frage einer Parallele des



Stils ist bloß obenhin berührt und unergiebig. Dazu wieder eine Kleinigkeit: Lerch schließt mit dem Buffonzitat: *Le style, c'est l'homme.* Lerch weiß, daß Buffon sein Wort anders gemeint hat, als es gemeinhin aufgefaßt wird, aber er zitiert falsch. Buffon sagt: *Le style est l'homme même,* was etwas anderes ist.

Als Anhang gibt Lerch eine Bibliographie: er fügt in Klammern hinzu (Auswahl). Das halte ich für bedauerlich. Bei einem Werke, das den gegenwärtigen Romain Rolland abschließend behandeln will, hilft uns eine Auswahl nichts; wir wollen das ganze bisherige Werk übersehen können. Und dieser Fehler hat sich schon bei Lerch selber gerächt: es fehlen in der Bibliographie Louvain et Rheims 1915 und die Offenen Briefe an Hauptmann und Verhaeren 1914. Das bedeutet nicht nur ein Fehlen in der Bibliographie, das letzten Endes gleichgültig wäre, sondern das Verwischen eines wichtigen Zuges. Rolland hat die französische Kriegspsychose beileibe nicht mitgemacht, aber am Anfang sah er doch noch etwas gehemmt, nämlich anläßlich von Rheims. Erst in Au-dessus de la mêlée 1915 steht er über den Dingen und ist wirklich der gute Mitteleuropäer. Erinnert er nicht hier an seinen Helden Michelangelo, der aus dem belagerten Florenz floh, aber im letzten Augenblick heimkehrte, um seine Bürgerpflicht zu tun? Ist diese Selbstüberwindung nicht größer und heroischer, als wenn er von Anfang an dort geblieben wäre? — Zum Schluß noch etwas Prinzipielles. Die französische Durchschnittskritik lehnt bekanntlich Rolland als unkünstlerisch ab. Demgegenüber betont man mit Recht, daß Rollands Romane nicht mit dem Maßstabe eines, sagen wir naturalistischen Durchschnittsromans zu werten sind, daß sein Ethos das Entscheidende ist usf. Das ist alles selbstverständlich richtig, und Lerch hat es wieder wuchtig unterstrichen. Aber — geben wir damit nicht doch auch ein Stück von Romain Rolland preis? Sollen wir im Jean-Christophe, im Breugnon, in der Ame enchantée, in den Dramen wirklich bloß das Ethische werten? Wir vergessen im Eifer des Kampfes um den Ethiker den Künstler Rolland! Allein schon die wundervolle Incantatae cantica, *je baise tes mains,* von der Lerch in dankenswerter Weise ein Faksimile bringt, schon dieses eine prachtvolle Gedicht gäbe Rolland eine hohe Stellung unter den Künstlern seines Volkes und der ganzen Welt. Auf dem Gebiete des Stils und der Kunst Rollands ist fast noch alles zu sagen.

Jena. Heinrich Gelzer.

Georges Duhamel et Charles Vildrac, Notes sur la technique poétique. Paris, Champion, 1925.

Unter diesem anspruchslosen Titel bringen die beiden Verfasser ihre Gedanken über die moderne Metrik. In erster Linie geht es ihnen um die Metrik des *vers libre*; aber da sie die traditionellen Versmaße nicht ausschließen, sondern nur ihre Allgemeingültigkeit ablehnen, umfassen ihre Bemerkungen in der Tat die gesamte Metrik. Es ist selbstverständlich, daß die Zusammenarbeit dieser beiden führenden Männer und ausgezeichneten Künstler jedem, der sich für Lyrik interessiert, viel zu sagen hat. Sie geben mehr, als man von einer landläufigen Metrik erwartet. Sie stellen nicht die metrischen Gepflogenheiten etwa der gegenwärtigen Lyrik fest, sondern sie sprechen über die Wirkungen, die mit dem metrischen Handwerkszeug zu erzielen sind. Sie gehen somit über das hinaus, was Tobler in seinem klassischen Buche 'Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit' festlegen wollte. Sie sprechen von den Absichten und Wirkungen der metrischen Technik, betreten also Neuland, was Künstler, aber nimmermehr Kritiker wagen durften. Und hier steckt das Anregende und Neue ihrer Arbeit, das in einer anmutigen und geistreichen Form vorgetragen wird. Zum Beispiel was sie



über die *constante rythmique* und über das *équilibre rythmique* sagen; oder anläßlich der *allitération.* Anläßlich des gleichen Wortes im Reim: *Que dirons-nous de la répétition du même mot à la rime, sinon que, sévèrement interdite dans la versification de Despréaux comme une 'tricherie', une fraude, elle est, au contraire, précieusé, exige un grand doigté et donne au mot interessé un relief saisissant que rien ne sauroit donner plus intensément.* Das *enjambement* lehnen sie ab: *Nous croyons que l'enjambement ... n'est jamais qu'un contresens. On en use comme on détournerait une loi en jouant sur son texte. L'enjambement est une façon de sauver les apparences, de détruire l'intégrité d'un mètre impunément sans violer la 'règle du jeu'.*

Über den Reim; nicht verächtlich wie Verlaine in seiner berühmten *art poétique*: *La poétique comporte maintenant d'autres protagonistes; la rime est un acteur dont l'emploi reste dans ce qu'on appelle, au théâtre, les 'utilités'. Par exemple: marquer parfois la fin de quelques vers à rythme émoussé. Sonner, rouler, quand il faut faire donner les cuivres et la batterie ... Rehausser de préciosité une miniature poétique ... Faire d'amusantes petites blagues.* Man könnte noch viel Interessantes und Kluges anführen. Zum Schluß nur noch eine ihrer spitzen Formulierungen: *On rencontre parfois le 'beau vers' qui a les effets de plastron et l'allure connue du 'joli garçon'. Très bien porté dans le Midi.* —

Diese Beispiele geben bloß eine schwache Ahnung von der Fülle des Geistes und der Anregung, die in dem Büchlein steckt, dessen Lektüre sie niemals ersetzen können, zu der sie auch bloß auffordern sollen. Duhamel und Vildrac spielen die steril gewordene Metrik des Konstatierens in das Gebiet des künstlerischen Schaffens hinüber.

Jena. Heinrich Gelzer.

Karl Rocher, Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage. Für Schulen und zum Selbstunterricht für Lateinkundige. Leipzig 1926. 324 S.

Jeder Sprachbegabte, der ohne wissenschaftliche Leitung vom Lateinischen zum Italienischen kommt, macht sozusagen auf eigene Faust die wunderbare Entdeckung der Sprachverwandtschaft, und es ist daher gar keine Frage, daß ein Buch wie das vorliegende sehr vielen Italienisch Lernenden Vergnügen und Förderung bieten wird. Ja, es ist viel erstaunlicher, daß es nicht schon längst vorhanden war, als daß es jetzt endlich erscheint. Man kann es warm begrüßen, um so mehr, als die Anordnung offenbar wohlüberlegt ist. Der Verfasser hat sichtlich das Hauptgewicht auf den Selbstunterricht gelegt; daher gibt er keine Übersetzungsübungen in das Italienische, dafür die gesunde Aufforderung, Stücke aus dem Italienischen ins Deutsche und nach einigen Tagen ins Italienische zurück zu übersetzen. Was die lateinische Grundlage anbelangt, ist sie für den Wortschatz und in geschickter Beschränkung für die Veränderungen der Lautung herangezogen, so daß dem Lateinkundigen in dieser Beziehung eine Art Schlüssel für die Erschließung italienischer Wörter und Wortformen gegeben wird. Wo es sich um Funktion und 'Syntax' handelt, sieht R. vollkommen vom Lateinischen ab, obzwar hier gewiß auch viel gesagt werden könnte, ohne die Grenzen zu überschreiten, die er sich gezogen: die einer 'praktischen' Grammatik im Gegensatz zu einer rein sprachgeschichtlichen Darstellung. Ob die Bezeichnung 'praktisch' paßt, bleibe dahingestellt. Der Leser wird schwerlich aus dieser Grammatik im Umgangston sprechen lernen. Aber er kann mit ihrer Hilfe literarische Kenntnisse erwerben und einen Einblick in das Wesen der Sprache gewinnen. Viele gute Beispiele für den Gebrauch der Präposi-



tionen, eine ansehnliche Sammlung von Redensarten, Sprichwörtern und guten Wendungen seien besonders hervorgehoben. Bei diesen Vorzügen ist es zu erwarten und zu wünschen, daß das Buch sich rasch verbreiten wird. Für künftige Auflagen seien u. a. folgende Besserungsvorschläge verzeichnet.

Es wäre zweckmäßig, wenn die allgemeinen Lehrsätze und die aus den Beispielen gewonnenen Regeln gesperrt gedruckt wären. Auch genügt das Inhaltsverzeichnis nicht. Der Leser muß doch die allgemeinen Sätze an verschiedenen Stellen des Buches wieder zu Rate ziehen. Eine (mit Recht) nicht systematisch angelegte Grammatik muß ein systematisches Inhaltsverzeichnis haben, und die Nummern der Übungen müssen am Kopf der Seite sichtbar sein, sonst kann der Leser nicht lernen. So steht z. B. in der Übung S. 200 *per iscrivere*. Der Versuch, die Stelle zu finden, wo das *i-* erklärt wird, ist mir nicht geglückt. Anderen dürfte es ebenso gehen. Ein Fehler, der bei der Anordnung der meisten Grammatiken begangen wird, geht auf die durch keine Erfahrung berechtigte Meinung zurück, der Leser werde alles, was schon einmal vorgekommen ist, im Kopf haben. Jede Sprachlehre muß auch als Nachschlagebuch dienen können. Der Leser, der nicht mehr nachzuschlagen braucht, benutzt das ganze Buch nicht mehr.

Zur Erklärung der Zeichen: *ǵ* 'zu sprechen wie *dsch*' ist nicht genügend. Man muß Laute, die das Deutsche nicht hat, als dem Deutschen fremd bezeichnen und beschreiben.

Zu S. 3, Anmerkung. Sardisch ist kein italienischer Dialekt, daher war es S. 1 aufzuzählen.

S. 1. Die Sprache der klassischen lateinischen Schriftsteller war nicht 'bis zu einem gewissen Grade künstlich'. Es war die künstlerische Ausgestaltung der Sprache. Weiter unten wird richtiger 'Schriftlatein' gesagt.

Ebenda, Anmerkung. Weder das nachklassische noch das mittelalterliche Latein sind 'entartetes' Latein. Noch übler nimmt sich der Satz S. 2 aus, daß 'das Schriftlatein die Sprache der Kirche, der Schulen ... der Rechtspflege wurde' statt: unverändert, in möglichst getreuer Überlieferung blieb, während die Volkssprache unbewußt sich veränderte.

S. 3. Der Humanismus kann nicht 'ans Ende des Mittelalters' verlegt werden, soweit es sich um Neubelebung der lateinischen Kenntnisse handelt. Die karolingische Renaissance macht sich in Italien seit dem Ende des 10. Jh.s geltend, und eine große Anzahl von Buchwörtern ist so alt wie die schriftsprachliche Verwendung des Vulgare.

Ebd. Ob das Spanische wirklich dem Lateinischen näher steht als das Schriftitalienische, ist doch fraglich.

Ebd. Es sollte doch endlich nicht mehr von 'Betonung' gesprochen werden, wo Ausatmungsdruck (Akzent) gemeint ist.

S. 7. Statt fünf Beispielen für Abfall des auslautenden *-t* sollte lieber eins für *-s* stehen und ein für allemal darauf aufmerksam gemacht werden, daß *-m* in der Volkssprache nicht mehr vorhanden war. Und dies *-m* sollte dann gar nicht wieder vorkommen.

S. 8. Die Ausdrucksweise: 'Auch das Adjektiv ist aus dem lat. Akkusativ entstanden', die mehrfach anzutreffen ist, sollte vermieden sein: Beim Adjektiv wie beim Substantiv bleibt in erster Linie die Form des Akkusativs.

S. 16. Ebenso unerfreulich wirkt: Der auslautende Konsonant (z. B. *mel*) ist dadurch erhalten geblieben, daß ein *e* oder *o* angefügt wurde. Es ist nicht schwerer verständlich zu sagen: weil die Einsilbigen den Zweisilbigen angeglichen wurden. S. 29 erwähnt R. den Vorgang der Analogie; an allen anderen Stellen — besonders fühlbar S. 149 — geht er ihm aus dem Wege. Wer Lateinisch gelernt hat, hat systematisch gelernt, und man mutet ihm nicht nur nicht zu viel zu, sondern man erleichtert ihm das Lernen durch Benutzung seiner systematischen Kenntnisse.

S. 18. 'Doppelkonsonanten müssen ... wie ein gedehnter Konsonant ge-



sprochen werden, d. h. so, daß der betreffende Laut länger dauert als der des einfachen Konsonanten.' (!) R. meint natürlich 'die betreffende Lautung'. Dabei handelt es sich aber nicht nur um die Länge, sondern auch um die Schärfe der Lautung.

S. 17 und 23 sind Wiederholungen. Dagegen ist die Darstellung des Lautwechsels im Stammauslaut zu dürftig und zu wenig eindringlich gedruckt.

S. 25 *parlare* als zu schwierige Ableitung ohne Angabe des Etymons. Da S. 232 *parola* erklärt wird, müßte darauf verwiesen werden.

S. 35. *fibbia* u. ä. Der 'erste Bestandteil wird verdoppelt'. Besser: gelängt.

S. 79. *quello* < eccum ille und S. 139 *colui* < eccum ille müßte doch näher erklärt werden.

S. 83. Soll die Bezeichnung 'unregelmäßig' für starke Partizipien u. ä. weitergeschleppt werden, wenn auch mit der Einschränkung 'sogenannt'?

S. 106 ff. Bildung der Zeitwörter. 1. Durch das Suff. *-are*. R. müßte deutlich von lat. Bildungen sprechen und von denen, die das Italienische nach Analogie der letzten bildet. Von den S. 106 angeführten sind die italienischen Bildungen *montare, cagion., content., mont., nevic.* zwischen die aus dem Lateinischen ohne weiteres eingestreut. *-iare* ist vom italienischen Standpunkt aus überhaupt kein fruchtbares Suffix. Ebenso wäre bei der Präfixbildung S. 113 ff. zu scheiden zwischen italienischen und voritalienischen Bildungen. Nur bei ersteren ist die Präfixbildung bewußt, so daß von 'mehr als einem Präfix' gesprochen werden kann, z. B. *riabbracciare, acconsentire,* während in *raccontare, nascondere* gar kein Präfix empfunden wird, in *radunare, incomminciare* nur eines usf.

S. 126. *de — re — in — pectus* ist keine wirkliche Grundlage und auch keine zu besternende, da doch eine zeitliche Aufeinanderfolge von Wortzusammensetzungen vorliegt.

S. 138 *taluno* u. ä., S. 185 *qualunque* dürfen nicht aus dem lateinischen Nominativ abgeleitet werden.

S. 160. Beispiele von Präpositionenhäufung (*di sotto la tavola*). Nicht richtig, denn es ist nur eine Präposition (*di*) mit einem Adverbiale (*sotto la tavola*). Nicht anders geartet ist das hinzugefügte *una tavola con di sopra molti libri,* nur daß hier die adverbiale Ortsbestimmung zwischen Präposition und Nomen eingeschoben wurde.

S. 184. *C'é nessuno che possa andare per il medico? Parla sempre come un uomo che abbia perduto il giudizio* u. ä. wird erklärt als 'Konjunktiv in Relativsätzen, welche ein Ziel, einen Wunsch, einen Zweifel ausdrücken, d. h. welche andere Sätze vertreten, in denen der Konjunktiv stehen müßte'. Nicht sehr deutlich. Der Relativsatz ist ein unselbständig gewordener Hauptsatz. Im selbständigen Hauptsatz würde man aber heutzutage nicht den Konjunktiv, sondern den Konditionalis verwenden. *Chi potrebbe andare ...? Avrebbe perduto il giudizio.* (Man könnte glauben, es sieht so aus, als ob ...)

S. 194 für die Regel 'ng [*e i* wird in Proparoxytonis zu *ñ*' fehlt jedes Beispiel. Erst kommt die 'Abweichung' *piangere,* viel weiter, S. 195 unten, ohne jede Kenntlichmachung *spegnere.*

S. 198. *ri* (*re*) als lateinische Lautgruppe müßte fett gedruckt sein.

S. 199. *paiamo* ist analogisch zu *paio paiono* und hätte so gut als solche Bildung erwähnt werden müssen wie S. 194 *piangere.* R. übergeht auch S. 198 die Tatsache, daß nur nachakzentisches *ri* > *j* wird. Gerade bei dieser Gelegenheit konnte darauf hingewiesen werden, daß *-iamo* sich verhältnismäßig spät verallgemeinert.

S. 201 *intiero* 'neben *intero*' ist nicht richtig, da *intero* die Hauptform ist; *intiero* ist schwerlich 'Suffixvertauschung', sondern Gallizismus.

Schließlich noch etwas Äußerliches. Das übrigens gut gedruckte Buch zeichnet sich vor anderen Büchern in unerfreulicher Weise dadurch aus, daß es — vollkommen ungeheftet ist!

Wien. Elise Richter.

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für roman. Sprachen und Kultur. Bd. VI: Waffen nach der span. Literatur des 12. und 13. Jh.s von Wilhelm Giese. Hamburg 1925. X, 134 S.

Diese Schrift enthält eine kluge und methodische Bearbeitung des Materials, das aus der altspan. Literatur hinsichtlich der Waffen, der Rüstung und ihrer Verwendung zu gewinnen ist. In vielen Punkten sind die Ergebnisse glatt und endgültig; vielleicht wird aus der lat. Literatur des mittelalterlichen Spanien, die Vf. wegen der Schwierigkeit ihrer Auswertung beiseiteläßt, doch später noch einmal einiges herauszuholen sein. Die fürs französische und deutsche Mittelalter bisher schon erzielten Resultate werden durch Gieses Ausführungen oft überraschend bestätigt oder gar aufgehellt. Handelt es sich in linguistischer Hinsicht vorwiegend um eine ausgezeichnet dokumentierte Materialsammlung, so bringt Vf., der sich auch der arabischen Seite der Angelegenheit widmet, in sachgeschichtlicher Beziehung kundig und scharfsinnig, kaum je übers Ziel schießend, wie es mir scheint, unser Wissen mittelalterlicher Waffenkunde ein Stück voran. In der Verbindung philologischer Ausdeutung der einzelnen Termini technici und Wendungen mit der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Waffen (des Speeres von der Wurfwaffe zur Stoßwaffe, des Schwertes vom Hiebgebrauch zum Hieb- und Stoßgebrauch usw.) und in der Anwendung der Ergebnisse der Forschung über die mittelalterlichen Waffenverhältnisse anderer europäischer Länder auf ein systematisch bisher unausgeschöpftes Land, auf Spanien, liegt die Bedeutung der Arbeit. Die Abgrenzung des Materials gegenüber dem Portugiesischen und Katalanischen hat Giese streng und absolut durchgeführt. Vielleicht hätte auch von der unmittelbar folgenden Zeit, vom 14. und 15. Jh. her, noch einiges Licht auf die mittelalterliche Waffenkunde der Península geworfen werden können. Es ist z. B. sehr lehrreich, von einer Turnierbeschreibung wie dem Paso honroso des Suero de Quiñones (1439, von dem die stark gekürzte Fassung Juans de Pineda von 1588 von Archer Huntington faksimiliert vorliegt und dessen sehr umfangreiches Original des 15. Jh.s ich mit Miguel Artigas seit längerem für den Druck vorbereitet habe) rückblickend festzustellen, wieviel von der Terminologie des Waffengebrauchs in der Sprache der Turnierkämpfer der Folgezeit auch bei weiterer Entwicklung der Waffen erhalten geblieben ist.

Halle (Saale). Werner Mulertt.

Antología de la Literatura española, por Juan Hurtado y Angel González Palencia. Madrid 1926. VI, 586 S. 8°.

Blütenlese der älteren spanischen Literatur, unter Mitwirkung von Fritz Krüger zusammengestellt und erläutert von Ernst Werner. Leipzig, B. G. Teubner, 1926. XI, 180 S. 8°.

Lesebuch der älteren spanischen Literatur von den Anfängen bis 1800, von Werner Mulertt. Halle, Max Niemeyer, 1927. XIV, 391 S. 8°.

Zwei von diesen drei Bänden, nämlich *P* (= Palencia) und *W* (= Werner), schließen sich an ein literargeschichtliches Handbuch an, *M* (= Mulertt) als drittes ist sozusagen freihändig, d. h. ohne gebundene Marschroute entstanden, da der Sammlung, der es zugehört, das entsprechende Handbuch bis jetzt noch fehlt. *P* umfaßt demnach die weitaus größte Zeitspanne, beginnt mit Seneca und endigt mit den noch lebenden Brüdern Alvarez Quintero. Es

bietet, als besondere Eigenart, für die älteste Zeit spanische Übersetzungen aus dem Lateinischen und Arabischen sowie vulgärlateinische Textproben, ja sogar eine kleine Auswahl in *aljamia* (bekanntlich das von den Mauren gesprochene und geschriebene Spanisch, wie andererseits *algarabia* ursprünglich das von den Christen verkorkste Arabisch und späterhin schlechtweg *Kauderwelsch* bedeutete). *W* beginnt mit dem Cidgedicht und reicht bis Juan de Valdés einschließlich. Die zeitliche Begrenzung ist hier enger, der Spielraum dafür um so größer. Die Auswahl ist weniger bunt, dafür aber sehr geschmackvoll und mit Bezug auf den einzelnen Text von erfreulicher Ausführlichkeit. *M* reicht vom Cidgedicht bis Jovellanos, faßt also die Zeit von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt *Ältere spanische Literatur* zusammen, während die neuere und neueste Zeit einem entsprechenden zweiten Band vorbehalten sein soll, eine Teilung, mit der man sich recht wohl einverstanden erklären kann. Die Textbehandlung ist je nach der individuellen Auffassung der drei Herausgeber verschieden. *P* führt bereits vom 16. Jahrhundert ab vollständig moderne Schreibweise durch. *W* gibt ein möglichst getreues orthographisches Bild der zugrunde gelegten Originalausgaben und hilft dem Verständnis des Anfängers durch maßvolle Akzentsetzung nach. Ebenso verfährt *M*, der aber seinerseits auf die akzentuelle Ergänzung verzichtet. Selbstverständlich haben alle drei Herausgeber einer sinngemäßen Modernisierung der Interpunktion ihr Hauptaugenmerk zugewendet. Am größten ist natürlich der Unterschied der drei Bände auf dem Gebiet der Erläuterungen und sonstigen Lektürebehelfe. *P* hat in erster Linie spanische Leser im Auge und beschränkt sich infolgedessen auf einen Anhang von rein literarhistorischen Anmerkungen. *W* faßt den gesamten sprachlichen und sachlichen Kommentar in knappe, aber gründliche Fußnoten gleich unter dem Text zusammen. *M* hat in dieser Beziehung des Guten fast allzuviel getan. Er gibt zweierlei Arten von Anmerkungen, einerseits Textvarianten in Auswahl (in einer Anthologie meiner Ansicht nach fehl am Ort) und andererseits Sprach- und Sachkommentar. Ergänzend tritt hierzu schließlich auch noch ein äußerst umfangreiches, mit größter Mühe und Sorgfalt angelegtes und darum auch besonders schätzenswertes Wörterbuch.

Korrekturen an Einzelheiten und Kleinigkeiten würden hier zu viel Raum in Anspruch nehmen; ich habe es vorgezogen, sie, soweit sie mir dessen wert erschienen, den einzelnen Herausgebern brieflich mitzuteilen. Hier will ich lieber meinen Gesamteindruck klar zusammenfassen. Jedes dieser drei Werke kann meiner Ansicht nach recht gut für sich bestehen, und alle zusammen bilden sie, gegenseitig sich ergänzend, eine erfreuliche Bereicherung unseres modernen spanischen Büchervorrats. Keins von ihnen ist überflüssig, denn alle drei sind sie mit Sorgfalt und Sachkenntnis gearbeitet. Jedes kommt einem etwas anders gearteten Bedürfnis entgegen, und wer sie vollends alle drei sich zulegen kann, der besitzt die schönste Auswahl spanischen Literaturgutes, die sich denken läßt. Bibliographisch ist noch anzufügen, daß *W* einen Band von *Teubners Spanischer und hispano-amerikanischer Studienbücherei, herausgegeben von F. Krüger*, bildet, während *M* als Nr. 10 der *Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, herausgegeben von K. Voretzsch*, figuriert.

München. L. Pfandl.

J. F. Montesinos, Die moderne span. Dichtung. (Teubners Hisp.-Amerik. Studienbücherei.) Leipzig 1927. VIII, 214 S.

Die Absicht des Verfassers, 'die Grundlinien der Entwicklung der gegenwärtigen span. Lyrik klarzulegen' und dabei die Strömungen um 1898 be-



sonders zu würdigen, darf als gelungen bezeichnet werden. Nach einem einleitenden Kapitel über die Lyrik seit 1850 behandelt M. die Vorläufer der *Generación de '98*, wobei er Rubén Darío einen eigenen Abschnitt widmet. Dann folgt eine Würdigung der '98er' (die beiden Machados, Jiménez, Marquina, Villaespesa); die 'Nachklänge und neueren Strömungen' umfassen Unamuno, Valle-Inclán, R. Pérez de Ayala u. a. Auch die regionale und mundartliche Dichtung ist gebührend berücksichtigt, ebenso führt ein Überblick die neuesten Vertreter der Lyrik auf. Zusammenfassend erklärt M., daß die neueste span. Literatur von der Westeuropas nicht übermäßig abweiche und daß die Versuche einer Umwälzung, wie sie gerade um die Jahrhundertwende angestrengt wurden, als gescheitert zu betrachten seien. Den zweiten Teil der anregenden Studie bildet eine Auslese von Proben (mit Anmerkungen), deren Auswahl warm zu begrüßen ist und einem längst empfundenen Mangel entgegenkommt. Bei den großen Schwierigkeiten, mit denen man gegenwärtig in Deutschland hinsichtlich der Beschaffung neuester span. Literatur zu rechnen hat, füllt diese Sammlung feinsinnig zusammengestellter Proben eine empfindliche Lücke aus. Leider sind einige störende Druckfehler unterlaufen (S. 35, 6 v. u. soll es heißen: *de Cristóbal Colón*, S. 39, 10 v. o.: *a la reina*, S. 40, Mitte: *En la sombra*, S. 63, 2 v. u.: *romántico*, S. 133,47: *saludan*, S. 168,48: *en la noche*, S. 194,17: *nunca*, S. 211 ad 207: *de España).*

München. E. Werner.

C. Barja, En torno al lirismo gallego del siglo XIX. (Smith College Studies in Mod. Lang. VII, 2. 3.) Northampton, Mass. 1926, VIII, 149 S.

Der als Verfasser einiger recht geschickt angelegter Anthologien bekannte Hispanist macht hier den begrüßenswerten Versuch, die lyrische Renaissance der galizischen Dichtung (seit 1861) eingehend zu würdigen. Ausführliche Proben, vor allem auch aus der fast unerschöpflichen Volkspoesie, vermitteln das Verständnis. Der flüssige Stil, in dem C. Barja die Hauptvertreter der galizischen Lyrik bespricht (Rosalía de Castro, Ed. Pondal, M. Curros Enríquez und viele andere), erhöht den Genuß der Lektüre dieser Studie, die ein etwas vernachlässigtes Kapitel der Hispanistik treffend beleuchtet.

München. E. Werner.



Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker. 1927. V, 1 [H. Fehr, Mehr Geistesgeschichte in der Rechtsgeschichte. — Fr. Neumann, Wolfram von Eschenbachs Ritterideal. — P. Hartig, Alfred der Große und Thomas von Aquino. Untersuchung zur Bedeutung volksheitlicher Verwurzelung. — Fr. Baethgen, Rota Veneris. — E. Auerbach, Über das Persönliche in der Wirkung des heiligen Franz von Assisi. — H. Schrade, Über Symbol und Realismus in der Spätgotik. — Günther Müller, Ergebnisse und Aufgaben in der Minnesangforschung. — Fr. Neumann, Das Nibelungenlied in der gegenwärtigen Forschung. — J. Bernhart, Vom Geistesleben des Mittelalters. Ein Literaturbericht].

Language notes. I, 2, June 1925 [E. Sapir, Sound patterns in language. — A. P. Weiß, Linguistics and psychology]. — 3, Sept. [E. E. Sturtevant, Remarks on the Lydian inscriptions. — R. E Parker, Spenser's language and the pastoral tradition. — M. Bloomfield, On a case of suppletive Indo-European suffixes. — J. de Angulo, The linguistic tangle of Oaxaca. — R. G. Kent, Final æ in Latin case-forms. — E. A. Speiser, Vocalic n in Assyrian]. — 4, Dec. [A. M. Espinosa, Syllabic consonants in New Mexican Spanish. — L. H. Gray, The Indo-European negative prefix in n. — L. Bloomfield, On the sound-system of Central Algonquian.] — II, 1, March 1926 [H. Collitz, World languages. — W. Petersen, The vocalism of Greek verbs of the type *πίτνημι*. — E. H. Sturtevant, On the position of Hittite among the Indo-European languages. — S. Kroesch, Analogy as a factor in semantic change. — J. de Angulo, The development of affixes in a group of monosyllabic languages of Oaxaca.] — 2, June [C. D. Buck, Some questions of practice in the notation of reconstructed *ie* forms. — M. H. Liddell, Stress pronunciation in Latin. — J. de Angulo, The development of affixes in a group of monosyllabic languages of Oaxaca.] — 3, Sept. [L. Bloomfield, A set of postulates for the science of language. — A. R. Nykl, The quinary — Vigesimal system of counting in Europe, Asian and America. — H. Collitz, A century of Grimm's law. — R. G Kent, On some animal names in Italic. — U. T. Holmes, Old French *De Ne.*]. — 4, Dec. [R. G. Kent, The inscription of Dvenos. — E H. Sturtevant, Commodian and medieval rhythmic verse. — J. de Angulo, Tone patterns and verb forms in a dialect of Zapotek]. — III, 1, March 1927 [C. D. Buck, A new Darius inscription. — A. H. Schutz, Catellus, Caniculus. A case of semantic interchange. — Waldemar Jochelson, The instrumental and the comitative in the Aleut language. — R. G. Kent, The -tt- in Latin *quattuor*. — G. M Bolling, Kandaules].

Schule und Wissenschaft. I, 3, Dez. 1926 [E. Obst, Der gegenwärtige Stand der Geographie als Wissenschaft. — O. Graf, Der Sinngehalt des geographischen Unterrichts über Deutschland. — O. Muris, Die deutsche Landschaft im wissenschaftlichen und künstlerischen Erleben der Gegenwart.] — 4, Jan. 1927 [R. Müller-Freienfels, Nationalismus und Internationalismus in der Erziehung. — P. Hartig, Kulturkunde und Jugendpsychologie. — K. Ott, Taines Napoléon Bonaparte. — W. Grabert, Volkstum und Bildungsideal]. — 5, Febr. [E. Wechßler, Die Antike und das abendländische Menschentum. — K. Levinstein, Griechenkult und Deutschtum im zweiten Teil von Goethes Faust. — A. Bork, Die Gestalt des Sokrates im griechischen Unterricht.] — 6, März [H. Strohmeyer, Sprache und Bildung. — S. Engelmann, Wege zur

Stilbildung im deutschen Unterricht. — Ph. Aronstein, Der Geist der englischen Sprache. — O. Morgenstern, Der bildende Wert der Erlernung der alten Sprachen]. — 7, April [H. Preller, Das nationale Problem in der Geschichte des 19. u. 20. Jh. — F. Schnabel, Französische und englische Historiker im Unterricht]. — 8, Mai [J. Wagner, Wert und Unwert der Konzentration. — W. Grabert, Die Gegenwartserfassung im Deutschunterricht].

Speculum. I, 2, April 1926 [A. Griscom, The date of composition of Geoffrey of Monmouth's *Historia.* — J. R. Reinhard, The literary background of the *Chante fable.* — M. B. Ogle, Some aspects of mediaeval latin style]. — 3, July [E. K. Rand, Mediaeval gloom and mediaeval uniformity. — A. Wilmart, Le lectionnaire de Saint-Père. — D. V. Thompson, Jr., *Liber de coloribus illuminatorum sive pictorum* from *Sloane ms. No. 1754.* — J. Dickinson, The mediaeval conception of kingship as developed in the *Policraticus* of John of Salisbury]. — 4, Oct. [J. F. Willard, Inland transportation in England during the fourteenth century. — A. S. Cook, Augustine's journey from Rome to Richborough. — H. H. Thornton, The poems ascribed to King Enzio. — J. W. Thompson, The Romance text of the Strassburg oaths. Was it written in the ninth century?]. — II, 1, Jan. 1927 [E. H. Wilkins, Dante and the mosaics of his *Bel San Giovanni.* — L. C. Mac Kinney, Pregothic architecture: a mirror of the social-religious renaissance of the eleventh century. — G. H. Gerould, King Arthur and politics. — E. K. Rand, On the symbols of the abbreviations for — tur]. — 2, April [C. Johnson, An abortive passage of arms in the fourteenth century. — G. L. Hamilton, A new redaction (J 3a) of the *Historia de Preliis* and the date of redaction J 3. — L. Thorndike, Survival of mediaeval intellectual interests into early modern times. — E. K. Rand, A nest of ancient notae. — T. Spencer, Chaucer's hell: A study in mediaeval convention].

Paul Hankamer, Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im 16. u. 17. Jh. Bonn, Cohen, 1927. XVI, 207 S.

E. A. Esper, A technique for the experimental investigation of associative interference in artificial linguistic material. (Language monographs publ. by the Linguistic Soc. of America I.) Philadelphia, Linguistic Society of Am., 1925. 46 S.

P. Matthes, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff. Philosophische Untersuchungen im Anschluß an das Kategorienproblem in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft. (Philosophie und Geisteswissenschaften. Hg. E. Rothacker. 3. Bd.) Halle, Niemeyer, 1926. 96 S. Geh. 5 M., geb. 6,50 M.

Aus A. Martys Nachlaß hg. von O. Funke, Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre. Gedruckt mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur. (Schriften der Deutschen Wissensch. Ges. in Reichenberg, 3.) Reichenberg, Stiepel, 1926. 95 S.

F. Panzer, Volkstum und Sprache. Rektorsrede. Heidelberg, 22. Nov. 1926. Frankfurt a. M., Diesterweg. 23 S. [Die Sprache wird betrachtet als Ausdruck der Volkserlebnisse, 'als das tönend gewordene Gemüt unseres Volkes', was in historischem Überblick beredt erläutert wird. 'In unserer Sprache liegt, keiner Gewalt zugänglich, die echte deutsche Heimat, lebt unsichtbar das größere deutsche Reich der Zukunft.' Aus Mancini 1851, einem Verfechter italienischer Freiheit und Einheit, ruft er den heutigen Peinigern Deutsch-Südtirols ein Wort ins Gedächtnis, damit sie erröten: 'Wer ein Volkstum verletzt, ermordet die Freiheit selbst, deren Gemeinentfaltung es darstellt. *Santa e divina cosa.*' Mehr Pflege unserer Muttersprache wird gefordert.]

W. Flemming, Epik und Dramatik. (Wissen und Wirken, hg. von E. Ungerer, 27.) Karlsruhe, Braun, 1925. 99 S.

Richard Wahle, Die Tragikomödie der Weisheit. Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens. Ein Lesebuch. 2. unveränderte, um ein Vorwort verm. Aufl. XII, 396 S. [Aufklärung gegen die Philosophie erstrebt





der Vf., der als o. Prof. der Philosophie an der Wiener Universität doziert. Zu lange habe die Philosophie schon die Menschen zu den größten Irrtümern über die höchsten Probleme angeleitet. Zuerst überwogen die objektiven Lehren der altgriechischen Naturkünder; dann wurden diese alten Lehren von der Scholastik und ihren Nachfolgern bis herab zu Hobbes wiederholt. Es schloß sich daran eine vorwiegend subjektive Auffassung, die sich schließlich in 'Mischmasch' auflöste. 'Die klare, definitive, kritische, unwillige Abweisung aller die Vorkommnisse überschreitenden Fiktionen und Konzeptionen muß Gemeingut aller werden.' S. 395.]

A. St. Cook, Augustine's journey from Rome to Richborough. (Speculum II, 4, Oct. 1926, p. 375–97.)

D. E. Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis. (Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur.) München, Bergmann, 1926. LXXXIV, 262 S. [Eingehender untersucht werden Agamemnon und Achilles, Vergils Dido, Othello, Thomas Manns 'Tod in Venedig', der Mann in Schönherrs 'Weibsteufel'.]

Adam, A religious play of the twelfth century, translated from the Norman French and Latin into English verse by E. N. Stone. (University of Washington publ. in lang. and lit. IV, 2.) Seattle, Un. of Wash. Press, 1926. S. 159–93. [Zum zweitenmal wird dies 'first of the religious dramas in France' ins Englische übersetzt unter möglichster Treue gegen Inhalt und Form. Betreffs Entstehung des Denkmals wird auf Studers Ausg. 1918 verwiesen. Die kindliche Gläubigkeit und Würde des Originals haben den Übersetzer mächtig angezogen.]

K. C. v. Loesch, Schlesiens Lage und ihre Gefahren. (Volk und Reich, April—Mai 1926, S. 167–78.) Berlin W 30, Motzstr. 22. [Lesenswert.]

Schriften des Instituts für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck, hg. von Lamp. 1. Folge: H. Wopfner, Deutsche Siedlungsarbeit südlich des Brenners, eine volkskundliche Studie; 47 S. H. Margreiter, Die Literatur über Hochetsch seit der Lostrennung von Österreich; 92 S. Innsbruck, Wagner, 1926. [Der bekannte Siedlungshistoriker H. Wopfner faßt in der ersten Schrift in gemeinverständlicher Weise die Ergebnisse jahrelanger Kleinarbeit zusammen. Nach Anführung der historischen Quellen, aus denen das hohe Alter des Deutschtums in Südtirol hervorgeht, erschließt er aus den stummen Zeugnissen der Südtiroler Siedlungsformen die gewaltige Kulturarbeit, die seitens der deutschen Einwanderer vom frühesten Mittelalter an hier geleistet worden ist; zeigt, wie die einwandernden Bajuwaren nicht als Eroberer die altladinische Bevölkerung verdrängten, sondern dem rauhen Boden, den Sumpfgegenden, den Urwäldern fruchtbares Kulturland abrangen. Saxa loquuntur. Das trotz allem dieses uralte deutsche Kulturland durch den Vertrag von St. Germain Italien zugesprochen wurde, ist bekannt. Was Wopfner über das Verhältnis von Siedlungsformen und Namensgebung berichtet, wird auch der Ortsnamenforscher auf romanischem Gebiet stets berücksichtigen müssen. — Die Literatur, die gegen diese gewaltsame Annexion Stellung nahm, und die Gegenliteratur, die den der Nachwelt einst wohl unverständlich erscheinenden Schritt zu begründen trachtet, stellt Margreiter in dem 2. Heft der Schriften des Instituts für Sozialforschung in den Alpenländern zusammen. 92 Seiten umfaßt dieser Literaturbericht, der bei weitem nicht vollständig ist, ja selbst Erscheinungen übergeht, die von M.s Heimatsstadt ausgingen. Als bleibendes Zeugnis für die Erregung, welche die Annexion Deutsch-Südtirols (das M. unverständlicherweise Hochetsch nennt) diesseits wie jenseits des Brenners hervorgerufen hat, als ein Menetekel für die politischen Drahtzieher des heutigen Italiens möge auch diese Schrift begrüßt werden. E. G.]

A. Heuche, Geschichtliches Unterrichtswerk, ein Arbeits- und Tatsachenbuch für höhere Lehranstalten. II, 2: Neuere Geschichte von der franz. Revo-



lution bis zum Ausgang des Zeitalters Bismarcks. Neueste Geschichte bis zur Gegenwart. 2. durchges. Aufl. Breslau, Hirt, 1926. 146—256 S. mit 60 Karten und graphischen Darstellungen. [Die Einfügung von Plänen, die meist statistisch sind, in den Text und die Beifügung wichtiger Nachschlagewerke am Rande des Textes haben viel Praktisches. Die Darstellung des Bruderkrieges von 1866 kann man gegenüber den Österreichern nicht besonders brüderlich nennen. Bei Bismarcks Sturz wird das Volk als besser beurteilt: 'Kein Bundesfürst tritt für den Führer zu Sieg und Größe ein.' S. 203. In den neunziger Jahren wird das Wachstum von Handel, Industrie und Kolonien in den Vordergrund geschoben. Die Ereignisse des Weltkrieges erscheinen in schlichter Annalenform, die neuen Grenzen in Mitteleuropa werden durch Karten veranschaulicht. 'Der ideelle und materielle Wert des Auslanddeutschtums ist für das Mutterland unter diesen Umständen von ganz besonderer Bedeutung.]

J. Petersen, Gustav Roethe, Ansprache bei der Trauerfeier des Ostbundes am 10. Okt. 1926. Mit einem bibliographischen Anhang. Berlin, Quelle, 1926. 84 S.

R. C. Kent, The textual criticism of inscriptions. (Language monographs ed. Bolling, Ohio State Univ., 2.) Linguistic Society of America. 204 St. Mark's Square, Philadelphia, 1926. 78 S. [Behandelt altpersische, griechische, oskische, umbrische und lateinische Inschriften.]

M. Förster, Die Legende vom Trinubium der hl. Anna. (Probleme der engl. Spr. u. Kultur. Festschr. J. J. Hoops. Germ. Bibl. II, 20. S. 105—30.) Heidelberg, Winter.

C. A. Williams, Oriental affinities of the legend of the hairy anchorite. (University of Illinois Studies X, 2.) Part I: Pre-Christian. Urbana, Ill., University of Illinois Press, 1925. 56 S.

J. E. Kalitsunakis, Grammatik der neugriech. Schriftsprache. (Samml. Göschen 947.) Berlin, de Gruyter, 1927. 138 S.

F. Liewehr, Die Ortsnamen des Kuhländchens. (Veröffentl. d. Slawistischen Arbeitsgemeinschaft a. d. dtsch. Univ. Prag. Hg. v. Spina u. Gesemann. I, 1.) Reichenberg, Stiepel, 1926. 88 S.

E. Berneker, Russisch-deutsches Gesprächsbuch. 3. umgearb. Aufl. von M. Vasmer. 134 S. (Samml. Göschen, 68.) Berlin, de Gruyter, 1927. 1,50 M. [Die neue Auflage des Gesprächsbuches unterscheidet sich von den beiden früheren von Berneker allein bearbeiteten Auflagen dadurch, daß der ganze russische Text von Vasmer einer Revision unterzogen worden ist und viele im heutigen Russisch nicht mehr übliche Redewendungen durch gebräuchliche Ausdrucksweisen ersetzt wurden. Stellenweise sind die Gespräche den neuen Verhältnissen entsprechend geändert worden. Die alte Rechtschreibung ist überall durch die neue russische Orthographie ersetzt, die häufig zu Unrecht als die 'bolschewistische' bezeichnet wird, da sie von einer von der Petersburger Akademie der Wissenschaften schon lange vor dem Weltkriege eingesetzten Fachkommission bereits in Vorschlag gebracht und nur zufällig erst kurz vor Ausbruch der bolschewistischen Revolution in allgemeinen Gebrauch gekommen ist.]

John Morris-Jones, Cerdd Dafod, sef celfyddyd barddoniaeth Gymraeg. Oxford University Press, 1925. XXVIII, 382 S. 8°. 12 s. 6 d. net. [Der Vf., einer der bekanntesten Dichter des jungen Wales, versucht hier in kymrischer Sprache eine systematische Darstellung der kymrischen Dichtkunst zu geben. Er behandelt zuerst ganz allgemein das Wesen und die Sprache der heimischen Poesie und geht dann zu einer eingehenden Besprechung der schwierigen und verwickelten Metrik über. Soweit die modernen Perioden in Betracht kommen, ist seine Darstellung, wie von vornherein zu erwarten war, korrekt und vertrauenswürdig. Was aber die früheren Stufen der bardischen Dichtkunst betrifft, so läßt sich der Vf. leider von gänzlich unbewiesenen



Theorien leiten. Sein Hauptirrtum besteht darin, daß er die bardische Prosodie für rhythmisch hält, wogegen sie doch niemals regelmäßigen Rhythmus kannte; ebenso hält seine Datierung der ältesten poetischen Überlieferungen (angeblich 6. und 7. Jh.!) der Kritik nicht stand. Ohne genaue Kenntnis der mittellateinischen Metrik ist eine richtige Datierung und Beurteilung der älteren kymrischen Poesie ganz unmöglich, und der Vf. zeigt durch seine Irrtümer ganz deutlich, daß ihm diese unentbehrlichen Kenntnisse fehlen. Für die ältere Zeit bleibt der 2. Band von Joseph Loths La métrique galloise, die hier nicht einmal erwähnt wird, immer noch unentbehrlich; der 1. Band, der die Metrik seit dem 15. Jh. behandelte, ist allerdings durch das gegenwärtige Werk überflüssig geworden. J. Pokorny.]

G. Werkhaupt, Schlüssel zu Alexejew-Malchin, Lehrbuch der russischen Sprache. 1. Kursus. 8. umgearb. Aufl. von K. A. Paffen. Leipzig, Reisland, 1927. 43 S.

K. A. Paffen, Meth. Übungsbuch für russische Schreibschrift. Leipzig, Reisland, 1927. 20 S.

A. Walde, Vgl. Wörterbuch der indogerm. Sprachen. Hg. v. J. Pokorny. Bd. II, Lg. 1—3. S. 1—486. Berlin, de Gruyter, 1926—27.

Ungarische Jahrbücher. VI, 4, Dez. 1926 [W. Holtzmann, Papst Alexander III. und Ungarn. — A. Brückner, Ein Arpadenheld russischer Balladen? — E. Moór, Ungarische Flußnamen. — K. Schünemann, Die 'Römer' des anonymen Notars].

Moslemische Revue. IV, 1, Jan. 1927 [Sadr-ud-Din, Die Einheit Gottes oder die Lehre vom allumfassenden Gott im Islam. — H. M. Léon, Der Prophet gleich Moses. — H. Marcus, Aufstieg und Niedergang der Nationen im Hinblick auf den Islam. — Sadr-ud-Din, Die Erhöhung des Weibes im Islam. — F. K. Khan Durrani, Was ist der Islam? — H. H. Lohbauer, Unterwegs, ein Bekenntnis. — H. Marcus, Der Prophet des Islam als Organisator].

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXIV, 4, Juli-August 1926 [Zu Franz Dörrs 75. Geburtstag. — H. Borbein, Die Grenzen des neusprachlichen Unterrichts. — Die Düsseldorfer Tagung des Allgemeinen deutschen Philologenverbandes. — M. Fuchs, Leitsätze — K. Klavehn, Charterhouse School, Surrey. — Elise Richter, Carolina Michaelis de Vasconcellos. — Chr. Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — Eug. Lerch, Zur 'Französischen Sprachlehre' von Engwer-Lerch. — Besprechungen]. — 5, September [H. Petriconi, Kritik und Interpretation des 'Quijote'. — W. Schwabe, Der kulturkundliche Unterricht der neueren Sprachen im Lichte der Schulpraxis. — E. Schön, Gedanken über zwei Aufgaben der fremdsprachlichen Bildungsarbeit: 'Das Eigenrecht des Werks' und 'Das Gesamtbild einer Zeit'. — R. v. Schaukal, E. T. A. Hoffmanns Nachruhm. — Fr. Karpf, Zur amerikanischen Intonation. — Aug. Leykauff, Zum Gedächtnis Richard Ackermanns. — Besprechungen]. — 6, Oktober-November [F. Dörr, Brief. — A. Krüper, Formen und Grenzen des Arbeitsunterrichts in den neueren Fremdsprachen. — E. W. Scripture, Linguistik und Phonetik. — W. Brandenstein, Der Begriff 'Sprachliche Neuschöpfung'. — H. Steiner, Worte an Prof. Louis Gauchat. — Heinecker, Englisch als erste und Französisch als zweite neuere Fremdsprache. — J. Schmidt, Wie erarbeite ich einen neusprachlichen Text? — J. Plaut, Das Grammophon im Dienste des neusprachlichen Unterrichts. — W. Bohs, Shakespeare und die britische Jugend. — B. Kron, Die Musik der Moderne: Engländer. — H. Becker, Die Holiday Fellowship. — Martha Resch, Zum spanischen Volkscharakter. — H. Wengler, Bemerkungen zur Aussprache des heutigen Portugiesischen. — Fr. Tinius, Benno Roettgers †. — Besprechungen]. — 7, Dezember [R. Korn, Die neueren Sprachen im Rahmen der franz. 'Réforme de l'enseignement secondaire'. — L. Spitzer, Zur Kunstgestalt einer

spanischen Romanze. — P. Lange, K. A. Martin Hartmann (1854—1926). — R. Müller, Das 'Arbeitsprinzip' im neusprachlichen Unterricht der höheren Schulen. — P. Altenberg, Zur Einführung in Plaut, Jewels of Poetry. — Chr. Sénéchal, Chronique des lettres françaises. — E. Hollack, Leitsätze für die neusprachlichen schriftlichen Klassenarbeiten. — A. Günther, An die Herren Neusprachler an humanistischen Anstalten. — Katharine Hartmann, Briefwechsel zwischen U. S. Amerika und Deutschland. — Besprechungen].

Beiheft Nr. 5b: P. Olbrich u. G. H. Sander, Englisch in der Prima der Frankfurter Musterschule. 1926. 134 S. — Nr. 8: E. Moosmann, König Heinrich IV. Erster Teil. Eine Vorlesung für Primaner in englischer Sprache. 1925. 66 S. — Nr. 9: E. Moosmann, Shakepeares Macbeth. Eine Vorlesung für Primaner in englischer Sprache. 1925. 89 S.

Literaturblatt für germ. u. rom. Philol. XLVII, 11—12, Nov.—Dez. 1926. — XLVIII, 1—2, Jan.—Febr. 1927; 3—4, März—April.

Mod. lang. notes. XLI, 7, Nov. 1926 [A. Schinz, Bibliographie critique de Jean-Jacques Rousseau dans les cinq dernières années. — L. P. Shanks, Baudelaire and the arts. — E. H. Leydel, A note on Tieck's early romanticism. — W. L Schwarta, The question of personal caricature in 'Le monde où l'on s'ennuie'. — R. J. Menner, Four notes on the West Midland dialect. — H. E. Smith, Horace Walpole anticipates Victor Hugo. — M. P. Tilley, A neglected sixteenth-century 'of-or' construction. — R. D. Havens, Blake and Browning. — K. Malone, A note on 'Beowulf' 1231. — J. H. Pillionnel, Voltaire et Christophe de Beaumont. — M. V. Braginton, Two notes on Senecan tragedy. — R. L. Dunbabin, A rhetorical figure in Shakespeare. — H. C. Lancaster, 'Toutes' for 'tous']. — 8, Dec. [T. M. Campbell, History as costume in Hebbel's dramas. — H. B. Lathrop, The translations of John Tiptoft. — T. H. Banks, Jr., Denham's supposed authorship of 'Directions to a painter'. 1667. — C. O. Chapman, 'The pardoner's tale': a mediaeval sermon. — J. N. D. Bush, Two poems by Henry Reynolds — A. W. Porterfield, 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' and 'Immensee'. — L. B. Wright, Will Kemp and the 'Commedia dell'arte'. — E. K. Heller, Wolfram's relationship to the Crestien MSS. — E. G. Clark, 'Titus and Vespasian'. — A. Thaler, Queen Elizabeth and Benedick's 'Partridge Wing'. — H. Hartman, The home of the 'Ludus Coventriae'. — J. P. McKeehan, A neglected example of the 'In memoriam' stanza. — J. L. Brereton, 'L'Allegro' 45—48. — E. P. Hammond, Boethius, Chaucer, Walton, Lydgate. — L. A Post, Note on Shakespeare's 'King John'. — N. S. Aurner, Bede and Pausanias. — T. Stenberg, The Pater-Saintsbury definition of criticism]. XLII, 1, Jan. 1927 [T. M. Raysor, The downfall of the three unities. — R. F. Brinkley, Nathan and Nathaniel Field. — W. S. Clark, Dryden's relations with Howard and Orrery. — G. B. Watts, An early version of Voltaire's 'A Monsieur Louis Racine'. — E. H. Zeydel, Ludwig Tieck's library. — R. S. Forsythe, Tacitus, 'Henry VI, Part III', and 'Nero'. — F. E. Pierce, Some literary echoes. — A. C. Sprague, A new scene in Colley Cibber's 'Richard III'. — R. P. McCutcheon, 'Amelia, or the distressed wife'. — H. Stein, A note on the versification of 'Childe Harold'. — H. N. Hillebrand, Thomas Middleton's 'The viper's brood'. — E. H. Sehrt, German 'Trespe']. — 2, Febr. [H. C. Lancaster, Sidney, Galant, La Calprenède: an early instance of the influence of English literature upon French. — C. W. Lemmi, Italian borrowings in Sidney. — A. E. Case, Some stage directions in 'All's well that ends well'. — G. H. Gifford, A note on Rabelais I, 1. — H. Fletcher, Milton and Walton's 'Biblia sacra polyglotta' (1657). — H. T. Baker, Shakespeare misquoted. — F. L. Fenton, The authorship of acts III and IV of 'The Queen of Corinth'. — H. Smith, The new Sainte-Beuve-material. — J. T. Curtiss, The meaning of the word 'dade'. — T. E. Allison, On the body and soul legend. — C. E. Anibal, Mira de Amescua and 'La ventura de la fea'. — E. B. Watts, Eustache Le Noble's 'Le Fourbe'. — A. S. Noad, Ugo Foscolo

and an English magazine. — E. H. Sehrt, German 'Krieg'. — E. H. Hespelt, Irving's version of Byron's 'The Isles of Greece'. — A. Schaffer, A note on René Boylesve's 'La Becquée.' — C. H. Ibershoff, Nietzsche the Romanticist. — E. Hart, The heaven of virgins]. — 3, March [H. E. Scudder, A queen at chesse. — S. A. Nock, Denis Saurat on Milton's color vision. — M. P. Tilley, The comedy 'Lingua' and the 'Faerie Queene'. — I. T. Richards, A new Poe poem. — M. Gilman, 'Le dissipateur' and 'Timon of Athens'. — K. Balderston, Goldsmith's supposed attack on Fielding. — J. E. Brown, Goldsmith and Johnson on biography. — W. L. Schwartz, The influence of E. A. Poe on Judith Gautier. — F. P. Magoun, Jr., The burning of Heorot: an illustrative note. – G. B. Watts, An unpublished letter by Louis Racine. — A. E. Case, Aaron Hill and Thomson's 'Sophonisba'. — W. Kurrelmeyer, The term 'Sturm und Drang']. — 4, April [D. Bush, The influence of Marlowe's 'Hero and Leander' on early mythological poems. — C. N. Gould, 'Which are the Norns who take children from mothers?' — A. Taylor, 'Das Schloß in Österreich'. — J. E. Lineberger, An examination of professor Cowling's new metrical test. — E. S. Noyes, Another Smollett letter. — G. R. Stewart, Jr., A note on the sleep-walking-scene. — K. Malone, A note on 'Brunanburh'. — E. L. Freeman, A note on Bacon's influence. — B. J. Vos, Two notes on Heine's 'Harzreise'. — A. E. Zucker, A note on the poet of the 'Trutz-Nachtigall'. — L. P. Shanks, A possible source for Rousseau's name 'Emile'. — O. F. Emerson, Two lexical notes. — E. K. Kane, Parrot and Pajarote]. — 5, May [E. Bernbaum, Recent works on prose fiction before 1800. — M. P. Tilley, The comedy 'Lingua' and Du Bartas 'La Sepmaine'. — L. Stevenson, A French text book by Robert Browning. — H. D. Austin, Dante notes, IX. — A. R. Nykl, Old-Spanish terms of small value. — D. Bush, Some allusions to Spenser. — C. W. Lemmi, Leopardi's 'Passero solitario'. — G. R. Coffman, A note on Shakespeare and Nash. — G. J. Dale, Spanish 'Fondo en' once more. — J. H. Caskey, Two notes on uncle Toby. — J. H. Caskey, Tracing an epigram. — E. H. Sehrt, Goethe's 'Faust', line 1520. — L. Cooper, A note on Legouis and Cazamian, 'Histoire de la litterature anglaise'. — W. L. Schwartz, The significance of D'Annunzio's 'Onta Occidentale']. — 6, June 1927 [J. A. Walz, An English 'Faustsplitter'. — J. P. W. Crawford, Francisco de la Torre and Juan de Almeida. — T. H. Banks, The personal relations between Denham and Waller. — L Bradner, A test for Udall's authorship. — W. S. Clark, The early stage histo.ry of the first heroic play. — G. D. Stout, Leigh Hunt and 'The plain dealer'. — P. Knaplund, Correspondence relating to the grant of a civil list pension to William Wordsworth, 1842. — Fr. Klaeber, Analogues of the story of Cadmon. — R. L. Hawkins, A letter by George Sand on World Peace. — B. Matulka, Voltaire and the Queen of Prussia: a letter recovered. — A. J. Dickman, A reply. — L. Reynaud, Une réponse].

Publ. of the Mod. Lang. Ass. of Am. XLI, 4, Dec. 1926 [L. H. Loomis, Arthur's round table. — I. P. MacKeehan, Guillaume de Palerne: A medieval 'best seller'. — O. Cargill, The authorship of the *Secunda Pastorum*. — M. D. Fort, The metres of the Brome and Chester Abraham and Isaac plays. — G. C. Taylor, The *Christus Redivivus* of Nicolas Grimald and the Heggo resurrection plays. — J. E. Gillet, Perolópez Ranjel, farça a honor reuerencia de gloriosa nascimento. — M. A. Larson, Milton and Servetus: A study in the sources of Milton's theology. — G. B. Watts, Vincent Minutoli's *Depêches du Parnasse, ou la Gazette des savants*. — L. M. Price, Albrecht von Haller and English theology. — G. L. van Roosbroeck, *Alzirette:* An unpublish parody of Voltaire's *Alzire*. — A. Schinz, La date d'achèvement de *La nouvelle Héloïse*. — G. M. Howe, Heinrich von Kleist: Lehrjahre (1799—1801). — E. G. Gudde, E. T. A. Hoffmann's reception in England. — H. Lanz, The physical basis of rime. — C. E. Whitmore, A proposed compromise in metrics]. — XLI, Supplement. List of member, 1926. — XLII, 1, March 1927 [E. A. Francis,

A hitherto unprinted version of the *Passio Sanctæ Margaritæ* with some observations on vernacular derivatives. — Ch. S. Baldwin, Cicero on Parnassus. — G. R. Stewart, Jr., The meter of *Piers Plowman*. — R. Jenkins, Drayton's *Sirena Again*. — Th. H. Banks, Jr., Miltonie rhythm; a study of the relation of the full stops of the rhythm of 'Paradise Lost'. — A. C. Judson, Henry Vaughan as a nature poet. — M. Hearsay, New light on the evidence for Swift's marriage. — J. M. Beatty, Jr., Churchill's influence on minor eighteenth century satirists. — Ch. B. Qualia, French dramatic sources of Bulwer-Lytton's *Richelieu*. — E. G. Atkin, The supernaturalism of Maupassant. — Ch. C. Fries, The rules of common school grammars. — M. Callaway, Jr., Concerning the number of cases in modern English]. — 2, June [F. Klaeber, Attila's and Beowulf's funeral. — K. Malone, Hrethric. — R. Willard, Vercelli homily VIII and the *Christ*. — E. Prokosch, The Old English weak preterites without medial vowal. — N. H. Clement, The eclecticism of Rabelais. — E. L. Freeman, Bacon's influence on John Hall. — C. Lloyd, An obscure analogue of *The compleat angler*. — F. C. Tarr, Literary and artistic unity in the *Lazarillo de Tormes*. — A. H. Tolman, *Mary Hamilton*; The group authorship of ballads. — W. A. Craigie, Macpherson on Pinkerton: literary amenities of the 18. century. — J. R. Foster, The Abbé Prévost and the English novel. — A. M. Turner, Rossetti's reading and his critical opinions. — R. C. Wallerstein, Personal experience in Rossetti's *House of life*. — C. A. Manning, Tolstoy and *Anna Karenina*].

Neuphilol. Mitteilungen. XXVII, 5—6, Okt. 1926 [A. Jeanroy, Études sur l'ancienne poésie provençale, I: La structure de la chanson. — H. Suolahti, Friedrich Kluge, On memoriam]. — 7—8, Dez. [A. Malin, Un documento fiorentino del Trecento. — A. Ferretti, La figura poetica di Santo Francesco d'Assisi]. — XXVIII, 1—2, Febr. 1927 [G. Schoppe, Beiträge zur deutschen Wortgeschichte. — W. Krogmann, Die Anfangsstrophen des Ezzoliedes. — J. Morawski, Deux poèmes en quatrains monorimes. — H. Suolahti, Wilhelm Braune, In memoriam]. — 3—4, Mai [A. Ferretti, Domenico comparetti. In memoriam. — J. W. Spargo, The basket incident in Floire et Blanceflor. — E. Öhmann, Sprachentwicklung und Milieu. — P. Katara, Bruchstücke eines mnd. Buches der Altväter.]

The journal of Engl. and Germ. philol. XXV, 4, Oct. 1926 [G. T. Mc Dowell, The negro in the southern novel prior to 1850. — R. M. S. Heffner, Borrowings from the *Erlösung* in a 'missing' Frankfurt play. — F. M. Padelford and W. C. Maxwell; The compound words in Spenser's poetry. — J. Davies, The earliest musical setting to Goethe's *Faust*. — E. H. Mensel, James Howell as a practical linguist. — Th. Geissendoerfer, Carlyle and Jean Paul Richter]. — XXVI, 1, Jan. 1927 [E. V. Brewer, Lessing and the corrective virtue in comedy. — J. T. Curtiss, The horoscope in Chaucer's *Man of Law's Tale*. — Ph. Seiberth, Das Element des Romanischen in Goethe. — T. W. Baldwin, Posting Henslowe's accounts. — F. Stovall, Feminine Rimes in the *Fairie Queene*. — L. M. Hollander, Were the mythological poems of the Edda composed in the Pre-Christian era? — A. C. Mahr, Vom Optativ des kindlichen Spiels. — C. H. Ibershoff, Bodmer and Klopstock once more].

Mod. philol. XXIV, 2, Nov. 1926 [N. H. Clement, An aspect of the world-conquest motif in literature. — D. Schons, Some obscure points in the life of Sor Juana Inés de la Cruz. — R. V. Merrill, A note on the Italian genealogy of Du Bellay's Olive, Sonnet CXIII. — A. Steiner, Glosses of Du Bellay. — H. Spencer, The Blackfriars mystery. — L. Spence, The influence of Marlowe's sources on *Tamburlaine* I. — P. S. Wood, Native elements in English neo-classicism. — R. D. Havens, Concerning the 'Ode on a Grecian Urn'. — F. A. Wood, Some revised etymologies]. — 3, Febr. 1927 [J. M. Manly, Chaucer's lady of the daisies? — E. H. Wilkins, On the transcription

by Petrarch in V. L. 3195. — L. B. Wright, Juggling tricks and conjury on the English stage before 1642. — F. C. Green, The Critic of the seventeenth century and his attitude toward the French novel. — A. E. Case, Notes on the bibliography of Pope. — D. H. Stevens, The Bridgewater manuscript of *Comus*. — C. A. Moore, Miltoniana, O. Clemen, Valentin Ickelsamer. — G. Ph. Krapp, J. W. Bright].

Studies in philol. XXIII, 4, Oct. 1926 [M. H. Nicolson, Milton and Hobbes. — T. O. Wedel, On the philosophical background of 'Gulliver's travels'. — R. P. Mc Cutcheon, Another burlesque of Addison's ballad criticism. — T. M. Raysor, The love story of Thoreau. — A. H. Schutz, The nature and influence of Charles Nodier's philological activity. — Sir G. Greenwood, A reply]. — XXIV, 1, Jan. 1927 [R. S. Crane and F. B. Kaye with the assistance of M. E. Prior, A census of British newspapers and periodicals, 1620 to 1800]. — 2, April [L. Whitney, Concerning nature in 'The countesse of Pembroke's Acadia'. — R. A. Law, Structural unity in the two parts of 'Henry the Fourth'. — R. W. Babcock, An introduction to the study of the text of 'Richard III'. — L. B. Wright, Extraneous song in Elizabethan drama after the advent of Shakespeare. — D. H. Gray, 'Appius and Virginia': by Webster and Heywood. — H. Craig, Recent literature of the English Renaissance].

Leuvensche Bijdragen. XVIII, 2, 3 [H. Logeman, Tweeklauken. — A. C. Bouman, Beatrys (Vers 247—248). — A. L. Corin, Allerlei Taulerisches: Ein bißchen Wortdeutung. — Etymologische Brocken. — B. M. Woodbridge, An obscure phrase of Pascal. — L. Grootaers, Woordgeographische Studiën, II. De Nederlandsche benamingen van den aardappel]. — Bijblad. — 4 [D. A. Stracke, Over Beatrijs, II. — L. Goemans, A propos d'un passage obscur de Pascal. — J. Gessler, Over oude Woorden en Uitdrukkingen, I]. — Bijblad [L. Grootaers, Zuidnederlandsch Dialectonderzoek].

Germ. rom. Monatsschrift. XIV, 7/8, Juli/Aug. 1926 [L. Weisgerber, Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache. — L. Jutz, Sprachmischung in den Mundarten Vorarlbergs. — G. Gelderbloom, Die Charaktertypen Theophrasts, Labruyères und Rabeners. — Ph. Aronstein, Samuel Butler d. J., II. — E. Tappolet, Von den Ursachen des Wortreichtums in den romanischen Sprachen]. — 11/12, Nov./Dez. [O. Behaghel, Die Alten und die Jungen. — M. J. Wolff, Die Freude am Tragischen. — S. Cohen, Prinzip oder Stil? (Wiederholung oder Neuschöpfung). — O. Schumann, Die deutschen Strophen der Carmina Burana. — L. v. Hibler, Wordsworth in seinen Tiroler Sonetten und in seinem Verhältnis zu Österreich]. — XV, 1/2, Jan./Febr. 1927 [E. Winkler, Sprachmusik und Stilistik. — A. Schaeffer, Die Technik der Darstellung in der Erzählung. — O. Walzel, Von 'Minna' zur 'Emilia'. — J. Koch, Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland, I. — A. Hämel, Lateinische und französische Literatur im Mittelalter]. — 3/4, März/April [J. de Vries, Die Wikingersaga. — F. R. Lachmann, Goethes Mignon. Entstehung, Name, Gestaltung. — J. Koch, Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland, II. — A. Hämel, Rolandprobleme]. — 5/6, Mai/Juni [L. Weisgerber, Die Bedeutungslehre — ein Irrweg der Sprachwissenschaft? — H. Brinkmann, Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. — C. Weidemann, Biblische Stilelemente bei Carlyle. — F. Neubert, 'Textkritik' im 18. Jahrhundert].

Neophilologus. XII, 2 [A. G. van Hamel, Over den logischen zinsbouw. — E. Hoepffner, La tradition manuscrite des 'Lais de Marie de France', II. — P. van Tieghem, Les droits de l'amour et l'union libre dans le roman français et allemand (1760—1790). — J. van Dam, Der künstlerische Wert des Straßburger *Alexander*. — O. B. Schlutter, Is there an OE. plant-name *twînihte*? — G. Stijfhoorn, Hamlet, I. — W. van Eeden, Vínland. — C. M. van der Zanden, Un chapitre intéressant de la *Topographia Hibernica* et le *Tractatus*

de purgatorio sancti Patricii]. — 3 [J. J. Salverda de Grave, Indirecte rede in onafhankelike zinnen. — G. L. van Roosbroeck, Corneille's early theories. — H. F. Rosenfeld, Zum Wilhelm von Wenden Ulrichs von Eschenbach. — J. H. Scholte, Kleiner Beitrag zum Bildungsgang des Simplicissimusdichters. — E. Alker, Psycho-Analyse und Literaturwissenschaft, I. — J. H. Kern, *Phoenix* 25. — W. van der Gaaf, Contributions to the history of English. — G. Stijfhoorn, Hamlet, II. — Th. M. Chotzen, Un ancien fragment des *Colloques* en gallois. — D. C. Hesseling, Het Nieuwgriekse *ποῦ*].

Studies in mod. languages. VII, 4, July 1926 [E L. Chandler, A study of the sources of the tales and romances written by Nathaniel Hawthorne before 1853]. — VIII, 1—2, Oct. 1926—Jan. 1927 [Margaret Rooke, Libro del poema Chiamato Citta di Vita Composto da Matteo Palmieri Florentino. Transcribed from the Laurentian MS XL 53 and compared with Magliabechian II 41. Part 1: Books I—II XV].

Philological quarterly. V, 4, Oct. 1926 [E. S. Mc Cartney, Makeshifts for the passive of deponent verbs in Latin. — B. Maxwell, The hungry knave in the Beaumont and Fletcher plays. — N. L. Willey, C and Z in American Spanish. — J. N. D. Bush, Pettie's Petty pilfering from poets. — E. F. Piper, The Royal Boar and the Ellesmere Chaucer]. — VI, 1, Jan. 1927 [M H. Nicolson, Milton and the *Conjectura cabbalistica*. — G. L. van Roosbroeck, Preciosity in Corneille's early plays. — H. Spencer, The forger at work: A new case against Collier. — Ch. Knapp, An analysis of Cicero, *Tusculan Disputationis,* Book I. — R. L. Anderson, A French source for John Davies of Hereford's system of psychology. — E. M. Grant, *Tartuffe* again. — A. E. Richards, The day book and ledger of Wordsworth's carpenter].

Jahrbuch für Philologie, hg. von V. Klemperer u. E. Lerch. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter. II. Bd München, Hueber, 1927. 328 S.

M. Kuttner, Westeuropäische und deutsche Kultur. (Schule und Leben, hg. v. Zentralinst. f. Erzg. u. Unterr. 11.) Berlin, Mittler, 1927. 29 S. [Plaudernd in der Form, aber gründlich vorbereitet durch Reisen, Lektüre und Unterricht gelangt Verf. zu einer treffenden Charakteristik der drei Kulturvölker, die der Neusprachler zu studieren und jetzt eindringlicher als je auf ihren Geist hin zu beschreiben hat. 'Gern anders sein' bezeichnen wir als deutsche Art. 'Nur sich selbst sein' ist englische Art. 'Nur sich in den andern wollen' — das ist Franzosentum. Man muß die feinsinnigen Wege gehen, auf denen Verf. zu dieser Unterscheidung gelangt, um das Ergebnis ungemein treffend zu finden und nicht so leicht es zu vergessen.]

Helen Waddell, The wandering scholars. With illustrations. London, Constable, 1927. 21 s. XXVIII, 292 S. [Neues wird in dem prächtig ausgestatteten Buche nicht erforscht; es ist ein Werk der Liebe. Die Lateinsänger des 12. und 13. Jahrhunderts haben es der Verf. angetan; mit Eifer und Geschick übertrug sie eine Reihe ausgezeichneter Proben aus den lateinischen Versen in englische und fügte zeitgenössische Nachrichten über das Treiben der Scholaren hinzu. Wie diese Nachzügler des Ovid und Horaz aus dem antiken Heidentum hervorwuchsen, ins Christentum eintauchten, nach einer Weile das angestammte Heidentum ihrer Literaturgattung neu entdeckten und bis ins 14. Jahrhundert bald anmutig, bald satirisch weiterbildeten, wird mit gewandter Feder ausgemalt. Besonderer Aufmerksamkeit erfreut sich unser Archipoeta; er wird zwar mit Primas und Golias zusammengeworfen, 'the same mask, and the eyes looking out from it, alike at least in mockery and hope', aber er ist doch mit lebhafter Stilkunst gezeichnet. Der Anhang trägt die zahlreichen lateinischen Verse nach, deren Übersetzungen im Texte vorangingen. Zwischendurch erscheinen Bilder der plastischen Figuren von Charters; wer wissen will, wie ein Teufel aussieht, wenn er eine reizende Kurtisane auf der Achsel davonträgt, gegenüber der Titelseite ist es zu sehen. Den Schluß macht eine nützliche Bibliographie.]

K. Voretzsch, Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität. Vortrag gehalten auf dem XX. Deutschen Neuphilologentag zu Düsseldorf. Halle, Niemeyer, 1926. 40 S.

L. Fr. Faser, Lehrverfahren und Lehraufgaben für Franz. u. Engl. Wege zur Durchführung der Richtlinien. Marburg, Elwert, 1926. 112 S. Kart. 4 M. [Reiche Unterrichtserfahrung unter selten günstigen Verhältnissen und weite Belesenheit in der einschlägigen Literatur haben es dem Verf. ermöglicht, ein Handbuch zu schaffen, das den Schulmännern unter den Neuphilologen als wertvoller und zuverlässiger Führer und Berater bei ihrer Einstellung auf den Unterricht im Sinne der 'Richtlinien' zur Seite steht. Wer wie der Verf. in acht Jahren vor der Veröffentlichung der 'Richtlinien' das nunmehr amtlich gewordene Lehrverfahren in größter Bewegungsfreiheit praktisch zu erproben Gelegenheit hatte, ist wie kein anderer dazu berufen, 'Fingerzeige und Ratschläge' für die Durchführung der Richtlinien zu geben. Unter vollster Berücksichtigung der in den Richtlinien gebotenen Freiheit stellt Verf. die Lehrpläne für den französischen und englischen Unterricht auf, die keineswegs einen Mindestlehrplan darstellen sollen, sondern lediglich, namentlich den jüngeren Fachgenossen, die Wege zeigen wollen, auf denen die Richtlinien verwirklicht werden können. — Nach einleitenden Vorbemerkungen und einer Zusammenstellung der auf die Bildungsziele, den fremdsprachlichen Unterricht und die neueren Sprachen gehenden Abschnitte der Richtlinien gibt Verf. einen Überblick über das Lehrverfahren nach den verschiedenen Methoden mit zahlreichen praktischen Proben an Abschnitten aus bekannten Schulbüchern. Dann folgen die Lehraufgaben für Französisch und Englisch nach Schulart und Klassenstufe gesondert. Besonders wertvoll für den Schulmann sind die für die neusprachliche Lektüre beigegebenen Listen der in Frage kommenden Gebiete und Autoren, sowie die in übersichtlichen Tabellen angehängten Untersuchungen über die Schwierigkeiten der verschiedenen Lesestoffe. Ein ausführliches Namen- und Sachregister beschließt diese Max Walter gemidmeten Lehrpläne, deren Bedeutung als Grundlage für die Lehrplanarbeiten der nächsten Jahre unverkennbar ist. F. Fiedler.]

Germanisch.

Revue germanique. XVII, 4, Oct.—Déc. 1926 [H. Knudsen, La science du théâtre en Allemagne]. — XVIII, 1, Jan.—Mars 1927 [L. Brun, Hermann von Keyserling et son École de Sagesse. — V. Michel, Lettres inédites de Sophie de la Roche à Wieland, IX. — A Fournier, Le roman allemand, I]. — 2, Avril-Juin [L. Brun, Hermann von Keyserling et son École de Sagesse, II. — V. Michel, Lettres inédites de Sophie de La Roche à Wieland, X. — A. Fournier, Le roman allemand, II].

The Germanic review. I, 4, Oct. 1926 [E. C. Roedder, Linguistic geography. — F. A. Wood, Indo-Germanic PT: Germanic F. — A. C. Mahr, Zur Methodik der literargeschichtlichen Forschung. — P. Seibert, Romanticism. — E Rose, Das soziale Empfinden Paul Heyses]. — II, 1, Jan. 1927 [J. C. Blankenagel, Wallenstein and Prinz Friedrich von Homburg. — E. C. Zeidel, An unpublished letter of Dorothea Tieck. — H. W. Hewett-Thayer, Tieck and Hebbel's tragedy of beauty. — M. Quadt, Die Einkleidungsform der Novellen Paul Heyses. — E. Jockers, Franz Werfel als religiöser Dichter. — A. M. Sturtevant, Certain Old Icelandic words with diminutive suffixes]. — 2, April [M. B. Evans, The passion play of Lucerne. — R. H. Fife, The place of biography in German literary history. — L. A. Shears, German genius in the *Novelle*. — F. L. Pfeiffer, The moral problem in Hebbel's drama. — E. F. Hauch, Ernst Barlach and the search for God]

Acta philologica Scandinavica. Tidsskrift for nordisk sprog forskning. udgivet med understøttelse af Rask Ørsted Fondet af J. Brøndum-Nielsen og L. Jacobsen. København, Gyldendalske Boghandel, 1926. I, 1—2

[G. Neckel, Germanische Syntax. — H. Brix, The earliest impressions of Holberg's comedies. — R. C. Boer, Studien über die Snorra Edda. Die Geschichte der Tradition bis auf den Archetypus. — E. Noreen, L'inscription runique des Bractéates de Åskatorp et de Väsby. — S. Feist, Neuere Germanenforschung. — G. T. Flom, The writing of *n* and *nn* in hand III of the Điđreks saga. — A. Seip, Reduzierter Vokal nach kurzer Stammsilbe im Altnorwegischen]. — I, 3 [E. Wessén, Notes pour servir à l'histoire de quelques mots Suédois. — L. Jacobsen, Wimmer's Farmer-Stones. — T. E. Karsten, Zur Kenntnis der ältesten germanischen Lehnwörter des Ostseefinnischen. — R. E. Zachrisson, OE. *dæn(n)*, M. Dutch *dan*, and the name of Danmark. — C. C. Uhlenbeck, G. Schütte: Dänisches Heidentum. — Kr. Nyrop, Le mot 'bruman'. — J. Brøndum-Nielsen, Bemerkungen zu den Harpestreng-Texten]. — II, 1, 1927 [S. Aakjær, Old danish *thegns* and *drengs*. — A. G. van Hamel, The nominatives *ǽr*, *kýr*, *sýr*. — E. H. Lind, Onomatologiska bidrag. — S. Blöndal, Some remarks on the Haraldskvæđi 23. — F. Jonson, Adjektiverne i Eddakvadene. — C. C. Uhlenbeck, F. R. Schröder: Germanentum und Hellenismus. — H. Sandvad, Jørgen Forchhammer: Die Grundlage der Phonetik. — P. Skautrup, V. Grundtvig: Begreberne i Sproget. — J. Brøndum-Nielsen, Den gammeldanske Vokalhormonis Tids-Grænser]. — 2 [H. de Boor, Eddica. — H. Brix, The inscription on the older fallinge stone. — J. de Vries, Die ostnordische Überlieferung der Saga von Ragnar Lodbrók. — J. Brøndum-Nielsen, Studier i dansk Lydhistorie. — E. Moltke, Graveurs suédois de runes. — A. Nordling, Valtýr Guđmundsson, Island i Fristatstiden].

A. Heusler, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit. (Germanische Wiedererstehung, hg. von H. Nollau.) Heidelberg, Winter, o. J. S. 156—204.

F. Panzer, Italienische Normannen in deutscher Heldensage. (Deutsche Forschungen, hg. von Panzer u. Petersen, 1.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1929. 100 S.

Niederländisch.

M. J. van der Meer, Historische Grammatik der niederländischen Sprache. 1. Bd.: Einleitung und Lautlehre. (Streitbergs Germ. Bibl. 1. 1. 16.) Heidelberg, Winter, 1927. 353 S. Geh. 16 M., geb. 18 M. [Seit Winkels Geschichte der niederländischen Sprache 1901 und Francks Mittelniederländischer Grammatik II 1910 ist besonders von Frings und einer Reihe Holländer viel Forschung auf diesem Gebiete geleistet worden; dankenswert faßt v. d. Meer sie zusammen und begleitet seine Darstellung mit förderlichen Bibliographien. Er packt das schwierige Verhältnis seines Sprachzweiges zum Friesischen, Sächsischen und Fränkischen entschlossen an und vergeistigt die Sprachdinge durch historische Einleitungen, wobei er auch der heutigen Flamenbewegung nicht vergißt; Schreibgepflogenheit für das Niederländische datiert nach ihm seit Mitte des 13. Jahrhunderts — eine Schöffenurkunde von 1249 steht voran, und dann folgen sofort der 'Reinaert' und die Schriften des Jakob von Maerlant; Schriftsprache und Schreibsprache, Hochidiom und die Dialekte mit ihren wechselnden Spaltungen werden sorgsam verfolgt. Das kleine Land hat eine ziemlich verwickelte Sprachgeschichte; die Spanier sprengten die Flamen von den Nordgauen ab, und letztere traten in heftigen Widerspruch zum Kalvinismus, was zur endgültigen Zerreißung des Sprachlebens führte. Die heutige Zeit hat verschiedene Kreuzungen des Holländischen mit den Mundarten der farbigen Kolonialen veranlaßt, die ebenfalls beschrieben werden. Auf diese einleitenden Partien folgt eingehende Darlegung der Vokale und Konsonanten.]

L. Grootaers en G. G. Kloeke, Handleiding bij het Noord- en Zuid-Nederlandsch Dialectonderzoek met een Kaart. (Noord- en Zuid-Nederlandsche Dialectbibliotheek, onder leiding von L. Grootaers en G. G. Kloeke. Deel I.)

's Gravenhage, Nijhoff, 1926. X, 111 S. [Die Untersuchung stützt sich auf eine große Menge von Ortsnamen in den beiden Dialektgebieten. Die Namen folgen sowohl in lokaler als in alphabetischer Reihenfolge und sind überdies auf einer beigefügten großen Karte eingetragen. Die sprachgeschichtliche Verarbeitung macht einen soliden Eindruck.]

Deutsch.

Euphorion. XXVII, 4 [K. Burdach, Die Kulturbewegung Böhmens und Schlesiens an der Schwelle der Renaissance. — H. Funck, Zimmermann als Charakterologe. — O. Forst Battaglia, Die polnische Literatur der Gegenwart]. — XXVIII, 1 [G. Stefansky, August Sauer. — R. Hönigswald, Über J. J. Rousseaus problemgeschichtliche Stellung. — G. Stefansky, Justus Mösers Geschichtsauffassung im Zusammenhang der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. — A. Wolfram, Schiller und Herder. — R. Preiswerk, Zum Gesang der Erzengel in Goethes Faust. — H. Dahmen, Der Stil E. T. A. Hoffmanns. — W. Rehm, Jacob Burckhardt und das Dichterische. — K. Meznik, Die slowakische Spaltung].

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. I, 1, 1927. Hg. E. Fehrle. Heidelberg, Werderstr. 24. Baden, Konkordia A. G. Bühl.

O. H. Brandt, Grundriß der Deutschkunde. Mit zwölf Abbildungen und drei Karten. Bielefeld, Velhagen, 1927. 862 S. [Ein dicker Band mit Beiträgen von Volz-Leipzig, Kaindl-Graz, Karg-Leipzig, Wrede-Köln, Meisinger-Heidelberg u. v. a.; Abhandlungen über deutsches Land und Volk, deutsche Sprache, Altertümer, Volkskunde und Weltanschauung, hauptsächlich über deutsche Literatur, nebenbei auch über deutsche Kunst, Musik und Theatergeschichte. Aber ohne systematische Auskunft über Auslanddeutschtum, über unsere Schulen und sonstige Geistesarbeit in der Diaspora, über Auswanderung, Sittenerhaltung und Selbstbehauptungskampf! Gerade das ist ausgelassen, was wir heute am meisten brauchen. Wie entbehrlich sind daneben die Auszüge aus deutschen Literaturgeschichten. Im Kunstkapitel wird das Wiener Belvedere gezeigt, erbaut durch einen genialen Franzosen in echt französischem Stil, der gotische Stefansdom aber fehlt. Möge die Deutschkunde auf unseren Schulen von volksbegeisterten Lehrern mit weitem Ausblick vorgetragen werden.]

Georg Mahnken, Die hamburgischen ndd. Personennamen des 13. Jahrhunderts. (Hamburgische Texte und Untersuchungen zur d. Philol., hg. von K. Borchling, R. Petsch, A. Lasch; II, 4). Dortmund, Ruhfus, 1925. XII, 127 S. [Eine unter K. Borchlings Leitung geführte schöne Untersuchung. Das Material haben die hamb. Erbebücher geliefert (seit Mitte des 13. Jahrhunderts). Kapitel 1: 'Die Einzelnamen aus der alten Zeit und ihre Verwendung als Beinamen'. Bei den Tabellen S. 2—21 möchte man gerne nach dem Friesischen ausgreifen, dessen schönes Namenbuch von Johan Winkler der Verf. stärker hätte heranziehen sollen. S. 39 ist der Beweis erbracht, daß im 13. Jahrhundert in Hamburg der Anfang zur Bildung von Familiennamen vorhanden war. Kapitel 2: 'Die Namen nach Gewerbe, Amt und Stand'. Diese Namen sind auf dem Wege zum Familiennamen: es heißt schon regelmäßig *Tidericus Clocgetere* ohne Artikel. Die Behandlung der einzelnen Namen entrollt ein artiges Stück Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Kapitel 3: 'Namen nach charakteristischen Eigenschaften', wo prächtig-derbe Spöttereien zu finden sind und ein besonderer Abschnitt die 'Satznamen' behandelt. Kapitel 4: 'Personennamen, welche die Herkunft bezeichnen', zeigt die Zusammensetzung der hamburgischen Bürgerschaft, den starken Zuzug aus Holstein, Lauenburg, Hannover, dem Hamburger Gebiet, Friesland und den Niederlanden. Den Schluß bilden wertvolle grammatische Zusammenstellungen; ich verweise insbesondere auf die *t*- für germ. *th*- im Typus *Tidericus*. Th. Frings.]



H. Jilek, Der Umlaut von *u* in den Reimen der bayr.-österr. Dichter der mhd. Blütezeit. Mit Unterstützung der deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik. (Prager deutsche Studien, 41.) Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, 1927. 59 S. 2,60 M.

K. v. Bahder, Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache. (Germ. Bibl. II, Abt. 19.) Heidelberg, C. Winter, 1925. 166 S. [Dies Buch gehört zu den Grundlegungen einer deutschen Wortgeographie, die einmal kommen muß, gleich Kretschmers Wortgeographie der hd. Umgangssprache und R. Martinis wortgeographischen Skizzen im Teuthonista. Ausgenutzt sind die alten nhd. Wörterbücher, das D. Wb. und die Dialektwörterbücher, die auch die ältere Sprache berücksichtigen. Auf eine bedeutende Einleitung über die frühnhd. Gebildetensprache folgen zwei große Kapitel über I. Luthers Wortschatz und das Niederdeutsche, II. Zusammentreffen und Wettsreit gleichbedeutender Bildungen. Die besonderen Ausführungen über Zurückreichen alter Worte, Vordringen sinnlich anschaulicher Ausdrücke und etymologisch durchsichtiger Bildungen bieten dem modernen Wortgeographen allerorts wertvolle Fingerzeige und Anknüpfungspunkte. Th. Frings.]

E. Wasserzieher, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 7. Aufl. Berlin, Dümmler, 1927. 245 S. [Prof. Lulhart in Leoben, Mitarbeiter am 'Thesaus Linguae latinae', hat an der Verbesserung dieser Neuauflage besonders mitgearbeitet.]

A. Schirmer, Deutsche Wortkunde. Eine Kulturgeschichte des deutschen Wortschatzes. (Sammlung Göschen 929.) Berlin, de Gruyter, 1926. [Die wichtigste Literatur ist ausgeschöpft. Viel Unsicheres wird als sicher hingestellt, was in der Natur solch kurzer Übersichten liegt. § 12 'Das Christentum' läßt Braunes grundlegenden Aufsatz Beitr. 43 schmerzlich vermissen, Vielfach müssen allzu knappe Fassungen zu argen Mißverständnissen führen. so etwa *Dienstag—Ziu*, *Matrose—mâtgenôs* (!). Und *Vrideschotten* in der Gudrun soll ein ehrendes Beiwort enthalten? Th. Frings.]

Heinrich Stolte, Wie schreibe ich die Mundart meiner Heimat? Ein Beitrag zur ndd. Rechtschreibung und Mundartforschung auf der Grundlage der Ravensberger Mundart in Brockenhagen und Steinhagen. Leipzig o. J., Otto Lenz. 88 S. [Das anspruchslose Büchlein eines Liebhabers kann auch dem Fachmann manch hübschen Fingerzeig geben: über die ndd. 'Brechungen' ist besonders ausführlich gehandelt. Th. Frings.]

Ph. Hördt, Muttersprache und Volkserziehung. Karlsruhe, G. Braun, 1926. 150 S. ['Hördt hat es unternommen, die schicksalhafte Bedeutung der Muttersprache für das Werden jeden Menschentums aufzuzeigen. Sein Ziel ist aber nicht ein Erkennen, sondern ein Tun': so die Reklame. S. 43 'Zweifel' — 'zwei Fälle sind da, zwischen denen du zu wählen hast'. Das steht in einem Buche, das an Rudolf Hildebrand anknüpfen will. Th. Frings.]

Ernst Beck, Lautlehre der oberen Markgräfler Mundart (= Bremers Sammlung kurzer Grammatiken d. Mdaa. Bd. X). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1926. XX, 212 S. Mit einer Karte. [Wir müssen dankbar sein, daß dies Buch nach 16jähriger Leidensgeschichte doch noch ans Licht gekommen ist. Dem Hauptteil, der die phonetische Beschreibung der Mda. und die geschichtliche Entwicklung der Laute mit der bekannten Sorgfalt der Bremerschen Sammlung abhandelt, geht eine recht interessante Einleitung voraus, die sich mit den grundsätzlichen Fragen der Mundartenforschung beschäftigt. Durch diese Einleitung zieht ein Bruch: der doppelte Einfluß der Individual- und Soziallinguisten zerrt den Verf. hin und her. Aber das Vorbild von Karl Haags ausgezeichneten Arbeiten hat ihn S. 30—44 in dem Kapitel 'Mundartmischung' manche wertvolle Beobachtung machen lassen. Th. Frings.]

H. Mayne, Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft. Rektoratsrede gehalten am 13. Nov. 1926, dem 92. Stiftungsfeste d. Universität Bonn. Bern, Haupt, 1927. 34 S. Geh. 1,20 M.



Lichtdrucke nach althochdeutschen Handschriften. Codd. Par. Lat. 7640, S. Gall. 911, Aug. CXI, Jun. 25, Lobcow. 434. Hg. von G. Baesecke. Halle, Niemeyer, 1926. 38 S. Kart. 12 M, geb. 28 M.

Ekkehard's Waltharius, hg. v. K. Strecker. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1924. XXIV, 94 S. [Gern meldet man eine Neuauflage dieses lateinisch-deutschen Klassikers, da sie das Interesse für mittelalterliche Studien als lebendig bezeugt. Streckers handliche und sorgsame Ausgabe hat sich eingebürgert; nur im einzelnen war daran einiges zu feilen. Vergleicht man Ekkehards Dichtung nochmals mit den ags. Waldere-Fragmenten, so fällt von neuem auf, wie sehr der Altdeutsche die *virtus* seines Recken bewunderte, während der Engländer Hildegundes Gottvertrauen voranstellt. Jener war mehr kriegerisch, dieser mehr geistlich geartet].

H. Ammon, Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort von Luther bis zur Gegenwart. Berlin, F. Dümmler, 1926. 226 S. 5 M. [Der Vf. will nicht bloß Examenskandidaten dienen, sondern auch ein weiteres Publikum zum Kunsturteil anleiten, und daher wählte er die Form von Frage und Antwort einerseits aus praktischen Gründen, anderseits, um durch die Fragestellung auf das Wesentliche in den literarischen Entwicklungen und Erscheinungen hinzuweisen und so kunsterzieherisch zu wirken. Gibt man den Gedanken zu, findet man sich damit ab, daß manche Frage mehr nach Examen schmeckt, als daß sie geeignet ist, dem Dichtwerk näher zu führen, so kann doch gesagt werden, daß der Versuch nicht übel gelungen ist. Das Buch hält sich vom Charakter der Eselsbrücke erfreulich frei; es gibt auch keine bloße Häufung von Tatsachen, sondern es sucht ins Verständnis der Entwicklung einzuführen. Im einzelnen wäre natürlich mancherlei zu sagen; die Formulierung erscheint mir nicht immer glücklich (vgl. etwa 301—303): was soll heißen, Gottsched habe die deutsche Dichtkunst 'shakespearereif' gemacht? Bei den Originalwerken der Deutschen Schaubühne sind die Gänsefüßchen überflüssig, besonders wenn gleich darauf Gottscheds *Cato* als Verschmelzung zweier Vorlagen angeführt wird. Deshalb sind andere Stücke doch wirkliche Originale, und Gottsched selbst hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß Cato kein Original im vollen Sinne des Wortes war; 473: von Preis erhalten und Preisausschreibung sollte bei Klingers *Zwillingen* nicht die Rede sein — mindestens ist das mißverständlich. Aber darauf weiter einzugehen, ist hier nicht der Ort. A. Lg.]

H. Jantzen, Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. (Göschen 137.) Berlin, de Gruyter, 1926. 154 S.

F. Rostock, Mittelhochdeutsche Dichterheldensage. (Hermaea XV.) Halle, M. Niemeyer, 1925. XVI, 48 S. M. 2,80. [Unter einem von R. M. Meyer geprägten Namen behandelt die von Baesecke angeregte Arbeit folgende Einzelsagen: Moringer, Neidhart, Tannhäuser, Bremberger, Wirnt, Wartburgkrieg, Meistersinger, Walthers und Frauenlobs Bestattung und Grabmal. Die Ausstellungen Niewöhners Anz. f. d. A. 45, 20 ff., so treffend und scharf zupackend sie sein mögen, können den Genuß an der gefälligen Studie nicht schmälern. Denn sie bietet nicht allein eine willkommene Übersicht über Material und Forschung, sondern auch einen ernsthaften Versuch, eine Gruppe innerhalb des Sammelbeckens 'Volkssage' zusammenzufassen und nach Herkunft, Anknüpfung und poetischer Darstellung vergleichend und mit dem Blick auf allgemeine Entwicklungsgesetze zu charakterisieren. Th. Frings.]

Reimwörterbuch zur Nibelunge Nôt, nach dem Text von Karl Bartsch unter Berücksichtigung der Verbesserungen W. Braunes von Leo Saule. (Münchener Texte, hg. von F. Wilhelm, Ergänzungsreihe Heft III.) München, Callwey, 1925. 61 S. 4 M. — Reimformenverzeichnis zu den Werken Wolframs von Eschenbach von Karl Thalmann. (Ebda. Heft IV.) München, Callwey. 140 S. 10 M. [Nach Stichproben, die ich gemacht habe, sind beide Arbeiten zuverlässig; kleine technische Ungleichmäßigkeiten bei Thalmann seien an-



gesichts des angewandten Fleißes verziehen. Th. bietet ein alphabetisches Verzeichnis der im Reim vorkommenden Wörter und Wortformen. Dabei erwähnt er merkwürdigerweise das Reimregister von Schulz-San-Marte von 1867 nicht mit einem Wort. Saule bietet ein Reimwörterverzeichnis nach den Endsilben, zweitens nach dem Anlaut, also eine Vereinigung dessen, was für den Parzival über San Marte und Thalmann verteilt ist. In einer knappen Einleitung weiß Saule sein statistisches Material gut auszuwerten: lebendigere Mannigfaltigkeit des Wortschatzes in den Zäsur- als in den Strophenendreimen; dort eine höhere und spätere Entwicklung des künstlerischen Anspruchs und der Reimfertigkeit, bedeutsame Fortbildung des Zäsurreims von B* zu C*. Sprachlich zeigt C* eine Tendenz zu mannigfaltigerer und freierer Wortzusammensetzung in den Strophenendreimen. Die reimkünstlerische Anspruchslosigkeit des Nibelungendichters wird S. 10f. plastisch dargetan. Th. Frings.]

E. Karg-Gasterstädt, Zur Entstehungsgeschichte des Parzival. (Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, I. Altgerm. Abt. v. Fr. Neumann, Heft II.) Halle, Niemeyer, 1925. IX, 157 S. 9 M. [Wer sich über den reichen Inhalt dieser hervorragenden Leipziger Dissertation ausführlich unterrichten will, der lese Blötes klare und erschöpfende Anzeige im Anz. f. d. A. 45, 14 ff. Vier Klangtypen finden sich im Parzival, zwei Haupt-, zwei Nebentypen. Typus I dipodisch abgestuft, große Intervalle, psychischer Bruch, Legato, kreuzschlägiger Takt; Typus II monopodisch, Hebung neben Hebung, psychischer Bruch neben psychischem Bruch, Stakkato, gleichschlägiger Takt. Typus III ist Variante von I, kleinere Intervalle. Typus IV, Variante von II, Fehlen einer rhythmischen Vereinheitlichung des Verses, da jeder Versfuß eine Einheit für sich bildet. Die Typen entstanden im Zusammenhang mit Wolframs Entwicklung, demnach verrät ihre Verteilung die Entstehungsgeschichte des Parzival, die etwa so verläuft: Typ I. Bücher III—VI, kürzere Stücke in II, Einl. 1, 1—4, 8, Zwischenstück 114, 5—116, 4; Typ. II. Bücher I. II, verstreut in III—IX; Typ. III. Allerorts, fortlaufend in VII—XVI, vereinzelt in I—VI; Typ IV. Isoliert in I. II, Einl. 1, 1—4, 8, 114, 5—116, 4, VII—XVI, häufiger ab IX. Die rhythmisch-melodische Entwicklung strebt nach allmählichem Ausgleich von Kontrasten. Parallel damit geht auf Stufe II eine Vorliebe für seltsam klingende Eigennamen und ein starkes Betonen des höfischen Momentes, auf Stufe II ein stark reflektierendes Moment und das Streben, Härten und Schärfen zu mildern. Der Übergang von I zu II vollzog sich unter den Eindrücken am Thüringer Hof. Kyot erscheint erst auf der III. Stufe und ist demnach Erfindung (S. 56 f.). Die sprachlich-stilistische Entwicklung verläuft entsprechend. Bei Vergleich von Buch III = Stufe I, Buch I = Stufe II, Buch XVI = Stufe III zeigt sich: Häufigere Fremdwörter und Eigennamen, Einschränkung der Satzspitzenstellung, Wachsen der Hypotaxe, Zunahme der konjunktionalen Verknüpfung, Wachsen der Perioden, Verschiebung des Satzschwerpunktes — wer will die Fülle der Gedanken und Beobachtungen in wenig Zeilen meistern? Auf Übereinstimmung und Abweichung im Vergleich mit älterer philologischer Forschung muß ich erst recht verzichten. Das Buch ist ohne Zweifel eine der besten Leistungen der Sieversschen Schule. Th. Frings.]

Priester Wernhers Maria, Bruchstücke und Umarbeitungen, hg. von C. Wesle. Halle, Niemeyer, 1927. LXXXVIII, 324 S. Geh. 20 M.

Thomas Murners Deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke, Band III: Die Schelmenzunft, hg. von M. Spanier. Berlin, de Gruyter, 1925. 128 S. 10 M. [Dieser Band erscheint in den kritischen Gesamtausgaben elsässischer Schriftsteller des Mittelalters und der Reformationszeit, veröffentlicht vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich. Dem Text voraus geht eine knappe Zeichnung des Kulturbildes, das die Schelmenzunft entwirft, und eine Beschreibung der gesamten Überlieferung und Nachwirkung,



worunter vor allem eine Beschreibung der ersten Frankfurter Ausgabe A von 1512 und der erweiterten Straßburger B von 1512 oder 1513, die, auf den Autor zurückgehend, der Ausgabe zugrunde liegen; hierbei werden die besonderen Vorzüge der Ausgabe B nach Stil, Grammatik, Metrik und Rhythmus zusammengestellt. Neu nachgewiesen wird ein vor B = B² liegender Druck B¹, dessen Abweichungen S. 148—155 verzeichnet sind. Ein im übrigen trefflicher Kommentar wird den Nichtfachmann dennoch oft im Stich lassen. Th. Frings.]

Hans Ruoff, Das Rheinische Osterspiel der Berliner Hs. Ms. germ. fol. 1219 mit Untersuchungen zur Textgeschichte des deutschen Osterspiels. Berlin, Weidmann, 1925. 224 S. [E. Schröder hat das nachgelassene Werk des gefallenen Studienfreundes veröffentlicht. Die Gespräche, die wir in Marburg geführt haben, den Einfluß von Wredes Atlasvorlesungen und den Sprachatlas selbst sehe ich weiterleben in den trefflichen Darlegungen über die Heimat des Osterspiels, über Autor und Schreiber, die in Mainz zu suchen sind. Freilich, die interessanten sprachlichen Probleme hat der Vf. nicht immer gemeistert und nicht ausgeschöpft; auch mit der Interpungierung und Behandlung des Textes kann ich mich nicht bedingungslos einverstanden erklären. Aber für alle kleinen Bedenken entschädigt reichlich Teil II: Untersuchungen zur Textgeschichte des deutschen Osterspiels. Ich bin nicht in der Lage, alle Einzelheiten nachzuprüfen; aber die Aufzeigung einer greifbaren geographischen Entwicklung von Westmitteldeutschland nach Osten bei nur gelegentlicher Gegengabe des Ostens, und die Herausschälung einer Kette früher westdeutscher Textelemente, also eines alten Grundstocks, ist gewiß ein beträchtlicher Gewinn. — Das Fragment eines thüringischen Alexusspiels der gleichen Hs. ist zugleich behandelt und abgedruckt. Th. Frings.]

Vom Fëgfûr, a treatise on purgatory by Tschudi, edited from the original manuscript in the abbey archives of St. Gall with a grammatical commentary, notes and a glossary by Isobel A. Knowles, M. A. XIV, 254 S. [Dies Traktat stammt aus den letzten Lebensjahren des Vf.s der Chronicon Helveticum († 1572). Die St. Galler Hs. überliefert nach dem Inhaltsverzeichnis fo. 2 etwa die Hälfte der umfangreichen Arbeit, die die katholische Lehrmeinung verteidigt. Die Geschichte der Reformation in der Schweiz und der Biograph des belesenen Tschudi werden aus der vorliegenden Veröffentlichung Nutzen ziehen. Der Germanist kommt nicht auf seine Kosten; denn über den Abschnitt The Language of Tschudi breite ich den Mantel der Liebe. Daß es sich um eine ausländische (Glasgower) Diss. handelt, kann die schweren Fehler nicht entschuldigen. Th. Frings.]

Bernhardus Nicaeus Ancumanus, Rosarium, dat is Rosen-Garden. Lateinische Epigramme John Owens in niederdeutscher Übersetzung (1638), hg. v. Axel Lindqvist. (Drucke des Vereins für niederd. Sprachforschung, VII.) Norden und Leipzig, Soltau, 1926. XXXVII, 168 S. 5 M. [Die Neuausgabe eines Unikums der Landesbibliothek zu Kassel: als erster Deutscher hat ein friesischer Pfarrherr eine stattliche Auswahl von Epigrammen des geistvoll-witzigen, die lateinische Sprache meisterlich beherrschenden Engländers übertragen, zuerst niederdeutsch i. J. 1638, dann auch 1641 hochdeutsch. Die Persönlichkeit des Übersetzers ist anziehend: sein Vater ist Hofmeister Gilbert Talbots, des späteren siebenten Grafen von Shrewsbury, Sohnes des Staatsmannes der Elisabeth, gewesen, hat mit ihm die grand tour durch Deutschland, Italien und Frankreich gemacht und hat vorher wie nachher '*geruhme tydt*' in England gelebt. Der mächtige Lord muß seinem Präzeptor ein gutes Andenken bewahrt haben: auf seine Kosten durfte dessen Sohn fünf Jahre in der '*loffliken Universitet Cantabrigia*' studieren. Er hat in dieser Zeit wertvolle Beziehungen angeknüpft, sich auch sonst gut umgetan — Zeugnis davon sind Anmerkungen zu einigen Epigrammen (Nr. 124, 195, 450); leider sind sie sehr knapp, eben nur Anzeichen dafür, daß er die Augen offen hatte. Merkwürdig, daß ein solcher Mann wie auch sein Vater vor ihm nach solchem



Einblick in die große Welt sein Genügen auf kleiner Pfarre fand! Die Übersetzung ist kein literarisches Meisterwerk, wollte doch auch Ancumanus von den '*newen itzt gebräuchlichen süßfließenden metren*' nichts wissen; aber sie ist eins der letzten größeren dichterischen Denkmale der niederdeutschen Schriftsprache vor ihrer Wiederbelebung im 19. Jh. und verdiente daher, daß sie so kundig eingeleitet und sorgfältig herausgegeben wurde. A. Lg.]

W. Burgherr, Johannes Mahler, ein schweizerischer Dramatiker der Gegenreformation. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft 33.) Bern, Haupt, 1925. 166 S. 4 M. [Mahler war ein katholischer Schweizer Pfarrherr († 1634), von dem handschriftlich drei Spiele (*Bruder Klaus, St. Stanislaus* und das Bruchstück eines *St. Oswald*) erhalten sind. Der Vf. macht uns mit diesen Denkmalen bekannt, untersucht sie sorgfältig nach Stoff und Form, stellt sie in ihren literaturgeschichtlichen Zusammenhang (sie setzen das mittelalterliche Volksspiel fort, zeigen aber immerhin eine gewisse Einwirkung des Jesuitendramas) und erörtert ihre Bedeutung für die Zeit der Gegenreformation. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Dramas: zwar lehrt es uns nicht einen starken Dramatiker kennen, obwohl Mahler als Mensch eine Persönlichkeit besonderen Schlages, als Dichter nicht ohne Gaben, im besonderen nicht ohne Ansätze zu dramatischem Wollen war, aber dafür werden wir in eine ganze Bewegung eingeführt: diese Spiele sind typisch für die geistige Haltung der katholischen Schweiz im 17. Jh. Besonders angenehm berührt die Zurückhaltung des Vf.s: er gibt nicht mehr, als ihm der Einzelfall an gesicherter Kenntnis vermittelt; erst auf einer Reihe solcher Untersuchungen wird sich eine künftige umfassende Darstellung des innerschweizerischen Volksdramas aufbauen können. A Lg.]

The comedy of the Crocodile as preserved in various manuscripts, a critical and historical introduction together with a text of the play and other addenda by L. A. Triebel. Oxford, University Press, 1925. 150 S. [Eine hübsche und sorgfältige Ausgabe der Nürnberger Krokodiljagd, eines echten Schildbürgerstreichs, nach der Nürnberger Hs. (N, Ende 17., Anfang 18. Jh.) mit den Abweichungen der vier übrigen Hss. Die kritischen Untersuchungen des Vf.s (Kap. 4—7) erweisen N als nächsten Verwandten des Originals. N, W (= Sammlung Will, Nürnberg), L (London) bilden eine Gruppe gegenüber M (München), Me (= Stiftung Merkel, Nürnberg), die nach Prag weisen. Original und Hss. sind sprachlich gut charakterisiert. Im Anschluß an einen Aufsatz im Fränkischen Kurier von Dr. Reicke erfahren wir, daß die Jagd auf das Krokodil (in Wirklichkeit eine täuschende Steinfigur am Predigerkloster) tatsächlich stattgefunden hat (1596) und die Patrizier Scheurl und Braun der Komödie sich historisch nachweisen lassen. Das Kapitel 'The literary Forms' ordnet das Spiel in die Entwicklung des Dramas des 16. Jh.s, insbesondere in Nürnberg ein, bespricht die Stellung zu den englischen Komödianten, die 1593 zuerst in Nürnberg auftauchen und den Narren des 'Krokodils' beeinflußt haben, und erweist endlich die Einzigartigkeit des Stücks als lebensfrische Satire auf hochstehende Zeitgenossen: 'The whole power and value of the farce lie in dramatic satire on contemporaries, and in this respect it is unique. It brings before us with extraordinary vividness Nürnberg citizens of the later Renaissance; at a time when the drama seldomfreed itself from the domination of the type and the allegorical, the "Crocodil" presents a faithful picture of living characters', S. 47. Th. Frings.]

M. Fröhlich, Johann Jakob Moser in seinem Verhältnis zum Rationalismus und Pietismus. (Deutsche kulturwissenschaftl. Arbeiten von der Universität in Wien. Literarhist. Reihe III.) Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1925. 171 S. [Die Arbeit bewegt sich auf einem Gebiete, das an sich zu den Grenzbezirken der Literaturwissenschaft gehört; es wäre wohl angebracht gewesen, den Stoff durch seine Behandlung den Fachgenossen etwas schmackhafter zu machen. Hätte nicht dasjenige von Mosers Werken,



das schließlich allein literarischen Charakter hat, seine Selbstbiographie, in den Mittelpunkt gestellt werden können? Was die Vf. zeigen will, hätte sie vielleicht an ihr am besten anschaulich machen können, die anderen fachwissenschaftlichen Schriften wären nach Bedarf heranzuziehen gewesen. Im übrigen verdiente diese charaktervolle Gestalt des 18. Jh.s, daß sich die Forschung einmal mit ihr beschäftigte — die Vf. hätte freilich gut daran getan, wenn sie ihre Arbeit, besonders in der ersten Hälfte, auf Stil und Rechtschreibung noch einmal genau durchgesehen hätte. A. Lg.]

K. Bittner, Die Faustsage im russischen Schrifttum. (Prager deutsche Studien, hg. v. Girach, Hauffen und Sauer, 37.) Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, 1926. VIII, 94 S. M. 3,80. [Eine merkwürdige Studie, in der man mancherlei findet, was man nicht erwartet, und dafür vermißt, was man sucht. Zum ersten gehört die Einleitung über das Verhältnis des Einzelnen zum Volkstum und der Abschnitt über den deutschen geschichtlichen Faust, in den wieder (S. 17 ff.) umfängliche Ausführungen über die Gertraudensage (St. Gertrudenminne) eingeschaltet sind. Endlich (S. 26 ff.) sind wir beim Thema; wir erhalten eine dankenswerte Übersetzung der Sage von Sawwa Grudczyn (17. Jh.) — nur werden wir beim Lesen immer gespannter, was sie eigentlich mit Faust zu tun haben soll. Dieser Sawwa kann nicht lesen noch schreiben, er beschwört gar nicht den Teufel, er weiß nicht einmal, daß er sich ihm ergibt, er wird durch die Gnade der Mutter Gottes erlöst und geht ins Kloster: ja, wo ist denn da Faust? Es handelt sich um eine Teufelsbundsage, die an sich anziehend ist und deren Quellen, Entstehungszeit, deren Wert als charakteristischer Ausdruck russischen Volkstums nachzugehen sich wohl verlohnt und durch deren Erschließung der Vf. sich ein Verdienst erwirbt — nur hätte er seiner Arbeit auch die entsprechende Benennung geben sollen. Etwas ärgerlich ist übrigens, daß S. 10 ein berühmter Ausspruch Huttens Luther zugeschrieben wird. A. Lg.]

F. Breucker, Ludwig Richter und Goethe. Mit 53 Abbildungen Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1926. 63 S. Kart. 3 M. [Ein reizendes Büchlein mit seinem Schmuck Richterscher Holzschnitte und seiner klugen Deutung der Kunst dieses uns so nahen und ach! so fernen Meisters. Der Vf. weiß sehen zu lehren; er zeigt, wie in diesen Biedermeierillustrationen eine Fülle von Geist steckt. Gewiß hatte diese Kunst ihre Grenzen, aber sie kannte sie auch, und darum wagte sie sich an den Dichter nur, soweit er ihr gemäß war, schöpfte ihn dann jedoch in ihrer Weise aus. Das zeigt der Vf. trefflich; darüber hinaus gibt er auch einen anziehenden Beitrag zur Geschichte des Eindringens der Kunst Goethes in die breiteren Schichten des deutschen Volkes. A. Lg.]

P. Kluckhohn, Persönlichkeit und Gemeinschaft. Studien zur Staatsauffassung der deutschen Romantik. Halle, Niemeyer, 1925. 111 S. 6 M. [Die Untersuchung zeigt klar, daß nicht erst infolge politischer Ereignisse die Romantiker ein Verständnis für die Pflichten des Staats- und Gemeinschaftslebens gewannen; schon in ihren frühen Tagen sind vielmehr 'in der romantischen Bewegung höchste Wertung der Persönlichkeit und Tendenz zur Gemeinschaft eng miteinander verbunden'. Das hing mit dem Gegensatz zum 'quantitativen Individualismus' der Aufklärung zusammen, der für an sich gleiche Menschen größtmögliche Freiheit und Unabhängigkeit erstrebte; die Romantiker dagegen lernten von Hamann, Herder, Goethe eine neue Auffassung des Begriffes der Persönlichkeit: daß sie nicht in Subjektivismus ausartete, dankten sie einem Schleiermacher, einem Novalis, die in Herrnhutischer Umgebung aufgewachsen waren. Der Vf. legt dar, wie diesen beiden eine Synthese von Persönlichkeit und Gemeinschaft von vornherein vorschwebte, wie ihre Gedanken von den Freunden aufgenommen und weitergetragen wurden, wie sie die Staatsauffassung der Romantik bestimmten, wie sie schließlich im 19. Jh. — und zwar durchaus nicht bloß in einer Partei

— weiterlebten. S. 28 würde ich die Bemerkung über die Vaterlandsliebe im 18. Jh. anders wenden: es war genug von ihr zu spüren — freilich nicht politisch; daß die Literatur den Patriotismus als Volksgefühl erst schuf, ist eben ihr Verdienst. S. 41, Anm. 2. Wackenroder und vor ihm Goethes *Götz* würde ich zwar nicht für die, aber für eine wesentliche Quelle der Mittelalterbegeisterung halten; für die Zeit war der Beginn des 16 Jh.s noch Mittelalter, wie der Schluß von Herders Shakespeareaufsatz deutlich genug zeigt. A. Lg.]

O. Palitzsch, Erlebnisgehalt und Formproblem in F. M. Klingers Jugenddramen. (Hamburger Texte und Untersuchungen zur deutschen Philol., II, 2.) Dortmund, Ruhfus, 1925. 73 S. [Ein sehr wesentlicher Beitrag zur Kenntnis des jungen Klinger. Während man bisher dem Erstling des Dichters, dem *Otto*, eigentlich nur kopfschüttelnd gegenüberstehen konnte, zeigt Vf., wie die seltsame Anlage des ungefügen Werkes nicht willkürlich ist, sondern einer dichterischen Anschauung entspricht, die zu gestalten die Kunst des Dramatikers freilich nicht ausreichte. Der Abschnitt über das *Leidende Weib* scheint mir weniger schlüssig: lehnt der Vf. den Gedanken ab, daß das Drama in seinem Grundgehalt ein 'Lanzenbrechen für die eheliche Moral' sei, so hätte er das Schicksal der Gesandtin in seinem Sinne deutlicher bestimmen müssen, als es durch die allgemeinen Ausführungen S. 34 f. geschieht. Trefflich ist wieder die Charakteristik der *Zwillinge* — von Schröders 'Preisausschreiben' aber sollte man nicht mehr sprechen. A. Lg.]

Melitta Gerhard, Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes 'Wilhelm Meister'. Halle, Niemeyer, 1926. 175 S. Geh. 7,50 M., geb. 9 M.

L. Holberg, De politsche Kannengehter. Die ndd. Übers. v. Politischen Kannengießer, hg. v. C. Borchling. (Drucke d. Vereins f. ndd. Sprachf., VI.) Norden und Leipzig, Soltau, 1924. XVII, 79 S. 1,50 M. [Die nur in wenigen Exemplaren erhaltene Übersetzung eines Anonymus — aus einer Bemerkung Dethardings kennen wir nur seine Anfangsbuchstaben als eines Herrn K. R. B... — ist, wie der Hg. in der Einleitung wahrscheinlich macht, das Werk eines Gelehrten, der mit der Anhängerschaft an Gottsched eine persönliche Hinneigung zur heimischen Sprache verband. Freilich als Schriftsprache war sie tot, der Text ist also orthographisch wie sprachlich verwildert, eben darum aber auch wichtig und lehrreich. Auch theatergeschichtlich ist er nicht ohne Belang, insofern als der Übersetzer die Personen in angesehener Stellung hochdeutsch reden läßt, das Plattdeutsche also zur Charakteristik der volkstümlichen Gestalten verwendet — entsprechend ließ der Lustspieldichter Krüger im *Bauer mit der Erbschaft* vier Personen plattdeutsch reden und gab damit Ekhof eine Glanzrolle. A. Lg.]

Herders Briefwechsel mit Karoline Flachsland. Nach den Hss. des Goethe- und Schiller-Archivs hg. v. H. Schauer. 1. Bd. August 1770 bis Dezember 1771. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 39.) Weimar, Verlag d. Goethe-Ges., 1926. XVI, 484 S.

G. Bianquis, Étude sur deux fragments d'un poème de Goethe. Zueignung — Die Geheimnisse. (Université de Paris — Faculté des lettres.) Nancy, Berger-Levrault, 1926. 56 S.

J. Körner, Recht und Pflicht. Eine Studie über Kleists Michael Kohlhaas und Prinz Friedrich von Homburg. (Zeitschrift für Deutschkunde. 19. Ergänzungsheft.) Leipzig und Berlin, Teubner, 1926. 44 S. 1,60 M. [Ein Muster- und Meisterstück eindringlicher Interpretationskunst. Keine Schwierigkeit wird umgangen, aber jede durch williges Eingehen auf des Dichters Absichten gelöst; ein glücklicher Fund war dabei die Stelle aus Rousseaus *Contrat Social* (Buch I, Kap. VI), die als eigentliche Quelle der Rechtsanschauungen der Novelle anzusprechen ist. Jeder, der sich mit Kohlhaas zu beschäftigen hat, wird diese ertragreiche Studie lesen müssen, die auch für das Drama vom Prinzen von Homburg reichen Ertrag gewährt. Die engen Beziehungen beider Werke werden hinfort nicht übersehen werden können. A. Lg.]



P. Böckmann, Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens. (Hamburgische Texte und Untersuchungen z. deutschen Philol., II, 3.) Dortmund, Ruhfus, 1925. VIII, 163 S. [Ziel ist, Schillers Kunst als den notwendigen Ausdruck seines geistigen Wesens ansehen zu lehren und damit als eigenberechtigt, folglich als nur aus sich heraus zu beurteilen, dem Schaffen Goethes und Shakespeares gegenüberzustellen. Die gesicherte Grundlage gibt eine Voruntersuchung über die Hauptlinien von Schillers Weltbild nach seinen philosophischen Abhandlungen; so wird der Leser darauf vorbereitet, im einzelnen zu verfolgen, wie eng der Zusammenhang zwischen philosophischer Weltauffassung und dichterischer Weltdarstellung bei Schiller ist. Als methodisch fruchtbar erweist sich dabei, daß Vf. die Entwürfe ausgiebig heranzieht: hier, beim Planen, zeigt es sich häufig besonders einleuchtend, wie Schiller seinen Stoff nach ganz bestimmten Gesichtspunkten zu formen bestrebt war, um ihn für sich brauchbar zu machen. Man möchte wünschen, daß der Vf. auch einmal an einem Drama als Ganzem gezeigt hätte, wie es, so wie es ist, eben werden mußte; seine Untersuchung trennt notwendig, was im dramatischen Kunstwerk zusammengehört, sie legt gewissermaßen Querschnitte: ein Längsschnitt könnte zeigen, wie der Einzelorganismus sich zu der Richtung des Gesamtschaffens verhält. A. Lg]

F. Koch, Schillers philosophische Schriften und Plotin. Leipzig, J. J. Weber, 1926. 86 S. Geb. 4,50 M. [Das Büchlein ergänzt des Vf.s *Goethe und Plotin* in erwünschtester Weise. Unmittelbar hat Schiller sicherlich keine Schrift Plotins gekannt; das hindert nicht, daß sich auffallende Parallelen zu neuplatonischen Gedanken bei ihm finden. Wie er freilich zu ihnen oder sie zu ihm gelangten, läßt sich nicht näher nachweisen; es bleibt nur übrig, die Vermittlerrolle dem mündlichen Vortrag Abels im Unterricht der Militärakademie zuzuschieben. Wie dem nun sei, der Vf. zeigt die Beziehungen einleuchtend auf, und wenn man manche Einzelheit wie die Sympathie für den 'erhabenen Verbrecher', den Satz über Miltons Satan und die Stelle aus den *Räubern* (S. 15) auch vielleicht einfacher aus dem Trotz des jugendlichen Schiller gegen die hergebrachte Anschauung erklären kann, so nimmt das von dem Verdienst der gründlichen und aufschlußreichen Studie nichts weg. Sie ist ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis der Geisteswelt des deutschen Idealismus. A. Lg.]

E. Lehmann, Hölderlins Idylle *Emilie vor ihrem Brauttag*. (Prager deutsche Studien, 35.) Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, Kraus, 1925. 54 S. 2,40 M. [Die Arbeit ist ein sehr dankenswerter Beitrag zur Kenntnis Hölderlins: die Idylle wird sorgfältig analysiert und nach allen Richtungen kommentiert. Der Vf. zeigt ihre Wurzeln im Diotimaerlebnis auf, erörtert feinsinnig die künstlerische Umgestaltung, die es erfährt, und legt die Fäden dar, welche die Dichtung mit Schillers Forderung der sentimentalischen Idylle verknüpfen. Der ganze Hölderlin steckt in dem kleinen Werk; der Vf. hat jedenfalls das seine getan, um dieser 'anmutigsten und holdesten Dichtung' die gebührende Beachtung zu schaffen. A. Lg.]

Elise Dosenheimer, Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels. (Deutsche Vierteljahrsschrift f. Literaturwissensch. und Geistesgesch. Buchreihe, 4.) Halle, Niemeyer, 1925. 131 S. 6 M., geb. 7,50 M. [Die eindringende Studie zeigt, daß nicht nur *Judith* den 'zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozeß' darstellt, sondern daß die ganze Reihe der folgenden Tragödien (abgesehen von der eine Sonderstellung einnehmenden *Agnes Bernauer*) den nach einem anderen Hebbelwort 'überall hervortretenden Dualismus der Welt' an diesem Problem anschaulich werden läßt. Der Nachweis ist durchaus gelungen, was natürlich nicht heißen soll, daß der Gehalt des Hebbelschen Dramas damit erschöpft ist; wohl aber ist der Weg bezeichnet, auf dem der Dichter sich seine tragischen Stoffe gewissermaßen erschloß. Merkwürdig, daß die Vf. in diesem Zusammenhang einmal (S. 33

unten) von Ineinandergehen, wenn nicht Verwirrung der Motive spricht. Es handelt sich um die Frage, ob Judiths Schuld in der Tat um der eigenen Sache willen oder in der Tat überhaupt besteht. Ich weiß nicht, ob die beiden Motive auch nur gedanklich auseinandergehalten werden dürfen: metaphysisch ist Judiths Schuld die Tat an sich, aber die Tragödie wird durch das Motiv der persönlichen Rache menschlich erst möglich. A. Lg.]

W. Michalitschke, Friedrich Hebbels Tragödie Gyges und sein Ring. Eine Untersuchung. (Prager deutsche Studien, hg. v. Gierach, Hauffen und Sauer, 33). Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, 1925. 52 S. 2,40 M. [Der Vf. will nachweisen, daß Hebbel zunächst an eine Tragödie Rhodope dachte, der Akt II, III und die Hälfte von IV angehören; erst nach der Unterbrechung der Arbeit durch den Marienbader Aufenthalt von 1854 sei aus der Rhodope — die Kandaulestragödie geworden. Aus dieser Entstehungsgeschichte sollen sich die Widersprüche des Dramas und seine recht verschiedene Beurteilung durch die Kritik erklären. Ich glaube nicht, daß der Vf. auf dem rechten Wege ist; zunächst vermisse ich für seine Darstellung der Entstehungsgeschichte wirklich zwingende Beweise, und die wären gegenüber Hebbels Ausdrucksweise im Tagebuch (14. Nov. 1854) und seinem sonstigen Schweigen über eine Änderung seines ursprünglichen Planes notwendig. Unter diesen Umständen kann es die Aufgabe der Wissenschaft nicht sein, angebliche Widersprüche aus angeblichem Wechsel des Planes zu erklären; es heißt vielmehr zu untersuchen, ob jene Widersprüche wirklich vorhanden sind und sich nicht vielmehr durch Eingehen auf des Dichters Absichten beseitigen lassen. A. Lg.]

A. de Jonge, Gottfried Kinkel as political and social thinker (based in part on sources gathered by the late A. B. Ferguson). (Columbia University Germanic Studies.) New York, Columbia University Press, 1926. 156 S.

S. Liptzin, The weavers in German literature. With two illustrations. (Hesperia. Schriften zur germanischen Phil., hg. v. H. Collitz, 16.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1926. 108 S. [Ein dankbares Thema, das, ganz abgesehen von der guten wissenschaftlichen Arbeit, mit ungewöhnlicher schriftstellerischer Gewandtheit behandelt wird. Es ist überraschend, zu sehen, welche Rolle der schlesische Weberaufstand von 1844 auf allen Gebieten der Dichtung nicht nur stofflich, sondern auch als eine Art Gärungskeim in der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Literatur gespielt hat. Gewiß war der soziale Roman durch *Wilhelm Meisters Wanderjahre* und Immermanns *Epigonen* vorbereitet; gewiß gaben Dickens und Sue ausländische Muster ab; aber ehe die ersten Übersetzungen von *Oliver Twist* und der *Mystères de Paris* erschienen (1844), hatte schon Willkomm aus Kenntnis der Lage in den schlesischen Dörfern einen Maschinensturm der Weber geschildert, 1845 erschienen seine *Weißen Sklaven* und Ungern-Sternbergs *Paul*, begann Prutz die Arbeit an *Engelchen*: es sind die ersten deutschen sozialen Romane in vollem Sinne. Ähnliches gilt vom Drama: Kleins *Kavalier und Arbeiter* (1850), in dem zum erstenmal *a serious presentation in drama of the problems of the industrial proletariat* gegeben wurde, schöpft aus denselben Vorgängen wie später G. Hauptmann. Nur für die Lyrik geht der Vf. zu weit: wenn er S. 43 f. sagt, daß die Webergedichte zuerst zu den alten Themen von Liebe und Natur, Krieg und Religion '*new motives and a new tone*' fügten, so ist das übertrieben; schon Brentanos *Lustige Musikanten* gehören zur sozialen Lyrik. Man wird nur sagen können, daß die Verhältnisse der Weber weiten Kreisen ein greifbares Bild unverschuldeter, durch die Entwicklung der Industrie entsandener Not gaben und so der sozialen Lyrik eine unvergleichlich stärkere Resonanz schafften. A. Lg.]

J. Wihan, Henrik Ibsen und das deutsche Geistesleben. (Prager deutsche Studien, 36.) Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, Kraus, 1925. 73 S. 3 M. [Nach dem Titel erwartet man eigentlich eine Untersuchung der Ein-



wirkung Ibsens auf Deutschland, tatsächlich erhalten wir aber eine Darstellung des deutschen Einflusses auf den norwegischen Dichter. Grundsätzlich wäre da wohl zwischen Einwirkungen auf Gehalt und Form der Werke und bloßen Reminiszenzen des Dichters zu scheiden gewesen; Wihan jedoch führt bei jeder Dichtung alles auf, was irgendwie auf deutschen Einfluß zurückgeführt werden kann, und geht sicherlich dabei manchmal zu weit: gewisse Übereinstimmungen erklären sich zwanglos aus der Ähnlichkeit der Lage oder sind als Lesefrüchte zu werten, die nicht allzuviel besagen wollen. Es bleibt immerhin genug übrig, was unzweifelhaft bestimmender deutscher Einfluß ist — für Abschnitt 13 (*Die realistischen Dramen*) läßt sich die ganze Frage allerdings wohl nur unter gleichzeitiger Einbeziehung des französischen Gesellschaftsdramas erörtern. Zu dem Einfluß von Grillparzers *König Ottokar* auf die *Kronprätendenten* (S. 39 ff.) und dann auf *Kaiser und Galiläer* (S. 63) möchte ich ein Fragezeichen setzen: soll man wirklich annehmen, daß Ibsen Anfang der sechziger Jahre Grillparzer, der damals weder zeitgemäß noch als Klassiker anerkannt war, gelesen hat? A. Lg.]

O. Floeck, Die deutsche Dichtung der Gegenwart (von 1870—1926). Karlsruhe, Gutsch, 1926. 388 S.

Englisch.

The yearbook of the universities of the Empire, 1927, ed. by W. H. Dawson and publ. for the Universities Bureau of the British Empire. London, Bell, 1927. X, 858 S. [Der Preis ist derselbe geblieben, 7 s 6 d, der Inhalt aber ist gegen den Band von 1924 um 100 S. vermehrt. Weggefallen ist der Bericht über ausländische Universitäten, ausgenommen über die der Vereinigten Staaten, die jetzt allein noch auf nahezu 100 S. beschrieben werden. Das vereinigte Angelsachsentum *in academicis*. Hinzugekommen sind zahlreiche Einzelheiten und außerdem ein bemerkenswerter Anfang: Themen von approbierten Forschungsdissertationen. Anglistische begegnen freilich darunter nur wenige und aus den grammatischen Arbeitsgebieten gar keine; dagegen blühen die naturkundlichen. Bemerkenswert ist das Anwachsen der Indian Colleges. Im ganzen ein Bild von weltweiter Wissenschaftsblüte.]

D. Everett, Annual bibliography of English language and literature. Vol. VI, 1925, ed. for The modern humanities research association. Cambridge, Bowes, 1926. 156 S. 6 s. [Leider hat sich Miß Paues von dieser Bibliographie, die sie mit großem Opfermut, Fleiß und Geschick durch die drei ersten Jahre gemacht hat, zurückgezogen, allerdings nicht ohne ihrer Nachfolgerin bei dem vorliegenden vierten Bande noch an die Hand zu gehen. Der scheidenden Gründerin dieses sehr nützlichen Unternehmens sei auch an dieser Stelle gebührend gedankt! — Die Anordnung des Stoffes ist im neuen Bande unverändert geblieben. Er reicht ebenfalls herab bis zu den Autoren der Gegenwart, also weiter als irgendeine anglistische Bibliographie bei uns. Nach wie vor sind die Titel der Aufsätze in kleineren englischen Zeitschriften und Vereinsveröffentlichungen besonders schätzbar. Die Zahl der Eintragungen betrug voriges Jahr 2274 und jetzt 2401.]

Professional schools, post-graduation courses, specialist studies in the universities and university colleges of Great Britain and Ireland. Session 1926—27. Universities Bureau of the British Empire, 50 Russell Square, London, W. C. 1. 39 S.

Englische Studien. LXI, 1 [C. Karstien, Ags. *nāmon* — *ȝeāfon*. — P. H. Reaney, The dialect of London in the thirteenth century. — O. Funke, Sprachphilosophische Probleme bei Bacon. — G. R. Potter, James Thomson and the evolution of spirits]. — 2 [F. Harder, Eine deutsche Anregung zu Drydens 'Alexander's feast'? — H. Shine, The influence of Keats upon Rossetti. — G. Milner, On some marginalia made by Dante G. Rossetti in a copy of Keats' poems. — G. Langenfelt, Die Literatur des britischen Kolonialreiches].



Anglia, N. F. XXXVIII, 4, Dez. 1926 [E. Peper, George Bernard Shaws Beziehungen zu Samuel Butler dem Jüngeren. — H. Richter, Walter Savage Landor (Fortsetzung). — H. Lindkvist, A study on early medieval York]. — LI, 1, Jan. 1927 [Helene Richter, Walter Savage Landor (Schluß). — W. Marschall, Das Zentralproblem der Shakespeare-Sonette. — B. A. P. van Dam, Did Shakespeare revise Romeo and Juliet. — L. Wann, The rôle of confidant(e) in the Renaissance epic. — O. B. Schlutter, Bemerkungen zum NED. — E. Westergaard, Plural forms in Lowland Scottish].

Beiblatt zur Anglia. XXXVII, 10—12, Okt.—Dez. 1926; XXXVIII, 1—7, Jan.—Juli 1927.

English studies. VIII, 6, Dec. 1926 [R. Volbeda, On the place of prepositions, II. — E. Kruisinga, English grammar as she is taught at Oxford]. — IX, 1, Febr. 1927 [L. J. Guittart, Petrus Montanus.] 2, April [J. A. Falconer, *The professor* and *Villette*. A study of development. — E. Kruisinga, contributions to English syntax].

American speech. II, 3, Dec. 1926 [J. M. Steadman, The language consciousness of college students. — L. Pound, 'Yes' and its substitutes. — E. C. Hills, The plural forms of 'You'. — E. R. Morrison, 'You all' and 'We all'. — A. W. Meyer, Some German-Americanismus from the Middle West. — L. C. Wimberly, American political cant. — H. E. Rockwell, Headline words. — E. B. Heckel, To one editor (verse). — F. W. Pollock, The current expansion of slang. — K. Malone, A note on 'Anglo Saxon'. — S. M. Stinchfield, The importance of speech defects as a personal problem]. — 4, Jan. 1927 [M. E. De Witt, Stage versus screen. — K. Forward, Manners for Americans. — O. Amend, Road signs. — K. Malone, 'Anglo-Saxon' again. — C. de Crespigny, W. E. Woodward. — H. L. Munro, West Indian English. — F. W. Pollock, Courtship slang. — W. Feather, Englicizings. — M. M. Mathews, Mrs. Anne Royall as an observer of dialect. — H. Alexander, O God! O Montreal]. — 5, Febr. [U. T. Holmes, The phonology of an English speaking child. — J. H. Cox, The New Pine Mountains (a John Hardy ballad). — L. M. Salmon, Place names and personal names as records of history. — E. F. Piper, Benedict along the Picketwire (verse). — K. Buxbaum, Mark Twain and America dialect. — F. Densmore, The language of the Makah Indians. — D. Colburn, Newspaper nomenclature. — K. Malone, Plain Anglo-Saxon. — J. M. Burnham, Three hard-worked suffixes. — I. M. Mellen, Fish or fishes. — F. W. Pollock, The sins of the railroad period]. — 6, March [D. Benardete, Professorial speech — new style. — I. M. Mellen, Naming the Bungalow. — E. Philips, The French of Edgar Allen Poe. — W. R. Morse, Stanford expressions. — Kwei Chen, Chuantsu's philosophy. — H. Yenne, Prison Lingo. — V. Randolph, The Ozark dialect in fiction]. — 7, April [J. B. Dudek, The Bohemian language in America. — D. Barkley, Hospital talk. — M. A. de Ford, On the difficulty of indicating nativity in the United States. — H. F. Barker, Surnames in -is. — H. B. Bernstein, Re: Business English. — I. M. Mellen, Words from sea-animals. — K. Malone, Fay on pronunciation]. — 8, May [H. H. Hudson, The knees of Demosthenes. — G. O. Curme, The split infinitive. — L. Axley, You all and we all again. — L. Pound, Park. — C. Woofter, Dialect words and phrases from West Central West Virginia. — E. G. Fletcher, Another note on Anglo-Saxon]. — 9, June [E. H. Thomas, The Chinook jargon. — Ch. Samolar, The argot of the vagabond. — F. Densmore, Musical composition among the American Indians. — O. R. Pennypacker, Quaker origins].

Essays in memory of Barrett Wendell, by his assistants. Cambridge, Mass., Harvard Univ. Press, 1926. 320 S. [Eine schöne Würdigung von B. W. als Lehrer durch W. R. Castle geht voran. Dann handelt D. Sargent über sein Verhältnis zur Philosophie, um zu zeigen, wie Wendell gerade aus philosophischen Gründen nur 'man of letters' sein wollte. Er fragte nicht: Was ist

Gedächtnis? 'Traditions were what interested him,' und Theorien waren ihm verhaßt. — Es folgt ein programmatischer Artikel von O. G. Campbell: What is comparative literature? Es gibt natürlich kein wissenschaftliches Literaturstudium ohne vergleichende Methode. 'Mere source-hunting' ist Mißbrauch von Methode. Soll 'psychological anthropology' betrieben werden oder soziale Wirkung der Literatur oder der Einfluß politischer Begebenheiten? Mit Recht betont der Artikel das Forschen nach 'originality'; wir vergleichen, um das Individuelle der Autoren herauszufinden. Aber wäre nicht beizufügen, daß das richtige Material dafür erst in der Periode des Humanismus einsetzt, als die Einwirkung der klassischen Muster die abendländischen Dichter zu einer großen Künstlereinheit zusammenballte? Früher bezeichnete man dies als Literärgeschichte. Oder geht der Ausdruck vielmehr auf das Studium solcher Dichtwerke, bei denen nicht Filiation von einer schaffenden Persönlichkeit zu einer anderen in Frage kommt, sondern vererbte Rhythmik, Stilistik, Motivschätze? Dann würden Märchenforschung und Volksliederstudium hauptsächlich hierhergehören. Sicherlich ist der Ausdruck mehrdeutig, und es empfiehlt sich, von Zeit zu Zeit die Falschdeutungen abzuwehren. — H. R. Patsch schreibt über 'Chaucer and mediæval romance'. Die eigentliche Ritterdichtung war zu seiner Zeit schon wesentlich antiquiert. Dem Wunderglauben steht Chaucer schon ziemlich mit modernem Urteil gegenüber. Sein Humor paßt auch nicht mehr zur pathetischen Verherrlichung des Rittertums. Am meisten aber entfernt sich davon Chaucer durch seine Neigung zur Ironie z. B. bei der Darstellung der Junker in der 'Knight's tale' — beide 'in tremendous concern for a young lady' — und in gewissen Reden des Pandar mit Troïlus. War das 'Haus der Fama' geschrieben 'for the appeal of romantic adventure'? Wollte Chaucer darin 'go beyond the machinery of the Court of Love'? Hat er vielleicht außer der großen Liebe auch der Weite des Sternenhimmels und der Neuheit jeder Geschichte, sei sie wahr oder falsch, ein poetisches Recht vindizieren wollen? Die Antwort wird immer davon abhängen, welchen Umfang man dem Worte Romanze beimißt. — Erwägenswert bespricht T. L. Riggs die Frage 'of mediævalism'. Manches Gute war im Mittelalter vorhanden, was im heutigen Amerika nicht so häufig sich findet; so die Hervorhebung der geistigen Elemente gegenüber den materiellen; oder 'allegiance to govern mental authority which comes from God'; oder die Beziehung des Universums auf Gott als dessen erste Ursache. — H. W. Harrington studiert Christopher Marlowe als Rationalist. Als Angehöriger des Kreises von Raleigh und Herriot hatte der Faustusdichter natürlich ein freies Denken, das sich nicht bloß in den Berichten von Zeitgenossen über seine 'atheistischen' Gespräche äußert, sondern auch da und dort in seinen Dichtungen. Machiavelli hatte nicht umsonst geschrieben. Dennoch glaubt Vf. betonen zu müssen, daß man Atheismus im heutigen Sinne bei Marlowe nicht erweisen könne. Zu eindringlich spricht er namentlich von der Hölle. Geben nicht gewisse Andeutungen seines Barnabas am meisten zu denken, wonach scheinbar gläubige Christen sich am unchristlichsten benehmen und wirklich gläubige dafür nur ausgesogen werden? Kann man sich bei dem Dichter des 'Massacre of Paris' die Nachwirkung der religiösen Mordpolitik von 1572 stark genug vorstellen? Wie weit ist sein Neuheidentum als Beweis für innere Skeptik zu werten? — Andere Artikel gelten der asiatischen Lyrik und ihrer Spiegelung in der englischen Literatur; der Charakteristik von Yeats und Conrad; der Entwicklung des 'Vice' in der Moralität; dem Ruhm des Dante und des Cervantes. Den Schluß aber bildet ein bemerkenswerter Nachruf auf zwei vielversprechende Harvard-Männer, die dem Weltkrieg zum Opfer fielen, betitelt 'A footnote on democracy'. Dieses Schlagwort führte zwar das amerikanische Heer nach Europa ins Feld; aber weder Alan Seeger war im Grunde dafür eingenommen — seine Begeisterung galt vielmehr in aristokratischer Weise, ja schwärmerisch aller Schönheit; noch blieb John Reed

nach Überwindung seiner ersten Entwicklungsphase dabei stehen, sondern er wurde bei Ausbruch des Krieges prompt zum Pazifisten und beim Ausbruch der russischen Revolution heftig zum Bolschewisten und ging als solcher auf russischem Boden zugrunde. Mit Nachdruck wird ein Ausspruch von Seeger abgedruckt, der aus Staatsgehorsam die Uniform anzog und mit einer merkwürdigen Zukunftsahnung sich darin behagte: 'This life agrees with me; there will be war for many years to come in Europe, and I shall continue to be a soldier as long as there is war.' Nach Ansicht des Vf.s hätte er sogar schreiben können: Vielleicht steht im Schicksal geschrieben, Deutschland werde aus diesem Kampfe triumphierend hervorgehen und im 20. Jh. ebenso herrschen, wie die Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener in früheren Jahrhunderten herrschten. (Ist das Propaganda gegen uns?) Vf. erklärt des weiteren, er sei nicht aus Haß gegen Deutschland oder die Deutschen ausmarschiert, 'but purely out of love for France'; deutsche Ideale seien im allgemeinen auch die seinen und erlaubten ihm nicht einzustimmen in 'the chorus of hate against a people whom I frankly admire', S. 310. Im letzten Absatz stellt er sich rückhaltlos auf die Seite des Präsidenten Eliot, der 'dared to call our day the happiest age the world has ever known'. — Der stattliche Band verdient in mehr als einer Hinsicht Berücksichtigung.]

E. Heymann, Englisches Recht. (Handwörterbuch der Rechtswissenschaft, hg. v. Stier-Somlo u. A. Elster. S. 249—70.) Berlin, de Gruyter, 1927. [Es gibt wohl nirgends eine bei aller Knappheit so umfassende und zutreffende Darstellung der englischen Rechtsverhältnisse wie hier. Der Artikel zerfällt in 1. Geschichtliche Entwicklung, 2. Verfassung, 3. Verwaltung, Kirche, 4. Rechtsquellen, 5. Gerichtswesen, 6. Privatrecht und Handelsrecht, 7. Zivilprozeß, 8. Strafrecht, 9. Strafprozeß, 10. Ausbreitung des englischen Rechts. Von Herkunft ist das englische Recht germanisch, doch schon früh mit starker Beeinflussung durch die fränkischen Einrichtungen. Betreffs Verwaltung hat heutzutage der Premierminister, solange er seine Partei führt und diese das Unterhaus führt, alle Entscheidungen in der Hand, denn er setzt das Kabinett zusammen. Aber gegen seine Macht stehen Presse, Vereinswesen und Opposition, traditionelle Auffassung, richterliche Selbständigkeit und je nach der Persönlichkeit des Königs auch der Einfluß der Krone. Eine Gefahr für die Zukunft liegt darin, daß, je demokratischer das Wahlrecht zum Unterhaus wurde und das Oberhaus seine Befugnisse verlor, leere Propagandaschlagworte die besonnene Tätigkeit der Regierung stören: 'Der Beginn des Weltkriegs ist dafür ein Beispiel.' Sehr lesenswert!]

A. Grabowsky, Englands Grundprobleme. (Sonderdruck der 'Zeitschrift für Politik'. XVI, 5.) Berlin, Heymann, 1927. S. 454—82.

R. Munro, Prehistoric Britain. (Home university library, 82.) London, Williams & Norgate, 1923. 4. Aufl. 256 S. 2 s 6 p. [Ein Kenner ersten Ranges beschreibt die Reste der Stein-, Bronze- und frühen Eisenzeit auf den britischen Inseln. Was vor den Kelten da saß, hat merkwürdige Kulturzeugnisse zurückgelassen, von denen Stonehenge durch astronomische Berechnung bis 1680 v. Chr. zurückzudatieren ist. Zeichnen lernten die Menschen früher als Schreiben. Das Wort kommt in dieser Periode noch nicht zur Geltung. Selbst das Zeugnis der Hünengräber lehrt uns für den Beowulf nichts Zwingendes; aber man begreift, daß angesichts solcher Reste eine große Bewunderung der Ahnen aufkam.]

Oskar Seeger, Die Auseinandersetzung zwischen Antike und Moderne in England bis zum Tode Dr. Samuel Johnsons. Berliner Diss. 1927. Leipzig, Mayer & Müller. 117 S. [Bei der Lektüre der vorliegenden wertvollen Arbeit wird man das Bedauern nicht los, daß der Vf. offenbar aus äußeren Gründen räumlich sehr beschränkt war. Das Verhältnis zur Antike von Beda bis Samuel Johnson, also im Verlaufe von vielen Jahrhunderten, ist ein so ungeheurer Stoff, daß er sich kaum auf etwa hundert Seiten zusammenpressen

läßt. S. muß sich darauf beschränken, nur die äußere Stellungnahme der einzelnen Autoren zu den Alten, möglichst unter Anführung ihrer eigenen Worte, darzulegen, aber wie aus seiner klaren Vorbemerkung und dem kurzen Rückblick hervorgeht, weiß er selber, daß er damit nur die erste Hälfte seiner Arbeit vollbracht und ein sehr beachtenswertes Material chronologisch zusammengestellt hat. Er gibt auch die Gesichtspunkte an, unter denen es weiter zu verarbeiten wäre; vor allem müßte neben der äußeren Auseinandersetzung mit der Antike die innere berücksichtigt werden. 'Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten;' es gibt Autoren, die sich scharf gegen die Antike wenden und doch in ihrem Wesen mehr von ihr abhängig sind als manche Lobredner des Altertums oder umgekehrt. Die ausgesprochene Kritik entspricht oft nur sehr bedingt dem Gehalt oder der Form. Das liegt in erster Linie daran, daß die Werturteile über die Antike häufig nicht auf eigener Schätzung (manchmal nicht einmal auf eigener Kenntnis) beruhen, sondern traditionelle Wiederholungen sind, sodann aber daran, daß die Bezeichnung *The Ancients* ein sehr unbestimmter Kollektivbegriff ist, unter dem die einzelnen Schriftsteller etwas sehr Verschiedenes verstehen, bald die Kunst, bald die Natur, bald das überlegene Wissen usw. S. hat die auseinandergehenden Auffassungen wohl erkannt, aber hier wäre für seine verdienstvolle Arbeit eine schärfere Differenzierung erwünscht gewesen. Daß sie unterblieben ist oder unterbleiben mußte, liegt wohl auch an der räumlichen Beschränkung des Vf.s, dem man nachrühmen kann, daß er innerhalb der gezogenen Grenzen geleistet hat, was zu leisten war. M. J. Wolff.]

M. Schröer, Grundzüge und Haupttypen d. engl. Literaturgeschichte. Teil I: Von den ältesten Zeiten bis Spenser. (Samml. Göschen, 286.) Berlin, de Gruyter, 1927. 3. verm. Aufl. 166 S.

L. Morsbach, Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1926. 44 S.

G. Weber, Suffixvokal nach kurzer Tonsilbe vor r, n, m im Angelsächsischen. (Palaestra, 156.) Leipzig, Mayer & Müller, 1927. VII, 142 S. [Über die Fälle vor *r* hatte längst Weyhe gehandelt; Weber führt seine Forschung weiter, klar und umsichtig, und faßt dann die Gesamtergebnisse zusammen. Der älteste Bestand ist vertreten durch Kentische Urkunden um 700 und den Archetypus I der Glossen: Epinal, Corpus Christi und Leiden, den Chadwick für ungefähr dieselbe Zeit erschlossen hat; ferner durch Bedas Verse, das Kreuz von Ruthwell, das Leidener Rätsel und die Moore-Hs. von Bedas 'Hist. eccl'. Liber vitae verteilt sich, auch betreffs der ältesten Hand, auf einen langen Zeitraum. Die 2. Gruppe umfaßt die Mitte des 8. Jh.s bis 778; hierher gehören die erhaltenen Texte der genannten Glossare, ferner die der Interlinearübersetzungen Li, Ri, Ru^1, Ru^2 und Vesp. Ps. Dann folgt als 3. Gruppe die Zeit bis 873, also bis Alfred, vertreten durch eine Reihe Urkunden und auch durch das älteste Bruchstück des westsächsischen Martyrologiums. Die untere Grenze dieser Gruppe wird besonders durch die Verhältnisse vor *r* markiert; seit 873 treten Sproßvokale mit Macht vor inlautendem *r* hervor, früher hatten sie sich nur vor auslautendem *r* gezeigt. Es folgt die Alfredzeit, die sich bis 904 erstreckt; hier fehlt neue Synkope, alte wird aufgehoben, ursprünglich mittelvokallose Lautgruppe gesprengt. Die alten Verhältnisse werden also schlankweg umgedreht. Das Spätwestsächsische kennt dann im ganzen nur noch mittelvokalhaltige Formen vor inlautendem *r* und vermehrt sie vor *l* und *n*. Ausgebeutet werden, außer Urkunden, speziell Ælfric und ws. Evv. Mit der bloßen Synkope als Mittel der Zeitbestimmung kommt man nicht durch; sie erstreckt sich von der vorliegenden Zeit bis ins 10. Jh.; die verschiedenen Arten der Sprachvokale zu verfolgen ist ergiebiger. — Außer solchen Zeitbestimmungen fällt noch manches für die ags. Grammatik selber ab, z. B. für die Dekl. von *fæder*, S. 126. Wiederholt wird gezeigt, daß spätws. *y*, wenigstens in unbetonter Silbe, nur eine



Schreibung für *e* ist. Die Suffixvokale der germ. Ablautstufen, soweit unberührt von der Synkope und unbeeinflußt vom benachbarten Konsonant oder vorausgehenden Vokal, hielten sich bis ins ausgehende 10. Jh., worauf sie *e*-haltig werden. Einer der dunkelsten Punkte in der ags. Phonologie wird hiermit der Aufhellung nahegebracht.]

An A.-S. chronicle ed. by E. Classen and F. E. Harmer. (Modern language texts.) Manchester, University Press, 1926. 150 S. [Die Einleitung enthält drei Seiten und beschreibt zumeist Fassung D. Aus dieser werden dann die Jahreseintragungen 1—1078 abgedruckt. Das Glossar zeichnet sich durch die Beifügung der modernen Namen für die Ortsbezeichnungen aus.]

A. St. Cook, Sources of the biography of Aldhelm. (Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. XXVIII, p. 273—293.) New Haven, Yale University Press, 1927. [Mit bewährter Gelehrsamkeit hat Cook die Quellen für das Leben des ältesten ags. Lateindichters zusammengestellt und erläutert.]

A. St. Cook, Cynewulf's part in our Beowulf. (Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. XXVII, p. 385—406.) New Haven, Connecticut, Yale University Press, 1925.

M. S. Serjeantson, Distribution of dialect characters in Middle English. Amsterdam, Swets & Zeitlinger, 1924. 34 S. [Aus den Ortsnamen gearbeitet; beachtenswert.]

P. Leidig, Studien zu *King Horn*. Diss. Borna-Leipzig, Noske, 1927. 100 S.

St. Erkenwald, a M. E. poem, ed. with introduction, notes, and glossary by H. L. Savage. (Yale Studies, LXXII.) New Haven, Yale University Press, 1926. LXXIX, 96 S. [Auf die Ausgaben des Denkmals von Horstmann 1881 und von Sir Israel Gollancz 1922 folgt jetzt sehr bald eine dritte, in der namentlich die Quellenuntersuchung der zweiten mit exakter Kritik, aber nicht in ungebührlicher Form überprüft wird. Der Dichter hat sein Material aus verschiedenen Quellen zusammengelesen — das wird bestätigt. Für die Geschichte von der Grabesöffnung und dem unberührten Leichnam wird eine nähere Quelle erwiesen in der Chronik Major von St. Albans. Der Bericht über Augustinus in England sei nicht direkt aus Geoffroy von Monmouth genommen. Das Werk sei mehr mosaikartig, als man bisher glaubte. Neues über den Dialekt weiß Hg. wenig zu sagen, obwohl ihm die neubegründete Ortsnamenforschung und Marquardts Arbeit über das starke Pp. Pt. mit Aufzählung der sicher datierbaren me. Denkmäler hätte wesentlich helfen können, die norwest-mtl. Elemente herauszuschälen. Da dem Denkmal die Endreime fehlen, ist über seinen ursprünglichen Sprachzustand leider nicht viel Sicheres zu erweisen. Interessant ist, was über die theologische Haltung des Dichters im Hinblick auf den Artikel von C. F. Brown über die 'Perle', publ. Mod. Lang. Ass. XIX, 115 ff. gesagt wird. Die allgemeine Tüchtigkeit der Yale Studies ist im übrigen auch an diesem Bande zu beobachten.]

G. E. Hodgson, English mystics. London, Mowbray, 82 Margaret Street. VIII, 788 S. [Die Religiosen Englands erwachen wieder zur wunderschönen Literatur ihres Mittelalters. Hier bereitet kirchliche Innigkeit den Weg. Als Zustand der Mystik wird bezeichnet 'an atmosphere of love, of direct intercourse between the human spirit and God', S. 4. Die Definition ist etwas theologisch ausgefallen; vielleicht darf man etwas allgemeiner sagen: 'between the human spirit and superhuman spirits,' denn in diesem Falle ist nicht bloß eine realistischere Marienminne eingeschlossen, sondern auch das reizvollste Gedicht mittelengl. Autobiographie, 'The Pearl'. Eifrig hat Vf. nach einschlägigen Versen auf dem weiten Gebiete des älteren Englisch gesucht. Auf Cynewulf ist sie geraten; die ags. Wyrd und die Philosophiegestalt des Boethius hätte noch vor der Tür gestanden, um die Vorbereitung der Mystik durch heimische Mythe und antike Allegorie zu erläutern. Von Cynewulf wendet sie sich sofort zu der Nonnendichtung der Zeit um 1200: 'Hali Maiden-

had' und 'Ancren Riwle' und dann in einem Hauptkapitel zu Richard Rolle. Mit Übergehung der Reformationszeit begibt sie sich dann zum Konvertiten Augustin Baker, geb. 1575, der über 'the inner life of Dame Gertrude More', einer Nachfahrin des Thomas More, eine Schrift im Hinblick auf St. Theresa veröffentlichte; dann zum Kreise der Creshaw, Donne, Traherne, Bunyan und Richard White. Vielleicht hätten auch die Anhänger des Jakob Böhme in dies Kapitel gehört. Unter 'Nature Mystics' erfahren wir auch einiges über 'Cynewulfs Guthlac and The Christ', sowie über William Law und Wordsworth, worauf das Schlußkapitel mit dem Tractarian Movement gerade da theologisch abbricht, wo mit Rossetti und den Präraffaeliten die anziehendste Literatur und Kunst beginnen konnte. Am meisten Verehrung zeigt sie dabei für Dean Church, was jeden Kenner dieses herrlichen Mannes und Forschers erfreuen wird. Als Eigenart der engl. Mystiker nennt Vf. eine Zurückhaltung von aller Schwärmerei und Verzücktheit, verbunden mit einer praktischen Einfachheit, die mehr auf das Leben mit Gott und für die Nebenmenschen gerichtet war als auf Gefühl oder phantasievolle Beschaulichkeit.]

Geraldine E. Hodgson, The sanity of mysticism, a study of Richard Rolle. London, Faith Press, 22 Buckingham Street Charing Cross WC2, 1926. VI, 227 S. [Mystik wird hier mit Prof. Leuba definiert als 'any experience taken by the experiencer to be a contact or union with a larger-than-self, be it called the World-Spirit, God, the Absolute, or otherwise'. S. 3. Der Eremit von Hampole erscheint danach als erster Mystiker. An der Hand der erhaltenen Legende über ihn wird sein Leben Schritt für Schritt verfolgt, und es zeigt sich, daß er nicht eigentlich bei Hampole im südlichen Yorkshire wurzelt, sondern an verschiedenen Orten des North-Riding, daß er eine Weile in Oxford studierte und namentlich von St. Augustin, Gregor d. Gr. und Bonaventura gelernt hat. Mehrfach erscheint er in geistlichem Verkehr mit Nonnen, ist also nicht etwa in der Wildnis zu denken, vielmehr als fleißiger Schriftsteller mit der Feder in der Hand. Der Charakter des Yorkshiremannes ist an ihm nicht zu verkennen: 'He is at all times direct, almost matter-of-fact,' S. 73. Beifügen ließe sich, daß in den vielen Versen seines 'Pricke of conscience' keine Allegorie vorkommt. Die höheren Weihen hat er nicht erhalten, und rangierte hierin mit Langland. Mystische Vorgänger für ihn unter den mittelenglischen Denkmälern zu finden ist der Vf. schwer geworden; sie hat sich wohl etwas zu sehr auf die 'Cambridge hist. of Engl. lit.' verlassen. Außer der literarhistorischen Absicht hat sie aber auch eine fromm-subjektive und feiert diesen ersten namhaften Mystiker Englands mit inniger Überzeugung, wie bereits der Titel des Buches erwarten läßt. Verschiedene Übersetzungen und Modernisierungen von Schriften Richard Rolles werden erwähnt, als wäre eine richtige Renaissance seines Geistes und Wirkens im heutigen England im Zuge.]

J. M. Manly, Some new light on Chaucer. Lectures delivered at the Lowell Institute. New York, Holt, 1927. 304 S. [Nicht leicht hat es sich M. gemacht, aus den Bibliotheken, Archiven und Privatsammlungen Englands neue Funde über Chaucers Leben und über seine Modelle zu den Canterbury-Pilgern herauszuholen. Alle Achtung vor solchem Spür- und Scharfsinn! Sichergestellt hat er, daß Speghts Bemerkung, Chaucer sei im Londoner Rechtsinstitut Inner Temple geschult worden, verläßlich ist. Beachtung verdient, daß M. in Chaucers Frau die Schwester von Katharina verw. Swynford und dritter Frau des John of Gaunt anerkennt. Er glaubt auch die wechselnde Amtstätigkeit Chaucers im Hafen von London, bei den Bauten von Windsor und im Forste von Petherton als ernste und fachgemäße erweisen zu können und hält ihn für einen durchgebildeten Juristen: 'Not as a professional poet rewarded with official plums and enjoying abundant leisure but as a hard-working official', S. 44. Verrät Chaucer wirklich so viel Versenkung in das Wesen des Rechtes, der Staatsbeamtenschaft,

der Architektur und Waldpflege? Aber wir wollen nicht leicht nehmen, was M. mit ernstem Fleiße zutage fördert. Er überrascht uns auch mit Kunde von einer Elizabeth Chausier, die 1377 in der Priorei St. Helen in London Nonne wurde, und einer Agnes mit gleichem Familiennamen, die bei der Krönung Heinrichs IV. unter den 'domicellae' der Königin erschien, vielleicht Töchter des Dichters, besonders da seine Mutter ebenfalls Agnes hieß. S. 52. Hauptsächlich aber hat er nach Wirklichkeitspersonen gefahndet, die Chaucer für seine Erzähler als Muster vorschwebten, und besonders für den Verwalter, die Priorin, den Ablaßkrämer und den Büttel des geistlichen Gerichtes erstaunliche Parallelen entdeckt. Wenn nicht ganze Persönlichkeiten, hat er doch für eine Reihe Einzelzüge historische Dokumente herausgeholt, z. B. für das Halten von Hündchen in Nonnenklöstern und für das eifrige Zungenspiel der Hausfrauen von Bath.]

Dialogus inter militem et clericum; Richard Fitz Ralph's sermon: 'Defensio curatorum' and 'Þe bygynnyng of the world and þe ende of worldes'. By John Trevisa. Now first ed. from the MSS. Harl. 1900, St. John's College, Camb., H. 1, Add. 24194, Stowe 65, and Chetham's Library with an introd. on the description of the MSS., Trevisa's life and works, and a study of the language by A. J. Perry. London, Milford, 1925. CLVI, 116 S. [Es war nötig, der Trevisafrage einmal systematisch nachzuspüren, so unsicher waren — trotz vieler Zeugnisse — seine Lebensdaten und die Liste seiner echten Werke allmählich geworden. 'Vicar of Berkeley' in Gloucestershire nennt ihn Perry auf dem Titelblatt und beweist es in seiner Einleitung. Außerdem finden wir ihn fast durch die ganze zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts in Oxford. Gestorben ist er nicht 1412, wie oft behauptet wird, sondern 1402. Übersetzt hat er auf Veranlassung des 10. Lord of Berkeley, Thomas V. Echt sind ohne Zweifel seine Übersetzungen des Polychronikon, ed. Rolls ser. 1865–86, des Glanvilla, von dem nur Proben durch R. Steele 1893 und 1900 uns zugänglich sind, und des Nikodemusevangeliums, ed. W. H. Hulme EETS 1907. Nicht von ihm ist die Übersetzung von 'De re militari' und 'De regimime principum'. Wahrscheinlich echt sind zwei von den Übersetzungen, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden, nämlich die von Occams 'Dialogus inter militem et clericum', der dem Staate gegenüber der Kirche sein Recht zu wahren sucht, und die von Fitz Ralph's 'Defensio curatorum', worin der Seelsorgsgeistliche gegenüber den Bettelmönchen sich behauptet. Dagegen ist die von der Weltuntergangsschilderung des Methodius, ebenfalls hier zuerst gedruckt, nach Perry's Ansicht unecht. Als Originalwerke von Trevisa hat Pollard angesprochen und 1903 in modernisierter Schreibung herausgegeben einen Dialog zwischen 'Lord and clerk on translation' und eine Epistel von Lord Berkeley über denselben Gegenstand. Gedichte von Trevisa druckte Mac Cracken in dieser Zeitschrift 130, 286 ff. auf Grund ansprechender Vermutung. Sichere Verse von Trevisa sind nur die in seine Übersetzungen eingestreuten. Hiermit sind die Grundlagen für eine eindringlichere Biographie Trevisas gegeben; er erscheint örtlich und geistig mit Wiclif und Langland in Berührung. Die vorreformatorische Bewegung in England gewann mit durch ihn volkstümlichen Schwung. — Den Verhältnissen der Hss. rückte Perry leider nur durch Vergleichung synonymer Ausdrücke nahe, ohne exakte Fehlerkritik. Mit der Darlegung der sprachlichen Verhältnisse hat er sich in Anschluß an Morsbach sichtliche Mühe gegeben; alles ist dabei nicht glücklich abgegangen; unerörtert bleibt namentlich die Frage, wie Trevisa in Versen die 3. Ind. Sg. fest auf *-s* reimt, während sie in den Hss. ebenso fest mit *-th* wiedergegeben wird. Der Band ist eine wichtige Ergänzung zum Kulturbild der Chaucerzeit.]

The libelle of Englyshe polycye, a poem on the use of sea power, 1436, ed. by Sir G. Warner. Oxford, Clarendon Press, 1926. LVI, 126 S. [Hohe Semester haben den allverehrten Keeper of Manuscripts in the British Mu-



seum, den wohl jeder forschungsbeflissene Anglist dort dankbar schätzen lernte, nicht abgehalten, alle die bisherigen Ausgaben dieser bedeutsamen Schrift durch eine weitaus bessere zu ersetzen. Zunächst sind alle neun Hss. herangezogen und in Form von Varianten unter dem Vollabdruck der ältesten und besten von c. 1440—50 mitgeteilt worden. Die kritische Sichtung dieser Hss. ist nicht gerade nach der Methode der positiven Fehler vorgenommen, sachlich aber doch ein großer Fortschritt. In einer meisterhaften Inhaltsangabe werden die Umstände klargelegt, die zur Abfassung der politischen Denkschrift 1436 in Versen führten, sowie zu einer zweiten Redaktion nach ein paar Jahren. Nicht vergessen ist, daß schon zwei Jahrzehnte früher der deutsche Kaiser Siegmund, als er Heinrich V. besuchte, diesem dringend empfahl, Dover und Calais zu behüten, als wären es seine Augen. Es ist eine sehr sachkundige und energische Aufforderung an den Staatsrat, in zweiter Fassung an drei Hauptmitglieder des Staatsrates, die See rings um England fest in der Hand zu behalten, mit reichlichen Ausblicken auf die gegenüber den Nachbarstaaten einzuschlagende Politik. In der Tat wurde einige Jahre später ein fliegendes Geschwader von acht Schiffen samt Begleitbooten eingerichtet, um die englischen Küsten zu beschützen. Lord Burghley, der mächtige Premier der Elisabeth, hat nachweislich zu den Besitzern und Lesern einer Hs. gehört. Das Schlußbild vom Meer als 'the wall of England', aufgerichtet von Gott selbst zu seinem Schutz, wiederholt sich bei Shakespeare in der bekannten Sterberede des John of Gaunt. Mit großem Scharfsinn hat Sir George auch eine Persönlichkeit bezeichnet, die alle Eigenschaften in sich vereinigt, um als Verf. angesprochen zu werden. Es ist dies Adam Moleyns oder Molyneux, der als Clerk of the Council durchaus das erforderliche Wissen und Interesse besitzen mußte, dann auch selber Mitglied des Staatsrates wurde. Vom Hause aus war er ein hoher Geistlicher, der aber weniger an Frömmigkeit dachte als an die Vereinigung glänzender Pfründen in seiner Hand; er gehörte zu jener Partei, die den vieljährigen, kostspieligen Krieg um die Krone Frankreichs durch einen Opferfrieden abschließen wollten; er fiel aber 1450 der Volkswut zum Opfer — in der Zeit des Jack Cade. Da dieser Mann aus Lancashire stammte und das Denkmal Endreime zeigt, hat die Sprache des Denkmals über diese Theorie betreffend den Verfasser etwas zu entscheiden. Was von der Sprache seines Zeitgenossen Capgrave abweicht, stimmt wirklich zu den Eigentümlichkeiten des nordwestl. Mittellandes, namentlich die Formen des Indikativ Plural abydes : of salte hydes 528 und Englysshe men selles : oure felles 547. Dankbar ist man für den ausführlichen Kommentar, der die meisten Verse erläutert; ob wohl unter dem 'gode golde of Jene', das die Italiener nach England bringen, Vers 336, Gold von Genua zu verstehen ist? Ungern wagt man eine Vermutung, wo ein Warner schweigt.]

The book of the ordre of chyvalry, translated and printed by William Caxton from a French version of Ramón Lull's 'Le libre del ordre de cauayleria' together with Adam Loutfut's Scottish transcript (Harleian Ms. 6149) ed. by A. T. P. Byles [E.E.T.S. 168]. London, Milford, 1926. LXVIII, 143 S. [Die erste Schrift schärft dem Ritter ein, er müsse etwas gelernt haben, seine Pflichten gegenüber dem König und auch gegenüber den Armen und Bedrückten erfüllen und in jedem Stücke seiner Ausstattung eine Mahnung zur Gewissenhaftigkeit erkennen. Der Urverfasser war ein Spanier, Ramón Lull, geb. um 1235. Durch französische Vermittlung kam seine Arbeit in Caxtons Hand und Presse 1484, worauf ein Schotte den Text nochmals in schottischer Übersetzung druckte 1494. Caxton widmete seine Veröffentlichung König Richard III., obwohl dieser nicht gerade durch ideale Erfüllung der Ritterpflichten gegen Arme und Bedrückte sich auszeichnete. Die schottische Wiedergabe seines Büchleins gehört zu den frühesten Proben schottischer Prosa; wäre sie nur weniger sklavisch angefertigt! Mutig hat



sich Herausgeber darangewagt, die Besonderheiten des schottischen Dialektes daraus hervorzuheben; es hätte doch etwas mehr von grammatischen Studien dazu gehört, als aus den Handbüchern von Luick, Morsbach, Murray und Gregory Smith zu schöpfen war. — Als Anhang ist eine alte Beschreibung der Zeremonien angefügt, mit denen man einen Ritter vom Bath-Orden einkleidete. Das Ganze ist verdientermaßen dem eifrigen Anreger altenglischer Studien Sir Israel Gollancz gewidmet.]

August Björling, Studies in the grammar of the early printed English Bible versions. Lund, Gleerupka Univ.-Bokhandeln, 1926. 196 S. [Vorgebildet in der Schule Ekwalls, beschreibt Verf. die Deklinationen Relativa, shall und will, den Infinitiv und das Adverb unter gewissenhafter Benutzung der bereits vorhandenen Literatur, die eine Bibliographie am Schluß verzeichnet.]

K. Luick, Die Bedeutung der Renaissance für die Entwicklung der englischen Dichtung (Inaugurationsrede). Wien 1925. 12 S. [Die vornehm gehaltene Rede geht aus von der überhitzten Rhetorik der Shakespeareschen Epen und Sonette, warnt vor allzu ausschließlicher Bewunderung der Renaissance und schließt mit einem warmen Aufruf zu deutscher Einheit.]

H. N. Hillebrand, The child-actors. A chapter in Elizabethan stage history. (University of Illinois studies in lang. and lit. XI, 1, 2.) Urbana, University of Illinois Press, 1926. 355 S. [Diese gründliche Monographie beginnt 1100 und zeigt, daß Theaterknaben in Truppen nicht bloß früher, sondern auch viel bedeutender wirkten, als man bisher wußte. 'The children of the Chapel Royal' und jeder ihrer Direktoren werden von 1509 ab genau verfolgt, vielfach mit Hilfe bisher ungedruckten Aktenmaterials, das im Anhang vollständig mitgeteilt ist. 'The children von St. Paul's' ließen sich von 1551 ab in ähnlicher Weise studieren, wobei die Verbindung von St. Paul's und Blackfriars 1582—87 besonders beachtenswert ist. Blackfriars erfuhr dann 1600 eine Renaissance und ungefähr gleichzeitig auch St Pauls, bald traten 'The King's Revels at White Friars' noch hinzu. Die Darstellung reicht herunter bis nach 1615. Alle Stücke, die von Children aufgeführt wurden, sind am Schluß in einer zeitlich geordneten Liste vereinigt. Das Buch enthält mancherlei, was nicht bei Chambers zu finden ist; man muß es fortan als die Hauptquelle für die Kindertheater berücksichtigen.]

Morris P. Tilley, Elizabethan proverb lore in Lyly's 'Euphues' and in Pettie's Petite Pallace with parallels from Shakespeare. (University of Michigan publ., language and literature, vol. II.) New York, Macmillan Co., 1926. X, 461 S. $ 3,50. [Bereits im Maxwell-Younger Ms. aus der Zeit 1584—89 waren 241 'Resownes and prowerbes' aus Lyly und Pettie zusammengestellt worden, gedruckt von Motherwell 1832. Diese Sammlung wird hier vervollständigt und durch zahlreiche Parallelen, besonders aus Shakespeare und der Sprichwörtersammlung Hazlitts erläutert. Für das Aufkommen der Sprichwörtermode macht Verf. besonders Wilson verantwortlich, der 1560 in 'The arte of rhetorique' nach dem Vorbilde Quintilians diese Ausdrucksweise empfohlen hatte. Ist die Wurzel dazu nicht noch tiefer bei Erasmus zu suchen? — Das Sprichwort sank erst wieder im 17. Jahrhundert, als das Rokoko aufkam, in die bescheidenen Volkskreise zurück, heftig verfolgt von Swift. Ein Sachregister erleichtert den Überblick über die vollständig aus Lyly und Pettie abgedruckten Sentenzen und Sprichwörter, die den größten Teil des Buches füllen.]

E. M. Albright, Dramatic publication in England, 1580—1640. A study of conditions affecting content and form of drama. (Publ. by the Mod. Lang. Ass. of Am.) New York, Heath, 1927. [Verf. hat viel gelesen und bringt die Früchte davon in loser Zusammenfassung, durchmischt mit eigenem Urteil, auf den Markt, ohne Vollständigkeit zu beanspruchen. Die behandelten Probleme sind recht ansprechend. Zuerst erhalten wir ein Kapitel über einige weniger beachtete Punkte der Schauspieler-Organisation: über Wander-



truppen auf dem Lande, über Protektion durch den König, über das Eingreifen des Lord Mayor und anderer hoher Herren. — Es folgt mancherlei Material über die Zensur der Stücke, wobei sich besonders die Nachwirkung des geistlichen Gerichtes fühlbar macht. Die Krone übte Kritik bis zum Regierungsantritt Jakobs I., worauf die Kritik sich vielfach gegen die Krone wandte; aber noch 1605 wurde es beanstandet, daß Schauspieler auf der Bühne königliche Prunkaufzüge darstellten, 'in so great absurdity and with such liberty that any would be afraid to hear them'. Schotten und Spanier wurden unter Jakob I. vor Angriffen geschützt. — Am lesenswertesten ist wohl das dritte Kapitel über den Besitz von Stücken. Gegen Sidney Lee wird ausgeführt, daß sich doch viele Dramatiker um den Druck und die richtige Drucklegung ihrer Schöpfungen ernstlich kümmerten. Autor und Bühnendirektion pflegten sich zu verständigen. Eine Liste von Stücken wird aufgestellt, die man ein Jahr nach der Uraufführung bereits druckte, oder zwei Jahre später oder nach drei Jahren, andere wurden zuerst gedruckt und dann erst gespielt. — Darauf nimmt dann Kapitel IV Bezug, das die wachsende Nachfrage nach gedruckten Stücken betont, sowie Kapitel V, worin die Häufigkeit der Raubdrucke bestritten wird. 'Pirating by memory' sei in Spanien bezeugt, aber nicht in England. Der Paragraph 'Pirating by stenography' hätte unter allen Umständen etwas Rücksichtnahme auf deutsche Forschung erheischt. — Das Schlußkapitel beschäftigt sich mit technischen Einzelheiten der Druckerei. Jeder Leser dürfte hier Mitteilungen finden, die er bei seinen eigenen Arbeiten übersehen oder wenig beachtet hatte; keiner darf sich auf die Systematik des hier Gebotenen verlassen. Noch gemischteren Charakters ist die breite und doch sehr lückenhafte Bibliographie am Schluß.]

A. Geißler, Der Einfluß der Tamburlaine-Rolle bis zum Untergang des Elisabeth-Theaters. (Berl. Diss.) Leipzig, Mayer & Müller, 1926. 43 S.

Shakespeare-Jahrbuch LXII, hg. im Auftrage d. dtsch. Shakespeare-Ges. von W. Keller. Leipzig, Tauchnitz, 1926. IV, 253 S. [F. Gundolf, Shakespeares Antonius und Cleopatra, Festvortrag. — J. Engelen, Die Schauspieler-Ökonomie in Shakespeares Dramen. — W. Fischer, Zu Ludwig Tiecks Elisabethanischen Studien, Tieck als Ben Jonson-Philologe. — W. Vollhardt, Italienische Parallelen zu Shakespeares Hamlet. — H. Anders, Randglossen zu Shakespeares Belesenheit. — W. Keller, Sammelreferat. Zeitschriftenschau Theaterschau. Bibliothekszuwachs. — E. Hartl, Shakespeare-Bibliographie für 1923—26. — Gerne sieht man das Jahrbuch wieder wachsen und namentlich die Bibliographie mit Nachdruck fortgesetzt].

R. M. Smith with the assistance of H. S Leach, The Shakespeare folios and the forgeries of Shakespeare's handwriting in the L. P. Lindeman Memorial Library of Lehigh University with a list of folios in American libraries. (Lehigh University publications I, 2.) Bethlehem, Pennsylvania, 1927. 47 S. 25 cents.

J. Masefield, Shakespeare. (Home university library 2.) London, Williams and Norgate, 1926. 9. Aufl. 256 S., 2 s. 6 p. [Klage über das heutige Theater in London und den Mangel an freigebigen Förderern dramatischer Dichtung eröffnet das Büchlein; dennoch ist es von einem sehr insular denkenden Manne geschrieben, und alles Schöne an Shakespeare wird als echt englisch gerühmt — Richard II. allerdings mit Napoleon in Parallele gestellt. Illusionslos urteilt er über Shakespeares Persönlichkeit; von seiner Ehe sagt er einfach: 'In 1582 he got with child a woman named Anne or Agnes Hathaway, eight years older than himself; her relatives saw to it that he married her.' Dennoch traut er diesem Shakespeare nur Hohes und Edles in den Dramen zu, so daß er ihm den größten Teil von Titus Andronicus, Heinrich VI., Heinrich VIII., ja sogar von der Widerspenstigen abspricht. Von den übrigen Nachrichten über Shakespeares Leben urteilt er: 'All legend, not evidence';



er wirft also Rowe, der doch mit Shakespeare durch Davenant-Betterton recht nahe zusammenhing, mit den spätesten Anekdotenjägern des 18. Jahrhunderts in einen Topf. Was Theatereinrichtung betrifft, hat er sich von der Zulässigkeit des Alternationsspiels und der Pausenlosigkeit überzeugt, schweigt aber vom Vorhang. Die Sonette sagen ihm, daß Shakespeare 'loved an unworthy woman who robbed him of a beloved friend'; wer der Freund war, weiß er nicht; er rät allen Lesern der Sonette, sie als schön zu bewundern 'and try to write as good ones to their wives'. Die Stücke werden in durchlaufender Reihe besprochen; Entstehungszeit — Quelle öfters dürftig — und Fabel sind immer zu Anfang herausgestellt. Die darangeknüpften Bemerkungen verraten einen selbstbewußten Theaterdichter, der gerne monumental oder auch humoristisch wirkt. Shylock ist ihm 'a proud man', der so lange verletzt wird, bis sich seine ganze Natur auf den Satz einstellt 'I can cut out the heart of my enemy'. Für den Prinzen Heinz hat er nichts übrig: 'There is no good fellowship in him, no sincerity, no wholeheartedness'. Als König ist ihm Heinrich V. 'a popular hero who is as common as those who love him'. Falstaff kommt besser weg: 'that deeply interesting thing, a man who is base, because he is wise'. Hamlet ist ein Drama der Verblüffung: 'Handlung verblüfft durch Weisheit, übertriebene Weisheit'. Durchschnittsauffassung gebildeter Engländer zu geben, wird nicht beansprucht; Verf. gebärdet sich möglichst individualistisch. Man liest ihn mit Interesse und zugleich mit Kopfschütteln.]

R. Jente, The proverbs of Shakespeare with early and contemporary parrellels. (Washington University studies vol. XIII, hum. ser. 2, S. 394—444.) Washington, University Press, 1926.

L. L. Schücking, Die Charakterprobleme bei Shakespeare, eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. 2. verb. Aufl. Leipzig, Tauchnitz, 1927. 286 S.

Sir Denys Bray, The original order of Shakespeare's sonnets. London, Methuen, 1925. XIV, 130 S. [Wenn sich ein Reim aus einem Sonett in einem anderen wiederholt, oder wenn gar ein Reimwort in einem anderen Sonette wiederkehrt, so gehören die beiden Sonette zusammen: an diesem Ariadnefaden führt uns Verf. durch das Labyrinth der Thorpeschen Ausgabe. Beweis ist, daß auf diese Weise 'a strong well-matched chain' entsteht; 'there is a striking flow in unity of meaning'. Das Kriterium ist mechanisch, aber das Ergebnis ist für Verf., der seinen Shakespeare innig liebt, überzeuglich. Er findet eine ähnliche Reimwiederholung in den meisten Sonetten von Sidney, bald 'alternately', bald 'successively', S. 28. Die Reihenfolge, zu der er geführt wird, beginnt: Sonett 20 als Anfang, dann 91, 35, 31, 53, 62, 22, 18 usw. Darf man behaupten, daß der Gesamteindruck dabei gewinnt? Jedenfalls wird der Nachprüfende diese herrlichen, viel zu wenig gewürdigten Bekenntnisse des großen Dramatikers von neuem genießen.]

L. Morsbach, Shakespeares Epen und Sonette (Shakespeares Werke, Bd. 22.) S. 205—240.

W. Shakespeare, The merchant of Venice. With an introduction and notes by J. Kovistra. (Selections from English literature, II.) Utrecht, Kemink, 1926. XX, 111 S. (In der Einleitung wird aus Heine zitiert: 'Shylock is the most respectable person in the whole play.' Eine Anmerkung schildert Shylocks Abgang in der Darstellung von Kean: 'The horror of his countenance, when told of his enforced conversion to christianity, and, to crown all, the fine mixture of scorn and pity with which he turned and surveyed the ribold Gratiano — he retired as Shakespeare intended he should retire: with the audience possessed in his favour,' S. 95.]

Chapman, Jonson, and Marston, Eastward hoe. Ed. with introduction, notes and glossary by Julia H. Harris. (Yale studies in English, LXXIII.) New Haven, Yale University Press, 1926. LVIII, 191 S. [Wichtiger noch



als der Neudruck des Dramas mit Kommentar ist die Einleitung, in der zunächst gezeigt wird, daß Gascoigne's 'Glass of government' die Hauptquelle war. Stilvergleichung ergibt, daß Jonson danach die wesentliche Fabel ausbildete und dabei das Motiv vom verlorenen Sohn aus akademischen Verhältnissen in geschäftliche übertrug. Eine Nebenfabel fügte Chapman hinzu, wesentlich aus einer Novelle des Massuccio. Diese wird als Anhang hier mitgeteilt. Marston scheint zur Ausmalung einiger Charaktere beigetragen zu haben.]

Ch. E. Kreipe, Miltons 'Samson Agonistes'. (Morsbachs Studien z. Engl. Philol., LXX.) Halle, Niemeyer, 1926. 69 S. Geh. 3,40 M.

Kathleen M. Lynch, Mount Holyoke College: The social mode of restoration comedy. (University of Michigan publ., language and literature, vol. III.) New York, Macmillan Co, 1926. 242 S. $ 2,50. [Zwei Ansichten standen sich in bezug auf den Ursprung der Restaurationskomödie gegenüber. Gosse hatte in seinen 'Seventeenth century studies' 1883 die Anregung von Molière besonders betont, Palmer jedoch in 'The comedy of manners' 1913 die Gattung wesentlich auf neue Sittenverhältnisse nach der Wiederkehr der Stuarts zurückgeführt. Dagegen zeigt Lynch, daß einerseits der englische Hof, an der Spitze die Königin Henriette, die Mode der platonischen Liebesgespräche 1643 einführte und daß im Gegensatz dazu aus D'Urfés 'Astrée' der antiplatonische Schäfer Halys bei den Engländern Eingang gewann. Insofern hat Lynch den französischen Einfluß, und zwar sowohl in ernsten als in heiteren Stücken, schon für die Jahrzehnte vor der Restauration überzeuglich nachgewiesen. Dann verschwand allerdings der Hof und mit ihm die Theater, obwohl die Dramatik nicht so vollständig dies Schicksal teilte, als man bisher gewöhnlich annahm: 'We are just beginning to realize that plays were acted much more frequently in the Commonwealth period than the meagre evidence ordinarily presented would lead us to suppose,' S. 107. Anderseits aber wirkte in den neuen Stücken, die von Etherege und Congreve jetzt aufgebracht wurden, das Drama der Elisabethzeit stark nach. Gleich in Etherege's 'Love in a tub' 1664, dann bei Dryden zeigt sich 'the natural outgrowth of a magnificent English tradition'. Fletcher und Middleton waren daran beteiligt, aber auch Shakespeare's Hamlet und Benedikt-Beatrix wirkten nach, wie S. 191 und 198 dargetan wird. Als Höhepunkt der neuen Gattung erscheint dann seit 1676 Congreve, mit dem die Studie schließt. Molière und Rokokomode werden durchaus nicht als unwirksam abgelehnt; nur ein heimisches Moment daneben hervorgehoben, und die dafür vorgebrachten Belege, obwohl etwas lose, sind überzeuglich.]

I. Walton, Lives of Donne, Wotton, Hooker etc. Hg. v. G. Saintsbury. London, Milford, 1927. XVII, 426 S. [Hübsche handliche Neuausgabe mit einer Einleitung von Saintsbury, die auf das Biographische bei Walton eingeht.]

Friedrich Brie, Englische Rokoko-Epik. 1710—30. München, Hueber, 1927. 110 S.

The Oxford book of 18th cent. verse, chosen by David Nicole Smith. Oxford, Clarendon Press, 1926. XII, 725 S. [Nur das Jahrhundert von Addison bis zu den 'Lyrical ballads' wird hier vorgeführt, dies aber ausgiebig und vorteilhaft. Ein Inhaltsverzeichnis fehlt; man muß sich also selber durch die vielen dünnen Seiten durchblättern, vom Inhalt zunächst kosten und dann, je nach Geschmack, sich einlesen. Den Anfang macht glücklich ein Gedicht von Pomfret über die Wahl idealen Lebens und Lesens. Von der Lady Winchilsea grüßt uns die mehr zitierte als bekannte 'Nocturnal revery', von Pope die beachtenswerte Stelle über die 'tow'ring Alps' und 'eternal snows' aus dem 'Essay an criticism', 1711, und noch vieles andere; aus Swift viel Geistvolles und Sarkastisches, z. B. über das Tun der lieben Bekannten beim Tode des Dichters. Lange vor Macphersons 'Ossian' erscheint bereits eine 'trans-



lation from the ancient British', 1726, S. 200; lange vor Cowper eine Verteidigung des gehetzten Hasen von Somerville, 1735, S. 280. Autoren, von denen man bisher Verse kaum kannte, wie der Philologe Bentley und der Philosoph Berkley, sind sehr interessant vertreten. 'God save the King' und 'Auld lang syne' erhalten wir in der ursprünglichen Fassung. Auch die wichtige Gespensterballade von M. G. Lewis, 'Alanzo the Brave and Fair Imogen', ist hier abgedruckt. Den Hauptteil nimmt Burns ein: 50 Seiten; aber es ist erstaunlich, wieviel Witz, Empfindungszartheit, Gedankenfreude und Naturbeobachtung auch sonst hier zusammengetragen ist; der poetische Reichtum dieses philosophischen Jahrhunderts tut sich auf, und die angeblich verstaubten Landschaftsbilder und Porzellanfigürchen wirken allerliebst. Smith hat sich nicht vom landläufigen Urteil beherrschen lassen; er folgt dem eigenen Geschmack, aber nicht unter launenhafter Ausschließung dessen, was schon vielen vor ihm gefallen hat. Auch allzu wissenschaftlich will er nicht sein — lieber bringt er uns einen Strauß von wirklich schönen Blumen als eine Botanisierbüchse von Seltsamkeiten. Angeordnet hat er die Proben nach dem Jahre, in dem der Vf. zuerst mit einem charakteristischen Werk hervortrat, und nicht mechanisch nach dem Geburtsjahr. Jedem Forscher und Dozenten, der diesen an Talenten so reichen Teil der engl. Literatur zu behandeln hat, ist diese umfängliche, wohlgefügte und dabei doch billige Beispielsammlung — Preis 8 s. 6 d. — bestens zu empfehlen.]

A. D. McKillop, Richardson, Young, and the *Conjectures*. (Mod. philol. XXII, 4, May 1925, p. 391—404.) [Aus den Briefen Richardsons, die im Monthly magazine, XXXVI (1813), 418 abgedruckt sind, wird zur Entstehungsgeschichte von Young's *Conjectures* Wesentliches nachgetragen.]

Allardice Nicoll, A history of late eighteenth century drama. 1750—1800. Cambridge, University Press, 1927. VII, 387 S. [Bis 1766 saßen bevorzugte Zuschauer auf den Londoner Bühnen zwischen den Darstellern; dann erst schaffte Garrick diese Unsitte ab, die aber doch den Vorteil hatte, Schauspieler und Zuhörerschaft eng aneinander zu bringen; fortan herrschte das Guckkastensystem. Der Vorgang ist bezeichnend für das wechselreiche Leben, das in den Schauspielhäusern herrschte. Altertümlichkeiten, wie Waldesszenen mit Kerzenlichtern ob den Bäumen, berührten sich mit moderner Abneigung gegen Anachronismen. Opernflitter und Tiere auf der Bühne machten sich breit, während zugleich die klassische und klassizistische Tragödie häufig dargestellt wurden, sogar mit einem Bekenntnis zu den drei Einheiten auf dem Theaterzettel. Große Künstler gewannen Ruhm und Lohn, aber auch Spaßmacher und Zerrgestalten sorgten für einen niedrigeren Geschmack. Shakespeare war damals in London wirklich populär; die leisesten Anspielungen auf einzelne Hamletstellen wurden sofort verstanden. Aber auch die Dramatiker seiner Umgebung wurden früher neu belebt, als in den Literaturgeschichten gewöhnlich angenommen wird, S. 58. Der französische Einfluß ist der größte. Er zeigt sich namentlich im Lustspiel. Der deutsche Einfluß jedoch ist daneben nicht bloß zugegeben und ausführlich beschrieben, sondern auch als eine günstige Richtung zu einem poetischen Drama hin gewürdigt: 'The poets were able to gain real strength from the continental playwrights,' S. 218. Das ganze Buch verrät eine ungeheure Belesenheit, namentlich in bisher vernachlässigten Stücken. Eine imposante Bibliographie der Stücke, die zwischen 1750 und 1800 veröffentlicht wurden, füllt in alphabetischer Reihenfolge nach den Autoren die Seiten 231—364; die meisten Titel dürften allerdings nur aus den guten Nachschlagewerken von Baker, Genest u. a. stammen, die schon im vorigen Jh. mit einem heute selteneren Fleiße angefertigt wurden. Trotz der Fülle des herangezogenen Materials geht Nicoll, wo immer es der Mühe wert war, fleißig auf den Inhalt ein, und, namentlich bei Übersetzungen, oft auch auf die Form; was er über die Theatertätigkeit Lessings, Goethes, Schillers, Kotzebues sagt, kann auch für

unsere Literarhistoriker fruchtbringend sein. Die Gefahr für Nicoll lag bei seinem sichtlichen Bestreben, vollständig zu sein, darin, nur einen beschreibenden Katalog zu liefern, er hat dies aber glücklich vermieden, einerseits durch lebendiges Eingehen auf die Beschaffenheit der Zuschauer, Darsteller, Direktoren und Bühnen, anderseits durch reichliche Erörterung hervorragender Stücke, z. B. des 'Douglas' von Home und der 'Mysterious mother' von Walpole. Er hat dabei in den Schmökern, die er zu Hunderten wälzte, mehr Lesenswertes entdeckt, als man erwartet hätte. Sein Buch ist wirklich eine achtunggebietende Leistung.]

L. N. Broughton, The Theocritean elements in the works of W. Wordsworth. Halle, Niemeyer, 1920. 193 S. [Inhalt: Man. Landscape. City. Golden age. Classical subjects. Pastoral language. Direct references. Pastoral theory].

V. Žirmunskij, Byron und Puškin, I. (Zeitschr. f. Slavische Philologie III, 3—4. S 290—310.)

R. Kuhlmann, Der Natur-Paganismus in der Weltanschauung von Emily Brontë. Bonn, Koblenzer Str. 36. 45 S.

E. Weltzien, Die Gebärden der Furcht in Thomas Hardys Wessexromanen. Berlin, Deyhle, 1927. 53 S.

Walter Fischer, Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1863—1922). Leipzig, Teubner, 1926. VIII, 256 S. Geh. 6,40 M., geb. 8 M. [Ein Fachmann, der selbst durch viele Jahre im amerikanischen Hochschulwesen tätig war, hat dies Lesebuch zusammengestellt, und sowohl in der Wahl der abgedruckten Stücke als in den orientierenden Einleitungen verrät sich der Kenner. Die Texte sind nach dem Inhalt eingeteilt: I. Demokratie und Politik, wobei naturgemäß Lincoln führt, aber auch Karl Schurz nicht vergessen wird und sogar der Schwarze Booker T. Washington mit einer für die Resignation seiner Rasse charakteristischen Rede zu Worte kommt. Die zweite Rubrik ist überschrieben: Demokratie und Philosophie; Emerson trägt da seine feinsinnige Lehre von Gesellschaft und Einsamkeit vor, Whitman entwirft Zukunftsbilder, James entwickelt seinen Pragmatismus, und Royce doziert über loyalty, die ja zur politischen Selbsterziehung der Staatsbürger neben dem wohlberechneten Freiheitsstolz immer gepredigt wurde. Einige kräftige Sätze aus Mencken, 'Prejudices' Bd. IV, hätten daneben als beginnende Einsicht und Offenheit aus der Nachkriegszeit gesund gewirkt. Im 3. Absatz darf Brander Matthews alle seine Argumente für die geistige Unmündigkeit Amerikas gegenüber England für die Gegenwart und alle Zukunft ausbreiten. Dann erst folgt die schöne Literatur, wobei die Kurzgeschichte natürlich voransteht, der Roman sehr gut von Howells bis Sinclair Lewis herab vertreten ist und der Essay mit Mencken und Spingarn einen glücklichen Schluß macht. Mark Twain ist bei der Kurzgeschichte untergebracht. Poe und Hawthorne sucht man im Inhaltsverzeichnis leider vergebens. Sie galten wohl dem Hg. schon als hinreichend bekannt. Daß aus Wilsons Sirenensätzen über Selbstbestimmung der Völker zwei Proben uns geboten werden, ist bei der Macht, die dieser Mann in der Zeit des Krieges und Friedensschlusses ausübte, durchaus verständlich. Zur Selbstbildung und in der höheren Schule bietet das Buch Gelegenheit in Fülle.]

E. Vowinckel, Der englische Roman der neuesten Zeit und Gegenwart. Berlin, Herbig, 1926. 253 S.

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. Leipzig, Tauchnitz, 1926.

Vol. 4750: R. Kipling, Debits and credits.
„ 4757: Rose Macaulay, Crewe train.
„ 4758: Maurice Baring, Daphne Adeane.
„ 4759: Introduction to Sally. By the author of 'Elizabeth and her German garden'.
„ 4760: Beatrice Harraden, Rachel.



Vol. 4761: Douglas Goldring, The merchant of souls.
„ 4762: H. A. Vachell, A woman in exile.
„ 4764: Edna Ferber, Show boat.
„ 4765: Edna Ferber, So big.
„ 4767: W. W. Jacobs, Sea whispers.
„ 4769: W. W. Jacobs, The castaway.
„ 4771: Willa Cather, My mortal enemy.
„ 4772/3: A. Bennett, Lord Raingo. 2 vol.
„ 4774: Booth Tarkington, The plutocrat.
„ 4775: G. K. Chesterton, The outline of sanity.

F. W. Nagel, Der englische Dolmetscher. Berlin, Mittler, 1927. 172 S.

H. Loewe, Deutsch-englische Phraseologie in systematischer Ordnung, nebst einem systematischen Wörterverzeichnis. Neue, verb. Bearb. v. E. D. Breul. 15. Aufl. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1926. 292 S.

H. T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. Teil I: Englisch-Deutsch. Berlin, Springer, 1926. VIII, 220 S. [Nicht die technischen Ausdrücke des Englischen und Amerikanischen, für die ein neues, durchgreifendes Sonder-Wörterbuch nach den vielen Erfindungen und Lebensveränderungen der letzten Jahrzehnte ein großes Bedürfnis wäre, wohl aber ein fleißig aus den ersten Quellen gearbeitetes Wörterbuch der wirtschaftlichen Ausdrücke wird uns hier geboten. Man muß Artikel wie *Baldwin-agreement, bank, dollar, trade* u. dergl. nachschlagen, um die verdienstliche Arbeit des Vf.s richtig zu würdigen. Das Büchlein wird sich Geschäftsleuten und allen auf Geschäftskorrespondenz eingestellten Lehrkräften gewiß sehr nützlich erweisen. Es ist handlich gebunden und hübsch ausgestattet.]

Lilias E. Armstrong and Ida C. Ward, Handbook of English intonation. Leipzig, Teubner, 1926. 124 S. [Nicht exakte Kritik, sondern eine freundlich anmutende Bescheidenheit waltet über dem Büchlein. Es dient dem praktischen Zweck, Ausländer und Provinziale mit dem Londoner Tonfall vertraut zu machen. Verzichtet haben die Vf. auf eine wissenschaftliche Umständlichkeit in der Aufnahme des Materials: sie sagten sich selber *colloquial sentences* vor und zeichneten den musikalischen Eindruck nach Maßgabe des Ohres auf, mit Gedankenstrichen, Haken und Punkten. Es ergaben sich dabei nicht die gezackten und geschwungenen Stimmkurven, zu denen Rudolf Marquardt in seinen 'Experimentalphonetischen Untersuchungen zur Intonation im englischen Fragesatz' mit Hilfe von maschinenmäßiger Erfassung der Stimme mehrerer Sprecher und mathematischer Ausrechnung der Stimmhöhen und photographischer Wiedergabe der so gefundenen Stimmkurven gelangte (Arch. 149, 47 ff.). Wir erhalten nur sanftgebeugte Stimmlinien, die am Ende etwas abfallen oder in die Höhe gehen oder gerade bleiben. Wann der erste Typus, der hauptsächlich der unbeschränkten Aussage dient, verwendet wird, und wann der zweite Typus, 'which implies something', wird nach dem Gefühl beschrieben und durch eine Reihe von Sätzen erläutert; der dritte Typus, bei dem die Stimmhöhe sich nicht ändert, ist für Einschaltungen vorbehalten. Zwischen 'stress', der außer der *intensity* doch auch ein musikalisches Element enthält oder enthalten kann, und 'intonation' wird nicht streng geschieden. Daß man die Ja-nein-Frage, die natürlicherweise am Satzende hinaufgeht, auch mit der fallenden Intonation der Ausführlichkeitsfrage vorbringen kann, so daß gegen die Logik eine ausführliche Antwort suggeriert wird, hätte die Leser wohl zu sehr ins Problematische geführt. An die Spitze der Vorrede ist mit fröhlicher Selbstbeschränkung der Satz gestellt: 'In preparing this book we have purposely avoided consulting any other works on English intonation.' Tatsächlich wird nur Klinghardt erwähnt, und mit seiner Untersuchungstechnik haben sich die Vf. auch begnügt. Nachträglich sprachen sie eine größere Anzahl von Beispielsätzen auf Grammophonplatten, nicht behufs Transkription oder gar Ausmessung der Tonhöhen, sondern um



die Platten an Lernlustige zu vertreiben. Gewiß würden wir auch in Deutschland solche praktisch-phonetische Schulen brauchen, um unser Gemeinidiom den Dialektsprechern und Fremden richtig beizubringen.]

E. Kruisinga, An introduction to the studies of English sounds Fourth edition. Utrecht, Kemink, 1926. XII, 149 S. [Das Büchlein enthält Nützliches für Holländer, die Englisch lernen wollen. Noch mehr Nützliches möchte man gern erfahren, namentlich über Akzent, 'words with two equal accents' und Intonation.]

W. Vockeradt, Die deutsche und die englische Artikulationsbasis. (Greifswalder Dissertation.) Greifswald, Hartmann, 1925. 78 S.

W. H. Wells, The elements of English pronunciation, for teachers and students. München, Kellerer, 1927. 64 S. [Ein erfahrener Lektor berichtet uns von Methoden, mit denen er jeden Tag die engl. Aussprache deutscher Schüler verbessert. Er warnt vor der Aussprache eines deutschen *i* bei *beer* und *here*, empfiehlt, bei den alveolaren Konsonanten die Zungenspitze etwas weiter rückwärts einzustellen, als es bei uns Gepflogenheit ist, und geht unter anderem hübsch auf Intonationsverhältnisse ein, indem er 'konklusive Sätze' mit 'a downward curve' sprechen lehrt und 'inkonklusive Sätze' mit 'an upward curve'. Wo er über langsames Erfassen eines stimmhaften Konsonanten nach Tonvokal handelt, z. B. in 'bid, man, build, bend', ist er ganz knapp an den Ergebnissen von Ehrentreich; leider scheint ihm diese Schrift nicht unter die Augen gekommen zu sein. Auch bei nachvokalischem *l* erwartet man (S. 31), daß er nach seinen vorbereitenden Worten auf das Richtige treffen wird, nämlich, daß der Stimmton beim Erfassen des *l* sich ganz geschwind senkt; er bleibt aber leider bei der Anweisung stehen: 'before the dark l pronounce a fleeting u'. Ähnlich bei *w*, das er richtig dem deutschen *u* ganz nahe stellt — es fehlt nur die Anweisung, die Zungenwurzel zurückzuziehen. Viele Beispiele sind glücklich gewählt, und das lose gefügte Büchlein hat etwas Anregendes.]

Ph. Aronstein, Englische Schulstilistik. Leipzig, Teubner, 1926. 72 S. [Vf. hat auf zahlreiche Wünsche aus Fachkreisen hin seine 'Englische Stilistik' in gleicher Anordnung zu einer handlichen Schulausgabe für die Oberstufe gekürzt. Erfreulich ist die Beschränkung auf die wichtigsten Gesichtspunkte und eine knappe Zahl von Beispielen. Dadurch zwingt das Buch — möge es fleißig benutzt werden! — die Schüler im Wege des Arbeitsunterrichts zu ergänzenden Sammlungen aus der Lektüre und damit zur Vertiefung des Verständnisses. F. Fiedler.]

Ellmer-Sander, Lehrbuch der englischen Sprache. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926. [Es liegen 3 Bde. vor. 1. Gekürzte Ausg. A/B für Englisch als zweite Fremdsprache mit dreijährigem Lehrgang. Erster Teil: Elementarbuch[2]. 72 S. Wegen der Verkürzung des engl. Unterrichts in den Lyzeen ist diese Ausg. eine gekürzte Fassung der früheren. Gefallen sind die 'Oral exercises' bis auf Unentbehrliches, das in die Lesestücke hineingearbeitet ist, und die den einzelnen Lektionen beigegebenen engl. Übungsaufgaben. Auf den einleitenden Aussprachelehrgang mit einigen Proben zum engl. Tonfall (nach Klinghardt) und der phonet. Umschrift der ersten vier Lektionen folgen 20 kürzere engl. Texte (gegen früher 15 längere), die hauptsächlich Gebiete des Schul- und Alltagslebens behandeln. Der 'Appendix' (nicht im Inhaltsverzeichnis erwähnt) enthält einige Lieder, z. T. mit Noten, und 20 dt. Übungstexte. Den Schluß bildet das nach Lektionen gegliederte Vokabular. Hier sowohl wie im einleitenden Aussprachelehrgang ist die Umschrift nicht sonderlich zuverlässig; z. B. wird S. 71, Lesson XX die Adjektivendung *-ate* mit *-ət* statt *-it* umschrieben in *fortunate* und ebenso S. 70, Lesson XIX in *unfortunately*. Das unbetonte Präfix *con-* in *continued, consist, complete* wird mit *kən-* statt *kɔn-* wiedergegeben (S. 55, Lesson II; S. 58, Lesson VI; S. 70, Lesson XIX). Auch im einleitenden Teil trifft manches



nicht zu. Ist z. B. S. 2, Exercise 1 in *his book is in his desk* das *h* im zweiten *his* hörbar? Fehlt nicht auf S. 3, Exercise 2 in *answer again* das *r* der Bindung? S. 4, Exercise 3 gibt wieder ein ungesprochenes *h* in *giv‿him ə pen!* S. 12, Lesson II bietet unbetontes *for* als *fɔ*: statt *fə*. S. 12, Lesson I ist *is* für *iz* ein Druckfehler in *hwɔt‿is ðis?* In *what do you do first* (S. 13, Lesson III) ist die Qualität der beiden *do* zu unterscheiden. Ebendort steht *and face* mit *ənd* ... umschrieben; *d* ist zu streichen. Raummangel verbietet, mehr zu sagen. Jedenfalls sollte eine zweite Auflage weniger Mängel aufweisen.] — 2. Übungsbuch zum Elementarbuch (gekürzte Ausgabe). 39 S. [Ein Beiheft zur gekürzten Ausg. des Elementarbuchs. Es vereinigt eine kurze Übersicht der Formenlehre und unmittelbare Übungen (Exercises) in der engl. Sprache selbst in je 20 Lessons.] — 3. Übungsbuch zum Lesebuch für die Mittelstufe (gekürzte Ausgabe). 48 S. [Dieses Beiheft enthält im Anschluß an die Grammatik je 24 Lektionen engl. Übungen und dt. Übersetzungsübungen. Die letzteren sind, obgleich bedeutend verkürzt, noch recht umfangreich und nach den 'Richtlinien' entbehrlich. F. Fiedler.]

Grund-Schwabe, Englisches Lehrbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926. [Zur Besprechung liegen 3 Bde. vor. 1. Ausgabe B, Normalausgabe. Lehrgang von Quarta (oder Untertertia) bis Untersekunda einschl. 332 S. Geb. 5 M. Dem einleitenden Überblick über Laut und Schrift folgt ein 'Preparatory course' in phonet. Umschrift mit zwei ebenfalls transkribierten 'Reading exercises'. Die Umschrift soll der Schüler verstehen und lesen, nicht aber schreiben lernen. Ihre ausschließliche Verwendung in den ersten Wochen ist nach praktischen Erfahrungen ein zweischneidiges Schwert. Im übrigen sei zu der Umschrift bemerkt, daß in dem 'Preparat course' die im gesprochenen Satz eintretende Lautabschwächung unbetonter Wörter nicht immer berücksichtigt ist. Lautet z. B. S. 9, Nr. 3, *your* in *there are six keys in your hand* wirklich *juə*? Ist (ebendort) das *e* in *mistress* nicht zutreffender mit *i* zu geben? In (Nr. 5) *the master to a group* wäre *tə* statt *tu* anzusetzen. Unbetontes *at* wie in *I am at the door* oder *we are sitting at desks* kann nicht *æt* lauten usw. Ähnlich steht in den 'Reading exercises' auf S. 12 *and* vor Vokal mit *ən* umschrieben, unbetontes *for* mit *fɔ*; S. 13 weist ungesprochenes *h* auf in *with his left arm* und in *with his right*. Wenn schon die Umschrift zur Erzielung korrekter Aussprache herangezogen wird, muß sie selbst korrekt sein. — Die Grammatik wird in 95 Erzählungs-, historischen und kulturkundlichen Texten von den Elementen bis zum Abschluß durchgeführt. Inhaltsverzeichnis wie Randnoten zu den Lesestücken verweisen auf das jeweilige gram. Pensum, dagegen ist die Stoffverteilung über die verschiedenen Jahre dem Lehrer überlassen. Abschnitt 96 gibt einige Gedichte. Daran schließt sich die Grammatik an, die bis zum 26. Abschnitt gram. Regeln und Übungen vereinigt, leider gar zu viele Übersetzungsübungen aus dem Dt. und vom 27. bis zum 37. nur Übungen, fast ausschließlich Übersetzungsübungen, bietet. Für die theoretischen Belehrungen wird auf die Grammatik verwiesen. Am Schluß sind die nach Stücken geordneten Wörter und die Aussprache der vorkommenden Personennamen zusammengestellt.] — 2. Ausgabe C für den Unterrichtsbeginn in Sekunda. 135 S. [Eine Lautübersicht und die phonet. Umschrift der ersten fünf Texte — mit gleichen Mängeln wie in Ausg. B — führen zu den 60 Lesestücken. Diese gehen entsprechend der reiferen Klassenstufe schnell von den unentbehrlichen Stoffen des Alltagslebens zu kulturkundlichen Themen über und sind daher vielfach die gleichen wie in Ausg. B. Die erforderlichen Vokabeln bietet das Wörterverzeichnis. Ein gram. Teil ist nicht beigefügt, denn auf dieser Klassenstufe soll von vornherein die 'Kurzgefaßte Grammatik der englischen Sprache' benutzt werden, auf deren Abschnitte das übersichtliche Inhaltsverzeichnis bei jedem Lesestück verweist]. — [3. Ausgabe C (für den Unterrichtsbeginn in Sekunda). Übungsheft. 87 S. Das Beiheft enthält den nach gram. Kapiteln gegliederten Übungsstoff zur



Ausg. C, und zwar zunächst in engl. Sprache. Erst nach Befestigung der elementaren sprachlichen Erscheinungen treten an Schwierigkeit und Umfang allmählich wachsende dt. Übersetzungsstücke hinzu, teils Einzelsätze, teils zusammenhängende Texte. Auf die zu jedem Abschnitt der Ausg. C zu behandelnden Übungen verweist das Inhaltsverzeichnis jener Ausg., ebenso auf den der Wiederholung dienenden Übersetzungsstoff im Beiheft. Dieser besteht aus mehr oder minder freien Übersetzungen einer ganzen Anzahl von engl. Texten der Ausg C. F. Fiedler.]

Aug. Western, Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer. 4. verb. Aufl. Leipzig, Reisland, 1926. 147 S.

Bolle-Bohlen, Lehrbuch der englischen Sprache. Lesebuch A 168 + 16 S. 2,60 M. Grammatik 250 S. 4 M. Leipzig, Quelle & Meyer, 1926—27.

Grund-Schwabe, Engl. Lehrbuch. A II. Neue Ausgabe. Frankfurt, Diesterweg, 1927. 250 S.

A. Brandeis and Th. Reitterer, An English reader (Lehrbuch der engl. Spr. f. Realschulen. II. Teil). Vierte, veränd. Aufl. bearb. von F. Karpf und Th. Reitterer. Wien, Deuticke, 1926. 184 S. mit 25 Abb., 2 Karten und einer Vogelschaukarte von London. [Die Lesestoffe gliedern sich in vier Abschnitte: 1. *The home of the English* (z. B. das britische Imperium, London, die Küste von der Themse bis zum Mersey, einige Abschnitte über Schottland, Irland, Eisenbahnen und in diesen Rahmen passende Gedichte). 2. *Landmarks of English history* (nur bis 1620, von den alten Briten und Angelsachsen über Hastings zur Magna Charta und den Rosenkriegen; dazu Elisabeth, Armada und die Anfänge englischer Siedlungen in Indien und Amerika). 3. *Sketches from life* (Proben von James Payn, Barry Pain und J. K. Jerome). 4. *Tales and stories* (Texte aus Lewis Carroll, Kipling und Browning). Jedem Text sind kurze, zweckmäßige 'Exercises' beigefügt. Schwierige Vokabeln sind unter dem Strich englisch erklärt, die erforderlichen Realien in den 'Notes'. Am Schluß sind die charakteristischen und ansprechenden Illustrationen zum Text zusammengestellt. F. Fiedler.]

K. Brunner, English commercial correspondence. A handbook for students. Wien, Deuticke, [2]1927. 204 S. [In 15 Kapiteln und 4 Abschnitten des 'Appendix' ist ein reichhaltiges Material an Briefen, Rechnungen, Frachtbriefen, Wechseln usw., kurz der gesamte kaufmännische Schriftverkehr zusammengetragen. Auch die amerikanischen Verhältnisse finden weite Berücksichtigung. Zahlreiche (gegenüber der 1. Aufl. vermehrte) Abdrucke von Formularen aus den verschiedensten kaufm. Gebieten verleihen der Sammlung eindrucksvolle Anschaulichkeit. Völlig umgeschrieben ist das Kapitel über '*Commercial companies*'. Neu hinzugekommen sind einige kurze Anhänge. Daß das kaufmännische Englisch in vielen Briefen und Formularen nicht gut ist, war für den Verfasser mit Recht kein Grund, sie auszuschalten, denn der Kaufmann muß die kaufmännische Sprache verstehen, selbst wenn sie — wie nicht nur in England — schlecht ist. Auch der Philologe wird bei dem ständigen Wachsen des Welthandels und seiner Bedeutung für die kulturelle Entwicklung der Völker an einem Buche wie dem vorliegenden nicht mehr völlig achtlos vorbeigehen dürfen. F. Fiedler.]

Deutschbeins englisches Unterrichtswerk: Lehrbuch d. engl. Spr. für Mittelschulen mit Engl. als 1. Fremdspr. Auf Grund erster Best. vom 1. Juni 1925 bearb. von G. Thielke. Sprachlehre 105 S. — 3. Teil: Lesebuch 174 S. Leipzig, Quelle & Meyer, 1927.

Deutschbein-Junge, Lehrbuch der englischen Sprache. A 2 Lesebuch zur Einführung i. d. Syntax. 125 S. B 1 Elementarbuch. 158 S. Leipzig, Quelle & Meyer, 1927.

H. Gade und A. Herrmann, Elementarbuch für Knaben- und Mädchenschulen mit Engl. als erster Fremdspr. (Gade-Herrmann, Engl. Unterrichtswerk. Ausg. A. Einheitsausg.) Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1925. 160 S.

mit einer farbigen Münztafel und einer Karte von England. Geb. 2,20 M. [Das Elementarbuch ist für den Anfangsunterricht im ersten und zweiten Lehrjahr bestimmt. Für das erste Lehrjahr wird dem Lehrer in 26 engl. Texten ein reicher Anschauungsunterricht geboten, der mit großem Geschick dem Leben und Denken der Kleinen angepaßt ist. Abschnitte 27—44 sind für das zweite Lehrjahr berechnet und enthalten schon vereinzelte kulturkundliche Stücke. Auf eine schematische Lautlehre ist mit Recht verzichtet. Der gebotene Ersatz, ein paar Anfangsstücke und die Zusammenstellung der in den ersten 13 Lektionen auftretenden Wörter in phonet. Umschrift (Assoc. phon.) reichen für den phonetisch durchgebildeten Lehrer durchaus. Von der anschließenden Grammatik gibt das übersichtliche Inhaltsverzeichnis den zu jedem Stück gehörenden Abschnitt an. Zum Schluß sind wenige deutsche Übungen beigefügt, die mehr als Andeutungen zur Satzbildung als für schriftliche Arbeiten verwendet sein wollen. Die erforderlichen Vokabeln führt das nach Lektionen geordnete Wörterverzeichnis auf. F. Fiedler.]

P. Jäger, Elements of commercial correspondence. Leipzig, Gloeckner, 1926. 74 S. [Das vorliegende Hilfsbuch zur Einführung in den englischen Handelsbriefwechsel bietet in 8 Kapiteln 56 Briefe (Kapiteleinteilung und Nummern der Briefe wie in 'The correspondent's handbook') aus den verschiedensten kaufmännischen Gebieten. Jedem Brief sind Wort- und Sacherklärungen beigegeben. Am Schlusse steht ein ausführliches, nach Kapiteln gegliedertes Wörterverzeichnis. F. Fiedler.]

J. Oberbach, Engl. Handelskorrespondenz in Mustern und Aufgaben. 4. verb. u. erw. Aufl. Leipzig, Teubner, 1927. 222 S. Geb. 4,60 M.

K. Lincke, Kurzgefaßte Grammatik der engl. Spr. für höhere Lehranstalten. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926. 132 S. [Diese Schulgrammatik ist eine den 'Richtlinien' angepaßte Kürzung der 'Grammatik der englichen Sprache für die Oberklassen' desselben Verfassers und nach den gleichen Grundsätzen aufgebaut. Die Einteilung nach Wortarten ist beibehalten; Beispiele stehen voran, Regeln folgen. In den Anhang verwiesen sind alle die Schreibung angehenden Regeln, auch die über Silbentrennung und Interpunktion, sowie eine stattliche Reihe der wichtigsten Synonyma und Homonyma. F. Fiedler.]

Prüfungsaufgaben für das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern. 1. Teil: Übersetzungen in die fremden Sprachen. 1. Bändchen 1873—1900. 2. Bändchen 1901—1926. 3. ergänzte Aufl. Ges. und hg. von J. Buckeley. Nürnberg, K. Koch, 1926. 73 u. 83 S. [Die Bändchen enthalten mit zwei Ausnahmen (je eine für Italienisch und Spanisch) die deutschen Texte, die seit 1873 zur Übersetzung ins Französische, bzw. Englische, den neusprachlichen Kandidaten im Staatsexamen in Bayern vorgelegt worden sind. F. Fiedler.]

Lincke-Schad, Lehrbuch der englischen Sprache. Teil 1: Elementarbuch. 190 S. Teil 2: Great Britain and the British. Lese- und Übungsbuch. 189 S. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926.

F. W. Nagel, Der englische Dolmetscher. Berlin, Mittler & Sohn, 1927. 172 S. Preis geb. 5 M. [Den Kern des Buches bilden die deutschen Übersetzungsstücke der Kapitel II—IV: militärische Befehle, Vereinbarungen, Bekanntmachungen und die Genfer Konvention mit Übersetzungen. Diesen voran geht ein Kapitel der im engl. Militärstil üblichen Abkürzungen (Kap. I); ihnen folgen Aufsatzthemen, die nur in englischer Sprache behandelt sind, einige Handschriftproben sowie Fragebogen über Vernehmung von Kriegsgefangenen und Landeseinwohnern; dazu ein Vokabularium der wichtigsten Kommandoworte (Kap. V—VII). Der Anhang bietet neben einer Tabelle der Maße, Gewichte und Münzen einige Skizzen und Karten. Der Zweck des Buches ist — nach dem Vorwort —, 'ein hinreichendes Mittel zur Erlernung der in der militärischen Dolmetscherprüfung gestellten Anforderungen' zu

sein. Diesem Zweck würde rein äußerlich besser gedient durch eine Gegenüberstellung (statt Aufeinanderfolge) der deutschen und englischen Texte, um ein leichteres Durcharbeiten zu ermöglichen. Inhaltlich wären einige Hinweise auf Betonung und Aussprache schwierigerer Wörter angebracht, weil nach dieser Richtung hin oft gefehlt wird. S. 73 ist die englische Fassung: *S. had 9 less active divisions than M.* irrig für die deutsche: S. hatte 9 aktive Divisionen weniger als M. Ebendort entspricht: *ersatz divisions were organized* nicht dem deutschen: waren organisiert worden. S. 165 sind die deutschen Fragen: Sind Sie hungrig? Sind Sie durstig? nicht idiomatisch deutsch, sondern Anlehnung an die englische Form. Als Druckfehler sind mir aufgefallen: S. 24, Z. 6: *enable* statt enables und S. 163 *christian name* statt *Christian.* In der vorliegenden Form erweckt das Buch (mit irreführendem Titel!) nicht den Eindruck, als ob die Anforderungen für die militärische Dolmetscherprüfung sonderlich hoch seien. F. Fiedler.]

Riemann-Bielenberg-Bussow, Lehrbuch der engl. Spr. für Volksschulen. Bearb. von Bielenberg. Leipzig, Teubner, 1926. 170 S. Geb. 3,20 M. [Als Volksschulausgabe des Riemann-Eckermannschen englischen Unterrichtswerks will das vorliegende Buch ein Versuch sein, für die meist auf drei Jahre begrenzten Lehrgänge an Volksschulen eine geeignete Grundlage zu schaffen. Ein systematischer Lautierkursus soll die Bildung der fremden Laute erlernen helfen. Empfohlen werden die Lautfibeln von Bussow und Berneberg-Dinkler. Eine von diesen wird der 2. Aufl. vorangestellt werden, und zwar die nach Unterrichtserfahrungen als praktischer befundene. An 32, vielfach illustrierten, Lesestücken wird der Schüler in die Elemente der englischen Grammatik und in die Anschauungs- und Geschichtenwelt englischer Altersgenossen eingeführt. Durch den Lesestücken vorausgeschickte 'Preparatory exercises' und ihnen nachfolgende gramm. Abschnitte ist das Buch auf das Prinzip des Arbeitsunterrichts eingestellt. In einem 'Appendix' folgen neben Liedern, Geschichten und Gedichten einige ausführliche Lesestücke aus dem englischen Alltagsleben. Einige weitere Proben kulturkundlichen Inhalts dürften angebracht sein. Als Beiwerk ist eine beschränkte Anzahl an Inhalt und Umfang geeigneter deutscher Übersetzungsstücke zugefügt. Den Schluß bilden ein nach Lektionen geordnetes Wörterverzeichnis, ein weiteres für den 'Appendix', eine Zusammenstellung von Wörtern nach Sachgruppen und eine übersichtliche Darstellung der Konjugation mit einer alphabetischen Liste der unregelmäßigen Verben. F. Fiedler.]

C. Riemann, Grundzüge der englischen Grammatik[2] (Riemann-Eckermann, Engl. Unterrichtswerk.) Leipzig, Teubner, 1926. 76 S. Kart. 1,60 M. [Die 2. Auflage unterscheidet sich von der 1. neben einem einleitenden 'Überblick über die geschichtliche Entwicklung der englischen Sprache' nur durch geringfügige Verbesserungen im einzelnen und einige Zusätze zu den Kapiteln vom Infinitiv, Gerundium und Partizip. Durch besondere Zählung der Einfügungen ist die Nebeneinanderbenutzung beider Aufgaben ermöglicht. F. Fiedler.]

G. Thielke, Lesebuch. (Deutschbein-Thielke, Lehrbuch der engl. Sprache für Mittelschulen mit Englisch als erster Fremdsprache.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1927. 174 S. mit einer Karte von *Great Britain and Ireland* und einem Plan von London. [In 20 Lektionen führen Texte aus wertvollen englischen Schriftstellern und einige Gedichte den Schüler in das englische Leben ein. Die ersten 10 Lektionen geben ein Bild von London als dem Mittelpunkt englischen Lebens und behandeln die Lebensbedingungen des englischen Volkes. Die *Sources of English wealth* werden in charakteristischen Proben dargestellt. Die nächsten 10 Lektionen bieten die geschichtliche Entwicklung Englands und das Entstehen des Imperiums vom *Roman Britain* über *Norman England* und *Invincible Armada* bis zu dem *Beginning of the English colonies.* Vom heutigen England handeln *The English character*,

Sports in England und *Newspapers*. Dazu kommen kurze Seitenblicke auf Australien und Amerika. Gute und reiche Illustrationen machen die Texte besonders eindrucksvoll. Den dritten Teil bilden 25 Stilproben der *Commercial correspondence,* deren zahlreiche *Variations* zur Mannigfaltigkeit des Ausdrucks anleiten. Den Beschluß bilden ein *Appendix* mit Sprichwörtern und einigen Liedern (mit Noten), reichlich bemessene Exercises (zu den 20 Lektionen) mit nur wenigen deutschen Übersetzungstexten zur Einübung entsprechender Kapitel der Grammatik und das Vokabular zu dem gesamten Lesestoff. Das Buch ist inhaltlich und methodisch für Mittelschulen warm zu empfehlen. F. Fiedler.]

G. Thielke, Sprachlehre. (Deutschbein-Thielke, Lehrbuch der englischen Sprache für Mittelschulen mit Englisch als erster Fremdsprache.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1927. 106 S. [Im Sinne der Bestimmungen vom '1. Juni 1925' sind nur diejenigen grammatischen Erscheinungen behandelt, die für die Herstellung einer gesicherten Grundlage des Sprachbetriebes unentbehrlich erschienen. Regelmäßige Hinweise auf die Muttersprache fördern das grammatische Verständnis. Die Beispiele für die Veranschaulichung der Regeln sind absichtlich nicht den Stücken des Lehr- und Lesebuchs entnommen, um dem Schüler Gelegenheit zu bieten, selbsttätig grammatische Beispielsätze zu finden und besonders schlagende in die nach grammatischen Kapiteln geordneten leeren Blätter am Schluß des Buches einzutragen. Diese empfehlenswerte Neuerung kommt dem Arbeitsunterricht namentlich auf der Mittelstufe, für die das Buch bestimmt ist, zugute. — In der Anlage der Grammatik folgt der Verfasser Deutschbeins Schulgrammatik und trennt nicht die Formlehre von der Syntax. Abschnitte I—III behandeln die Lautlehre, Schreibung und Wortbildung, Abschnitt IV die Wortarten, beginnend mit dem Zeitwort, Abschnitt V den Satz und die Wortstellung. Vereinzelt sind die Regeln nicht zutreffend, so z. B. § 69 (S. 32), wo *to lie* und *to stand* als Verben genannt werden, 'bei denen die *progressive form* nicht anwendbar ist'. § 234 (S. 79) behauptet, daß *of which* immer hinter dem zugehörigen Hauptwort steht. Ungeschickt, obgleich richtig, ist § 84 (S. 37) das Beispiel: *We bade him to wait* als Mustersatz für die Nennform mit *to,* weil die nächste Seite (§ 89) lehrt, daß die Nennform ohne *to* steht nach *to let, to make* und *to bid.* Bei engerer Anlehnung an die Grammatik von Deutschbein wären die Unebenheiten des im übrigen recht zweckmäßigen Buches leicht zu vermeiden gewesen. F. Fiedler.]

E. Albert, A history of English literature: a practical text-book for senior classes. London, Harrass [1923]. 542 S. [Die Ausgabe von Alberts Buch, die in der letzten Bibliographie beschrieben wurde, beginnt mit Seite 237 und behandelt zunächst Thomson, unter Ausschluß aller älteren englischen Dichtung; all das, was dort fehlte, ist in der vorliegenden Ausgabe vorhanden, obwohl der Titel völlig gleich lautet. Die drastische Lebhaftigkeit des Urteils, in Sektion II der Hauptreiz, ist in Sektion I leider nicht vorhanden und auch nicht durch moderne Gelehrtheit ersetzt. Die ganze ags. Periode erscheint dem Verfasser als 'a mass of conjectures'. Die christlichen Stellen im Beowulf sind ihm 'clumsy additions by later hands'. Der Kern des Epos ist vorchristlich und wahrscheinlich 'a collection of the tales sung by the bards', geschrieben im westsächsischen Dialekt. Außer dem wests. Dialekt gibt es noch zwei: den nordh. und den kentischen — der mercische entfällt. Als 'Kennings' werden verzeichnet: 'beorhtum byrnum', 'hlâf-hord lêofne', also nicht Zusammensetzungen, sondern attributives Adjektiv mit Substantiv. Cynewulf wird ins 10. Jahrhundert versetzt, das Verschwinden der ags. Sprache in der Schrift ein Dutzend Jahre vor die Schlacht von Hasting. In der me. Periode sollen 'Pearl', 'Cleanness', 'Patience' und 'Gawain and the green knight' im Jahre 1300 entstanden sein — da begreift man die Bemühungen des Gollancz-Kreises um breiteres Ver-



ständnis für diese herrliche Mystik. So geht es weiter mit veralteter Oberflächlichkeit und sehr vielen Stilbemerkungen. Bei Shakespeare wird die Tätigkeit der akademisch gebildeten Theaterdichter betont, während die Schauspieler kaum ein Wörtchen der Charakteristik erlangen. Miltons Lob der Königshinrichtung, obwohl vielleicht das bedeutendste Moment aus allen Dichterbiographien des 17. Jahrhunderts, bleibt unberührt. Albert zeigt uns in dieser ersten Hälfte unverkennbar, was der Engländer an seiner Literatur nicht zu erfassen pflegt. Am ehesten interessiert ihn noch die autorisierte Bibelübersetzung von 1611.]

R. Manig und A. H. J. Knight, Elements of English literature followed by the principal rules of modern prosody. Eine kurzgefaßte Geschichte der englischen Literatur bis zur Gegenwart. Dresden, Ehlermann, 1926. 80 S. 1,60 M. [Ist es wahr, daß das Englische 'a mixture of Anglo-Saxon and Norman-French' ist, S. 7? Kann man Beowulf als 'old saga' bezeichnen, 'composed in the seventh century but not written down till the tenth century', S. 9? Hat der Stabreimvers sich im Englischen wirklich nur bis zum 14. Jahrhundert gehalten? S. 10. Hatte Alfred schon eine ständige Hauptstadt, nämlich Winchester, und bildete das Gedicht auf die Schlacht bei Maldon wirklich einen Teil der ags. Annalen? S. 11. Solche Dinge schleichen sich ein, wenn der Darsteller nicht zugleich Forscher ist. Auch wird manches mehr oder minder Wichtige mit einer drastischen Rückhaltlosigkeit herausgepoltert, daß man erschrickt, z. S. 18: vier Jahre vor Shakespeares Heirat erklärte sich sein Vater bankrott. Alte Wahnvorstellungen leben wieder auf, z. B. daß Hamlet nach dem Rachebefehl seines Vaters sich 'irresolute' zeigt, S. 21, oder daß Byron seine English Bards im Ärger über Jeffreys boshafte Rezension seiner Juvenile Hours geschrieben habe. Zweck dieses literarhistorischen Schulbüchleins war es, ein Gegenstück zu Martini-Delanney's 'Eléments de la littérature française' zu liefern. Wer nur gut gewählte Proben mit biographischer Einleitung und in historischer Gruppierung liest, z. B. Herrig-Försters 'British authors', dürfte besser fahren.]

E. Hausknecht, Choice passages from representative English and American writers. Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten zur Einführung in den Werdegang der englisch-amerikanischen Kulturwelt. 3. verb. Aufl. Berlin, Herbig, 1926. XII, 358 S. [Mit Recht gebraucht Hg. die Ausdrücke 'choice' und 'representative', denn immer merkt man es dem Werke an, daß er aus enormer Belesenheit auswählt, und dazu trifft er mit großzügigem Geschick das Charakteristische. So beginnt er mit Thomas Moores Staatsroman, durch den die englische Humanistenschule sofort auf staatsmännische Aufgaben hingewiesen wurde — den Politikern wie den Schulmeistern zum Vorteil. Sehr glücklich ist aus Hobbes eine kleine Gruppe von Sätzen mitgeteilt, die den Kern seines Denkens enthält: Seine Ansicht vom Kampfe aller gegen alle als dem Grundzustand der Menschen und seine Furcht, wie man sie wohl durch 'common power' in Zucht zu halten vermöge. Schritt für Schritt lernt man: bei Addison, wie er das Merkantilwesen in die Literatur einführt; bei Johnson, wie er sich zu Shakespeare und den 'Regeln' stellt und in Iona die Bildung des Mittelalters neu entdeckt; bei Hume, wie er in seiner Geschichte den Handel betont; bei Goldsmith, wie er mit volkstümlicher Herzenswärme und Balladenfreude das Familienleben des Pfarrers Primrose beschreibt usw.; regelmäßig ist der springende Punkt getroffen. Historiker, Naturforscher, Volkswirtschaftler, Pädagogen sind, wenn sie Stil haben, fleißig berücksichtigt; von Politikern ist Smuts mit Ausführungen über die volle Unabhängigkeit Südafrikas aus dem Jahre 1920 vertreten, und Trevelyan beschließt den englischen Teil mit einem ausgezeichneten Vergleich des Weltkrieges mit den Napoleonkriegen, wobei wir Deutsche die Größe unseres Wollens und Leistens von einem Gegner zu hören bekommen. Nur wenige Einzelheiten sind hiermit angedeutet, und noch knapper sei über die treffend gewählten



Amerikaproben bemerkt, daß die noch lebenden Schriftsteller Sinclair Lewis und Dospassos mit höchst charakteristischen Sittenbildern von New York zu Worte kommen. Selbst die annalistische Literaturübersicht am Ende entbehrt nicht der persönlichen Note. Dafür ist auf die Eselsbrücke von Sonderglossar verzichtet; Lehrer und Schüler sollen offenbar ein handliches Gesamtwörterbuch gebrauchen, das ihnen fürs ganze Leben nützen wird.]

Grund-Schwabe, Englisches Lesebuch A. 1. Neue Ausg. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927. 107 S.

P. Boek und W. Zorn, Sketches: geography and history of the British empire and the United States (Kulturkundliches Lesebuch zu d. engl. Lehrgängen von Dubislav u. Boek, I. Mittelstufe). Berlin, Weidmann, 1927. 170 S. und mehrere Karten; Abbildungen. Geb. 3,20 M.

Diesterwegs neuspr. Lesehefte. Hg. von Krüper. Nr. 120 E. A. Poe, Some words with a mummy und The colloquy of Monos and Una (im Auszug). Ausgew. u. hg. v. M. Mundt. 32 S. — Nr. 121 Darwin, On the origin of species. Ausgew. u. m. Anm. vers. von W. Domann. 32 S. — Nr. 131 Specimens of modern North-American poetry. Hg. von G. Schad. 32 S. 0,60 M. — Nr. 132 Stories from 'The song of Hiawatha' retold from the poem by Longfellow. Hg. u. m. Anm. vers. von E. Wagner. 32 S. 0,60 M. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927.

Diesterwegs neuspr. Schulausg. m. dtsch. Anm. Hg. d. engl. Reihe: Krüper. Bd. VI: Englische Dichtung von Spenser bis Swinburne mit einer Einführung in die engl. Lit. auf deutschkundl. Grdl. Bearb. von M. Hasenclever. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926. 107 S. Beiheft 61 S. — Bd. VIII: Shakespeare reader. Vol. I. Mit Einl. u. Anm. hg. von F. Hummel. 125 S. — Bd. IX: A Milton reader. Select poetry and prose. Bearb. von Ph. Aronstein. 107 S. — Bd. X: Ch. Dickens, A tale of two cities. In gek. Form u. m. Einl. u. Anm. hg. von F. Hummel. 110 S. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926/27.

Freytags Sammlung fremdspr. Schriftwerke. Englisch, hg. v. M. Kullnick. Nr. 25. Charles Dickens, David Copperfield's youth, from 'The personal history of David Copperfield', hg. v. H. Ellinger. 3. Aufl. 1923. 182 S. — Nr. 31. Charles Dickens, A tale of two cities. Ausgew. u. erl. v. J. Ellinger. Wien und Leipzig 1913. 151 S. — Nr. 132. R. B. Sheridan, The rivals. Vollst. nach dem ersten Druck hg. v. J. Koch. Leipzig 1923. 138 S. — Nr. 143. W. Scott, The lay of the last minstrel. Hg. v. O. Emmerig. Leipzig 1922. 188 S. — Nr. 154. F. S. Brereton, A hero of Lucknow. Hg. v. R. Huppertz. Leipzig 1923. 101 u. 14 S. — Nr. 155. D. Hume, Political essays. Hg. v. J. Falke. Leipzig 1923. 119 S. — Nr. 156. Macaulay, On Milton. Hg. v. J. Koch. Leipzig 1923. 114 S. — Nr. 157. E. Burke, Speech on conciliation with America. Hg. v. M. Müller-Lage. Leipzig 1923. 131 S. — Nr. 158. E. A. Poe, The gold-bug. Hg. v. H. Lebede. Leipzig 1924. 67 S.

Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke. Kurze Texte. Hg. v. Hämel, Würzburg. Englisch: 1/2 J. R. Green, The England of Queen Elizabeth. Hg. v. Koch. 30 S. — 3/4 J. R. Green, William of Orange and the English constitution. Hg. v. Koch. 32 S. Leipzig, Freytag, 1926.

Freytags Sammlung fremdspr. Schriftwerke. Englisch, hg. v. A. Hämel. Shakespeares Meisterdramen in gekürzter Fassung. Bearb. u. komment. von J. Bausenwein u. O. Schnellenberger. Nr. 160. King Lear. 84 S. — Nr. 161. Merchant of Venice. 68 S. — Nr. 162. Macbeth. 71 S. — Nr. 164. Julius Cæsar. 76 S. Leipzig, Freytag, 1926.

William Shakespeare, The tragedy of Romeo and Juliet. Für den Schulgebrauch hg. v. L. Brandl. (Freytags Sammlung frz. u. engl. Schriftsteller.) LVIII, 176 S. Leipzig, Freytag, 1922.

Students' series. Neue Folge, hg. v. Dr. Karl Wildhagen. Leipzig, Tauchnitz. Steif kart. 1,80 M. — Nr. 1. J. Galsworthy, Justice, a tragedy. Mit Anm.



u. Wörterbuch hg. v. A. Koch. Leipzig 1926. — Nr. 2. H. G. Wells, A short history of modern times (being the last eleven chapters of 'A short history of the world'). Mit Anm. u. Wörterb. hg. v. G. Schad. Leipzig 1926. — Nr. 3. J. Galsworthy, Strife, a tragedy in three acts. Mit Anm. hg. v. Fr. Oeckel. Leipzig 1926. — Nr. 4. A Thomas Hardy reader. Eine Auswahl aus Thomas Hardys Prosa und Dichtung. Mit Anm. u. Wörterb. zusammengest. u. hg. v. Ph. Aronstein. Leipzig 1926. — Nr. 5. H. G. Wells, The dream. Mit Anm. u. Wörterb. bearb. v. H. T. Price. Leipzig 1926. — Nr. 6. H. G. Wells, The country of the blind. Mit Anm. u. Wörterb. bearb. v. M. Müller. Leipzig 1926. — Nr. 7. J. Masefield, Reynard the fox or the Ghost Heath run. Mit Wörterb. hg. v. A. Eichler. Leipzig 1926. — Nr. 8. G. K. Chesterton, The innocence of father Brown. Mit Anm. u. Wörterb. bearb. v. H. T. Price. Leipzig 1926. — Nr. 9. A. Bennett, Elsie and the child. Mit Anm. u. Wörterb. bearb. v. H. Kißling. Leipzig 1926. — Nr. 10. O Wilde, The happy prince and other tales. Mit Anm. u. Wörterb. hg. v. A. Heinrich. Leipzig 1927. — Nr. 11. H. Walpole, Jeremy and Hamlet. Mit Anm. u. Wörterb. bearb. v. Fr. Schmidt. Leipzig 1927. — Nr. 12. H. A. Vachell, The hill, a romance of friendship. Mit Anm. u. Wörterb. bearb. v. Rasmussen. Leipzig 1927. — Nr. 13. J. Galsworthy, Selected tales. Mit Anm. u. Wörterb. bearb. v. M. Liening. Leipzig 1927. — [Diesen wechselnd gewählten Schultexten ist nachzurühmen, daß sie wenigstens die kürzeren Denkmäler unverstümmelt wiedergeben. Beim Geschichtswerk von Wells hat Hg. die letzten 11 Kapitel geboten als Hauptteil aus einem Guß. Durch Einleitung, Anmerkungen und Glossar ist überall dem Schulbedürfnis genügt, freilich auch der Preis der vollständigen Tauchnitzbände erreicht worden. Einheitsausgaben von Autoren erlauben immer ein durchgreifenderes Verständnis als bloße Proben in einem Lesebuch; die Vf. kommen dabei eher zu ihrem Rechte, und die Schüler lernen eine Persönlichkeit schauen.]

Teubners kleine Auslandtexte für höhere Lehranstalten. Abt. I: Großbritannien und die Vereinigten Staaten. Gewordenes und Werdendes auf allen Kulturgebieten. Hg. v. W. Hübner. Nr. 5. England's economic development during the 19th cent. Zusammengest. v. W. Lühr. (I. Rise of industry: D. M. Mulock, The new steam-engine. — A. Toynbee, The industrial revolution. II. Free trade versus protection: R. E. Prothero, The repeal of the Corn Laws. — J. Chamberlain, The case for protection. — Growth of foreign competition before the war. III. Organisation: F. W. Galston, Trade union life in 1893. — H. W. Macrosty, Modern business organisation. IV. Back to the land! H. R. Haggard, Rural England in 1900. — F. E. Green, Social status of farm labourers after the war). 55 S. 1 M. — Nr. 8. English statesmen. Zusammengest. v. F. Weltzien (I. Queen Elizabeth. II. Oliver Cromwell. III. William Pitt, Earl of Chatham). 32 S. 0,60 M. — Nr. 9. English philosophical speculation. Zusammengest. v. W. Lühr (I Introduction. II. Empiricism. III. Utilitarianism. IV. Idealism. V. Evolution). 46 S. 0,80 M. — Nr. 20. American mind, men and manners. Zusammengest. v. J. Elslers u. F. Weltzien (I. National characteristics. II. The relation of the United States to Europe. III. Nature of the American state. IV. The parties of to-day. V. Why great men are not chosen presidents). 45 S. 0,80 M. — Nr. 23. Problems of the British Empire. Zusammengest. v. W. Franke (I. Structure and administration of the Empire: a) Imperial conferences; b) Criticism: An Empire in blinkers. II. Foreign policy: a) The risk of war; b) Individual representation: The change in status; c) Variety of interests. III. Economics: a) Tariffs; b) Imperials preference; c) Criticism of preference. IV. Race: Imperial migration (Indian citizenship). a) The dominion attitude; b) Indian claims. V. India: The growing unrest and the cry for self-government). 64 S. 1 M. — Nr. 24. Sport and games in England. Zusammengest. v. C. Bauer. 38 S. 0,80 M. — Nr. 25. Conservatism and liberalism. Zusammengest. v. F. Wenzel. 40 S.

0,80 M. — Nr. 26. American industry, its leaders, work, and workmen. Zusammengest. v. F. Kellermann. 43 S. 0,80 M. — Nr. 27. The homes of England. Zusammengest. v. Elsa Brause. 38 S. 0,80 M. Leipzig, Teubner, 1926/27.

Stories from great writers. Zehn leichte Erzählungen aus der englischen und amerikanischen Literatur. Bearb. v. F. Meyer. (Schulbibl. frz. u. engl. Prosaschr. a. d. neueren Zeit. Hg. v. L. Bahlsen und J. Hengesbach. II, 72.) Berlin, Weidmann, 1926. 92 u. 40 S. 1,40 M. [Nacherzählungen in Prosa sollen schon bei der Anfangslektüre die Kenntnis einiger Hauptvertreter des engl. Schrifttums vermitteln. Das Inhaltsverzeichnis bietet folgende Stücke: Geoffrey Chaucer's Canterbury tales and the Wife of Bath's tale. — Shakespeare's Tempest. — Miltons Comus. — Scenes from the life of Robinson Crusoe. — Some of Gulliver's adventures in Lilliput. — Dickens, Christmas Carol. — Tennyson's Lady of Shalott. — Irving, Rip van Winkle. — Hawthorne, David Swan. — M. Twain, A chapter from Tom Sawyer.]

R. L. Stevenson, New Arabian nights. (Auswahl.) Hg. u. bearb. von P. Wenzel. (Frz. u. engl. Schulbibl. Hg. v. E. Pariselle u. H. Gade. A 224.) Leipzig, Renger, 1927. 100 S.

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. XLV, 6, 1926 [W. Meyer-Lübke, Beiträge zur romanischen Laut- und Formenlehre. — G. Rohlfs, Über Hacken und Böcke. — E. Stengel und G. Moldenhauer, Die Chanson de Renaut de Montauban. — Vermischtes: Fr. Schürr, Ostromanisch *presbyter* — *praebiter*. — J. Brüch, Afrz. *luire* 'das weibliche Schaf bespringen'. — Zu afrz. *larriz* 'Abhang'. — R. Ortiz, Da Jaufre Rudel ai trovatori armeni. — La 'selva' continua nell' Inferno? — L. Karl, Ein spanisches Rätsel. — P. Marchot, *Umet mar,* leçon corrompue de L'Aube bilingue. — Besprechungen: A. H., Zeitschriftenschau. — Nachträge und Berichtigungen]. — XLVI, 1, 1926 [Chr. Favre, Proverbes et dictons de Savièse. — C. Tagliavini, Di alcune antichissime parole parole alpine. — H. Ostermann, Petrus Riga und Petrus Comestor. — Vermischtes: G. Rohlfs, Zu abruzz. *skupins* 'Dudelsack'. — O. Schultz-Gora, Afrz. *isnel*. — H. Breuer, Zum Thomasleben des Guernes von Pont-Sainte-Maxence. — Berichtigungen zur Ausgabe des 'Jaufre'. — Besprechungen: Elise Richter, K. Bergmann, Deutsches Wörterbuch. — H. Breuer, L. Jordan, Altfranz. Elementarbuch. — L. Karl, Le Roman de Jehan de Paris ed. Edith Wickersheimer. — Les Fortunes et Adversitez de Jean Regnier ed. E. Droz. — Alfr. Schulze, J. Gordon Andison, The affirmatine particles in French. — A. H., Zeitschriftenschau. — Neuerscheinungen. — W. Meyer-Lübke, Afroromanisch und Iberoromanisch]. — XLVI, 2—3 [Fr. Schürr, Gottfried Baist †. — G. Rohlfs, Die Quellen des unteritalienischen Wortschatzes. — Maria Tietze, Lope de Vega und Amarilis. — G. Tilander, Étude sur la traduction en vieux français du traité de la fauconnerie de Frédéric II. — Vermischtes: Fr. Schürr, Lautgesetz oder Lautnorm? — M. Regula, Etymologica. — Syntaktische Beiträge zum Adverbial *-ément*. — O. Schultz-Gora, Zum Text und zu den Anmerkungen der dritten Auflage der Lais der Marie de France. — Fr. Gennrich, Der Chansonnier d'Arras. — Zu den altfranz. Rotruengen. — W. Mulertt, Die Patriklegende in spanischen Flores Sanctorum. — Besprechungen: L. Jordan, Jahrbuch für Philologie I. — Sammlung romanischer Übungstexte II. — L. Karl, Histoire littéraire de la France XXXVI. — P. de Mugica, Real Academia Española. Diccionario de la lengua española. — A. Hämel, Obras de Lope de Vega p. p. la R. Academia Española I—III].

Romanische Forschungen, hg. von R. Zenker. XL, 1, 1926 [E. Merian-Genast, Voltaire und die Entwicklung der Weltliteratur]. — XL, 2, 1926 [W. Gadola, Die Canzun de soing Placi e soing Sigibert. — R. Zenker, Noch-



mals Peredur — Perceval). — XL, 3, 1927 [Georgette Schüler, Studien zu Romain Rollands 'Colas Breugnon'. — R. Zenker, Erekiana. — L. Weisgerber, Angebliche Verwirrungen im Peredur. — Verzeichnis der eingesandten Literatur].

The Romanic Review ed. by John Gerig. XVII, 1, April—June 1926 [B. Fay, Les Maîtres de la Litérature française contemporaine. — L. M. Levin, The Unity of 'Raoul de Cambrai'. — Miscellaneous: M. B. Adams, Notes on Spanish plays at the beginning of the Romantic period. — Cl. T. Holmes, A possible source for branch I of the 'Roman de Renart'. — Reviews. — Current Literature, II. — Books received — Spanish. — French literary news in brief. — French book notes. — Romance linguistics in 1925. — El Instituto de las Españas. — Varia].

Festschrift Louis Gauchat. Aarau, H. R. Sauerländer, 1926. 522 S. 20 M. [Dieser stattliche Band, welcher Louis Gauchat zu seinem 60. Geburtstage von nicht weniger als 29 Freunden und Schülern gewidmet ist, bezeugt die Weitverzweigtheit der Anregungen und die Stärke der Einwirkungen, welche von den Forschungen und der akademischen Tätigkeit des Schöpfers des 'Glossaire Romand' ausgegangen sind. Im Vordergrunde stehen natürlich die Arbeiten aus der Dialektkunde und Wortgeographie, aber auch die Gebiete der allgemeinen Linguistik, der Grammatik, der Literaturgeschichte, der ästhetischen Kritik sind reichlich vertreten, und zwar fast über die gesamte Romania hin. Eine ganze Anzahl derselben ist sehr wertvoll, und man kann nur wünschen, daß sie nicht das Los teilen, welches Artikeln von Huldigungsbänden leider vielfach beschieden ist, nämlich vergraben zu sein. Der Band enthält folgende Aufsätze: P. Aebischer, Contribution à l'étude de la situation linguistique dans la vallée de la Roche du XIIIe siècle à 1500. — Ch. Bally, L'expression des idées de sphère personnelle et de solidarité dans les langues indo-européennes. — E. N. Baragiola, Beitrag zur Frage des lyrischen Übersetzens. — A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie. 1. nfrz. *par exemple*. 2. mfrz. *pouir*, s. hier S. 248 f. — G. Bertoni, La voce '*cenge*' nell' iscrizione volgare ferrarese del 1135. — R. R. Bezzola, Giovanni Ramusani, poeta dialettale reggiano. — F. Fankhauser, Aus der Walliser Volkskunde des 18. Jahrhunderts. — M. Fehr, Rokoko-Sommerfrische. — A. Griera, Materials del Diccionari dels Dialectes Catalans extrets del questionari del *segar* i del *batre*. — R. W. Huber, Ein französischer Froschauer-Druck. — J. U. Hubschmied, Gallische Namen auf *-pi*, *-pā*. — K. Jaberg, Una pera mezza. — J. Jeanjaquet, Que signifie *Val de Ruz*? — J. Jud, Zum schriftlateinischen Wortschatz in seinem Verhältnis zum Toscanischen und zur Wortgeographie der Toscana. — O. Keller, Das Passé défini im Genfer Dialekt. — E. Muret, Adverbes préposés à un complément de lieu dans les patois valaisans. — M. Niedermann, Zur Beurteilung der *r*-Epenthese im Romanischen. — P. Pizzo, La *Divina Commedia* nei giudizi dell' Hegel, di F. Th. Vischer e di Francesco de Sanctis. — R. v. Planta, Birkicht und Vokalmetathese im Rätischen. — C. Pult, Am eigenen Backbrett. — Ch. de Roche et G. Wissler, Documents relatifs à Jeanne d'Arc et à son époque. — P. Scheuermeier, Im Dienste des Sprach- und Sachatlasses Italiens und der Südschweiz. — Th. Spoerri, Le Spiritualisme de Beaudelaire. — A. Steiger, Vom Ursprung des spanischen Epos. — H. Steiner, Über die deutschen Übertragungen der Trobadors. — E. Tappolet, Ein Exerzierreglement aus dem 17. Jahrhundert in Waadtländer Mundart. — E. Walser, Alte und neue Ideale der Renaissance im Epos des maccaronischen Sängers Teofilo Folengo. — K. Weller, Liebe und Tod in Leopardis Gedichten. — E. Werder, Jacopone da Todi im Licht der neueren Forschung.]

Lokotsch, K., Etymologisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slawischen) Wörter orientalischen Ursprungs. Indogermanische Bibliothek, hg. von Hirt und Streitberg †. Erste Abt.: Samml.



indogerm. Lehr- und Handbücher II. Reihe: Wörterbücher no 3. Heidelberg, Carl Winter, 1927. 242 S. 13 M.

Wartburg, W. v., Zur Frage der Volksetymologie. S.-A. aus Homenaje á Menéndez Pidal, Tomo I, S. 18—27. Madrid 1924 (aber erst 1926 erschienen). [Sehr lesenswerter Aufsatz, der gegenüber Gilliéron zutreffend feststellt, daß die Volksetymologie 'die Gruppierung der Wörter nach Familien ist, wie sie vom Sprachgefühl des Volkes in einem gewissen Zeitpunkt vorgenommen wird', und daß 'die Etymologie eine Wissenschaft ist, die Volksetymologie ein in der Sprache wirksamer Trieb'.]

Voretzsch, K., Das romanische Seminar der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg im ersten Halbjahrhundert seines Bestehens. Halle 1926. 32 S. 1,20 M. (zu beziehen durch das Roman. Seminar).

Voretzsch, K., Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität. Vortrag, gehalten auf dem XX. Deutschen Neuphilologentag zu Düsseldorf. Halle, Niemeyer, 1926. 40 S. 1,80 M. [Abschnitt II und III dieser Schrift bieten erheblich mehr, als in Düsseldorf zum Vortrag kommen konnte. Für jeden ruhig Erwägenden ist es schwer verständlich, wie die hier aufgestellten, ganz das Richtige treffenden Leitsätze, nach dem Bericht in den N. Spr. XXXIV, 283 zu urteilen, einen 'außerordentlich scharfen Widerspruch' auslösen konnten. Aber freilich, Klarheit in der Darlegung eines Zieles und Prüfung der Durchführbarkeit desselben sind niemals die starke Seite der Deutschen gewesen, und wie viel wäre hier doch von den Franzosen zu lernen, wenn diese Geistesanlage derselben in dem 'kulturkundlichen' Unterricht stark unterstrichen würde. Klar zutage tritt nur die Absicht, eine Änderung der Prüfungsordnung herbeizuführen.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLIX, 1, 2, 3; 1926 [Fr. Redenbacher, Die Novellistik der französischen Hochrenaissance. — W. Gottschalk, Die humoristische Gestalt bei Rabelais. — Eug. Stauber, Manon Lescaut est-ce une œuvre romantique? — G. Rohlfs, Lockrufe und Wortschöpfung. — Referate und Rezensionen: E. Brugger, Die Lais der Marie de France, hg. von K. Warnke, 3. Aufl. — St. Hofer, A. J. Dickmann, Le rôle du Surnaturel dans les chansons de Geste. — J. Brüch, V. Crescini, Manuale per l'avviamento agli studi provenzali. — G. Rohlfs, E. Gamillscheg, Franz. Etymolog. Wörterbuch. — K. Glaser, Neuerscheinungen auf dem Gebiet der französ. Literaturgeschichte, insbesondere des 19. und 20. Jahrhunderts. — L. Spitzer, Miscelle]. — XLIX, 4, 5, 6; 1927 [E. Brugger, Eigennamen in den Lais der Marie de France. — E. Winkler, Zu Vaillant — Eine dunkle Stelle bei Pons de Capduelh? — J. Haas, Oberman und René. — W. Meyer-Lübke, Zur u-ü-Frage. — J. Brüch, Bemerkungen zum etymologischen Wörterbuch E. Gamillschegs. — L. Spitzer, Frz. *heur*. — Th. Kalepky, Zur französischen Tempuslehre. — G. Rohlfs, 'Kuß' im Sizilianischen. — Referate und Rezensionen: A. Hämel, Hilka u. Rohlfs, Sammlung romanischer Übungstexte, 7. u. 8. Band. — Jaufre ed. H. Breuer. — W. Schulz, P. Studer, J. Evans, Anglo-Norman lapidaries. — Th. Frings, Bestiaire d'Amour, Eine mittelfränkische Übertragung des Bestiaire d'Amour ed. J. Holmberg. — P. Sakmann, Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau t. quinzième et seizième. — E. Genast-Merian, Voltaire und die Entwicklung der Weltliteratur. — Fr. Nobiling, Paul Verlaine, Armer Lelian. Gedichte der Schwermut, der Leidenschaft, der Liebe, übertragen von A. Wolfenstein].

Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch. 10. Lieferung, Bd. II, Sp. 129—320 (*cerisier—chauchetrape*). Berlin, Weidmann, 1926.

Wartburg, W. v., Französisches Etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Wortschatzes. Lief. 8 (*brace—broccus*).



S. 481—544. Im Selbstverlag (Komm. Sauerländer in Aarau) 1927. — Lief. 9 (*brochis—bulla*), S. 545—608. Bonn, Fr. Klopp, 1927.

Gamillscheg, E., Französisches Etymologisches Wörterbuch. Lief. 4 bis 10 (*cesson—nouc*) zu je 2 M. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchh., 1926/27. S. 192—640. [Unter *chail* wird gesagt: '15. Jh., stammt aus dem Südwesten des Nordfranzösischen, daher das späte Auftreten in der Literatur'; allerdings belegt God. II, 34b das Wort erst aus dem 15. Jh., aber das häufige und frühbelegte *caillel, chaillel* (s. God. VIII, 408a, Tobler, Wb. II, 165 unter *chaillo*) setzt ein frühes *cail, chail* voraus. Für (veraltetes) *mœuf* eine Kreuzung aus afrz. *muef* 'Grund' und **mué* anzunehmen, ist nicht nötig, da die Erklärung des *f* aus Analogie wie in *fief* und *juif* genügt; übrigens begegnet, nach God. zu urteilen, *muef* im Sinn von 'Beweggrund' nur einmal (s. V, 319a) und scheint da allerdings ein Postverbale zu *movoir* sein zu müssen, aber es kann eine Individualbildung des Verfassers des 'Coronement Renart' vorliegen, die wohl nicht unbeeinflußt von *ruef* (zu *rover*) gewesen ist. Bei *maraud* sind meine Bemerkungen im Archiv 140, 322 und 145, 121 übersehen, aus denen hervorgeht, daß *maraudise* schon in einem Fablel begegnet, also *maraut* längst vor dem 15. Jh. bestanden haben muß. Der Versuch, den G. unternimmt, *meraut* von *mar* < *mala hora* herzuleiten, ist abzulehnen, während einer Zurückführung auf den germ. Namen 'Marald' nichts im Wege steht.]

Clausnitzer, O., Die Kampfschilderung in den ältesten Chansons de geste. Hallenser Diss., 1926. 115 S.

Kristian von Troyes, Yvain (Der Löwenritter). Textausgabe mit Einleitung ed. W. Foerster. Zweite, unveränderte Auflage mit einem Nachwort von A. Hilka. Halle, Niemeyer, 1926. XLVIII u. 185 S. 4 M. [Das Nachwort bringt viel mehr, als das Wort vermuten läßt, denn es trägt nicht nur die seit 1913 erschienene Yvain-Literatur nach, sondern H. nimmt auch Stellung zu der berühmten Mabinogi-Frage und urteilt gegenüber Zenkers Yvain-Studien, daß 'der Kymre teils fortlaufend, teils direkt auf der schriftlichen Vorlage Kristians fußt'. Es wäre sehr erwünscht, wenn nun auch noch ein Neudruck der Textausgabe des Wilhelm von England ed. Foerster 1911 erfolgte, der sich schon seines geringen Umfanges wegen besonders gut zu Übungen mit den Studierenden eignet.]

Elliott Monographs ed. E. C. Armstrong no 19: E. C. Armstrong, The poems of the 'Vengement Alixandre' and of the 'Venjance Alixandre'. Princeton-Paris 1926. 55 S. — no 20: B. Edwards, A classification of the manuscripts of Gui de Cambrai's 'Vengement Alixandre'. Princeton-Paris 1926. 50 S.

Stöhr, J., Zur Syntax des Ostburgundischen (ein Beitrag zur französischen Mundartenkunde). Frankfurter Diss., 1926. 97 S.

Riddle, L. M., The genesis and sources from Médée to Pertharite. The John Hopkins Studies in Romance literatures and languages. Vol. III. Baltimore-Paris 1926. 222 S. $ 1,25.

Lanson, G., Esquisse d'une histoire de la tragédie française. Nouv. éd. rev. et corr. Paris, Champion, 1927. 194 S.

Jacoby, Edith, Pierre Bayles Anschauungen über Staat und Gesellschaft. Frankfurter Diss., 1926. 54 S. [Gute und flüssig geschriebene Zusammenfassung und Beleuchtung der Hauptverdienste von P. Bayle.]

Schorr, Tauba, Über Casimir Delavigne. Gießener Beiträge zur roman. Philol., hg. von D. Behrens, Heft 20. Gießen 1926. 104 S. 3,75 M.

Flottes, P., La pensée politique et sociale d'Alfred de Vigny. Public. de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fasc. no 37. Paris, Soc. d'éd. 'Les belles-lettres', 1927. 360 S. 40 frs.

Klemperer, V., Die moderne französische Prosa (1870—1920). Zweite,

stark vermehrte Auflage. Leipzig-Berlin, Teubner, 1926. 386 S. Geb. 8 M. [Vgl. Archiv 147, 281 ff.]

Rudwin, M., Satan et le Satanisme de Victor Hugo. Paris, Soc. d'éd. 'Les belles-lettres', 1926. 150 S.

Klemperer, V., Stücke und Studien zur modernen französischen Prosa. Leipzig-Berlin, Teubner, 1926. 86 S. 1,60 M. [Bringt Stücke aus Gobineau, Remy de Gourmont, Roger Martin du Gard, Jules Romains. Was unter Nr. 6 'Europa' geboten wird (Rivière, Thibaudet, Valéry), zeigt wieder einmal aufs deutlichste, daß der Franzose im allgemeinen unfähig ist und bleibt, anderes Volkstum als das seinige in Europa zu verstehen.]

Wartburg, W. v., Notes d'étymologie française (*boulanger* — *braquer* — *brosse* — *ridelle*). S.-A. aus 'Mélanges Antoine Thomas'. S. 1—5.

Behrens, D., Über englisches Sprachgut im Französischen. Gießener Beiträge zur Roman. Philol., hg. von D. Behrens, IV. Zusatzheft. Gießen 1927. 264 S. 10,80 M.

Weerenbeck, B. H. J., Participe présent et gérondif. Amsterdamer Doktorthese. Nimègue-Paris, van Leeuwen et H. Champion, 1927. 339 S.

Beaulieux, Ch., Histoire de l'orthographe française. 2 vol. Paris, Champion, 1927. XVIII u. 365 S.; IX u. 134 S.

Nyrop, Kr., Études de grammaire française. S.-A. aus Der Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Histor.-filol. Meddelelser XII, 2. København 1927. 59 S. (Notes lexicographiques et morphologiques — Folie, maisons de plaisance — Préposition et régime — La locution *avec ça* — La préposition *en*.)

Nyrop, Kr., Réaliser. S.-A. aus 'Mélange Antoine Thomas'. Paris 1927. S. 319—512.

Ramuz, C. F., Sonderung der Rassen. Deutsch von J. Guggenheim. Leipzig, Weller & Co., 1926. 279 S.

Hengesbach-Le Bourgeois, Einführung in die Geschichte, Landes- und Volkskunde Frankreichs. Berlin, Weidmann, 1927. 182 S. Geb. 3,20 M.

Grund-Neumann, Französ. Lehrbuch. Ausgabe A (kurzgefaßt). 1. Teil für Sexta, 4. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927.

Walter, M., Französ. Unterrichtswerk für höhere Schulen, I. Teil. Grundbuch für Sexta. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927. 117 S.

Schmidt, G., Lehrbuch der franz. Sprache, 2. Teil, 3. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927. 204 S. 3,60 M. — 3. Teil, 3. Aufl. Eb. 1927. 284 S. 4,60 M.

Kriebel, Fr. v., Der französ. Dolmetscher. Berlin, Mittler & Sohn, 1927. 188 S. Geb. 5 M.

Krebs, Elvira, Abrégé de l'histoire de la littérature française de Corneille à nos jours, avec un appendice sur les arts. A l'usage des écoles. 7e éd. Leipzig-Berlin, Teubner, 1926. 113 S. 2 M.

Mme E. de Pressensé, Pauvre petit, hg. von N. Müller. Leipzig, Reisland, 1926. 94 S. Wörterbuch 24 S.

Französ. und engl. Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade: Reihe A, Bd. 38. Extraits des classiques français, II: Molière, L'avare — Les femmes savantes, hg. von J. Simon. Leipzig, Renger, 1927. VIII, 122 S.

Schulbibliothek französ. und engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, hg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach, no 69: V. Hugo, Quatre-vingt-treize, hg. von Else Schmid. Berlin, Weidmann, 1927. 111 S. 1,60 M. — Wörterbuch 0,60 M.

Velhagen & Klasings Sammlung französ. und engl. Schulausgaben: Prosateurs français Bd. 150 B: M. Fuchs, Tableau de l'Histoire de la littérature française, 20e éd., Bielefeld u. Leipzig 1927. 267 S. Appendice 43 S. Wörterbuch dazu.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke: H. de Balzac, Deux



nouvelles, hg. von F. Meyer. Leipzig 1923. 102 S. — J. Racine, Britannicus, hg. von A. Schmidt. 1923. 86 S. — Molière, Le Malade imaginaire, hg. von K. Hanebuth. 1925. 149 S. — Tocqueville, L'ancien régime et la Révolution, hg. von R. Günther. 1925. 136 S.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke. Kurze Texte, hg. von A. Hämel. Französisch: 1/2: A. Daudet, Contes du lundi, Auswahl I. — 3/4: Dass., Ausw. II. — 5/6: A. Daudet, Lettres de mon moulin, Ausw. I. — 7/8: Dass., Ausw. II. — 9/10: Buffon, Discours sur le style, und Lanson, De la Lecture. — 15/16: G. Hanotaux, L'égalité française; l'idéal français. — 17/18: Guizot, Histoire générale de la civilisation en Europe (Préface). — 19/20: Rambaud, Les Croisades. — 21/22: Jouffroy, De l'état actuel de l'humanité. — Alle Heftchen ed. Schmidt, Leipzig 1926.

Diesterwegs Neusprachliche Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen. Französische Reihe: Bd. V: V. Hugo, Notre-Dame de Paris. Frankfurt a. M. 1926. 1,60 M. — Bd. VII: P. Mérimée, Chronique du règne de Charles IX. 1926. 1,60 M.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben: Nr. 5: Contes de France ed. A. Robert-Dumas et Ch. R.-Dumas. 21e et 22e éd., 1926. 62 S. Ann. 45 S., Wörterb. 36 S. — Nr. 80: Racine, Phèdre ed. E. Hartmann, 1926. 73 S. Ann. 24 S., Wörterb. 19 S. 1,40 M. — Nr. 82: G. Sand, Histoire du veritable Gribouille ed. R. Schade, 1926. 64 S. Ann. 10 S. 1,20 M. — Nr. 83: Scènes de la vie des champs ed. F. Henry d'Ollières, 1926. 76 S. Ann. 35 S. 1,50 M. — Nr. 84: Scènes et récits des colonies françaises ed. A. Fröhlich, 1926. 70 S. Ann. 10 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte, hg. von F. H. Schild: Nr. 95: H. A. Taine, Un séjour en France de 1752 à 1795. — Nr. 111: P. Mérimée, Tamango. — Nr. 115: Contes militaires (A. Theuriet, Fr. Coppée, H. d'Estre). — Nr. 61: Guy de Maupassant, Mon oncle Jules, 2. Aufl. — Nr. 122: Mlle de Scudéry, Lettres choisies. — Nr. 123: H. A. Taine, La philosophie de l'art. — Nr. 127: Contes et tableaux maritimes (Hugo, Maupassant, Collas, Loti).

Provenzalisch.

Crescini, V., I trovatori e la manna. Venezia 1926. S.-A. aus Atti del R. Istituto veneto ... Tomo LXXXV, parte seconda. S. 823—833.

Crescini, V., Per il testo d'una delle canzoni di Bernart de Ventadorn. S.-A. aus Homenaje a Menéndez Pidal T. III. Madrid 1925. S. 103—125.

Jeanroy, A., Un sirventés politique de 1230. S.-A. aus Mélanges F. Lot S. 275—285.

Scheludko, D., Bemerkungen zu den Quellen von Mistrals Calendau. S.-A. aus Homenaje a Bonilla y San Martin I, 431—470. Madrid 1927.

Italienisch.

Studi danteschi dir. da M. Barbi. Volume undicesimo, 1927 [G. Vandelli, Su l'autenticità del commento di G. Boccaccio. — M. Barbi, Per due similitudini dell' Inferno. — Rassegna bibliografica: Dante Alighieri, Über das Dichten in der Muttersprache: De vulgari eloquentia, übersetzt und erläutert von F. Dornseiff und J. Balohg (P. Rajna). — P. R. Bezzola, Abbozzo d'una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli (A. Schiaffini). — G. Bertoni, Per la traduzione manoscritta del 'Convivio' (A. Schiaffini). — La correità di Gherardo e Rizzardo da Camino nella uccisione di Jacopo del Cassero (F. Maggini). — Dante e la Liguria (A. Schiaffini). — Notizie].

Crescini, V., Postille goliardiche. S.-A. aus Atti del R. Istituto veneto ... T. 85, parte secunda S. 1065—1088. Venezia 1926.

Bartoli, M., Italia linguistica. Abbozzo dell' Italia dialettale e allo-

glottica. S.-A. aus Meyer-Lübke, Gramm. stor. della lingua italiana, nuova ed. cur. da M. Bartoli. Torino 1927. 12 S.

Bartoli, M., Ancora Veglia ed aree vicine. S.-A. aus Archivio glottologico italiano (Nuova Serie, S. 132—139).

Ortiz, R., Fortuna labilis. Storio di un motivo poetico da Ovidio al Leopardi. Corso tenuto all' Università di Bucarest. Bucarest, Cultura Nazionale, 1927. 167 S.

Wagner, M. L., Sopra alcune pratiche magiche in Sardegna. S.-A. aus Il Folklore italiano, Anno II (1926), S. 1—15.

Rocher, K., Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage für Schulen und zum Selbstunterricht für Lateinkundige. Leipzig, G. Freytag, 1926. 324 S. Gr.-8°. 6 M.

Spanisch.

Revista de filología española. Director: R. Menéndez Pidal. XIII, cuad. 1°, Enero—Marzo 1926 [A. Alonso, La subagrupación románico del catalán. — A. G. Palencia, La huella del león. — Miscelánea: J. F. Montesinos, Dos reminiscencias de la 'Celestina' en comedias de Lope. — J. E. Gillet, Otra vez 'Yo seguro'. — E. B. Place, Una nota sobre las fuentas españoles de 'Les Nouvelles' de Nicolas Lancelot. — C. C. Marden, 'Farmalio', 'farmario', 'farmalla'. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 2°, Abril—Junio 1926 [L. Spitzer, Notes étymologiques. — S. Gili, La entonación en el ritmo del verso. — J. F. Montesinos, Notas sobre algunas poesías de Lope de Vega. — Miscelánea: W. Meyer-Lübke, Esp. *ceño*. — M. H. García, Morato Arráez. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 3°, Julio—Septiembre 1926 (A. Alonso, La subagrupación románica del catalán II. — H. A. Paludan, La fille épouse le meurtrier de son père. Remarques sur quelques romances danois et espagnols. — Miscelánea: L. Spitzer, Encore une fois *ceño*. — J. F. Montesinos, Una cuestion de amor en comedias antiguas españolas. — J. E. Gillet, 'Voto a mares'. — S. Gr. Morley, Otra vez el octosílabo castellano. — T. Navarro Tomás, La división de 'esca parme'. — E. Buceta, El 'Don Carlos' de Lord John Russel. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Iberica, Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandkunde, hg. von B. Schädel. Bd. V, Heft 1/2, 1926 [M. Artigas, Menéndez y Pelayo. — R.-M. Pidal, Der Cid in der Geschichte. — A. Hämel, Schauspielerschicksale in Spanien im 16. und 17. Jahrhundert. — L. de Lucena, Schönheit und kunstgeschichtliche Bedeutung der Alhambra. — L. Pfandl, Die Santiago-Legenden des Altars von Rothenburg. — W. Mulertt, Eine zeitgenössische Erzählerin der Montaña. — F. H. Kluge, Die spanische Tagespresse. — M. Lohse-Basrelet, Volkslieder und Volkstänze auf Mallorca. — Y. Pino-Saavedra, Die epische Dichtung im spanischen Amerika: Juan Zorilla de San Martin. — F. Hümmerich, Vasco de Gama und die Entdeckung des Seeweges nach Indien. — W. Giese, Der realistische Roman in Portugal]. — Heft 3, 1926 [B. Brandl, Der latein-amerikanische Mensch. — A. Rein, Zur Geschichte des Panama-Kongresses. — A. Schneider, Brasilianisches Schifffahrtswesen]. — Heft 4, 1926 [Die staatliche Volksschule in Chile. — W. Giese, Der Dichter Guerra Junqueiro]. — Iberica, begr. von B. Schädel †, hg. von R. Großmann. Bd. VI, Heft 1/2, 1926 [Bernhard Schädel †. — R. Großmann, Das ibero-amerikanische Institut 1917—1926. — O. Jürgens, Salamanca. — W. Giese, Die Mauren in Südspanien. — G. Richert, Der Monserrat. — F. Hümmerich, Gaspar da Gama da India. — W. Giese, Neuerscheinungen auf dem Gebiete der spanischen und portugiesischen Kunstgeschichte. — M. Schweigel, Die Ferienkurse in Santander im Sommer 1926. — F. H. Kluge, Zur spanischen Wirtschaftspolitik]. — Heft 3, 1927 [E. Jacob,



Die deutsche Auswanderung nach Südamerika. — W. Bock, Batalha. — R. Großmann, Die Pflege des Spanischen in den Vereinigten Staaten]. — Heft 4, 1927 [H. Schüler, Die kulturelle Entwicklung Brasiliens. — H. da Rocha Lima, Die medizinische Forschung in Brasilien. — W. Giese, Machado da Assis. — A. Schneider, Probleme der Industrialisierung in Brasilien. — Dieses Heft, wie die vorhergehenden, enthält noch die Rubriken: Wirtschaftsleben — Kulturleben — Deutsch-iberische Beziehungen — Chronik des Instituts — Schriftenschau].

Beiblatt zu Iberica Nr. 68: Spanische Philologie und spanischer Unterricht.

Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martin (1875—1926) con un prologo de Jacinto Benavente. Publícalos la Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad Central en homenaje a su illustre Ex Decano. Tomo I. Madrid 1927. XIV, 654 S.

Conferencias dadas en el Centro de intercambio intelectual germano-español, Madrid 1926: I. F. R. Marin, Las supersticiones en el 'Quijote'. — II. A. G. Palencia, Los Archivos españoles y las investigaciones historico-literarias. — III. V. Castañeda y Alcover, Contribucíon para el estudio de las Bibliotecas publicas en España. — IV. P. de Repide, Imagines de Madrid. — V. Z. G. Villada, S. I., La vida de los escritorios españoles medievales. — VI. C. A. Molina, La colonizacion alemana de Sierra Morena.

Mulertt, W., Aus der Geschichte der spanischen Sprachreinigungsbestrebungen. S.-A. aus Homenaje a Bonilla y San Martin I, 583—603. Madrid 1927.

Mulertt, W., Lesebuch der älteren spanischen Literatur von den Anfängen bis 1800. Sammlung kurzer Lesebücher der Romanischen Sprachen und Literaturen, hg. von K. Voretzsch, no X. Halle, Niemeyer, 1927. XIV u. 391 S. [s. S. 261 f.].

Werner, E., Blütenlese der älteren spanischen Literatur. Teubners spanische und hispano-amerikanische Studienbücherei, hg. von F. Krüger. Leipzig und Berlin, Teubner, 1926. 174 S. 6,80 M. [s. S. 261 f.].

Miguel de Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha. Kritische Ausgabe mit Kommentar in 5 Bänden, besorgt von A. Hämel. Band II. Roman. Bibliothek Nr. 24. Halle, Niemeyer, 1926. 275 S. 6,50 M. [Vgl. Archiv 149, 321.]

Cervantes, Drei Zwischenspiele, hg. von L. Pfandl. Sammlung roman. Übungstexte no XI. Halle, Niemeyer, 1926. XIII u. 71 S. 1,80 M. [Willkommene Ausgabe der drei entremeses: *El rufián viudo, La guarda cuidadosa, El retablo de las maravillas.* Den Texten sind eine kurze Einführung in die Geschichte und das Wesen des entremés mit besonderer Berücksichtigung der entremeses des Cervantes sowie die erforderlichen bibliographischen Nachweise vorangestellt. Der Kommentar (S. 44—65) ist für weitere Veröffentlichungen des älteren spanischen Schrifttums geradezu vorbildlich, sachlich und sprachlich vollkommen. Zu *voacé* vgl. RFE X, 245, 310, 402, zu *Mari-bobales* s. Spitzer in Gamillscheg-Spitzer, Beiträge zur romanischen Wortbildungslehre, Genf 1921, S. 88 ff. F. Krüger.]

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke. Kurze Texte, hg. von A. Hämel. Spanisch 4/5: M. de Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha, hg. von A. Günther. 30 S.

Gonzalo de Berceo, Los milagros de nuestra Señora I, hg. von A. Hämel. Sammlung roman. Übungstexte no X. Halle, Niemeyer, 1926. VIII, 57 S. 1,60 M. [Neudruck einiger milagros nach der Ausgabe von Solalinde (Clásicos castellanos Bd. 44) mit einem Glossar, in dem der Student statt mancher bekannter Vokabeln (*apretar, atar, coser, mamar, lego, soga* usw.) sicher lieber die Erklärung für Wörter wie *sanía* (8 a), *siquiere* (66), *siquier ... siquier* (317), *cadie* (318) finden möchte. Den Kommentar von Solalinde wird er auch weiterhin nicht entbehren wollen. F. Krüger.]



Guillén de Castro y Bellvis, La tragedia por los celos, ed. after a 17th century *suelta* with an introduction, variants and notes by H. Alpern. Paris, Champion, 1926. 150 S.

F. Machado de Silva, Terrera parte de Guzman de Alfarache, hg. von G. Moldenhauer. S.-A. aus La Revue Hispanique, t. LXIX. New York-Paris 1927. 340 S.

Moldenhauer, G., Spanische Zensur und Schelmenroman. S.-A. aus Homenaje a Bonilla y San Martin. Madrid 1927. 17 S.

Montesinos, J. F., Die moderne spanische Dichtung. Teubners spanische und hispano-amerikanische Studienbücherei, hg. von F. Krüger. Leipzig und Berlin, Teubner, 1927. 214 S. 7,60 M. [s. S. 262 f.].

Bárja, C., En torno al lirismo gallego del siglo XIX. Smith College Studies in Modern languages vol. VII, nos 2—3. 1926. 149 S. [s. S. 263].

Glascock, C. C., Two modern Spanish novelists: Emilia Pardo Bazán and Armando Palacio Valdés. University of Texas Bulletin July I, 1926. 87 S.

Melendez, C., Amado Nervo. Instituto de las Españas, 1926. 83 S.

Montoliu, M. de, Breviari crític 1923-4. Barcelona 1926. 335 S. [Sammlung einer Reihe von Kritiken, welche M. seit 1925 in 'La Veu de Catalunya' über Erscheinungen auf dem Gebiete der zeitgenössischen katalanischen Literatur veröffentlichte. Der Zweck des Verfassers, eine Orientierung über die gegenwärtige Produktion zu bieten, ist vollkommen erreicht.]

Wacker, Gertrud, Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens. Mit 31 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, Teubner, 1927. 131 S. Wörterverzeichnis dazu 57 S. 4,60 M. [Ein Buch, das in der üppig wuchernden spanischen Unterrichtsliteratur eine der ersten Stellen einnehmen darf und das sowohl an höheren Lehranstalten wie in Universitätskursen eine mannigfache Auswertung erfahren kann. Es ist als Begleitstück zu der Schrift der Verfasserin 'Kulturkunde im spanischen Unterricht' (Leipzig, Teubner, 1926) gedacht, über die man Küchler in den N. Spr. XXXIV, 485 vergleiche. Stücke aus zeitgenössischen Schriftstellern machen uns mit dem Land Spanien, dem Wesen und dem Leben seiner Bewohner bekannt. Die Lektüre erleichtern Anmerkungen und ein beigefügtes Wörterverzeichnis von 57 Seiten, die Anschauung beleben zahlreiche Bildbeigaben ersten Ranges. F. Krüger.]

Gräfenberg, S., Praktisches Lesebuch der spanischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. 12. Aufl. Neubearb. und herausg. von Th. Heinermann. Leipzig, O. Holtzes Nachf., 1926. 241 S. Geb. 4 M. [S. Archiv 149, 322.]

Ramón de Mesonero Romanos, Auswahl aus Escenas Matritenses, mit Einl. und Anm. hg. von P. Haberland. Teubners spanische und hispano-amerikanische Textausgaben, hg. von F. Krüger, Heft 6. Leipzig und Berlin, Teubner, 1927. 56 S.

Kordgien, G. C., Primer Libro de Conversación. Spanisches Gesprächsbuch für Anfänger. Vierte Aufl. von G. Spranger. Leipzig, O. Holtzes Nachf., 1926. 89 S. 2,10 M. [Ein Büchlein in der Art des Vocabulaire systématique von Ploetz, aber von wesentlich geringerem Umfang, das dem Spanienreisenden ein gut ausgewähltes praktisches Rüstzeug an die Hand gibt und das man darum warm empfehlen kann. F. Krüger.]

Portugiesisch.

Pellegrini, S, Don Denis. Saggio di letteratura portoghese con appendice di traduzioni. Belluno 1927. 41 S. [Verf., der von einer Neuausgabe der Lieder des portugiesischen Königs vorläufig Abstand genommen hat, bietet hier die Einleitung zu der geplanten Ausgabe zusammen mit 20 von einer Übersetzung begleiteten Liedern. In V. 150 wird durch die Über-



setzung die Natur des *de*, über die Lang sich nicht äußert, nicht klarer. Die Übertragung von *por cui s'el tem* (V. 1448) mit 'cui ritien d'appartenere' ist mir nicht durchsichtig.]

Rumänisch.

Codrul Cosminului. Buletinul 'Institutului de Istorie și Limbă' ed. Ion I. Nistor. Anul II și III, 1925 și 1926. Cernăuți, 1927 [N. Grămadă, Studii paleografice. — Al. Bocănetu, Terminologia agrară în limba româna. — Cl. Isopescu, O predică romăneasca ținută în Roma la 1608. — L. Morariu, Morfologia verbului predicativ român. — T. Balan, Teodor Racoce și Chrestomaticul Românesc. — E. Herzog și V. Gherasim, Glosarul dialectului mărginean (litera d—h). — S. Reli, Documente slavo-române din sec. XV—XVII, păstrate in Archiva Statului din Cernăuți. — Gr. Nandriș, Unitatea linguistica a popoarelor slave. — Articole mărunte. — Recensii. — Cronica].

Lettres Roumaines de la fin du XVIe et du début du XVIIe siècle tirées des archives de Bistritza (Transylvanie) p. p. A. Rosetti. Avec 21 planches. București 1926. IX u. 114 S.

Jordan, Jorgu, Rumänische Toponomastik. II. und III. Teil. Veröffentlichungen des Romanischen Auslandsinstituts der Universität Bonn 6, 2 u. 3. Bonn u. Leipzig, K. Schröder, 1926. S. 120—297. 8 M. [Fortsetzung und Schluß der im Jahre 1924 erschienenen Arbeit, s. Archiv 148, 322.]

ARCHIV
FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG
HERAUSGEGEBEN VON
ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



82. JAHRGANG, 152. BAND
DER NEUEN SERIE 52. BAND
DRITTES UND VIERTES HEFT

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1927

AUSGEGEBEN IM OKTOBER 1927

Inhalt

152. Band, der neuen Serie 52. Band

3. und 4. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Mitte Oktober 1927

Abhandlungen

Seite

Albert Ludwig, Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik. (Fortsetzung und Schluß) . . 161

G. Schleich, Zur Textgestaltung der mittelenglischen Bearbeitung von Susos Orologium Sapientiae. (Schluß) 178

O. Schultz-Gora, Die französischen Satzortsnamen. (Schluß) 193

Franz Nobiling, 14 Poèmes saturniens von Paul Verlaine, ins Deutsche übertragen. II 207

Kleinere Mitteilungen

Zu Lessings Emilia I, 4. Von Carl Fries 216

Kant und F. Hebbel: Ein Lesefehler. Von M. Lehnerdt 217

Kap-Holländische Amtssprache in Südafrika. Von F. Liebermann † 218

Nennius, der Britenhistoriker. Von F. Liebermann † 218

Die Quellen von Ben Jonsons 'Volpone'. Von K. Brunner 218

Zu Byrons Briefwechsel. Von Max Förster 219

Hieronimus Münzers 'Itinerarium Gallicum et Germanicum'. Von Ernst Werner . . 220

Zum altprovenzalischen Wortschatz II. Von Kurt Lewent 222

Beurteilungen und kurze Anzeigen

H. Hempel, Nibelungenstudien. I: Nibelungenlied, Thidrikssaga und Balladen. (Dietrich v. Kralik) 229

Aurelius Pompen, *The ship of fools,* the English version. A contribution to the history of the early French renaissance in England. With 4 plates. (F. Liebermann †) . . 241

Willy Neuling, Die Stellung der drei großen Dominien im britischen Reich nach dem Kriege. (W. Dibelius) 244

Felix Boillot, Les impressions sensorielles chez La Fontaine. (Alfred Götze) 244

A. Barth, Beiträge zur französischen Lexikographie. (O. Schultz-Gora) 248

Valentin Grode, Das Übersinnliche bei George Sand. (Alfred Götze) 249

Floris Delattre, Dickens et la France. (R. Riegler) 250

V. Klemperer, Die moderne franz. Literatur und die deutsche Schule. (O. Schultz-Gora) 252

Eugen Lerch, Romain Rolland. (Heinrich Gelzer) 256

Georges Duhamel et Charles Vildrac, Notes sur la technique poétique. (Heinrich Gelzer) 257

Karl Rocher, Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage. Für Schulen und zum Selbstunterricht für Lateinkundige. (Elise Richter) 258

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für roman. Sprachen und Kultur. Bd. VI: Waffen nach der span. Literatur des 12. und 13. Jh.s von Wilhelm Giese. (Werner Mulertt) 261

Antología de la Literatura española, por Juan Hurtado y Angel González Palencia. — Blütenlese der älteren spanischen Literatur, unter Mitwirkung von Fritz Krüger zusammengestellt und erläutert von Ernst Werner. — Lesebuch der älteren spanischen Literatur von den Anfängen bis 1800, von Werner Mulertt. (L. Pfandl) 261

J. F. Montesinos, Die moderne span. Dichtung. (E. Werner) 262

C. Barja, En torno al lirismo gallego del siglo XIX. (E. Werner) 263

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

F. Panzer, Volkstum und Sprache. Rektorsrede. Heidelberg, 22. Nov. 1926 265

Richard Wahle, Die Tragikomödie der Weisheit. Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens. Ein Lesebuch. 2. unveränderte, um ein Vorwort verm. Aufl. . . . 265

D. E. Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis 266

Adam, A religious play of the twelfth century, translated from the Norman French and Latin into English verse by E. N. Stone 266

Schriften des Instituts für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck, hg. von Lamp. 1. Folge: H. Wopfner, Deutsche Siedlungsarbeit südlich des Brenners, eine volkskundliche Studie. H. Margreiter, Die Literatur über Hochetsch seit der Lostrennung von Österreich 266

A. Heuche, Geschichtliches Unterrichtswerk, ein Arbeits- und Tatsachenbuch für höhere Lehranstalten. II, 2: Neuere Geschichte von der franz. Revolution bis zum Ausgang des Zeitalters Bismarcks. Neueste Geschichte bis zur Gegenwart. 2. durchges. Aufl. 266

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags

Seite

E. Berne . . , Russisch-deutsches Gesprächsbuch. 3. umgearb. Aufl. von M. Vasmer . . 267
John Mor . s-Jones, Cerdd Dafod, sef celfyddyd barddoniaeth Gymraeg. (J. Pokorny) 267

Neuere Sprachen

M. Kuttn r, Westeuropäische und deutsche Kultur 273
Helen W . dell, The wandering scholars. With illustrations 273
L. Fr. . ser, Lehrverfahren und Lehraufgaben für Franz. u. Engl. (F. Fiedler) 274

Niederländisch

M. van der Meer, Historische Grammatik der niederländischen Sprache. 1. Bd.: Einleitung und Lautlehre 275
. Grootaers en G. G. Kloeke, Handleiding bij het Noord- en Zuid-Nederlandsch Dialectonderzoek met een Kaart 275

Deutsch

O. H. Brandt, Grundriß der Deutschkunde. Mit zwölf Abbildungen und drei Karten . . 276
Georg Mahnken, Die hamburgischen ndd. Personennamen des 13. Jahrhunderts. (Th. Frings) 276
K. v. Bahder, Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache. (Th. Frings) . 277
A. Schirmer, Deutsche Wortkunde. (Th. Frings) 277
Heinrich Stolte, Wie schreibe ich die Mundart meiner Heimat? (Th. Frings) . . . 277
Ph. Hördt, Muttersprache und Volkserziehung. (Th. Frings) 277
Ernst Beck, Lautlehre der oberen Markgräfler Mundart. (Th. Frings) 277
Ekkehards Waltharius, hg. von K. Strecker. 2. Aufl. 278
H. Ammon, Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort von Luther bis zur Gegenwart. (A. Lg.) 278
F. Rostock, Mittelhochdeutsche Dichterheldensage. (Th. Frings) 278
Reimwörterbuch zur Nibelunge Nôt, nach dem Text von Karl Bartsch unter Berücksichtigung der Verbesserungen W. Braunes von Leo Saule. (Th. Frings) 278
E. Karg-Gasterstädt, Zur Entstehungsgeschichte des Parzival. (Th. Frings) 279
Thomas Murners Deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke, Band III: Die Schelmenzunft, hg. von M. Spanier. (Th. Frings) 279
Hans Rueff, Das Rheinische Osterspiel der Berliner Hs. Ms. germ. fol. 1219 mit Untersuchungen zur Textgeschichte des deutschen Osterspiels. (Th. Frings) 280
Vom Fêgfûr, a treatise on purgatory by Tschudi, edited from the original manuscript in the abbey archives of St. Gall with a grammatical commentary, notes and a glossary by Isobel A. Knowles, M. A. (Th. Frings) 280
Bernhardus Nicaeus Ancumanus, Rosarium, dat is Rosen-Garden. Lateinische Epigramme John Owens in niederdeutscher Übersetzung (1638), hg. v. Axel Lindqvist. (A. Lg.) 280
W. Burgherr, Johannes Mahler, ein schweizer. Dramatiker der Gegenreformation. (A. Lg.) 281
The comedy of the Crocodile as preserved in various manuscripts, a critical and historical introduction together with a text of the play and other addenda by L. A. Triebel. (Th. Frings) 281
M. Fröhlich, Johann Jakob Moser in seinem Verhältnis zum Rationalismus und Pietismus. (A. Lg.) 281
K. Bittner, Die Faustsage im russischen Schrifttum. (A. Lg.) 282
F. Breuker, Ludwig Richter und Goethe. Mit 53 Abbildungen. (A. Lg.) 282
P. Kluckhohn, Persönlichkeit und Gemeinschaft. Studien zur Staatsauffassung der deutschen Romantik. (A. Lg.) 282
O. Palitzsch, Erlebnisgehalt und Formproblem in F. M. Klingers Jugenddramen. (A. Lg.) 283
L. Holberg, De politsche Kannengehter. Die ndd. Übers. v. Politischen Kannengießer, hg. von C. Borchling. (A. Lg.) 283
J. Körner, Recht und Pflicht. Eine Studie über Kleists Michael Kohlhaas und Prinz Friedrich von Homburg. (A. Lg.) 283
P. Böckmann, Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens. (A. Lg.) 284
F. Koch, Schillers philosophische Schriften und Plotin. (A. Lg.) 284
E. Lehmann, Hölderlins Idylle *Emilie vor ihrem Brauttag*. (A. Lg.) 284
Elise Dosenheimer, Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels. (A. Lg.) 284
W. Michalitschke, Friedrich Hebbels Tragödie Gyges und sein Ring. (A. Lg.) . . 285
S. Liptzin, The weavers in German literature. With two illustrations. (A. Lg.) . . . 285
J. Wihan, Henrik Ibsen und das deutsche Geistesleben. (A. Lg.) 285

Englisch

The yearbook of the universities of the Empire, 1927, ed. by W. H. Dawson and publ. for the Universities Bureau of the British Empire 286
D. Everett, Annual bibliography of English language and literature. Vol. VI, 1925 . . 286
Essays in memory of Barrett Wendell. By his assistants 287
E. Heymann, Englisches Recht. 289
R. Munro, Prehistoric Britain 289
Oskar Seeger, Die Auseinandersetzung zwischen Antike und Moderne in England bis zum Tode Dr. Samuel Johnsons. (M. J. Wolff) 289
G. Weber, Suffixvokal nach kurzer Tonsilbe vor r, n, m im Angelsächsischen 290
An A.-S. chronicle ed. by E. Classen and F. E. Harmer 291
St. Erkenwald, a M. E. poem, ed. with introduction, notes, and glossary by H. L. Savage 291
G. E. Hodgson, English mystics 291
Geraldine E. Hodgson, The sanity of mysticism, a study of Richard Rolle 292
J. M. Manly, Some new light on Chaucer. Lectures delivered at the Lowell Institute . 292
Dialogus inter militem et clericum; Richard Fitz Ralph's sermon: 'Defensio curatorum' and 'Þe bygynnyng of the world and þe ende of worldes'. By John Trevisa. Now first ed. from the MSS. Harl. 1900, and Chetham's Library with an introd. on the description of the MSS., Trevisa's life and works, and a study of the language by A. J. Perry . 293

Fortsetzung des Inhalts auf der 4. Seite des Umschlags

Seite

The libelle of Englyshe polycye, a poem of the use of sea power, 1436, ed. by Si. Warner . . . 293
The book of the ordre of chyvalry, translated and printed by William Caxton fr a French version of Ramón Lull's 'Le libre del ordre de cauayleria' together with m Loutfut's Scottish transcript ed. by A. T. P. Byles 294
August Björling, Studies in the grammar of the early printed English Bible rsions . . . 295
K. Luick, Die Bedeutung der Renaissance für die Entwicklung der englischen ichtung . . . 295
H. N. Hillebrand, The child-actors. A chapter in Elizabethan stage history . . . 295
Morris P. Tilley, Elizabethan proverb lore in Lyly's 'Uphues' and in Pettie's Peti ace with parallels from Shakespeare 295
E. M. Albright, Dramatic publication in England, 1580—1640 295
J. Masefield, Shakespeare 296
Sir Denys Bray, The original order of Shakespeare's sonnets 297
W. Shakespeare, The merchant of Venice. With an introduction and notes by J. Kovistra . . . 297
Chapman, Jonson, and Marston, Eastward hoe. Ed. with introduction, notes and glossary by Julia H. Harris 297
Kathleen M. Lynch, Mount Holyoke College: The social mode of restoration comedy . 298
The Oxford book of 18th cent. verse, chosen by David Nicole Smith 298
Allardice Nicoll, A history of late eighteenth century drama. 1750—1800 299
Walter Fischer, Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1863—1922) 300
H. T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. Teil 1: Englisch-Deutsch 301
Lilias E. Armstrong and Ida C. Ward, Handbook of English intonation 301
E. Kruisinga, An introduction to the studies of English sounds. Fourth edition . . . 302
W. H. Wells, The elements of English pronunciation, for teachers and students 302
Ph. Aronstein, Englische Schulstilistik. (F. Fiedler) 302
Ellmer-Sander, Lehrbuch der englischen Sprache. (F. Fiedler) 302
Grund-Schwabe, Englisches Lehrbuch. (F. Fiedler) 303
A. Brandeis and Th. Reitterer, An English reader. Vierte, veränderte Aufl. bearb. von F. Karpf und Th. Reitterer. (F. Fiedler) 304
K. Brunner, English commercial correspondence². A handbook for students. (F. Fiedler) 304
H. Gade und A. Herrmann, Elementarbuch für Knaben- und Mädchenschulen mit Engl. als erster Fremdsprache. (F. Fiedler) 304
P. Jäger, Elements of commercial correspondence. (F. Fiedler) 305
K. Lincke, Kurzgefaßte Grammatik der engl. Spr. für höhere Lehranstalten. (F. Fiedler) 305
Prüfungsaufgaben für das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern. 1. Teil: Übersetzungen in die fremden Sprachen. 1. Bändchen 1873—1900. 2. Bändchen 1901—1926. 3. ergänzte Aufl. Ges. und hg. von J. Buckeley. (F. Fiedler) 305
F. W. Nagel, Der englische Dolmetscher. (F. Fiedler) 305
Riemann-Bielenberg-Bussow, Lehrbuch der engl. Spr. für Volksschulen. Bearb. von Bielenberg. (F. Fiedler) 306
C. Riemann, Grundzüge der englischen Grammatik². (F. Fiedler) 306
G. Thielke, Lesebuch. (F. Fiedler) 306
G. Thielke, Sprachlehre. (F. Fiedler) 307
E. Albert, A history of English literature: a practical text-book for senior classes . . 307
R. Manig und A. H. J. Knight, Elements of English literature followed by the principal rules of modern prosody. Eine kurzgef. Geschichte der engl. Literatur bis zur Gegenwart 308
E. Hausknecht, Choice passages from representative English and American writers. Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten zur Einführung in den Werdegang der englisch-amerikanischen Kulturwelt. 3. verb. Aufl. 308
Students' series. Neue Folge, hg. v. Dr. Karl Wildhagen. Nr. 1—13 309
Stories from great writers. Zehn leichte Erzählungen aus der englischen und amerikanischen Literatur. Bearb. v. F. Meyer 311

Romanisch

Festschrift Louis Gauchat 312
W. v. Wartburg, Zur Frage der Volksetymologie 313
K. Voretzsch, Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität. Vortrag, gehalten auf dem XX. Deutschen Neuphilologentag zu Düsseldorf 313

Französisch

E. Gamillscheg, Französisches Etymologisches Wörterbuch. Lief. 4—10 (*cesson—noue*) 314
Kristian von Troyes, Yvain (Der Löwenritter). Textausgabe mit Einleitung ed. W. Foerster. Zweite unveränderte Auflage mit einem Nachwort von A. Hilka 314
V. Klemperer, Stücke und Studien zur modernen französischen Prosa 315

Spanisch

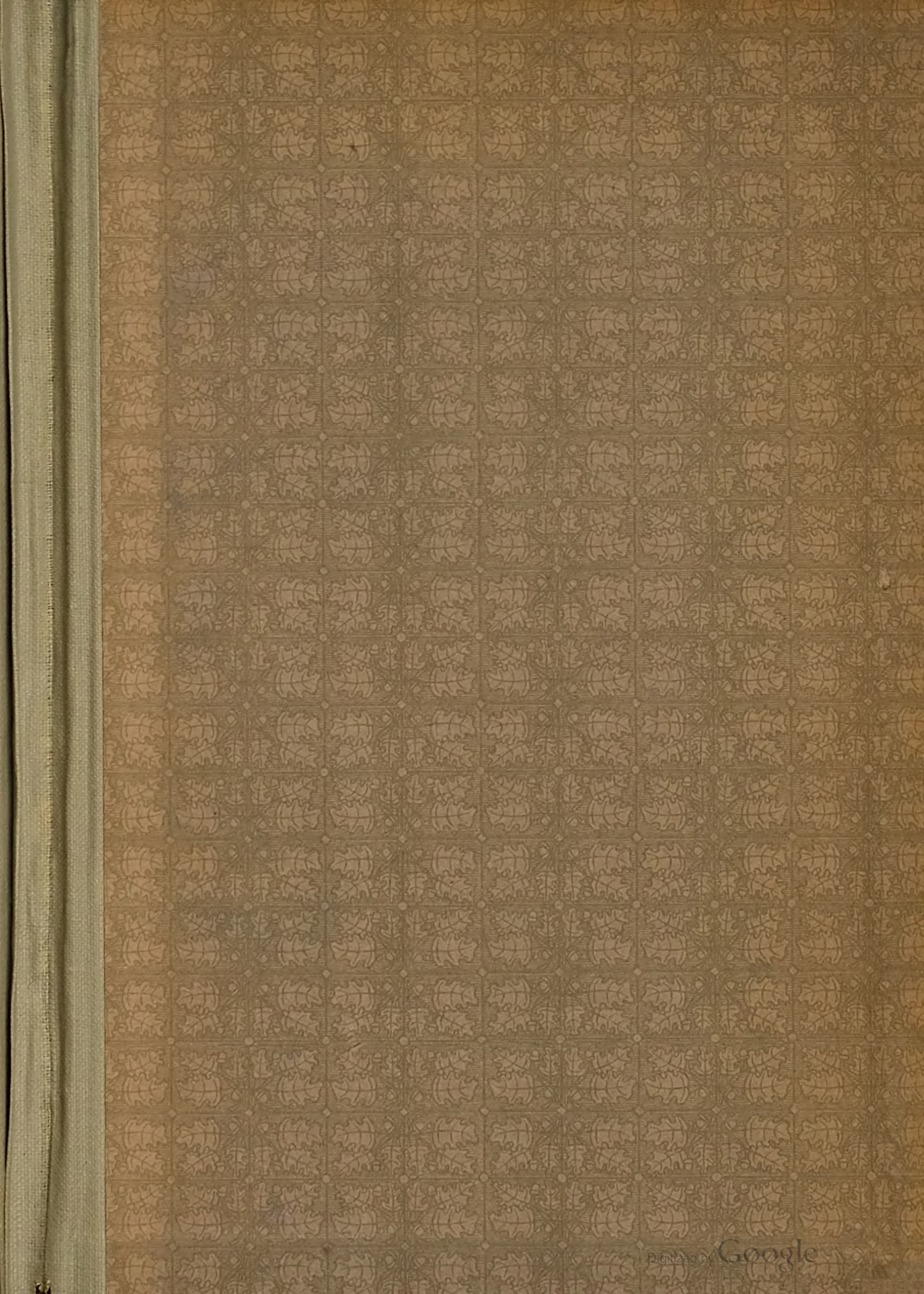
Cervantes, Drei Zwischenspiele, hg. von L. Pfandl. (F. Krüger) 318
Gonzalo de Berceo, Los milagros de nuestra Señora I, hg. von A. Hämel. (F. Krüger) . . 318
M. de Montoliu, Breviari critic 1923-4 319
Gertrud Wacker, Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens. (F. Krüger) 319
G. C. Kordgien, Primer Libro de Conversación. Spanisches Gesprächsbuch für Anfänger. Vierte Aufl. von G. Spranger. (F. Krüger) 319

Portugiesisch

S. Pellegrini, Don Denis. Saggio di letteratura portoghese con appendice di traduzioni 319








UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 002 594 228